This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

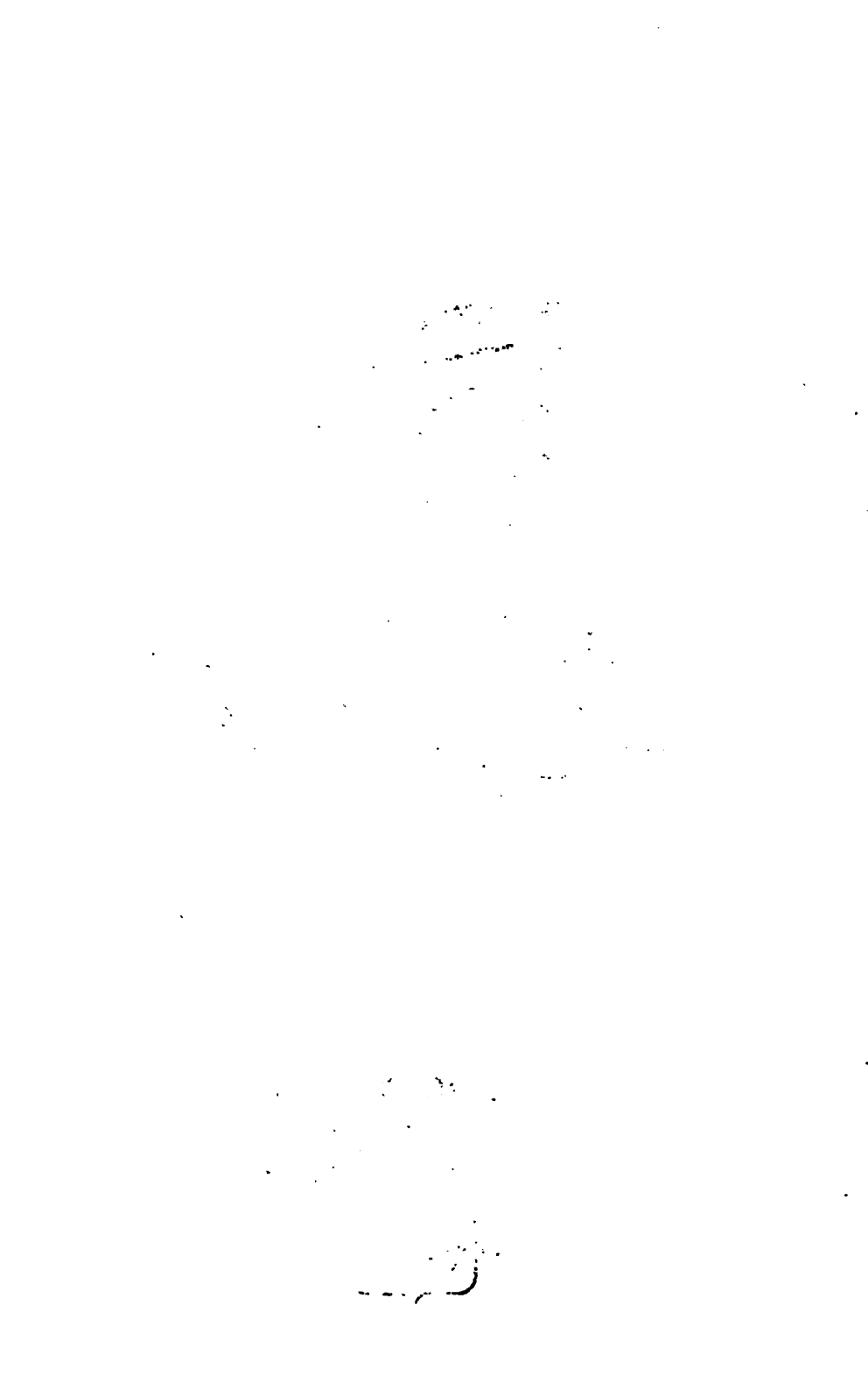
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

AH 5X3H %

Harvard Depository
Brittle Book

941.55

Johannes a Lasco.



Johannes a Lasco.

Beitrag

zur

Reformationsgeſchichte Polens, Deutſchlands und Englands

von

Hermann Dalton.

Mit Porträt.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1881.

HANOVER THEOL
OCT
31
LIBRARY

Herrn

Prof. Dr. theol. Abraham Kuyper,

dem hochverdienten Herausgeber der Gesamtwerke Laskis,

in herzlicher Verehrung und Dankbarkeit.

Es ist eine lohnende Aufgabe gewesen, den im Laufe der Jahrhunderte schwankend gewordenen, vielfach entstellten, meist verzerrten Zügen Laskis liebend bis zu ihren Ursprüngen nachzugehen, wenn möglich ihm ins große, fromme Auge zu schauen und das, was man da noch lebenswarm hat erkennen können, in festumrissener Gestalt den Zeitgenossen zu zeigen. Niemand unter uns Lebenden wäre für diese Aufgabe würdiger gewesen als der Mann, dem die nun folgenden Blätter zunächst als herzliches Dankeszeichen dargebracht werden. Schon dem Studenten Kuyper nahte lockend die fesselnde Gestalt aus den großen Tagen der Reformation. Die Würde eines Doktors der Theologie erwarb sich der junge Gelehrte vor zwei Jahrzehnten durch eine eingehende Untersuchung über den Begriff der Kirche bei Calvin und Laski. Den fast fremd gewordenen Namen zum Vergleiche mit dem großen Reformator herangezogen zu haben, reizte in weiteren Kreisen die Wißbegierde und lenkte von neuem die Aufmerksamkeit auf die schier verschollene Persönlichkeit. Der jugendfrische Holländer wollte die Wißbegierde nicht nur erregen, sie auch befriedigen. 1866 erschien seine Ausgabe der Gesamtwerke Johannes a Lascos, eine klassische Arbeit unverdrossensten Spürsinns, rastloser Umsicht, ausgedehnter Gelehrsamkeit, vor keiner mühseligsten Untersuchung zurückschreckenden Fleißes, ein Werk holländischer Gelehrsamkeit von altem Schrot und Korn. Da stand nun der große Pole vor uns in seinen Schriften, den

beredten Zeugen seiner Wirksamkeit im Mannesalter und aus der gleichen Zeit in dem reichen Schatz seiner von allen Endpunkten zusammengetragenen Briefe. Mit welcher Begeisterung, mit welcher immer wachsenden Teilnahme lauschten wir vor fünfzehn Jahren und seitdem fast ununterbrochen der köstlichen, frommen Mannesrede aus der einzigartigen Reformationszeit! Mit welcher Bewunderung folgten wir den Andeutungen aus dem Leben des Mannes, der in mannichfaltigstem Geschicke, in wechselvollstem Laufe immer die gleichen, fesselnden, scharf ausgeprägten Züge eines in Gott festen Herzens zeigte.

Es konnte bei solchem Studium der Werke nur der Wunsch wachsen, das Leben dieser ansprechenden Persönlichkeit im Zusammenhang und in die Geschichte jener großen Tage eingegliedert kennen zu lernen. Was bis zum Erscheinen der Gesamtwerke von Biographieen im Laufe der drei Jahrhunderte erschienen, war von Hause aus schon dürftig, nun hinfällig, veraltet; keine einzige konnte sich auf ein so reiches Material, als es in diesen beiden Bänden vorlag, stützen. Der so begabte, gelehrte Pfadfinder erschien als der einzig Berufene zur Arbeit und auch willig, dem Rufe Folge zu leisten. Der Titel der Gesamtwerke stellte noch einen dritten Band, der das Leben Laskis erzählen sollte, in Aussicht. Jahr um Jahr haben wir geduldig und dann auch mit Ungeduld auf das Erscheinen der versprochenen Gabe gewartet: es war uns ein tiefer Schmerz, als uns Dr. Kuyper mitteilte, daß die großen ihm in seiner heimatlichen Kirche gestellten Aufgaben ihn wohl für immer vor der stillen, schönen Arbeit, das Leben Laskis zu schreiben, weggedrängt, zu seinem eignen, tiefen Bedauern.

Und sollte das Werk ein Torso bleiben? Sollte es uns nicht vergönnt sein, dem Manne in seinem Lebenslaufe das Geleit zu geben, dessen Rede so markig und anregend uns gefesselt? Die Schilderung hat ja nicht unbedeutende Schwierigkeiten zu überwinden und sie mögen manche bewährte Kraft abgeschreckt haben. Laski gehört in seinem Leben und in seiner tiefgreifen-

den Wirksamkeit dreien Ländern an: Polen, Deutschland und England. Wem die Reformationsgeschichte der beiden letzteren Länder zugänglich ist, dem legt das ferne, fremde Heimatland des Polen nicht geringe Hindernisse in den Weg. Schon die Unbekanntschaft mit der Sprache hemmt manchen Fuß; wer auch diese lästige Fessel abgestreift, den macht im Fortgang seiner Studien die Dürftigkeit der Quellen unlustig zur Arbeit. Die Jesuiten haben gründlich unter den ehrwürdigen, schriftlichen Denkmalen aus der protestantischen Zeit Polens aufgeräumt; Barbaren können nicht pietätloser hausen. Es ist ihnen gelungen, die Erinnerung an jene lichte Morgenröte der Reformation aus der Erinnerung der Polen fast völlig auszulöschen; in dem wehmütigen Banne über den Ausgang der Geschichte Polens ist ihnen unter solchen herzlosen Lehrmeistern das Verständnis für den so ganz anderes Los verheißenden Anbruch des Tages, über dessen Ende sie weinen, verloren gegangen. Schmerzlich ist es, zu sehen, in welch verzerrten Zügen auch heute noch die Heimat die Gestalt eines ihrer größten und edelsten Söhne festhält*). Den deutschen Forschern dann, die sich redliche Mühe gaben, der hohen Bedeutung der hervorragenden Persönlichkeit gerecht zu werden, denen bot wohl die Gesamtausgabe der Werke eine reiche Fundgrube, die Mittagshöhe dieses Lebens zu schildern, aber sein Morgen und sein Abend

*) Das Zerrbild, das uns der Übersetzer von Raczynski (I, 171) bietet, ist in gemäßigter, nachsichtiger Sprache die Übertragung einer viel herberen, widerlicheren Entstellung des polnischen Grafen von seinem großen Landsmann. Seltsam doch! Und fast das Stärkste an Entstellung in Deutschland hat der Kollege des polnischen Numismatikers verbrochen, der alte, weitschweifige, im ganzen so biedere Köhler (IX, 265), beide Münzenfreunde bei der Schilderung jener schönen, alten Münze, von der wir im Titelbild einen Abdruck bieten. Der Stecher der Münze ist unbekannt; Köhler findet das Profil dem in Ostfriesland aufbewahrten Ölgemälde ähnlich; der Unterschied ist aber groß und zwar zu Ungunsten des Emdener Bildes, so daß wir uns lieber zur Wiedergabe des Münzbildes entschlossen haben, weil die Züge mehr mit den Schilderungen der Zeitgenossen stimmen.

blieb ihnen in fast undurchdringbaren Nebel gehüllt, und doch nur die ungetrübte Betrachtung von Anfang, Mitte und Ende gewährt die rechte Würdigung einer hervorragenden Mannesgestalt.

Aber der lebhafte Wunsch, das Lebensbild Laskis zu besitzen, dessen Werke es uns nun einmal so mächtig angethan, blieb, und zwar so rege, daß er zuletzt mit der Nötigung vor die Seele trat, selbst an die Zeichnung Hand anzulegen, wenn berufenere Federn ruhten. Besonders günstige Umstände traten befürwortend ein. Der Studiengang für die Darstellung dieser reformatorischen Gestalt führte durch die Geschichte von Ländern, die mir bekannt und vertraut seit Jahren sind. England ist das Land meiner Väter; als englischer Bürger erblickte ich das Licht der Welt, und mit Liebe und Pietät hänge ich an dem schönen Lande und auch an seiner Vorzeit. Deutschland aber mit seiner Geschichte ist mir lieb, wie nur ein Heimatland es sein kann; in seinem Boden liegen die Wurzeln meines geistigen Lebens, die holden Erinnerungen von Kindheit und Jugend, und seine Sprache allein ist mir Muttersprache. Die Jahre des Mannesalters im köstlichen Berufe sind unweit Polen und auch, seit über zwanzig Jahren, in fortwährender Fühlung mit dem kirchlichen Leben des Landes heute und in vergangenen Jahrhunderten verbracht. Mehrmalige Reisen nach allen Richtungen hin in dem vom gewohnten Weltverkehr etwas abgelegenen Lande haben mit Land und Leuten vertraut gemacht. Emsige Nachforschungen an Ort und Stelle waren nicht immer vergeblich; der eine, der andere wertvolle Fund bot reichen Lohn der aufgewandten Mühe und tröstete über so manchen spurlos verschwundenen Schatz. Es gelingt denn doch selbst Jesuitenhänden nicht immer, nun auch noch die Trümmerhaufen ihrer Zerstörung aus der Welt zu schaffen.

In dem freundlichen Geleite dieser günstigen Umstände, die den Mut zur Arbeit einflößten, sind in den letzten paar Jahren die spärlichen, nur knapp zugemessenen Mußestunden eines vielbeschäftigten Berufslebens mit voller Lust und Liebe der Schilderung

dieſer ſo ungemein feſſelnden, anmutenden Geſtalt zugewandt geweſen. Der Mängel der Arbeit iſt ſich niemand mehr bewußt als der, dem ſie langſam, oft mit monatelangen Unterbrechungen und nur lückenhaft, unter den Fingern entſtanden iſt. Er darf für einzelne Punkte bei dem Sachkenner auf Nachſicht rechnen. Es iſt mühſame Arbeit, in Polens Geſchichte des 16. Jahrhunderts für eine Geſtalt Licht auf die Anfänge ihres Lebens zu erhalten, die den Zeitgenoſſen ſelbſt in ihrer Bedeutung unbekannt geblieben, oder deren vorhandene Spuren man da, wo man ſie unliebſam in ſpäteren Jahren zu fühlen bekam, es ſich angelegen ſein ließ auszulöſchen. Es iſt auch nicht leicht, auf der lichteren Straße in Deutſchland und England den Gang dieſer Perſönlichkeit nirgends aus dem Auge zu verlieren, ſo viel Geſtrüpp hat ſich früh in den Weg gelegt, und manchmal wollte einem der Mut ſinken, ob man aus den Irrwegen der ſpäteren Darſteller noch ſich zurechtfinden könne. Auch das mag gütiger Berückſichtigung unterbreitet werden, daß die folgenden Blätter in einem einſamen Paſtorate hoch oben im Norden, ſo fern von der geiſtigen Anregung einer deutſchen Hochſchule und meiſt nur in der Beſchränkung auf die eigenen Büchervorräte entſtanden ſind. Ein ſo weit hinauf vorgeſchobener Vorpoſten der evangeliſchen Kirche bietet ernſten Arbeiten dieſer Art Schwierigkeiten, die der kaum ermißt, welcher in der unmittelbaren Strömung geiſtigen Wirkens und Schaffens mitteninne ſteht. Und doch kann die Sehnſucht, wenn auch nur aus der Ferne an ſolchen Arbeiten ein beſcheidenes Teil nehmen zu dürfen, nicht von jedermann unterdrückt werden. Ihre Befriedigung gewährt ſo friſche Labe im ſchönen praktiſchen Berufe.

Der Fachmann wird wahrſcheinlich an der breiten Ausführung der Erzählung Anſtoß nehmen; in viel knapperen Strichen wird er die Zeichnung wünſchen, ohne all den Zuſatz des Zeitgeſchichtlichen, der ihm nichts Neues bietet. Ich möchte nicht in erſter Linie dem Forſcher das Buch darbieten; es wünſcht zunächſt einen weiteren Leſerkreis, nach der einen Seite hin die Genoſſen

des „köstlichen Amtes", nach der anderen Seite die Gemeinde, die gerade Laski wie kaum ein anderer seiner Zeitgenossen hochgestellt. Wir brauchen — so will es mir aus langjähriger Erfahrung scheinen — viel mehr Pastorenbücher, als vorhanden sind. Der Hilfsbücher für die eine, die andere Seite des praktischen Berufslebens giebt es ja die Hülle und die Fülle; viel geringer aber ist der Vorrat an Werken aus den anderen theologischen Disziplinen, die sich nicht nur auf den Erwerb der bezüglichen Forschung beschränken, sondern dem Pastor auch die ihm im Laufe der Jahre doch wieder etwas ausgeblichene, entschwundene Umgebung auffrischen und ins Gedächtnis rufen und an dem behandelten Gegenstande lebenswarm und lebensfrisch die Seiten hervorheben, die ihm in seinem ernsten, heiligen Berufe zur Anregung, zur Förderung dienen. Welch' tiefgehende Anregung, welch' reiche Förderung für seinen Lebensberuf, ja auch in ihrer Art welch' reine Erbauung hat dem Erzähler die aufmerksame Betrachtung des Lebens und der Werke Laskis geboten! Möchten die Blätter den lieben Amtsgenossen davon Mitteilung machen und sie veranlassen, von dem Leben zu den Schriften des Mannes überzugehen!

Der andere Leserkreis wird in der Gemeinde gesucht. Noch ist ja nicht in allen Gemeinden, auf die in den Reformationstagen Laski segensreichen Einfluß ausgeübt, sein Name vergessen: der Arbeit wert ist es, wenn die ausgebleichten Züge zu neuem, frischem Leben auferweckt werden und damit Pietät und Dankbarkeit frischen Halt empfangen. Aber mehr noch und in weiteren Kreisen gilt es, mit einer Gestalt aus den Tagen der Reformation sich vertraut zu machen, die wie kaum eine andere in jener Zeit die Gemeinde so frei und mündig gestellt. Oft begegnet es uns in der Geschichte, daß in großen, welthistorischen Augenblicken auf den Zügen der Männer im zweiten Gliede etwas wie Weissagung auf eine kommende Zeit in erhöhterem Maße ruht als bei ihren Vordermännern. Die Helden im ersten Gliede stehen im heißen Kampfe des Tages und prägen ihrer Zeit in markigen, festen Zügen ihre

Gestalt ein. Sie geben für lange Zeit die Richtung an; je nach der Größe ihrer Gestalt fällt ihr Schatten nach der Seite, der sie die Richtung angewiesen. Aber erstarren darf und kann das Gepräge nicht. Das ist dann schöner Anblick, auf dem Antlitz der Helden im zweiten Gliede nicht selten die Morgenröte eines heraufkommenden neuen Tages zu sehen, den roten Faden, an dem die fortschreitende Entwickelung sich hält, ihren Weg über die Erde zu ziehen. Auf Laskis Zügen liegt in hervorragendem Grade dieser Hauch eines Propheten; er tritt uns an nicht wenigen Stellen so unmittelbar nahe, als ob er ein erstgeborener Sohn unserer Tage wäre. So frei und selbständig wie er hat kaum ein anderer im 16. Jahrhundert, der noch die geordneten Wege der Reformation gewandert, die Gemeinde gewollt und auch in der That gestellt. Das allein schon giebt Laski ein Anrecht auf eingehende Berücksichtigung und dann gewiß auch auf hellen Beifall von nicht wenigen der Besten unserer Zeitgenossen. Aber bei solchen Zugeständnissen, was fordert er doch von dieser seiner mündiggesprochenen Gemeinde! Welch hohes Maß der Pflichten legt er denen auf, denen er in tiefer evangelischer Begründung ein so reiches Maß von Rechten einräumt. Eins ohne das andere ist unchristlich und widerstreitet dem Glauben an eine Gemeinde der Heiligen. Für Laski ist nur eine bekennende Gemeinde eine christliche Gemeinde und für sie wie eine notwendige Lebensbedingung die ernste, heilige Wahrung der Kirchenzucht. Ob sich alle seine Forderungen unmittelbar in unseren Tagen einhalten lassen, ist fraglich. Aber unfraglich scheint mir, daß niemand unter die Bauleute der Aufrichtung selbständigeren Gemeindelebens gezählt werden darf, der, mit diesen Laskischen Forderungen vertraut, ihnen nicht Red' und Antwort zu stehen imstande ist. Laski baut seine Bekenntnisgemeinde auf weitherziger Grundlage auf: durch seine Seele ist der klaffende Riß, der nach Luthers Tode die auf Gottes Wort zu reformierende Christenheit spaltete, schmerzlich gegangen, man darf fast wehmütig sagen: sein Herz hat sich an dieser Wunde verblutet. Auch dieser köstliche Zug rückt uns

die edle, fromme Gestalt so unmittelbar nahe; wir begreifen seine Wehklage, wir freuen uns seines ungebeugten Mutes, daß der Herr der Kirche die in unseligem Hader getrennten Brüder denn doch noch dermaleinst und in nicht allzu weiter Ferne zu einer Herde zusammenführen werde.

In reichlicherem Maße, als es geschehen, hätten vielleicht die überraschenden Bezüge zu den Forderungen und Bedürfnissen der Gegenwart in den folgenden Blättern hervorgehoben werden sollen. Ich bin kein Freund solcher Verquickungen. Sie hemmen den ruhigen Fortgang der Erzählung; sie bringen teilweise eine unliebsame Störung in das Leben jener Tage. Die Geschichte reicht den Spiegel der Gegenwart nur dar; wer hineinschaut, dem muß es selbst überlassen bleiben, die Züge der Ähnlichkeit herauszufinden. Lehrt sie es nicht selbst, dann wird doch nur jede Nachhilfe und Dolmetschung unerquicklich. Das vorgesetzte Ziel ist schon erreicht, wenn die folgenden Blätter die fest umrissenen Züge der großen, edlen, mutvollen Mannesgestalt mit ihren frommen Zügen aus den Tagen der Reformation so lebenswarm vor Augen führen, daß sie anregend noch in unsere Zeit hineinwirkt und auf diese Weise ein frisches Band wird, unsere Gegenwart mit den Heldentagen der Reformation zu verknüpfen.

St. Petersburg, in der Osterwoche 1881.

Inhalt.

I.

Johannes a Lasco als Katholik in seiner Heimat.

Seite

1. Land und Leute in der Heimat 3

Polen im sechzehnten Jahrhundert 4. — Das Königsgeschlecht der Jagellonen 5. — Die Gliederung des Volkes 7. — Das religiöse Leben 9. — Die Hussitenbewegung 14.

2. Familie und Jugend 20

Die Stadt Lask 20. — Die Familie Laski in der Sage 24, in der Geschichte 25. — Die ersten Lebensjahre Johannes a Lascos 28. — Der Oheim in Krakau als Erzbischof von Gnesen 31. — Krakau im sechzehnten Jahrhundert 34. — Die Erziehung daselbst 36.

3. Die erste Studienreise ins Ausland:

a) **In Rom** 50

Das Lateranensische Konzil 50. — Rom und seine gelehrten Anstalten um jene Zeit 55.

b) **In Bologna** 58

Die polnischen Studiengenossen 59. — Ihre häusliche Einrichtung 61. — Die theologischen Studien auf der Universität 65. — Johannes a Lasco exkommuniziert 75.

4. Wieder daheim 77

Die ersten Stufen kirchlicher Würden 78. — Das Wetterleuchten der Reformation nun auch in Polen 82. — Feindseligkeit wider den Erzbischof von Gnesen 85.

Seite

5. **Die andere Studienreise ins Ausland** 89

a) **Erster Aufenthalt in Basel** 92

Die drei Brüder Laski auf der Reise ins Ausland 90. — In Basel bei Erasmus 93. — Johannes lernt Farel kennen 94.

b) **In Paris** 96

Reformatorische Strömungen in Paris und Umgebung 97. — Briçonnet und Faber Stapulensis 98. — Margareta von Valois 99. — Laskis Berührung mit ihr 101.

c) **Der zweite Aufenthalt in Basel** 102

Basel im Reformationszeitalter 102. — Baseler Druckherren 104. — Erasmus an der Spitze der Humanitätsstudien in Basel 105. — Laski Hausgenosse des Erasmus 110. — Innige Verehrung und Freundschaft der beiden Männer 111. — Laski im Verkehre mit Amerbach 115, mit Ökolampad 117, mit Pelikan 117, mit Beatus Rhenanus 119, mit Glarean 120.

d) **Die Heimreise über Italien** 122

Schleunige Abreise von Basel 122. — Aufenthalt in Venedig 124. — Der Bruder Stanislaus teilt die Gefangenschaft Franz' I. in Madrid 125. — Leben in Venedig 125.

6. **Das letzte Jahrzehnt als Katholik in der Heimat:**

a) **Schweres Einleben zuhause** 129

Fortgesetzter Verkehr mit den Freunden im Auslande 129. — Verdacht wider Laskis Rechtgläubigkeit 131. — Sein Reinigungseid 136.

b) **Laskis Thätigkeit auf politischem Gebiete** 138

Thronstreitigkeiten in Ungarn nach dem Tode von König Ludwig 139. — Hieronymus a Lasco für den Thronprätendenten Zapolya 141. — Gesandtschaftsreisen in seinem Interesse 142. — Auch zum Sultan Soliman nach Konstantinopel 142. — Seine Ungnade bei Zapolya und Gefangenschaft 145. — Laski Bischof von Vesprim 145. — Seine Schritte für Befreiung des Bruders 146.

c) **Laskis Thätigkeit auf kirchlichem Gebiete** 148

Zunahme der reformatorischen Bewegung in Polen 149. — Ungeeignete Mittel dawider 149. — Die Synode zu Leczyc 154. — Unzufriedene Stimmung Laskis 156. — Seine Studien 157.

d) **Die Trennung von Kirche und Vaterland** 161

Tod des Erzbischofs von Gnesen 162. — Die Kluft mit

Seite

der Kirche wird größer 165. — Laski wird bereits bei der Wittenberger Konkordie in Deutschland vermutet 166. — Seine Berufung zum Archidiakonus von Warschau 168. — Des Königs Verhalten gegen Laski 169. — Abschied von Kirche und Vaterland 170.

II.

Johannes a Lasco als Protestant in Deutschland und England.

7. **Auf der Wanderschaft** 175

Stand der Reformation in Deutschland Ende der dreißiger Jahre 176. — Laski in Frankfurt am Main 181, in Mainz 182, in den Niederlanden 185. — Leben und Treiben auf der Universität Löwen 187. — Protestantische Kreise daselbst 191. — Heirat Laskis 195. — Sein Verlassen des Landes 196.

8. **Am Ziele in Ostfriesland** 200

Ostfrieslands politischer und religiöser Zustand im Zeitalter der Reformation.

a) **Die Wartezeit** 208

Emden 209. — Leben Laskis daselbst 210. — Sein Drängen, daß der Freund Hardenberg das Kloster verlasse 213. — Reise nach Polen ans Sterbelager des Bruders 217. — Festeres Einwurzeln in Ostfriesland 221. — Laski Superintendent von Ostfriesland 223.

b) **Die Arbeit mit dem Schwerte in der Hand** 224

Laskis Kampf mit den Katholiken im Lande 224. — Sein Kampf wider die Wiedertäufer 231, wider David Joris und seine Sekte 234, wider die Mennoniten 239.

c) **Die Arbeit mit der Kelle in der Hand** 244

Kraftvolles Eingreifen in die Unordnung kirchlichen Lebens in Ostfriesland 244. — Die Einführung der Kirchenzucht 247. — Der coetus 250. — Die Lehre der Kirchen Ostfrieslands 252. — Das Schulwesen 258. — Der Katechismus 261. — Laskis Gegner bei seinen reformatorischen Unternehmungen 264.

d) **Der Reformator in seinem Privatleben in Ostfriesland** 273

Seine Familie 273. — Ankauf des Gehöftes Abbingwehr 276. — Laskis Genügsamkeit und Freigebigkeit 277. — Der religiöse Grundzug seines Wesens 278. — Sein Ur-

Seite

teil über hervorragende Persönlichkeiten (über Luther, Melanchthon u. s. w.) 280. — Sein Verhältnis zu dem Kurfürsten Hermann von Wied 284. — Auf dem Reichstage in Worms 287. — Sendschreiben Laskis über das heilige Abendmahl 288.

e) **Das Interim in seiner Wirkung auf Laskis Geschick** 292

Der Schmalkaldische Krieg 292. — Der Reichstag in Augsburg und das Interim 294. — Seine Wirkung auf Ostfriesland 295. — Die Hofpartei will einlenken, Laski aber dawider 299. — In Deutschland gärt's 301. — Laskis Reise nach Ostpreußen zum Herzog Albrecht 302. — Nach Ostfriesland, zurückgekehrt nimmt Laski seinen Abschied 308. — Wartezeit in Bremen und Hamburg 312.

9. **In England** 314

Der von Deutschland verschiedene Ausgangspunkt der Reformation in England 314. — Heinrich VIII. in seinem Kampfe wider den Papst 316. — Erzbischof Cranmer 318. — Eduard VI. 319. — Fortgang der Reformation 321.

a) **Erster Aufenthalt in England** 324

Die Tafelrunde beim Erzbischof 325. — Einfluß Laskis auf Cranmer 327. — Laskis Bekanntenkreis 331.

b) **Zweiter Aufenthalt in England** 333

I. Einleben und kirchliche Thätigkeit in London . 334

Laski wird Superintendent der protestantischen Fremdlinge in London 336. — Das Geschenk des Augustinerklosters (Austin Friars) zur Kirche 337. — Ein Gang durch London 338. — Die Seuche des „englischen Schweißes" 1551: 341. — Tod der Frau Laskis 342. — Sammlung und Ordnung der Gemeinde 344. — Die Londoner Bekenntnisschrift 346. — Die Prophetie 350. — Die Abhandlung über die Sakramente 352. — Laskis Einfluß auf die englische Kirche und seine Stellung in der Hooperschen Kleiderfrage 356. — Laski in der Kommission für die Ausarbeitung eines Kirchenrechts 361.

II. Politische Thätigkeit in London 365

Der Fürstenbund 365. — Laski ist in seinem Auftrage am englischen Hofe thätig 367. — Er arbeitet die dem Könige zu unterbreitende Denkschrift aus 370. — Cranmers Bemühungen für ein allgemeines protestantisches Konzil 375.

III. Die Fremdlingsgemeinde in London 376

Laskis Schrift „Forma ac ratio" 377. — Der Gottesdienst im Jesustempel 378. — Das Abendmahl 383. —

Seite

Die Taufe 387. — Die Trauung 389. — Die Prophetie 391. — Die Gemeindeverfassung 393. — Predigerwahl 394. — Kirchenältesten- und Diakonenwahl 399. — Kirchenzucht 402. — Der coetus 409. — Schwierigkeiten bei der Durchführung der Einrichtung 412.

IV. Die Verbannung aus England 413

Die blutige Marie 414. — Verfolgung der Protestanten 415. — Spuren der Wirksamkeit Laskis in der englischen Kirche 417. — Die Königin Elisabeth 421. — Laskis Sendschreiben an sie 422. — Königin Elisabeth folgt anderem Rat 425.

10. Hin und her in der Verbannung und auf der Heimfahrt:

a) Das Martyrium in Dänemark und Norddeutschland 427

Sturmvolle Fahrt nach Dänemark 427. — Empfang bei Christian III. 429. — Vertreibung der Fremdlingsgemeinde aus Kopenhagen 432. — Ihr Geschick in Rostock 435, in Wismar 435, in Lübeck 437, in Hamburg 437.

b) Das Asyl in Emden 439

Die Herberge in Emden 439. — Aufblühen der Stadt 443. — Ursache der Verfolgung überall 444. — Das verhängnisvolle Auftreten Westphals 447. — Die Wirkung auch in Ostfriesland verspürbar 449. — Die Hofpartei in Emden 451. — Laski verläßt das Land 453.

c) Auf dem Heimwege ins Vaterland 454

Die Flüchtlingsgemeinde in Wesel 455. — Laski in Frankfurt am Main 458. — Die kirchlichen Verhältnisse daselbst 458. — Trümmer der Londoner Gemeinde finden hier ein Asyl 462. — Westphal läßt ihnen auch hier keine Ruhe 467. — Laski ihr Schutzwart 469. — Die Kämpfe in der Gemeinde selbst 472. — Calvins Wirksamkeit in Frankfurt 474. — Das Religionsgespräch Laskis mit Brenz in Stuttgart 477. — Abreise von Frankfurt 483. — Zusammentreffen mit Melanchthon in Wittenberg 483.

III.

Johannes a Lasco als Protestant in seinem Vaterlande.

11. Fortgang der Reformation in Polen 489

Heimische Verhältnisse in den letzten Lebensjahren des Königs Sigismund 490. — König Sigismund August

Seite

491. — Die Reformation unter dem Adel und in den Städten 493. — Die römische Geistlichkeit ohnmächtig 494. — Die evangelisch-gesinnte Vereinigung in Krakau 496. — Die Italiener in Polen 498. — Die böhmischen Brüder 501. — Die gesteigerten protestantischen Forderungen auf den Reichstagen 506. — Der päpstliche Legat Lippomani 508. — Die Sehnsucht nach Laski 509.

12. Die Mitarbeit Laskis daheim an der Reformation Polens 516

Laskis Empfang in der Heimat 516. — Die römische Partei wider ihn 517. — Die alten protestantischen Gegner auch hier 519. — In ihrem Dienste geschäftig Vergerius 520. — Laski schreibt an den König und reist zu ihm nach Wilna 524. — Sein Zusammensein daselbst mit Fürst Radziwill 528. — Begegnung mit evangelischen Flüchtlingen aus Rußland 530. — Laskis Wirksamkeit in Kleinpolen 531. — Die Lockerung der Union mit den böhmischen Brüdern 533. — Die polnische Bibelübersetzung 537. — Die innere Ausgestaltung des Kirchenwesens 540. — Die Gründung evangelischer Schulen 540. — Die Kirchenzucht 541. — Laskis Reisen in Polen 543. — Der Vermittlungsversuch in Königsberg 545. — Das Scheitern seiner Bemühungen in Großpolen durch die von Hosius ausgebeutete Verdächtigung seiner lutherischen Gegner 547. — Laskis Streitschrift wider Hosius und Westphal 549. — Die letzten Kämpfe wider die Antitrinitarier 554. — Das herannahende Ende Lakis 559. — Tod und Beerdigung 561. — Die hinterbliebene Familie 565. — Der Vertrag von Sendomir im Jahre 1570: 566.

Vollständige Titelangabe

der

auf den folgenden Blättern nur angedeuteten Quellenwerke.

Adam, Decades duae. Francofurti ad Moenum 1653.

Anecdota Brentiana. Tübingen 1868.

Annals of the reformation of religion by John Strype. London 1735.

Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. Herausg. von dem Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Frankfurt am Main 1860 ff.

Barclay, The inner life of the religions societies of the common wealth. London 1879.

Bartels, Johannes a Lasco. Elberfeld 1860.

Bartels, Abriß einer Geschichte des Schulwesens in Ostfriesland. Aurich 1870.

Baum, Capito und Butzer. Elberfeld 1860.

Benrath, Bernardino Ochino. Leipzig 1875.

Berger, La bible au XVIe siècle. Paris 1879.

Bertram, Historia critica Joh. a Lasco. Aurich 1733.

Beyschlag, Karl Immanuel Nitzsch. Berlin 1872.

Bibliotheca Warszawska. Warszawa 1872.

Böcking, Ulrichi Hutteni opera. Lipsiae 1859 sqq.

Böhmer, Bibliotheca Wiffeniana. Londini 1874.

Boos, Thomas und Felix Platter. Zur Sittengeschichte des sechzehnten Jahrhunderts. Leipzig 1878.

Brandes, John Knox. Elberfeld 1862.

Bucholtz, Geschichte der Regierung Ferdinands I. Wien 1831 ff.

Burn, History of the foreign protestant refugees settled in England. London 1846.
Burnet, The history of the reformation of the Church of England. London o. J.

Calendar of State papers of the reign of Edward VI. London 1861.
Calvin, Opera, im Corpus Reformatorum. Brunsvigae 1863 sqq.
Campan, Mémoires de Franzisco de Enzinas. Bruxelles 1862.
Caro, Geschichte Polens, in „Geschichte der europäischen Staaten" von Heeren und Ukert. Gotha 1863 ff.
Chronik der evangelischen Gemeinde zu Krakau von Ad. Wengierski. Breslau 1880.
Collectio magna historiarum Poloniae scriptorum. Warsaviae 1761.
Cornelius, Der Anteil Ostfrieslands an der Reformation bis zum Jahre 1535. Als Manuskript gedruckt o. J. u. O.
Cranmer, Miscellaneous writings. Cambridge 1846.
Cromer, Polonia sive de origine et rebus gestis Polonorum. Coloniae 1594.
Czekanowski, De corruptis moribus utriusque partis catholicorum videlicet et haereticorum. O. J. u. O.
Czerwenka, Geschichte der evangelischen Kirche in Böhmen. Bielefeld 1870.

Dalton, Gesch. d. reformierten Kirche in Rußland. Gotha 1865.
de Wette, Luthers Briefe und Sendschreiben. Berlin 1827.
Dorner, Geschichte d. protestantischen Theologie. München 1867.
I Dorner, Entwickelungsgeschichte der Lehre von der Person Christi. Berlin 1853.

Ebrard, Das Dogma vom heil. Abendmahl. Frankf. a. M. 1845.
Eichhorn, Stanislaus Hosius. Mainz 1854.
Emmius, Rerum Frisicarum historia. Lugduni Batavorum 1616.
Erasmus, Epistolarum libri XXXI. Londini 1642.
Erbkam, Geschichte der protestantischen Sekten. Hamburg 1848.
Essenwein, Die mittelalterlichen Kunstdenkmale der Stadt Krakau. Leipzig 1869.

Fechner, Chronik d. evang. Gemeinde in Moskau. Moskau 1876.
Feugère, Erasme. Etude sur sa vie et ses ouvrages. Paris 1874.

Fontes rerum austriacarum. Wien 1859.
Foxe, The acts and monuments. London 1877.
Freſenius, Kirchengeſchichte von denen Reformierten in Frankfurt am Main. Frankfurt 1751.
Freytag, Bilder aus der deutſchen Vergangenheit. Leipzig 1867.
Frieſe, Kirchengeſchichte des Königsreichs Polen. Breslau 1786.
Froude, History of England. London 1870.

Gabbema, Epistolarum centuriae tres. Harlingae 1663.
Gerdes, Introductio in hist. Evang. secul. XVI renovati. Groningae 1744.
Gindely, Geſchichte der böhmiſchen Brüder. Prag 1861.
Graf, Jakobus Faber Stapulenſis in der Zeitſchrift für hiſtoriſche Theologie 1852.
Gratiani, La vie du cardinal Comendoni trad. par Fléchier. Paris 1671.
Grindal, The remains of. Cambridge 1843.
Grote, Bartholomäus Saſtrow. Halle 1860.

Haag, La France protestante. Paris 1850.
Hammer, Geſchichte des osmaniſchen Reiches. Peſt 1834.
Harboe, Nachrichten von den Schickſalen des Johannes a Lasco. Kopenhagen 1758.
Hardt, Acta conciliorum. Parisiis 1714.
Hardwick, Hist. of the articles of religion. London 1876.
Hardwick, Hist. of the christian church during the reformation. Cambridge 1865.
Hartknoch, Preußiſche Kirchenhiſtorie. Leipzig 1686.
Hartmann, Johann Brenz. Hamburg 1840.
Haſe, Herzog Albrecht von Preußen und ſein Hofprediger. Leipzig 1879.
Haſe, Kirchengeſchichte. Leipzig 1877.
Herbarz Polski Kaspra Niesieckiego i wydany przez Jana Bobrowicza. w Lipsku 1839.
Heppe, Geſchichte des deutſchen Proteſtantismus 1555—1581. Marburg 1853.
Herminjard, Correspond. des réformateurs. Genève 1866 sqq.
Herzog, Real-Encyklopädie für proteſtantiſche Theologie und Kirche. Stuttgart 1853 ff.
Heumann, Documenta litteraria. Altdorfii 1758.
Hooper, Early and later writings. Cambridge 1843.

Jablonski, Hist. consensus Sendomiriensis. Berolini 1731.
Jocher, Obraz bibliograficzno-historyczny literaturi i nauk w Polsce. Wilno 1840.

Kausler, Briefwechsel zwischen Herzog Christoph von Württemberg und P. P. Vergerius. Tübingen 1875.
Kantz, Praecipua ac publica rel. evang. in Polonia fata. Hamburg 1738.
Kawerau, Joh. Agricola von Eisleben. Berlin 1881.
Kerkhistorisch Archief verzameld door Kist en Moll. Amsterdam, van Kempen.
Kirchenzeitung, Reformierte. Erlangen 1854 ff.
Klopp, Geschichte Ostfrieslands. Hannover 1854.
Knight, London. London 1841.
Köhler, Historische Münzbelustigung. Nürnberg 1737.
Köstlin, Martin Luther. Elberfeld 1875.
Koppius, Vitae ac gesta abbatum Adwerdensium. Groningae 1850.
Kotlubaj, Galerja nieswiezska portretow Radziwiłłowskich. Wilno 1857.
Krasinski, Historical sketch of the Reformation in Poland. London 1838.
Kriegk, Geschichte von Frankfurt am Main. Frankfurt 1871.
Kugler: Christoph, Herzog zu Württemberg. Stuttgart 1872.
Kuyper, Joannis a Lasco opera tam edita quam inedita. Amstelodami 1866.

Langenn: Moritz, Kurfürst zu Sachsen. Leipzig 1841.
Lanz, Korrespondenz Kaisers Karl V. Leipzig 1864.
Lauterbach, Ariano-Socinismus olim in Polonia. Lips. 1725.
Lechler, Geschichte der Presbyterial- und Synodalverfassung seit der Reformation. Leiden 1854.
Lelewel, Histoire de Pologne. Paris 1844.
Lubienitzki, Hist. reformationis Polonicae. Freistadii 1685.
Lukaszewicz, Geschichte der reformierten Kirche in Litthauen. Leipzig 1848.
Luthers Werke, Erlanger Ausgabe.

Mailath, Geschichte der Magyaren. Wien 1831.
Malcolm, Londinium redivivum. London 1803.
Malte-Brun, Tableau de la Pologne ancienne et moderne. Paris 1830.

Maurenbrecher, Karl V. und die deutschen Protestanten 1545 bis 1555. Düsseldorf 1865.
May, Kurfürst Albrecht von Mainz. München 1875.
Meiners, Oostvrieschlands Kerkelijke Geschiedenisse. Gröningen 1783.
Melanchthon, Opera, im Corpus Reformatorum. Halis 1834 sqq.
Merle d'Aubigné, Histoire de la Réformation en Europe au temps de Calvin. Paris 1864.
I Merle d'Aubigné, Histoire de la Réformation du XVIe siècle. Paris 1860.
Michelet, Histoire de France au XVIe siècle. Paris 1851.
Mönkeberg, Joachim Westphal u. Joh. Calvin. Hamburg 1865.
Mulder, Die Diakonie der Fremdlinge-Armen. Emden 1858.

Nippold in der „Zeitschrift für histor. Theologie". Gotha 1863.
Nitzsch, Urkundenbuch der evangelischen Union. Bonn 1853.
Northouk, A new history of London. London 1773.

Original letters relative to the English reform. Cambridge 1846.

Pauli, Bilder aus Alt-England. Gotha 1860.
Philaret, Geschichte der Kirche Rußlands, übers. v. Dr. Blumenthal. Frankfurt 1872.
Planck, Geschichte unseres protest. Lehrbegriffs. Leipzig 1799 ff.
Pomniki dziejowe Polski. Lwow 1878.
Pressel, Justus Jonas. Elberfeld 1862.
Procter, Hist. of the book of Common-Prayer. London 1864.
Pufendorf, De rebus a Carolo Gustavo gestis libri VII. Norimbergae 1696.

Raczynski, Les médailles de Pologne. Berlin 1845.
Ram, Considérations sur l'hist. de l'univ. de Louvain. Bruxelles 1854.
Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Berlin 1852.
I Ranke, Englische Geschichte vornehmlich im siebzehnten Jahrhundert. Leipzig 1877.
II Ranke, Die römischen Päpste im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Berlin 1838.
Raumer, Historisches Taschenbuch. Leipzig.
Religionshandlungen, Frankfurtische. Frankfurt 1726.

Reuß, Geſchichte der heil. Schriften Neuen Teſtaments. Braunſchweig 1874.
Ridley, Works of. Cambridge 1843.
Riggenbach, Das Chronikon des Konrad Pellikan. Baſel 1877.
Ritſchl, Geſchichte des Pietismus in der reformierten Kirche. Bonn 1880.
Ritter, Geſchichte der Philoſophie. Hamburg 1850.
I Ritter, Evang. Denkmal der Stadt Frankfurt. Frankfurt 1726.
Roscoe, Leben und Regierung des Papſtes Leo X. Leipzig 1806.

Salig, Vollſt. Hiſtorie der Augsburger Konfeſſion. Halle 1730.
Savigny, Geſchichte des römiſchen Rechts im Mittelalter. Heidelberg 1816.
Schmidt, Peter Martyr Vermigli. Elberfeld 1858.
I Schmidt, Philipp Melanchthon. Elberfeld 1861.
Schroeder, Troisième jubilé séculaire de la fondation de l'église reformée française de Frankfort. Frankfort 1853.
Scrinium antiquarum. Groningae s. a.
Seifen, Geſchichte der Reformation zu Heidelberg. Heidelberg 1846.
Sermons by Hugh Latimer. Cambridge 1844.
Sixt, Peter Paul Vergerius. Braunſchweig 1871.
Sleidan, Commentariorum de statu religionis libri XXVI. Francofurti 1610.
Spiegel, Albert Rizäus Hardenberg. Bremen 1869.
Stähelin, Johann Calvin. Elberfeld 1863.
Statorius, Funebris oratio in obitum Johannes a Lasco. Pinczoviae 1560.
Steitz, Der lutheriſche Predikant Hartmann Beyer. Frankfurt 1852.
Stichart, Erasmus von Rotterdam. Leipzig 1870.
Stinzing, Ulrich Zaſius. Baſel 1857.
Strauß, Ulrich von Hutten. Leipzig 1858.
Strype, Memorials of Thomas Cranmer. London 1694.
Subhoff, Olevianus und Urſinus. Elberfeld 1857.
Sylvius, Oratio funebris in obitum Johannes a Lasco. Pinczoviae 1560.

Tarnowski, Stanisława Łaskiego prace naukowe i dyplomatyczne. Wilno 1864.
Theiner, Vetera monumenta Poloniae et Lithuaniae. Romae 1861.

Tomiciana acta. Epistolae, legationes, responsa, actiones, res gestae ser. Princ. Sigismundi.

Trechsel, Die protestantischen Antitrinitarier vor Faustus Socinus. Heidelberg 1839.

Two liturgies 1549 and 1552, set forth by authority in the reign of king Edward VI. Cambridge 1845.

Utenhovius, Simplex et fidelis narratio de instituta ac demum dissipata in Anglia ecclesia. Basileae 1560.

Varrentrapp, Hermann von Wied und sein Reformationsversuch in Köln. Leipzig 1878.

Voigt, Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergang der Herrschaft des Deutschen Ordens. Königsberg 1838.

Walewski: Jan Laski, reformator kościoła in Bibliotheca Warszawska. Warszawa 1872.

Weingarten, Die Revolutionskirchen Englands. Leipzig 1868.

Wengierski, Libri IV Slavoniae reformatae. Amstelodami 1679.

Wezyk, Constitutiones Synodorum metr. Eccl. Gnesn. Prov. Cracoviae 1630.

Whitgift, Works of. Cambridge 1853.

Wolters, Reformationsgesch. der Stadt Wesel. Bonn 1868.

Woltmann, Holbein und seine Zeit. Leipzig 1866.

Zanchius, Epistolarum libri duo. Hannoviae 1609.

Zeißberg, Johannes Laski und sein Testament in „Sitzungsberichten der königl. Akademie der Wissenschaften". Wien 1874.

I Zeißberg, Die polnische Geschichtsschreibung des Mittelalters in „Preisschriften der Jablonowskischen Gesellschaft in Leipzig". Leipzig 1873.

Zeitschrift für historische Theologie. Gotha.

Zezschwitz, System der christl.-kirchl. Katechetik. Leipzig 1864 ff.

I Zezschwitz, Die Katechismen der Waldenser und böhmischen Brüder. Erlangen 1863.

Zurich letters. Cambridge 1842.

Zwinglis Werke. Ausg. von Schüler und Schultheß. Zürich 1828.

I.

Johannes a Lasco

als Katholik

in seiner Heimat.

1.

Land und Leute in der Heimat.

Ein weiter und auch schmerzensreicher Abstand trennt gegenwärtig Land und Leute unseres Helden von der Zeit, als er selbst noch unter ihnen wandelte. Seit nun fast einem Jahrhundert hat sein Volk aufgehört ein Volk mit eigenem Regiment, mit eigener Verfassung zu sein. Durch eigene Schuld, durch schweres, bitteres Verhängnis war es so tief herabgekommen, daß es dem gewaltsamen Druck der Nachbarn sich fügen und sich gefallen lassen mußte, von ihnen zerstückelt und den fremden, aber festgegliederten Staatswesen einverleibt zu werden. Das Los ist im eisernen Gang der Geschichte schon manch einem Volke widerfahren, das sich ausgelebt hatte und unvermerkt aufging in dem Leben des mächtigen Eroberers und verschwand. Mit zäher Ausdauer, mit rührender Vaterlandsliebe sträubt sich dieses Volk wider solch ehernes Geschick; es will noch nicht sterben und kann nicht vergessen, was es in seinen Heldentagen gewesen. In gar manchem, ergreifendem Zuge an das Volk der Juden erinnernd, das sich nirgends auf Erden so dicht und dauernd als in diesem Lande angesiedelt, ziehen seine Söhne da- und dorthin, widerwillig nur das fremde Joch tragend oder das Brot der Verbannung essend und auf jeden Wink lauernd, der ihre leicht anzufachende Hoffnung neu belebt. Unsere Aufgabe ist es nicht, den Abstand von einst und heute zu durchmessen und die Ursachen aufzuspüren, wie es mit diesem Volke dahin gekommen ist, dahin hat kommen

müssen: wir haben uns in den folgenden Seiten die lockendere Aufgabe gestellt, das Buch von Polens Geschichte zur Zeit seiner glanzvollsten Entfaltung aufzuschlagen und ein Blatt zu lesen, das so verheißungsvoll in seinen Anfängen lautet, das zu seinem Ende so verhängnisvoll den Keim zeigt, an dem das schöne Land hingesiecht ist.

Ja, es ist Polens Heldenzeit, die erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts! Weiter haben sich seine Grenzmarken niemals ausgedehnt als unter den letzten, mächtigen Herrschern aus dem Hause der Jagellonen. Der so warm für sein Vaterland glühende Lelewel giebt uns in den Karten zu seiner Geschichte Polens auch eine solche aus den Zeiten Johann Alberts, etwa um das Jahr 1500. Es ist das ein Gebiet, das sich im Norden an der Meeresküste von Danzig bis nach Memel hin erstreckt, von da in fast gerader östlicher Linie die Gegend von Dünaburg streift, an Witebsk vorüber bis nach Smolensk reicht, um dessen Besitz Russen und Polen in jenen Tagen oft gestritten, von da dann nach Süden sich wendend die Grenze Tschernigow berührt, um dann wieder im Osten sich tief ins Land hinein bis an den Donez auszubauschen und längs dem Dnjepr bei Cherson das Schwarze Meer zu erreichen. Die Meeresküste bildet bis nach Kilia und Ismail hin die vielumstrittene Grenze, die dann landeinwärts bis nach Siebenbürgen reicht und längs den Karpathen die Moldau, Bukowina, Galizien einschließend im Westen bis in die Gegend von Teschen sich erstreckt, dann nordwärts Glogau berührt, um von da wieder in gewundener Linie bis in die Gegend von Danzig zu kommen. Das umfangreiche Gebiet wird auf 200,000 □ Werst geschätzt, mit einer Bevölkerungsziffer von etwa 15 Millionen Einwohner. Das eigentliche Stammland und der Kern des weiten Gebietes, in dem wir uns in den folgenden Blättern allein bewegen, setzte sich aus zwei Hauptteilen zusammen, aus dem nördlichen Flachland von Großpolen mit den früher selbständigen Herzogtümern Cujavien und Masovien und dem südlich gelegenen Kleinpolen, das sich bis an die Karpathen erstreckte. Die hervorragendsten Palatinate in Großpolen waren Posen, Kalisch, Sieradz, Lenczyc, in Kleinpolen dagegen Krakau, Sendomir, Lublin.

Es war ein weiser Schritt der jugendlichen Polenkönigin Hedwig, in deren Adern noch piastisches Blut floß, ihre Neigung für Herzog Wilhelm von Österreich zum besten des Staatswohls zu opfern und ihre Hand dem Litthauerfürsten Wladislaw Jagiello zu bieten (1386). Mit diesem Ehebund trat Polen und Litthauen in das Verhältnis einer Personalunion, die nach fast zweihundert Jahren durch die berühmte Lubliner Union (1569) in einer festen Verbindung der beiden Länder zu einem einzigen unteilbaren Freistaat unter demselben Herrscher und mit der gleichen Verfassung ihren Abschluß fand. Mit Wladislaw, der sich zuvor hatte taufen lassen, um die schöne Hedwig freien zu können, bestieg das Geschlecht den Königsthron, unter dem Polen seiner höchsten Blüte entgegengeführt ward. Es ist ein Herrscherhaus von seltener Befähigung, diese Jagellonen, anmutend in ihrem Charakter, fesselnd in der Kraft und Tüchtigkeit, mit der sie das Scepter führten, zu der sie ihr Volk und wahrlich nicht selten unter den schwierigsten Verhältnissen erzogen. Einer der genauesten Kenner schildert sie zutreffend als „wohlwollend, gewinnend, gebefroh bis zur Selbstentblößung, schlicht, zugänglich, dankbar und anhänglich, gutwillig und nachgebend, wie Menschen, die mehr von den Regungen des Gemütes, als von dem harten Regiment abgezogener Grundsätze geleitet werden" *). Dies schöne Erbteil war auch voll dem vorletzten Sprossen des Hauses zuteil geworden, Sigismund I., der zweiundvierzig Jahre lang in schwerer Zeit ruhmvoll die Krone trug (1506—1548). Er gehört zu den hervorragendsten Gestalten des sechzehnten Jahrhunderts, hochgeachtet im Rate der Regenten, gefürchtet von seinen Feinden, von seinem Volk aber, zumal in den ersten Jahrzehnten seiner Herrschaft und so lange der Einfluß seiner zweiten Gemahlin, der ränkesüchtigen Königin Bona, sich noch nicht allzusehr geltend machte, innig geliebt. Sigismund kam eifrig den schweren Pflichten eines Polenkönigs nach, ein treuer, wachsamer Hüter seines Landes und Volkes. Nicht selten drang ein gewisser weicher Zug in seinen Handlungen durch; der Wunsch nach Ruhe und Ordnung ließ ihn manchmal die Sachen un-

*) Caro IV, 306.

gehindert ihren Lauf gehen, wo ein strammeres Anhalten der Zügel erforderlich gewesen wäre. Gerade auf dem in jener Zeit entscheidungsvollsten Punkte, der religiösen Frage, zieht sich durch seine verschiedenen Maßregeln eine gewisse Unentschiedenheit, die weder der evangelischen noch der römischen Kirche zusagen konnte oder zugute kam. Es ist dieses Schwanken nicht nur auf seine Liebe zu ungestörter Ruhe zurückzuführen; ein tiefer, edler Zug seines Wesens machte ihm in den rauhen Tagen die Entscheidung schwer. Er war ein treuer Sohn seiner Kirche; jede Auflehnung wider ihre Ordnungen erschien ihm wie ein Versuch, die stärksten Pfeiler des Staatsgebäudes zu erschüttern, und so trieb ihn die fromme Anhänglichkeit an den Papst und seine glühende Vaterlandsliebe gleichermaßen das gefürchtete revolutionäre Element von seinem Lande fern zu halten. Leicht ist es aber bei diesem Zuge seiner Gedanken eine Unterströmung zu bemerken. Sigismund ist wahrhaft fromm. In seinen Sendschreiben an den Papst, in gar manchem Erlaß verlautet ein Ton, den nicht die Staatsklugheit eingegeben, der unmittelbar dem Herzen entströmend schönes Zeugnis seines Gemütes ablegt, um so wohlthuender, je mehr man diesen Ton selbst in den Hirtenbriefen der Bischöfe jener Tage vermißt. Es mußte ihn bei solcher Gesinnung gar manches in dem Treiben der Kirche und ihrer Würdenträger befremden und abstoßen, und er scheute sich nicht, auch wider sie sich zu erheben, wenn die kirchlichen Anmaßungen allzu sehr in seine königlichen Rechte eingriffen und die päpstliche Gewalt auch da sich geltend machen wollte, wo er sich zum Hüter der Landeshoheit berufen wußte. Die Zeit gewährte ihm nicht die Ruhe des Nachsinnens über das eine, was not thut; die verhängnisvolle Folge war jene Unentschiedenheit, die seinem Volke nicht zum Segen gereichte.

Dazu trat als erschwerendes Moment die Verfassung des Landes, wie sie sich in langen, tiefgehenden Kämpfen allmählich herausgestaltet hatte. Polen war zum Freistaat geworden mit einem König an der Spitze. Die eigentliche Macht ruhte in der Hand des Adels, jener Geschlechter, die sich in jahrhundertlangem Ringen aus der Menge der Bürger zur größten Selbständigkeit herausgearbeitet hatten. Die Aussonderung von den übrigen Be-

völkerungsklassen lag in dem Nachweis der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Wappen, zu einem bestimmten Geschlechte. War dieser Nachweis geliefert, so trat der Geschlechtsgenosse mit allen Adeligen auf gleiche Stufe, mit den gleichen Rechten und Pflichten. Freilich konnte es nicht fehlen, daß sich einzelne Geschlechter und Wappen in hervorragenden Trägern besonders auszeichneten und dadurch die höchsten Ämter in Kirche und Staat sich erwarben. Diese höhere Adelsklasse waren die „Barone", durch Geburt oder Besitz oder hervorragende Ämter vor den anderen ausgezeichnet. Gewisse Ämter bedingten und verliehen auch die Würde eines Barons. Zu den höchsten kirchlichen Würden wurden die beiden Erzbischöfe von Gnesen und Lemberg, sowie die dreizehn Bischöfe des Landes gerechnet, zu den höchsten staatlichen Würden fünfunddreißig Palatine, dreißig größere (majores castellani) und neunundvierzig kleinere (minores) Kastellane des Reiches, die zugleich mit zehn weiteren Staatsbeamten den Senat bildeten*).

Dem Adel trat im Laufe der Zeit in den Städtern ein neues, schwerwiegendes Element gegenüber, dessen sich die Fürsten oft als Gegengewicht gegen die unbequem mächtigen Barone bedienten. Der Einfluß dieser Städter ist in jener Zeit für die Reformationsgeschichte Polens ein so tiefgreifender, daß wir hier schon auf ihre besondere Stellung aufmerksam machen müssen. Besiedelt wurden die Städte fast ausschließlich von deutschen Einwanderern, die massenhaft in das Land geströmt waren, seitdem der in den Tagen der Kreuzzüge geweckte germanische Wandertrieb nach ihrer Beendigung nicht mehr den reichen Abfluß in die blaue Ferne des Morgenlandes hatte. Das wichtige Kulturelement fand freundlichen Willkomm in den weiten, dünnbevölkerten Ländereien Polens. Ganz bedeutende Vollmachten wurden den Fremdlingen gewährt, die überall im Lande Städte gründeten und mit deutschem Fleiße, mit deutscher Betriebsamkeit Handel und Wandel mächtig hoben und in dem rasch wachsenden Wohlstand des Landes den Tribut ihrer Dankbarkeit für gewährtes Gastrecht reichlich zahlten. Es war aber auch ein mit polnischer Freigebigkeit, und fast möchte man sagen Sorglosigkeit gewährtes

*) Die Reihenfolge dieser Würdenträger bei Cromer, S. 529.

Gastrecht. Diese deutschen Ansiedler hatten ihr heimisches Recht mitgebracht und war ihnen dasselbe von den polnischen Fürsten verbrieft und gewährleistet. In den nördlichen Städten, in Masovien und Cujavien treffen wir zumeist das Kulmer, in den südpolnischen Städten bis ins russische Gebiet hinein das Magdeburger Recht. In solchen Vorrechten lebten diese Städter ein Leben für sich; mitten in Polen ein Stück Deutschlands und zwar in so starker Ausprägung, daß z. B. das berühmte Krakauer Zunftbuch, dessen vorzüglich ausgeführte Miniaturen uns ein lebensvolles Bild der damaligen Zeit bieten, in deutscher und lateinischer Sprache abgefaßt ist*). Solch ein abgesondertes Leben mitten im fremden Lande mag unter Umständen zum materiellen Wohlstand des Landes beitragen und hat es in Polen gethan, ähnlich wie die deutschen Kolonieen im Inneren Rußlands; für das geistige Leben des Heimatvolkes sowohl als auch des fremden Volkes, in dessen Mitte sie leben, sind solche Kolonisten aber in entscheidungsvoller Stunde wie ein Muttermal, und eine solche Stunde war damals angebrochen. Diese deutschen Städter in Polen waren von der alten Heimat geistig abgelöst, nur das Erbe, das sie mitgebracht, hüteten sie in ängstlicher, aber auch enger und beschränkter Treue; sie lebten und entwickelten sich nicht fort, sondern beharrten eigenwillig auf der geistigen Stufe, die das alte Vaterland bei ihrem Wegzuge inne hatte. Gegen ihre neue Umgebung, nach oben und unten, waren sie eng und fest abgeschlossen, sie lebten neben ihnen, ohne innere Berührung, ohne segensreiche gegenseitige Fühlung, wie in einer stark ummauerten Burg. Das ist aber vom nationalen Standpunkt aus keine heilsame Verbindung für das Land, ein schwerer Hemmschuh, wenn ein Volk im Laufe seiner Geschichte vor eine Ent-

*) Der Codex, ein würdiges, gleichzeitiges Seitenstück zu dem Zeremoniale des Plozker Bischofs Erasmus von Ciolek mit seinen kostbaren Miniaturen von kulturgeschichtlicher Bedeutung, ist von Balthasar Behem niedergeschrieben und enthält die Statuten der Zünfte der Stadt Krakau. Es ist mir kein anderes Werk bekannt, das so lebendig und anschaulich das bürgerliche Leben und Treiben in Krakau vorführt, als diese schönen Miniaturen, eine reiche Fundgrube für kulturgeschichtliche Studien. Vgl. auch Essenwein, S. 37 und Zeißberg, S. 417.

ſcheidung geſtellt wird, die es nur in ſeiner Geſamtheit ſegensvoll löſen kann. Dieſe deutſchen Städter lebten Jahrhunderte hindurch in Polen, ohne Polen geworden zu ſein; anderſeits waren ſie auch nicht überall ſtark und kräftig genug, das ganze Land zu germaniſieren.

Den dritten Bruchteil der Bevölkerung bildeten die Bauern, die Kmetonen, ein armer, faſt rechtloſer Stand, dem Adel leibeigen und in ſchwerem, hartem Drucke dahinlebend, dahinſiechend vielmehr. Der Abſtand zwiſchen den Herren und dieſen Hörigen war ein ſo ſtarker, ſchneidender, daß man kaum auf die Vermutung kommt, es fließe in beiden Teilen dasſelbe alte Polenblut; man wird mehr an das Verhältnis erinnert, das zwiſchen einem ſiegreichen Volke und den unterworfenen urſprünglichen Stämmen des Landes beſteht, wie in Indien und anderwärts. Doppelt grell und verhängnisvoll mußte der Abſtand ſich fühlbar machen, weil das mildernde Mittelglied, der Städter, ſich abwehrend gegen beide Teile verhielt. Dem Adel gegenüber, dem er in ſeinen Vorrechten ein Dorn im Auge war, ſchloß er ſich ſtreng ab und ſtieß auch bei jeder Berührung auf gleiche ſtolze Zurückweiſung, die im Laufe der Zeit, und zumal in den Tagen der Reformation, mit dem Siegesbewußtſein ſich geltend machte, die Vorrechte dieſer Eindringlinge zerbröckeln und hinfällig machen zu können. Für den Bauer, das Eigentum des Adels, hatte er kein Herz, auch kein Stammgefühl, er ſprach nicht ſeine Sprache, er ſang nicht ſeine Lieder; ſeine Vergangenheit war ihm fremd, für ſein trauriges Los hatte er kein Mitleid. Dies war die Lage und gegenſeitige Fühlung der drei Volksbeſtandteile, deren einmütiges Zuſammengehen die Kraft eines Volkes macht, deren Auseinanderfallen aber notwendig eine ſtärkſte Kraft zerſplittert. Gerade die Reformation, die ſich ihrem Weſen nach auf ein inniges Zuſammengehen des ganzen Volkes ſtützt und es fördert, mußte ſolch ein getrenntes Leben mit den ganz verſchiedenen Intereſſen der einzelnen Teile bitter empfinden.

Aber wir haben bis jetzt noch nicht von dem religiöſen und kirchlichen Leben geredet, dem anderen, weſentlichen Faktor in dem beſtimmten, beſonderen Gepräge eines Volkes.

Über ein halbes Jahrtauſend war verſtrichen, ſeitdem der

Polenfürſt Miecyslaw, der vierte in der von der Sage überlieferten Reihenfolge der Piaſten, um die Hand der Tochter des Böhmenherzogs Boleslaw, Dubrawka, geworben und infolge dieſes Ehebundes mit der eifrigen Chriſtin die Taufe angenommen (966). Willig folgte ein Teil des bis dahin heidniſchen Volkes ſeinem Fürſten und nahm die Lehren ſeines erſten Seelſorgers, Jordan, an, wenn auch noch lange Zeit verſtrich, bis die letzten Reſte des Heidentums verſchwanden. Der Taufe auf dem Fuße folgte die kirchliche Organiſation des Landes; Otto der Große war behilflich in Poſen das erſte polniſche Bistum zu ſtiften, das dem Erzbistum Magdeburg unterſtellt ward.

Der deutſch-kirchliche Einfluß am Beginne ſetzte ſich in der Folge und zwar in immer größeren Verhältniſſen fort. In langer, faſt ununterbrochener Reihenfolge zog eine unabſehbare Schar von Mönchen und Prieſtern faſt aus allen deutſchen Gauen oſtwärts nach der Oder und tiefer ins Land nach der Weichſel und gründete Klöſter und Kirchen allüberall in ſo reicher Menge, daß ſeit der von der Jagellonenzeit an begonnenen Berührung mit Gliedern der ruſſiſchen Kirche dieſe die Katholiken die Leute „deutſchen Glaubens" nannten*). Gläubig unterwarf ſich das Volk den Lehren der Kirche, willig nahm es ihre Satzungen an, auch die, die als ſchwere Laſten und Leiſtungen ihm auferlegt wurden. Das ſchöne, ſlaviſche Erbe einer innigen Frömmigkeit war auch dem polniſchen Volke zueigen; es iſt nicht die Frömmigkeit, die mit heiligem Ernſte forſchend in die Tiefe der göttlichen Wahrheit vordringt und im langen Nachſinnen über das Eine, was not thut, dann dieſes Eine, Hochheilige als einen koſtbaren Erwerb und ſeligen Beſitz feſthält und gegen alle Anläufe ſchützt, es iſt der fromme Sinn, der ſich vertrauensvoll der Leitung des Prieſters und der Kirche hingiebt, willig, ohne vielen Zweifel, ohne lange Unterſuchung ihre Lehre annimmt, in der vorgeſchriebenen Weiſe andachtsvoll die kirchlichen Forderungen erfüllt, in Gott den allmächtigen Herrn fürchtet, kaum ahnt den Reichtum der Gnade, von Chriſto zu einem Jünger, nicht zu einem

*) Caro III, 185.

Knechte berufen zu sein. Der Priester war ihm der geistliche „Herr", der Gewalt über ihn hat, eine Art Statthalter Gottes, der die seinem Vertreter erwiesene Unterwürfigkeit als ihm geschehen ansieht.

Gar vieles von dem, was über die fremde Städtebevölkerung in Polen gesagt wurde, wiederholt sich bei dieser Priesterschaft nun auch aus der Fremde, wenn sich auch auf kirchlichem Gebiete die Übelstände nicht so scharf und in die Augen fallend geltend machten, wie auf dem staatlichen. Der römische Priester wird schon heimatlos erzogen. Völlig freilich lassen sich die Eindrücke der Jugend, des Volkes, dessen Sprache einem Muttersprache gewesen, niemals abstreifen, auch in der fremdländischesten Kutte bleibt doch noch heimatliche Fühlung mit dem Stammlande. Anders hier. Die in der römischen Kirche und ihrer lateinischen Muttersprache ein zweites Vaterland gefunden, sahen sich in eine weitere Fremde hier in Polen gerückt; keine Familienbande erleichterte ihnen das Einwurzeln, es fehlte das Interesse, mit dem Gemüte des Volkes, seinem eigentümlichen Leben in so nahe Berührung zu treten, um nicht nur unter ihm, sondern auch mit ihm zu leben und aus solchem geistigen Zusammenleben Recht und auch Vermögen zu schöpfen, das geistige Leben des Volkes in seinem Wissen und Können fort zu entwicklen. Jahrhunderte zogen vorüber, ohne daß sich eine eigene Litteratur entwickelt; der Grund dafür ist in jenen Tagen gewiß auch in den fremdländischen Priestern, den damaligen Trägern der Bildung, zu suchen. Ihre Muttersprache, die lateinische, drang in die Schlösser des Adels, in die Häuser der Gebildeten, und des Volkes erstes geistiges Regen verlautete in dieser Sprache. Die tiefe Kluft, die den Adeligen in seiner fast schrankenlosen Freiheit von dem an die Scholle gefesselten Bauern schied, würde sich nicht so weit aufgethan haben, wenn eine einheimische Geistlichkeit, aus dem Schoße des Volkes hervorgegangen, die Verbindung der beiden fast auseinanderfallenden Teile des Volksganzen gewahrt hätte.

Mit sicherem, festem Schritte eroberte sich die Kirche von Geschlecht zu Geschlecht eine immer mächtigere, bedeutungsvollere Stellung im Lande. In dem einen Punkte war kein Unterschied zwischen den verschiedenen Ständen, in der frommen Unterwürfig-

keit unter die Kirche und ihr fernes Haupt, den Statthalter des Herrn in Rom. Vom Könige bis herab zu dem niederſten Bauern wurde ihm und ſeinen Lehren gleicher, williger Gehorſam entgegengebracht. Der Kirche und ihren höchſten Würdenträgern im Lande waren im Laufe der Zeit bedeutende Vollmachten eingeräumt. Der Erzbiſchof von Gneſen als Primas des Reiches nahm die nächſte Stelle nach dem Könige ein und leitete bei eintretendem Tode die Regierung, bis ein neues Staatsoberhaupt gewählt war. Die Biſchöfe — wir haben bereits darauf hingewieſen — ſtanden mit den höchſten ſtaatlichen Würdenträgern auf gleicher Stufe, ja hatten im Senat den Vortritt vor ihnen. Von altersher waren die hervorragendſten Bistümer nach den erzbiſchöflichen Sitzen von Gneſen und Lemberg, in Kleinpolen Krakau, in Großpolen Poſen, in Cujavien und Pommern Wladislav, in Maſovien Plotzk, im ruſſiſchen Gebiet Przemisl und Chelm, in Podolien Kamenetz. Der Adel war im Beſitze dieſer geiſtlichen Würden; ein langer Kampf wurde von ihm um das alleinige Beſitzrecht gekämpft; es war dieſer Kampf folgerichtig aus ſeinen Beſtrebungen hervorgegangen, alle Staatsgewalt in ſeiner Hand zuſammenzufaſſen.

So treu und gehorſam auch das Volk in allen Teilen an der römiſchen Kirche hing, ſo lernte es doch frühe und in dem Grade, als es ſiegreich ſeine Grenzmarken weiter und weiter ausdehnte, um ſo entſchiedener Duldung wider ſolche in ſeiner Mitte, die nicht Glieder der römiſchen Kirche waren. In der Übung dieſer in jenen Tagen ſo ſeltenen Chriſtenpflicht wurde das Volk weſentlich unterſtützt durch ſchöne und edle Züge des ſlaviſchen Weſens, das ſich nicht leicht zum religöſen Fanatismus aufſtacheln läßt. Wo wir in ſeiner Mitte auf derartige Äußerungen ſtoßen, werden wir leicht fremden Einfluß entdecken, von dem das Volk ſich auf Bahnen drängen läßt, die es von ſich aus kaum betreten haben würde. Zunächſt kamen die Polen in dieſer Beziehung mit den Juden in Berührung. Schon im neunten Jahrhundert zogen nicht wenige aus dem Chazarenreich von der unteren Donau herauf. Größere Verhältniſſe nahm die Einwanderung im elften und zwölften Jahrhundert vom Weſten her an, wo in immer ſtärkerem Grade die Juden von Rom

und der römischen Kirche bedrängt wurden. Der Zustrom aus Deutschland war ein so gewaltiger, daß bis zu dem heutigen Tage der polnische Jude in seinem verderbten Jargon die deutsche Sprache als hauptsächlichsten Bestandteil festgehalten hat. Handel und Geldwucher war vorzugsweise ihr Erwerb. Von den starken Bedrückungen, die überall von der römischen Kirche wider die Juden ausgeübt wurden, blieben sie auch in Polen nicht verschont, aber doch war der Druck gemildert; sie waren nicht Hörige der Fürsten, wie anderwärts, standen nur unter ihrer unmittelbaren Rechtspflege, konnten sich also nicht, wie die übrigen aus Deutschland Eingewanderten, auf das Magdeburger Recht bei ausbrechenden Streitigkeiten stützen. Zumal Kasimir der Große trat schützend für sie ein, selbst im Widerspruche mit den scharfen Maßregeln, welche durch die Dominikaner angeregt in der Kirchenversammlung zu Ofen (1279) wider die Juden in den Karpathenländern erlassen wurden. Nicht der Geist der Duldung allein leitete ihn und einen Teil seiner Nachfolger, besonders Sigismund I.; sie erkannten den Handelstrieb des rührigen Völkchens, das die Schätze des Landes erschloß und dessen aufgehäufte Reichtümer oftmals ihnen selbst nützlich waren. — Noch andere religiöse Elemente wurden im Fortgange der Erweiterung der Landesgrenzen Polen angeschlossen: die Besitzergreifung Podoliens hatte tscheremissische Tataren dem Reiche einverleibt, an der unteren Donau gehörten Mohammedaner zu Polen, in Litthauen noch Heiden.

Abgesehen von den verhältnismäßig wenigen Armeniern, die ebenfalls durch die Einverleibung Podoliens dem Polenreiche zugefügt wurden und deren Stellung zu dem Papste und der römischen Kirche noch nicht ganz geklärt war*), war der wichtigste und stärkste Anlaß zur Bethätigung duldsamen Sinnes gegen Andersgläubige im Reiche die mit dem Regierungsantritt der Jagellonen stattgefundene Aufnahme fast eines Dritteils der Anhänger des griechischen Ritus unter die Botmäßigkeit des pol-

*) Cromer, p. 500: „Armeni suis ritibus suaque lingua in sacris utuntur.. Non abhorrent ii tamen, sicut accepimus, a romana ecclesia et rom. pontifice; quin principatum ejus in universa Christi ecclesia agnoscunt."

nischen Königs als Großfürst von Litthauen. Das heidnische Litthauen war zwar durch Jagiello dem Christentum und der römischen Kirche zugeführt worden; an Litthauen lehnten sich aber, durch Eroberung unterworfen, eine Reihe von Provinzen an, deren Bewohner seit Jahrhunderten bereits so fest in ihrer Anhänglichkeit zur griechischen Kirche standen, daß die ihnen vorgesetzten Fürsten aus dem Hause Gedimin als Vorbedingung ihrer Herrschaft genötigt waren, zu dieser Kirche überzutreten. Die Metropole der griechischen Kirche, Kiew, war in das Gebiet Litthauens eingeschlossen; bei der Taufe Wladislaw Jagiellos sahen die erstaunten Katholiken in Krakau auch griechische Bischöfe in seinem Gefolge. Durch solches Zusammenleben lernte man in Polen und gewöhnte sich daran, die Zugehörigkeit zur römischen Kirche nicht als gleichbedeutend zu achten mit der Zugehörigkeit zum Christentum: ein bedeutsamer Fortschritt für jene Zeit. Durch die Übersiedelung der Metropolie von Kiew nach Moskau hatte die von dem Fürsten begünstigte Neigung für die Bildung einer eigenen Landeskirche der zu Litthauen gehörigen Griechen bedeutend an Boden gewonnen. Eine Synode im Jahre 1415, an der der Erzbischof von Polock, die Bischöfe von Czernigow, Luck, Wladimir, Przemjsl, Smolensk, Chelm, Turowsk teilnahmen, wählten nach dem Beispiel der Bulgaren und Serben einen eigenen Metropoliten, Gregor Zemblack, und wiesen ihm Kiew als Muttersitz an. Mit großer Teilnahme und auch Freude verfolgte man in Rom den Vorgang. Es wurde nicht die alte Feindschaft zwischen den beiden Kirchen betont; die Vorgänge auf dem Konzil von Konstanz (1414—1418) und Florenz (1437) beweisen das beiderseitige freundliche Entgegenkommen. Wenn auch der endgültige Erfolg den gehegten Erwartungen nicht entsprechen konnte, so waren doch schon die Versuche für das Volk von Polen-Litthauen, von wo aus die Bewegung ausgegangen, von der allergrößten Bedeutung, und die Nachwirkungen davon lassen sich noch im folgenden Jahrhundert an gar mancher überraschenden, ohne Beachtung dieser Vorgänge befremdlichen Erscheinung verspüren.

Anders war die Begegnung mit der fast gleichzeitigen hochgehenden Aufregung in dem benachbarten stammverwandten

Böhmen. Die heftigen Huſſitenkämpfe warfen ihre mächtigen Wellen auch nach Polen in Geſtalt von zahlloſen Flüchtlingen, welche um ihres Glaubens willen den durch die gewaltige Bewegung aufgewühlten heimatlichen Boden verließen und in der Fremde um gaſtliche Aufnahme baten. Die hellen Haufen flüchtiger Verbannten, die diesmal an den ſo gaſtfreien Grenzen Polens ſtanden und Einlaß begehrten, erſchienen nicht als Söhne einer mächtigen, daheim zu Rechte beſtehenden Kirche, ſondern als gefährliche Abtrünnige derſelben Mutterkirche, die in Polen zu Recht beſtand, als Feuergarben eines Brandes, der Böhmen faſt verzehrt hätte und nun ſeine Funken nach Polen ſchleuderte und hier mit der gleichen Gefahr die römiſche Kirche bedrohte. Gegen dieſe Frevler die entſchiedenſte Abwehr, die unerbittlichſte Verfolgung ſchon um der eigenen Sicherheit willen in Kirche und Staat. Die Kirche hatte mit ſcharfem Auge auch in Polen zuerſt die Größe der Gefahr gewittert. Es waren hauptſächlich zwei Männer, die in jenen Tagen den größten, aber wahrlich nicht ſegensreichen Einfluß auf kirchlichem und auf ſtaatlichem Gebiete ausübten und den alternden König (Wladislaw Jagiello) faſt ganz in ihrer Gewalt hatten: Zbigniew Olesnicki, Biſchof von Krakau, eine rückſichtsloſe, fanatiſche Perſönlichkeit, und Stanislaus Ciolek, Sekretär der Königskanzlei, ſpäter Biſchof von Poſen. Es iſt ein trübes Bild, das Caro von dieſen Männern entwirft, ähnlich, wie er angiebt, den Geſtalten, die drüben in Italien zu jener Zeit im Refektorium des Auguſtinerkloſters zu San Spirito von Florenz dem Boccaccio ihre liederlichen Geſchichten erzählen. Auf einer Provinzialſynode zu Leczyc einigte man ſich bald über zu ergreifende Maßregeln gegen die huſſitiſche Ketzerei; eine darauf folgende Adelsverſammlung nahm einen von Ciolek verfaßten Geſetzentwurf an, für den es nicht ſchwer war, die königliche Genehmigung zu erhalten.

Es iſt eine harte, bis dahin in Polen ungewohnte Sprache, wenn es in dieſem Erlaſſe lautet: „Nach reiflicher Beratung und Zuſtimmung unſerer Prälaten, Fürſten und Barone beſchließen wir und erklären dabei für einen feſten, bleibenden und unerſchütterlichen Erlaß halten zu wollen, daß in unſerem Königreiche Polen und in allen unſeren unterworfenen Landen jeder

Ketzer, oder auch nur mit ketzerischen Lehren Behaftete oder derselben Verdächtige, ebenso jeder, der Ketzer begünstigt, durch unsere Hauptleute und unsere Beamten überall im Lande wie ein Majestätsverbrecher ergriffen und nach Erfordernis gestraft werde. Alle die aus Böhmen unser Reich betreten, sollen festgenommen und einer Untersuchung inbetreff ketzerischer Lehrer von den vom apostolischen Stuhle dazu Berufenen unterworfen werden. Welcher Pole immer bis zum nächsten Himmelfahrtsfest (1424) nicht aus Böhmen zurückgekehrt sein wird, soll für einen überwiesenen Ketzer gehalten werden und den für Ketzern bestimmten Strafen verfallen. All sein bewegliches und unbewegliches Gut verfällt dem Staatsschatz, seine männliche und weibliche Nachfolge verliert ihr Erbrecht und ihre Würde und sein Geschlecht wird in Verruf erklärt und aller Vorrechte des Adels beraubt." *)

So unerbittlich die Sprache, so schwer die angedrohten Strafen wider die hussitischen Ketzereien auch lauteten, sie erwiesen sich doch nicht durchschlagend erfolgreich. Den freien Geist weckt die heilige Kraft des Evangeliums überall, daß er sich weder durch die stärksten drakonischen Erlasse einengen, noch auch seinen Bekenner je so tief sinken läßt, wider das Gewissen zu handeln. Die hussitische Bewegung hatte die slavische Volksseele in der Tiefe ergriffen; es lag in ihr ein Element, das Wiederhall im ganzen Stamm fand. Die beredte, zündende Sprache des böhmischen Predigers an der Bethlehemskapelle zu Prag hatte furchtlos arge Mißbräuche in der römischen Kirche aufgedeckt, die in allen Landen drückend gefühlt wurden; bibelkundig wiesen Hus und die ihm nachfolgten auf die fast vergessene Wahrheit des Evangeliums hin, ein Hahnenruf des Morgens in der Frühe, dabei er selbst noch in frommer Treue seiner römischen Kirche ergeben. Wie einen gemeinsamen Volkshelden versuchte ihn der böhmische und polnische Adel in Konstanz zu schützen**); die Flammen seines Scheiterhaufens leuchteten in dem Gemüte der beiden Völker grell

*) Kautz, S. 7.

**) Krasinski I, 63, wo auch die Stelle aus einem Briefe von Hus aus seiner Gefangenschaft angeführt ist: „Poloni tamquam strenues defensores veritatis dei opponerunt se saepius toti concilio pro liberatione mea. D. Wenceslaus de Leszna intrepidus et zelosus defensor."

auf, Ärgernis und befremdliches Staunen zunächst über eine Mutterkirche weckend, die mit solch einem Sohne also verfahren konnte, im weiteren Fortgang aber den ernsten Sinn in einzelnen Seelen anfachend, das Treiben der Kirche und die Forderungen des Märtyrers an der heiligen Schrift zu prüfen. Da und dort begegnen wir leisen oder vernehmlicheren Spuren hussitischer Thätigkeit im Lande. In Litthauen waren es zumeist politische Absichten, die den Großfürsten Witold, diese Riesen- und Reckengestalt des slavischen Volksgeistes, die Bewegung mit günstigen Augen ansehen ließ. Es wird uns ein Richter in Posen genannt, der flüchtigen böhmischen Predigern Gastrecht in seinem Hause gewährte*), die Namen einer Reihe von hochgestellten Baronen, an ihrer Spitze der mächtige Wojewode Ostrorog**), sind uns aufbewahrt, die offen die Bewegung begünstigten. Ja, der herrschsüchtige Sbigneus mußte den 84jährigen, durch seine natürliche Gutmütigkeit und das Alter etwas stumpf gewordenen König Wladislaw Jagello mit dem Banne bedrohen, als er Hussiten in der Krakauer Vorstadt Kazimierz auf-

*) Salig II, 524.

**) Auf dem Reichstage von 1459 legte der hochbegabte und angesehene Mann seine Meinung über die kirchenpolitischen Verhältnisse seiner Heimat dar, die er dann in einem besonderen Werke „Pro reipublicae ordinatione" veröffentlichte, eine Schrift voll tiefeinschneidender Gedanken über das Verhältnis von Kirche und Staat. Von einem Manne seiner Stellung und seines Einflusses im Lande ist es doch eine gewaltige Sprache, um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts Behauptungen wie diese: Polen ist ein katholisches Land, aber es bewilligt dem Papst keinen uneingeschränkten Gehorsam, sein König ist niemandem unterworfen und hat nur Gott über sich. Es kommt uns nicht zu, an den Papst demütige und unterwürfige Sendschreiben zu richten, der König ist kein Unterthan Roms; Demut ist nicht schlecht an sich, aber wenn übertrieben und jemandem erwiesen, dessen Macht sich nur auf geistige Dinge bezieht, dann wird sie schuldig. Christus hat weltliche Dinge dem apostolischen Stuhle nicht unterworfen, nach seiner eigenen Erklärung ist sein Reich nicht von dieser Welt. Die Priester haben dieselben öffentlichen Lasten zu tragen, wie alle übrigen Bürger. Der König hat die politischen Ämter zu verteilen, die Geistlichkeit nur über das Heil der Seelen zu wachen. Beklagenswert ist, daß italienische Anmaßung durch mannigfache Erpressungen Polen ausbeutet u. s. w. (Vgl. die ausführliche Darlegung bei Krasinski I, 94.)

genommen, um während der Osterzeit 1431 den Gottesdienst nicht zu entbehren, weil der fanatische Bischof die Hauptstadt mit dem Interdikt belegt hatte. Durch das ganze Jahrhundert hindurch können wir wie einen roten Faden die hussitische Bewegung in Polen bald da, bald dort verfolgen. Sie hat wesentlich dazu beigetragen, in weiteren Kreisen aufmerksam das Leben und Treiben der Geistlichen zu prüfen und mit dem Wandel der Männer zu vergleichen, die um der Wahrheit willen ihre Heimat verlassen und in strengem, sittlichen Wandel in der Nachfolge ihres Herrn leben wollten.

Nur in leicht umrissenen Strichen haben wir die Zeichen angedeutet, die langsam, wie um die Maienzeit im hohen Norden die Morgenröte am Himmel erscheint, auch für Polen den Anbruch eines neuen Tages im religiösen Leben der christlichen Völker verkündeten. Nur vereinzelte Laute von Zeitgenossen dringen zu uns wie Prophetenstimmen herüber. Es ist erklärlich. Das Volk in den unteren Schichten, in Unwissenheit und knechtischer Abhängigkeit niedergehalten, lebte schweigend dahin, kaum im Volkslied Atemzüge eines geistigen Lebens verratend, in den oberen Schichten treten nur erst die ersten, scheuen Versuche einer selbständigen, heimischen Litteratur zutage. Die die Feder in der fremden, lateinischen Sprache führten, waren meist treuergebene Diener ihrer Kirche und schrieben demgemäß unter ihren Augen und von ihrem Geiste beseelt. Wo denn doch üble Aussagen über den argen Verfall aus dem Munde derer verlauteten, die sich von der entarteten Mutterkirche losgesagt, da war die einbrechende rückläufige Bewegung der folgenden Jahrhunderte mit scharfer Witterung emsig bemüht, den mißliebigen Laut zu ersticken. Nur hier und da ist ein solch ungünstiger Bericht, in einer entlegenen Bibliothek zu guter Stunde vergraben, dem Spürsinn der Jesuiten entgangen und tritt nun erst in anders gewordener, günstigerer Zeit aus seinem jahrhundertlangen Versteck ans helle Tageslicht. So dürftig und bruchstückartig auch

dieſe bis jetzt veröffentlichten Kundgebungen ſind, ſo legen ſie denn doch ſchon Zeugnis ab, daß das heraufkommende ſechzehnte Jahrhundert auch in Polen reichlich das allwärts angeſammelte Erbe des Mittelalters vorfand: das dringende Bedürfnis, ja die Notwendigkeit einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern. Wohl ſtellte Polen in ſeinen oben angedeuteten, eigengearteten Verhältniſſen der Durchführung einer ſolchen Reformation beſondere und auch erſchwerende Aufgaben; es wäre aber falſch, ſie als unüberwindliche Schwierigkeiten anzuſehen. Denn wer kann dem Geiſte Gottes verbieten zu wehen, wo er will, wer iſt im Stande, ihm eine Grenze der Wirkſamkeit zu ziehen?

In allen Landen der Reformation ſehen wir, daß es hochbegnadete Männer geweſen, die der Herr der Kirche berufen, das überkommene Erbe anzutreten. Wie ſiegreiche Heerführer haben ſie die Scharen der Gläubigen in das Heiligtum des Wortes Gottes eingeführt und ihnen darin als das koſtbarſte Kleinod der Reformation das alleinige Heil in der Gnade Gottes durch Jeſum Chriſtum gezeigt. Hat Polen dieſer Mann gefehlt? Iſt unter ſeinen mannhaften Söhnen kein Held aufgetreten, bereit auf den Ruf des Herrn zu antworten: „Hier bin ich, ſende mich!“?

2.

Familie und Jugend.

Bei Petrikau verlaſſen wir den eiſernen Schienenweg, der heutzutage die alte Hauptſtadt Maſoviens, Warſchau, mit Wien verbindet. Gewaltſam widerſtehen wir der Lockung, einen Gang in die an hiſtoriſchen Erinnerungen ſo reiche Stadt zu machen, in deren Mauern mehr wie ein feſſelndes Blatt in die Geſchichte Polens eingeſchrieben wurde, denn hier haben in der blühenden Jagellonenzeit die meiſten Reichstage ihre oft ſo ſtürmiſchen, für ganz Europa bedeutſamen Sitzungen gehalten. Eine andere Aufgabe drängt uns landeinwärts. Wir beſteigen das am Bahnhof bereitſtehende offene Gefährt, und raſch geht es mit dem munteren Dreigeſpann tiefer ins Land hinein, nach dem etwa ſechs Meilen entfernten Städchen Lask. Durch echt polniſche Landſchaft geht wie im Fluge die Fahrt. Die weite Fläche, etwas wellenförmig, iſt wohlangebautes, fruchtbares Gebiet; da und dort am Saume des Horizontes zeigt ſich noch lichtes Gehölz, aber immer weiter vor der Pflugſchar zurückweichend, von der der Anſiedler reicheren Ertrag dem Boden abzugewinnen hofft. Man begegnet nur wenigen Bewohnern, ſelten nur geht die Straße durch ein Dorf. Ungeſtört können die Gedanken ihren Weg ziehen; ſie eilen bei dieſer Fahrt ein paar Jahrhunderte zurück und verſuchen die vergangenen Tage für einen Augenblick in den vorliegenden Rahmen zu bannen. Damals bot die jetzt im Juliſonnenſchein ſo lachende und von fleißiger Hand wohlbeſtellte Gegend denn

doch einen anderen Anblick dar. In jener Zeit herrschte noch der Wald vor und fast noch in unberührter, ursprünglicher Wildheit, schwer nur zugänglich dem kühnen Jäger, der aber seinen Mut in den dunklen Forsten durch die herzerfreuende Jagdbeute gar manches kostbaren, nun längst schon verschwundenen Wildes belohnt sah. In den reichlichen Waldsümpfen lagerte in großer Menge das Wildschwein, längs dem Saum der Heide zog der Bär und labte sich an dem wilden Honig, der in verlockender Menge aus den Baumstämmen troff. Auf dem dürftigen, gar roh behandelten Ackerlande stieß man ab und zu auf Ansiedelungen, armselige Hütten, kaum viel mehr als Erdhöhlen, aus Lehm mit Stroh gedeckt, in denen gedrückt unter schweren Lasten und Fronden der Kmete sein freudloses, kümmerliches Dasein hinbrachte, scheu und unterwürfig seinem Herrn, dem er oft weniger galt als der kostbare Biber, dessen Bau er sorgfältig zu hüten hatte, oder als der zur Jagd begehrte Falke.

Das sind uns Kindern des neunzehnten Jahrhunderts trübe Bilder, bei denen der Blick nicht gerne haftet. Die flinken Pferde haben uns auch schon dem Ziele nahe gebracht. Kurz vor Lask ähnelt der Boden einer Dünenlandschaft, freilich ohne den labenden Blick auf das Meer: weithin laufen Sandhügel in das angebaute Land, nur von schwachem Anwuchse bedeckt. Nun fahren wir in den Flecken, dessen unscheinbare Erscheinung uns nach seinem Stadtrecht fragen läßt. Den gewöhnlichen Reisenden kann da nichts fesseln. Dieselben paar breiten Straßen wie auch wohl anderswo in Polen, eigentlich nur die an dieser Stelle mit kleinen, einfachen Häuschen auf beiden Seiten eingesäumte Landstraße, an zwei Stellen zu großen, weiten Plätzen sich ausbauschend. Der eine, freie Platz ist der Markt, umfangreich, um an bestimmten Tagen gleichsam eine zweite Bevölkerung des Städtchens an Menschen und Vieh zu herbergen, die weither vom Lande hereinströmt zu kaufen und zu verkaufen, was der einfache Lebensunterhalt bedarf, in der Zwischenzeit aber eine öde, einförmige Fläche, unsagbar schmutzig in der Regenzeit, ebenso unsagbar staubig in den heißen Sommertagen. Der langweilige Platz hat uns, die wir gerne alten, historischen Erinnerungen lauschen, nichts zu sagen; um so mehr der andere.

Es ist der Kirchplatz. In seiner Mitte der alte, stark verwitterte Bau, unter all' den farblosen Häuschen des Tages wie ein ehrwürdiger Ahne, zu dem gerne eilt, wer die vergangenen Tage liebt. Es ist auch lauschig da. Das hölzerne Gitterwerk nach dem Platz hin ist zwar morsch und vielfach schadhaft, aber gegen solche Verwahrlosung hat sich bald der Blick im heutigen Polen abgestumpft. Aus dem wilden Graswuchs der Einfriedigung steigen ein paar prächtige, uralte Bäume auf, die Kirche wie zum Schutze einschließend. Dem wohl etwas plumpen, wenn auch nicht in allen Teilen unschönen Bau sieht man an, daß er bessere Zeiten erlebt, als seine jetzige Umgebung, ja das in der Mauerfläche eingefügte alte Wappen unter dem Zeichen der Inful verrät dem Kundigen, welch' hohe Ehre und bedeutsame Rechte einst dieser Kirche eingeräumt waren. Das Wappen weist ein altes, hochangesehenes Baronengeschlecht nach, dem die Kirche wohl Ursprung und solche Auszeichnung dankt. Es ist das Wappen Korab, ein mittelalterliches Schiff mit hochaufsteigendem Hinterteil darstellend, als Ladung eine Art Wartturm tragend, von dessen Höhe aus weithin offener Blick über Land und Meer ist. Bald haben wir den polnischen Priester, dem der Dienst hier anvertraut ist, ausfindig und willig gemacht, seine Kirche dem Fremdling zu zeigen: er freut sich, an seinem weltvergessenen Ort einem Reisenden als Führer zu dienen, der wie er selbst Lust hat an den alten Schätzen, die er in seinem Heiligtume hüten darf. Der Gang lohnt. So seltsam sticht von der Armut der Bewohner der Reichtum im Innern ab; man glaubt sich in eine berühmte Kirche Italiens versetzt. Hier die reichen Altargefäße aus Silber und Gold kunstvoll gefertigt, dort gar ein schönes Gemälde, und der Priester zeigt sich noch willig, den beweglichen Rahmen zu wenden und dahinter der Kirche größtes Heiligtum zu zeigen, ein schön gearbeitetes Marmorrelief, Jahrhunderte hindurch ein hochgehaltenes wunderthätiges Bild, zu dessen Heiligenschrein Tausende und Abertausende von Pilgern bis aus Deutschland herüber in lichten Haufen gewallfahrtet kamen, vermeintlichen Nutzen für ihr Seelenheil von den vielen päpstlichen Dekreten erhoffend, die das Heiligtum wie Glorienschein umgaben, oder gar in frommem Wahn Heilung von mancherlei Gebresten von der wunderthätigen

„lieben Frau zu Lask", die so hold da auf die Menge herabblickt, begehrend.

Dem Priester war es schon etwas auffällig, daß der Fremdling ohne Kniebeugung an all' den Heiligtümern vorüberschritt, immer nur nach dem alten, berühmten Primas fragend, der einst das wunderthätige Kunstwerk aus Rom von einem Papste zum Geschenke erhalten und der heimatlichen Kirche damit zu so vielem Glanze und Reichtum verholfen. Aber noch überwog das eigene historische Interesse des Priesters alle sich erhebenden Bedenken vor dem Ketzer, und wir stiegen in lebhafter Unterhaltung hinauf in das alte Archivzimmer, eine staubige, von dicken Weihrauchdünsten, die sich seit Jahrzehnten und Jahrhunderten aus der Kirche in diesen ungelüfteten Raum zurückgezogen, durchzogene Rumpelkammer, der Fußboden mit eisernen Truhen, hölzernen Kisten bestellt, „Urväter Hausrat", für den Forscher ungehobene Schätze, die mit ihren päpstlichen Insiegeln gar begehrlich einen anblickten. Ein paar flüchtig angesehene alte Rollen enthielten nichtssagende päpstliche Vollmachten an die berühmte Kirche. Die Frage nach Schriftstücken von dem Neffen des Primas blieb unbeantwortet; der Priester wußte von ihm nichts. Nun mußte mehr von ihm verraten werden, daß er Bischof gewesen und dann Protestant geworden und nach hohem, im Auslande erlangtem Ansehen in der alten Heimat schier zum Reformator Polens sich aufgeschwungen habe. Das war zu viel für den treuen Sohn seiner Kirche. Nur das Versprechen, selbst nach Lebenszeichen von dem Abtrünnigen zu suchen, konnte noch erlangt werden. Jahre sind seitdem verstrichen, trotz Nachfrage ist aber das Versprechen nicht eingelöst. Es mag übrigens dahingestellt sein, ob in den alten Schriftstücken, die so kunterbunt seit Jahrhunderten dort im Staube begraben liegen, irgendeine nennenswerte Kunde von unserem Helden aufgefunden werden kann.

Es blieb noch ein anderer Gang in Lask zu thun übrig, alte Spuren unseres Helden vielleicht aufzufinden.

Nicht ohne Mühe wurde ein Jude, deren es selbstverständlich in dem polnischen Landstädtchen recht viele giebt, ausfindig gemacht, der sich noch aus seiner längst vergangenen Knabenzeit der

Überreste eines alten Schlosses in der Nähe entsann. Draußen vor dem Städtchen haben wir mit seiner Hilfe die Stelle gefunden. Von Ackerland umgeben zeigt sich in einem dürftigen, verwilderten Obst- und Gemüsegarten eine sehr alte Baumreihe, die auf eine einstmalige Allee in einem groß angelegten Parke schließen läßt. Der ursprüngliche Weg ist von Buschwerk und wildem Graswuchs überwuchert. Ein bescheidenes Häuschen dient dem Gärtner zur Wohnung. Nicht weit davon steht ein altes Gemäuer, jetzt als bequeme, feste Rücklage einer Vorratskammer für Kartoffeln und Feldfrüchte während des Winters dienend. Das Mauerwerk, 13 Ellen lang, 4 Ellen hoch, ist in großen Steinen aufgeführt, ein Unterbau, der einst einen mächtigen Bau getragen haben mag, heute nur noch der einzige, wehmütige Überrest der Stammburg des einst so hoch angesehenen polnischen Baronengeschlechts der Laski. Aber niemand in dem Städtchen wußte mehr etwas von der Familie; der Name selbst wäre verklungen und vergessen, wenn ihn der Ort selbst nicht festhielte. Es ist ein peinlicher Eindruck! Suchen wir ihn zu verdrängen durch den Bericht über ein berühmtes Glied der Familie, wie er sich uns aus weit von einander abliegenden, oft unendlich sparsam fließenden Quellen zusammengefügt hat.

Weithinauf, dorthin wo im blauen Duft der Ferne alle Gegenstände verschwimmen, verlegt die Sage den Ursprung der Familie Laski. Wir ließen uns einen Augenblick von ihr leiten; aber so oft wir einer Andeutung nachgingen, zumal wo sie mit größter Entschiedenheit nach England, als die Wiege des Geschlechtes hinwies, immer kamen wir nach einer Weile enttäuscht zurück. Was der unzuverlässige Damalewicz*) im trockensten Chronikenstil bietet, entbehrt jeglichen geschichtlichen Anhaltes. Dieser katholische

*) Der noch ungedruckte Bericht findet sich in der Handschriftensammlung der Petersburger Kaiserlichen Bibliothek (Q. I, nr. 47): Stephan Damalewicz, Historia imaginis B. V. M. miraculosae in oppido Lasko in Palatinatu Siradiensi in Polonia 1663.

Berichterſtatter aus dem ſiebzehnten Jahrhundert läßt — freilich ohne jede Quellenangabe — den Ahnherrn des Hauſes, einen Indelbertus Laski, mit Wilhelm den Eroberer aus der Normandie an die angelſächſiſche Küſte gelangen und als Lohn für ſeine reckenhafte Tapferkeit in der Schlacht von Haſtings (im Jahre 1066) mit dem Schloſſe Pounfret und mit dem Gebiete von Blackburnſhire beſchenket werden. Seinen Großſohn Heinrich macht die ſagenhafte Quelle zum Stifter der Abtei Chriſtal. Ein weiterer Nachkomme — ſo plaudert dieſelbe geſchwätzige Quelle —, Albert Laski, Baron von Haulton und Connetable von Cheſter, mußte England verlaſſen, weil er den König Johann des Mordes an ſeinem königlichen Neffen bezichtigte. Der Flüchtling wandte ſich nach Polen, woſelbſt er mit offenen Armen von dem mutigen, unternehmungsluſtigen Boleslaw Krzywouſty aufgenommen wurde*). Dem Ahnherrn in England ähnlich, habe der Ankömmling ſo ſehr durch Tapferkeit ſich ausgezeichnet, daß er in ſeinem neuen Heimatlande mit reichen Gütern belehnt wurde. Schon ſein Großſohn Robert wird zum Kaſtellan von Sieradz geſtempelt, einer der höchſten Poſten des Landes, deſſen jeweiliger Inhaber die Rechte des Fürſten in dem betreffenden Gebiete zu verwalten hatte. Hier in Polen — ſo ſagt Damalewicz — wurde dann auch das uralte Wappenbild verändert. Aus ihrer Normannenheimat hatte die Familie das heraldiſche Zeichen eines Löwen mit nach England gebracht; der wich von nun an dem „Schiff", auf dem der von England flüchtende Ahnherr glückbringende Fahrt nach den gaſtfreien Geſtaden Polens gemacht.

Dieſe Nebelgeſtalten ſagenhafter Vorfahren verſchwinden im Tageslichte beglaubigter Urkunden. In ihnen taucht — meines

*) Kaum lohnt es ſich, die Haltloſigkeit der Petersburger Handſchrift im einzelnen nachzuweiſen. Ein flüchtiger Blick auf die auftauchenden hiſtoriſchen Namen zeigt, wie ſehr die Sachen untereinandergeworfen ſind. Bei dem König Johann iſt nur an den treuloſen, grauſamen „Johann ohne Land" zu denken, der etwa 1213 ſeinen unglücklichen Neffen Arthur umgebracht haben ſoll; Boleslaw Krzywouſty dagegen ſtarb bereits 1139, und nun erzählt die Handſchrift ſogar, daß Robert Laski bereits 1081 Palatin von Siradien und ſein Sohn Robert 1143 Biſchof von Krakau geweſen ſei.

Wissens als der erste des Geschlechtes — auf Johannes, wegen seiner Körpergestalt „der Kleine" genannt, Bischof von Krakau, der 1392 nach vielen Heimsuchungen, die er geduldig ertragen, starb*). Als ein gelehrter Herr wird der Bischof gerühmt, neben bedeutendem theologischem Wissen zeichnete er sich als ein angesehener und von seinem Könige Ludwig hochgeschätzter Arzt aus und sein Bistum hatte sich vieler Vorteile von seiner Seite zu rühmen. Sein Bruder Albert überlebte ihn um ein Vierteljahrhundert. Er war Erbherr von Lask und Krowicz, von 1391 bis zu seinem Tode 1417 Kastellan von Leczyc (Ladensis)**). Er starb in seiner festen Burg Smarszew; sein Sohn hat ihn in der Familiengruft bei den Minoriten in Kalisch beerdigt. Vermählt war er mit Katharina, der adeligen Tochter des Bannerträgers von Sieradz; auf seinen Sohn Johann (1393—1451) ging die hohe Würde des Schwiegervaters über. Als solcher hatte Johann Laski das Banner dieses Palatinates in der Schlacht zu tragen, ein gefahrvoller Ehrenposten, den der mutige Mann in den unruhigen Tagen Wladislaw III. und Kasimirs oftmals inne gehabt haben mag. Unter ihm ward das bei dem Stammschloß Lask gelegene Dorf in eine Stadt umgewandelt (1422). Nach dem Tode seiner Frau Anna (1448) machte sich der streitbare fromme Held, bereits ein starker Fünfziger, auf eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe. Als miles Jerosolimitanus kehrte er zurück; auf der Heimfahrt wurde er in Nicomedien krank und verlor das Augenlicht. Blind brachte man ihn noch bis Lask, wo er bald darauf starb; seine vier Söhne Andreas, Johannes, Matthias und Peregrinus haben den Vater in der Kirche zu Lask beerdigt (1451).

Noch ehe der Vater seine Pilgerfahrt angetreten, hatte er seinen Sohn Andreas mit Barbara aus dem adeligen Hause Rembieszow (Randyeszow) vermählt. Außer ein paar Töchtern,

*) Pomniki III, 264. 371.

**) So nach der mir handschriftlich vorliegenden Genealogia familiae Laski de stemmate Korab, oriundae ex oppido Lask in antiquo Palatinatu Siradiensi sito, titulo Comitum in eodem Lask condecoratae conquisita et extracta ex actis terrestribus et castrensibus. Vgl. auch Herbarz VI 207.

von denen aber nur leise Spuren, kaum mehr als Mutmaßungen, auf uns gekommen sind, entsprangen dieser Ehe vier Söhne. Der älteste, nach dem Vater Andreas geheißen, war Custos von Gnesen, Krakau und Cujavien und hatte ein Kanonikat in Posen. Als er 1512 starb, wurde er von seinem Bruder in der Kathedralkirche zu Gnesen beerdigt. Dieser sein Bruder Johannes, 1456 auf dem Stammschlosse in Lask geboren, erlangte die höchste geistliche Würde in Polen und starb als Erzbischof von Gnesen 1531. Wir werden in der Folge oftmals auf ihn zurückzukommen haben. Von dem jüngsten Bruder Michael, der früh gestorben zu sein scheint, ist nichts zu melden. Für uns in den Vordergrund tritt sein älterer Bruder Jaroslaw, der Vater unseres Helden. Er war Erbherr auf Lask. Von 1492—1506 finden wir ihn als Tribun von Sieradz, in welche Stelle sein jüngerer Bruder einrückte, als er selbst Palatin von Leczyc ward. Elf Jahre später ist er Palatin von Sieradz, in welcher Würde er 1523 starb. Als Palatin oder Wojewode war er Anführer der Truppen seines Bezirkes im Kriege; in Friedenszeiten berief er den Provinzialrat des Adels zusammen, bei welchen Versammlungen er den Vorsitz hatte und Recht sprach. Er hatte den Preis der Kaufwaren zu bestimmen, ihm war die Aufsicht über Maß und Gewicht gegeben, die Juden des Bezirkes standen unter seiner Obhut*). — Verheiratet war unser hochangesehener Wojewode (der von Sieradz nahm in der Rangfolge der 31 Palatine des Landes im Senat die siebente Stelle ein) seit 1493 mit Susanna von Bakowa-Gora aus der Familie Nowina oder Ptomicnczyk**). Das Ehepaar hielt sich meist auf der väterlichen Burg in Lask auf, wo auch wohl die meisten Kinder geboren sind. Drei Söhne und vier Töchter entsprangen dieser Ehe. Der Töchter Spuren sind fast verblichen; am Lebensabend unseres Johannes sehen wir einige Neffen den heimgekehrten Oheim begrüßen. Von dem mittleren der drei Söhne handelt unsere Erzählung.

* * *

*) Cromer, S. 507.

**) Acta Cap. Gnesn. I, 49.

Johannes a Lasco erblickte das Licht der Welt auf der Stammburg seiner Väter, wahrscheinlich um das Jahr 1499*). Hier im schöngelegenen Schlosse verbrachte der Knabe im Zusammenleben mit den Eltern, im Umgang mit den Geschwistern seine Kindheit. In großer Scheu und Ehrfurcht vor Vater und Mutter wurde die polnische Jugend jener Tage erzogen. Es galt als eine Auszeichnung, längere Zeit bei den Eltern verweilen zu dürfen; zumeist waren die Kinder in solchen großen Häusern auf ihre besonderen Zimmer und auf die Obhut von Wärter und Erzieher angewiesen. Nicht selten konnte man auf den Gütern neben dem Herrenhaus, dem eigentlichen Schloß, ein besonderes Gebäude sehen, das für die Kinder zum Wohnen diente und von wo aus sie wie zum Besuche nur zu ihren Eltern kamen.

Die ersten Lebensjahre mögen für die Kinder still und in frischem, fröhlichen Landleben verstrichen sein. Ging es auch im

*) Mit voller Entschiedenheit läßt es sich nicht sagen, wenn auch mit größester Wahrscheinlichkeit. In dem sogen. Matthias Drzewickischen Notizbuch, das in dem Kathedralarchiv zu Gnesen aufbewahrt wird, steht als Geburtsjahr eingeschrieben 1496. Die kleine Notiz in dem Hausbuch des unmittelbaren Nachfolgers Laski auf dem erzbischöflichen Stuhle hat etwas Bestechliches. Drzewicki hatte Gelegenheit genaue Nachrichten über seinen abtrünnigen Dekan einzuziehen; die gewonnenen drei Jahre würden bei der Berechnung seines Universitätsbesuches 1513 besser stimmen, auch wenn er 1521 bereits als Delegat des Metropolitan-Domkapitels von Gnesen an der Provinzialsynode zu Petrikau teilnimmt. Aber diese jungen Jahre bieten um jene Zeit keine unübersteigliche Schranke und wir müssen wohl trotz der brieflich gemachten, gewichtigen Einwendungen des mit der Geschichte der Gnesener Geistlichkeit vertrautesten Forschers, Domkapitular Lizent. Korytkowski, bei dem herkömmlichen Datum bleiben. Die später zu erwähnenden Synodal-Protokolle von 1560 sagen ausdrücklich, daß Laski im Alter von 61 Jahren gestorben. Eine in meinem Besitze befindliche Denkmünze mit seinem Brustbilde läßt ihn gar erst 1557 56 Jahre alt sein, ganz gewiß ein Irrtum. (Vgl. den Abdruck bei Raczynski I, 169.) Die gewöhnliche Annahme, die ihn in Warschau geboren sein läßt, ist wahrscheinlich hinfällig. Wiederholt in Warschau gemachte Nachforschungen haben mich keine Spur der Bestätigung entdecken lassen. Die Taufakten in Lask enthalten um jene Zeit keinen Eintrag aus dem Schlosse, vielleicht weil der Oheim die Taufe vollzogen und sie dann in Gnesen oder Posen hat eintragen lassen. Soll ein anderer Geburtsort nun einmal gesucht werden, so würde er eher noch in Krakau als in Warschau zu suchen sein.

Herrenhaus bei der großen Gastfreundschaft des Landes, bei den zahlreichen Geschlechtsgenossen und der hohen Stellung, die das Familienhaupt einnahm, oft laut und lärmend her, so drang doch davon wenig in die Räume der Kinder, die von dem Geräusch und der Zerstreuung des geselligen Lebens ferne gehalten wurden. Frühe begann die Unterweisung der Kinder. In den Städten waren Schulen oder man sandte die heranwachsende Jugend in die nächste Klosterschule; der wohlhabende Adel nahm einen jungen Priester oder einen Erzieher ins Haus, dem dann die ganze Leitung anvertraut wurde. Die Unterweisung der adeligen Jugend war eine sorgfältige in jenen Tagen. Zumal auf die Erlernung der lateinischen Sprache wurde viel Fleiß verwandt, die Knaben und Mädchen nahmen gemeinsam daran teil und erlangten beide Geschlechter eine solche Fertigkeit darin, daß sie sich mit Leichtigkeit im mündlichen und schriftlichen Verkehr dieser fremden Sprache bedienten, die ihnen heimischer und vertrauter war als der Laut der Muttersprache.

Selten kamen die Kinder, so lange sie klein waren, aus der elterlichen Burg. Sie lebten da in ihrer Welt abgeschieden für sich; eine Berührung mit den Leuten draußen fand kaum statt. Der Gang zur Kirche, wenn sie in die Jahre kamen, dahin mitgenommen zu werden, führte sie zuerst in das Städtchen, an den fremden Leuten vorüber. Dann fiel auch für sie die Zugbrücke am Burgthor, und über den Wall und Graben, der die elterliche Burg vor jedem plötzlichen Überfall schützte, ging es hinaus in die fremdartige Welt. Mit einem Graben war das Städtchen ebenfalls gegen Überfall geschützt. Bei solch einem Kirchgang hatten die Kinder früh Gelegenheit, die armselige Lage der Bewohner zu sehen, die aus ihren elenden Hütten heraustraten, wenn die Söhne des Schloßherrn vorübergingen, und in tiefer Unterwürfigkeit grüßten. Hier waren es die armen, scheuen Kmeten, Bauern, die ohne Eigentum von Grund und Boden doch mit einem gewissen Erbrecht an ihren Hof zu Zins und Dienst an ihren Grundherrn verpflichtet waren, dort die in noch gedrückterer Lage dahinlebenden Hörigen des Gutes, kleine Handwerker und Dienstmannen, die dem Herrn als Brauer, Bäcker, Drechsler, Ziegelstreicher, Waldhüter, Hunde- und Pferde-

knechte u. ſ. w. jeder Zeit zur Hand ſein und außerdem noch ſchwere Fron zahlen mußten.

Von den elenden Erd- und Holzhütten des Städtchens hob ſich prächtig die ſteinerne Kirche ab, ein faſt befremdlicher Schmuck in der armen Umgebung, ja ſelbſt das Herrenhaus in ſeiner äußeren Erſcheinung überragend. Es konnte nicht ohne frühen und nachhaltigen Eindruck auf das fromme Kindergemüt bleiben, zu bemerken, wie hochgehalten das Heiligtum des Gotteshauſes war, mit welcher opferwilligen Sorgfalt ſich die Familie die Ausſchmückung der Kirche angelegen ſein ließ.

Der Großvater Andreas, ſo wurde den aufmerkſam lauſchenden Kindern erzählt, hatte ſchon vor länger als einem halben Jahrhundert eine ſteinerne Kirche, der heiligen Anna geweiht, an der Stelle gebaut, wo früher ein kleines, armſeliges Kirchlein des heiligen Michael geſtanden. Noch größere Opfer und auch Kunſt verwandte auf die heimatliche Kirche ſein Sohn, der Onkel Johann, gerade in jener Zeit. Mit ſeinem regen Familienſinne, mit ſeinem warmen Heimatgefühl ruhte er nicht, bis er der Kirche ſeiner Kindheit erhöhten Glanz und Ruhm verliehen. Er ſetzte es 1506 durch, daß der Erzbiſchof von Gneſen bei der Kirche ein Kollegiatſtift gründete. Sobald er ſelbſt Erzbiſchof geworden und von ſeiner Romfahrt zurückgekehrt war, ließ er zum Teil von italieniſchen Baumeiſtern in Krakau die Kirche um- und ausbauen. Der Neubau erhielt den Namen Kirche der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria und des heiligen Michael. Als größtes Heiligtum, außer manchen anderen Reliquien und wertvollen Gefäßen, übergab er ihr die in weißem Marmor ausgeführte Statue der Maria, die ihm, dem treuen Katholiken, der Papſt Klemens VII. geſchenkt hatte und von der es bald — wir haben es bereits gehört — in der abergläubigen Umgegend ruchbar wurde, daß ſie wunderthätig ſei und hilfloſe Kranke durch ihre Berührung geheilt würden. Nicht zum Schaden für Lask. Denn viele Jahrzehnte hindurch wallfahrtete man aus weiter Umgegend nach der Statue, die heute nur wenig noch beſucht und um Hilfe angegangen wird, verſteckt wie ſie da iſt in dem weltvergeſſenen Flecken, und dazu noch hinter dem Altarbild verborgen, daß ſie nur dem Kundigen ihre nicht unſchönen Züge zeigt. Gar manche

andere fromme Stiftung des Onkels, wie jene kostbare Monstranz, konnte dem Knaben in fortwährendes Gedächtnis die treue Anhänglichkeit der Seinen zur Kirche rufen. Bis an sein Ende bewahrte der Erzbischof diese opferwillige Liebe. Noch während der Neffe den Umgang mit Erasmus genoß, erweiterte er das vor zwei Jahrzehnten gestiftete Kolleg zu einem solchen für Prälaten und Kanoniker. In der Kirche pflegte unser Johannes die ersten Träume und Gedanken in seinem frommen Knabengemüte, daß auch er, für die geistliche Laufbahn von den Seinen bestimmt, dermaleinst für die Kirche seine Kräfte willig Gott darzubringen habe und damals auch in kindlicher Lust bereit war, es in den Wegen seiner Väter zu thun. Denn in anderen Formen und Weisen konnte er sich keinen Gottesdienst denken; der füllte seine jugendliche Seele völlig aus. Es zog wohl schon ein anderer Luftzug durch manchen Kirchenraum auch in Polen wie der leise verklingende Ton einer Äolsharfe; wir haben aber keine Andeutung gefunden, daß der wundersam ergreifende Ton auch bereits in der Heimatkirche des Kanzlers in Lask an das Ohr des Knaben gedrungen sei, der z. B. in dem Schreiben des Bernhard von Lublin an Simon von Krakau noch vor der Zeit verlautete, als Luther seine Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg angeschlagen, daß man nur dem Evangelium zu glauben habe und alle menschliche Satzungen auch aufgehoben werden könnten.

Nur ihre Kindheit verbrachten die Knaben in ländlicher Zurückgezogenheit auf dem Stammschloß zu Lask. Vielleicht schon seit der Krönung von König Sigismund (1507), oder aber erst seitdem der Oheim Erzbischof von Gnesen geworden (1510) nahm derselbe seine Neffen in seine erzbischöfliche Residenz nach Krakau zu sich, ihnen da meist unter seinen Augen eine höhere Erziehung angedeihen zu lassen*). Mit großer Liebe hing der Erzbischof

*) Walewski (p. 358): „Wyszedłszy z let pacholęcych, które w domu swych rodzyców spędzili, byli oddani nadwór kanclerza i prymasa

an seiner Familie, zumal an seinem Bruder, dem Palatin von Sieradz und seinen talentvollen, hochbegabten Söhnen. Gerne ließ der Vater dem Reichskanzler und dann Erzbischof freie Hand in der Erziehung seiner Söhne. Der Erzbischof gehörte in jenen Tagen zu den berühmtesten Persönlichkeiten am polnischen Hofe. Große Verdienste um sein Vaterland hatten ihm die hohe Stellung als Primas des Reichs verschafft und er füllte diese Stellung wie ein Kirchenfürst und hervorragender Staatsmann in glänzender Weise aus. Schon König Kasimir begehrte den Schreiber und Kanzler seines Reichskanzlers in seinen unmittelbaren Dienst, ebenso auch, aber gleichfalls zunächst vergebens, König Johann Albrecht. Einzelne Gesandtschaftsreisen konnte Laski nicht ablehnen. Er war in Rom, als die Truppen Karls VIII. daselbst einrückten (1494), und ein zweites Mal bei dem großen Jubiläum (1500); ebenso sehen wir ihn 1497 in Brüssel. 1502 wird er oberster Sekretär des Königs, im folgenden Jahre schon Reichskanzler. Wir können dem bedeutenden Manne nicht in alle die Arbeiten nachgehen, durch die er sich in dieser Stellung so hohe Verdienste um König und Vaterland erworben, bis er, im Alter von erst 54 Jahren, die höchste Stelle im Reich erlangte.

Es tritt uns in ihm das fesselnde Bild eines einflußreichen Kirchenfürsten damaliger Zeit entgegen. Seine Bedeutung liegt viel mehr auf staatlichem, wie kirchlichem Gebiete. Er waltet seines hohen Amtes mit großer Klugheit und allezeit von warmer Vaterlandsliebe beseelt. In seinen Handlungen läßt er sich in erster Linie von seinen Anschauungen als Pole leiten. So giebt er seinen Rat dem König, so erhebt er seine mächtige Stimme im Senate, auf den einzelnen Landtagen. Die Kirche ist ihm nicht gleichgültig, gewiß nicht. Er ist und will sein polnischer Katholik; fest und treu hängt er an seiner Kirche und auch an ihren so großen Irrtümern, so abergläubigen Bräuchen jener Tage, während seine Standesgenossen in Rom dafür das gleiche mitleidige Lächeln haben, wie für die Wahrheiten des Evangeliums. Es ist nicht nur Klugheit, die ihn für seine Ausgabe der Staats-

---

mieszkającego wówras w Krakowie, ktory chciał zbliska czuwać nad ich początkowém rozwijaniem sie zdolności umysłowych."

geſetze ein gutheißendes, päpſtliches Breve ſich erwirken läßt; er will nichts gethan haben, was dem Papſt mißfällig ſein könnte*). Ebenſo wenig iſt es bei ihm Nachahmung herkömmlichen Brauches, er iſt wirklich der frommen Meinung, in geweihterem Boden zu liegen, wenn er ſich Erde von Jeruſalem und von dem Grabhügel des heiligen Gregorius mitbringt und ſie draußen vor der Kathedralkirche in Gneſen an der Stelle aufſchütten läßt, wo einſtmals ſeine Gebeine ruhen werden. Mit wirklicher Andacht nimmt er die Reliquien in Empfang, die man ihm in Rom verehrt: er hat für ſolche Gabe keinen geiſtreichen Scherz zur Hand. Er läßt ſie ſich nicht gefallen, um mit ſolchem Gaukelſpiel eine abergläubige Menge auszubeuten und reichen Gewinn für den eigenen Seckel zu ziehen; er trägt ſie als koſtbare Andenken heim und iſt als der erſten einer bereit ein Knie vor dem Heiligtum zu beugen**). Mit allem Eifer tritt er für die Rechte ſeiner Kirche ein und will ſie vor dem Gift falſcher Lehre ſchützen. Sein frommer, duldſamer, ſlaviſcher Sinn bewahrt ihn vor dem Wahne, als ob ein ſolcher Schutz in dem Scheiterhaufen liege, der den Leib des Ketzers verzehrt.

Als ein polniſcher Kirchenfürſt lebte der Erzbiſchof auf großem, glänzendem Fuße. Es iſt ein reichhaltiges Verzeichnis von Koſtbarkeiten, das er in einem Teſtamente Freunden und Verwandten vermacht***). Die lange Litanei läßt uns bald vergeſſen, daß es der Nachlaß eines Knechtes iſt, deſſen Meiſter, ärmer wie Fuchs und Vogel, nicht hatte, wo er ſein Haupt niederlegen ſolle. Seine Stellung nötigte ihn, nicht nur in Gneſen Hof zu halten; auch in Krakau hatte er ſeine Reſidenz, in der die Höchſten des Reiches aus- und eingingen.

Hierher ließ er ſeine drei Neffen überſiedeln, als die Jahre

*) Vgl. Theiner II, 362; woraus ſich ergiebt, daß der Erzbiſchof das Lateranenſiſche Konzil nicht verlaſſen, ohne von Leo X. die Abſolution für alle etwaigen Verſehen erhalten zu haben, die in dieſer Geſetzesſammlung vorgekommen ſein mögen.

**) So hat er auch von ſeiner Romfahrt 1515 für die Beſucher der Kathedralkirche bei Beobachtung beſtimmter Vorſchriften weitreichende Indulgenzen erwirkt. Siehe Theiner II, 564.

***) Vgl. Zeißberg, S. 708 f.

kamen, daß sie eine höhere Erziehung empfangen mußten, um sie für die Laufbahn tüchtig zu machen, die er in Beratung mit ihrem Vater für sie auserwählt. Hieronymus und Stanislaus waren für einen staatsmännischen Beruf bestimmt, während unser Johannes, wie es scheint auch des Oheims Liebling, für eine kirchliche Laufbahn von früh an auserwählt war. Wir haben keinen leisesten Anhalt zu meinen, als ob widerwillig der Neffe sich solchem Rat unterworfen habe. In hohem Grade hatte die göttliche Gnade ihn zu dem köstlichen Berufe ausgerüstet, wenn auch in so ganz anderer Erfüllung als der Oheim, den man man nicht unverdient des Nepotismus beschuldigt, für ihn geträumt. Er mag oft in jenen Tagen auf den stillen, sanften Knaben mit seinen großen, frommen Augen wohlgefällig hingeschaut haben als auf den Erben nicht nur des Namens, sondern durch seinen machtvollen Einfluß nun auch dermaleinst seiner Stellung.

Es war ein starker Wechsel, zumal für ein empfängliches Knabengemüt, aus der Stille des Landlebens, aus der Abgeschlossenheit der väterlichen Burg mit einemmale in das geräuschvolle Krakau und in den Palast des hochangesehenen Erzbischofs versetzt zu werden. Krakau durchlebte damals seine Glanztage. König Kasimir der Große, der die Stadt so sehr geliebt, hatte sie bei seinem Regierungsantritt in Holz und Lehm gebaut vorgefunden, bei seinem Tode aber in Steinen gemauert hinterlassen. In dem abgelaufenen Jahrhundert hatte der Wohlstand der Stadt ungemein zugenommen, Hand in Hand damit eine fröhliche Schaffenslust in großartigen Bauten, die schönes Zeugnis von regem Kunstsinn ablegen, diesem Reichtum bleibenden Ausdruck zu leihen. Die so ganz anderen Verhältnisse der letzten Jahrhunderte haben nicht völlig diesen Ausdruck verwischen können. Auch heute noch fesselt die Stadt in ihren alten, hervorragenden Bauten, und der Kundige entdeckt noch gar manchen Zug, der ihm jene Glanztage der Jagellonenzeit vergegenwärtigt. Ein Zug taucht als besonders bedeutsam auch jetzt noch auf. Die Doppelströmung nämlich, die das ganze polnische Staats- und Volksleben damals durchdrang, ist in den Bauten der Stadt zum lebensvollen Ausdruck gelangt. Oben auf dem Wawel, wo das stolze Schloß und

im Schloßhof der Dom steht, da hat der polnische König gebaut, und ihm sich anschließend am Fuße des Hügels und in einzelnen angrenzenden Straßen der hohe Adel, die hohe Geistlichkeit; unten in der eigentlichen Stadt führte der deutsche Kaufherr und Handwerker seine Bauten auf, die beredte Kunde von seinem Reichtum, aber auch von seinem Gemeinsinn, seinem Selbstgefühl bieten. Unter den Bauherren oben auf dem Hügel ragt besonders Meister Bartholomäus aus Florenz hervor, der die jagellonische Kapelle als ein Prachtstück der Renaissance ausführte. Die Deutschen unten in der Stadt wollten nicht den neu aufkommenden Stil und auch nicht die fremden Meister aus Italien; sie ließen sich ihre Künstler aus Nürnberg kommen; jahrelang hat in ihrem glänzenden Solde der hochberühmte Meister Veit Stoß an seinem Hauptwerke, dem Hochaltar in der Marienkirche auf dem Ring, gearbeitet. Sie hatten große Vorrechte erlangt, diese deutschen Ansiedler in Krakau, besaßen ihr eigenes Stadtrecht, bildeten schier einen selbständigen Staat im Staat. Sie gingen nicht auf in Polen, sie lebten im Lande ein Leben für sich, so recht wie es die Physiognomie der Stadt andeutete, unten am Ring ihre eigenen Herren, nur überragt von dem Königssitz oben auf dem Wawel und von der gleichen Schutzwehr der Stadtmauer umgeben. Der Fremdling, der Krakau besuchte, glaubte sich nach Nürnberg versetzt. Die Leute auf den Straßen sprachen in seinen heimischen Lauten, der gewaltige Handel, der an diesem damaligen Knotenpunkt des Verkehrs zwischen dem Osten und dem Westen zu Wasser und zu Land so äußerst lebhaft war, lag in deutschen Händen; auch das blühende Handwerk war rein deutsch, mit den alten, festgegliederten Zunftordnungen der Heimat, in den altgewohnten, streng geregelten Satzungen und Bräuchen der deutschen Bürger.

Überall auf den Straßen, in den Häusern, in den Zunftstuben und Hallen herrschte regstes, emsigstes Leben. Was gerade in einer Stadt wie Krakau günstig in diesen Tagen auffallen mußte, war neben der leuchtenden Pracht und Herrlichkeit der Residenz eines Königs, dessen Stimme mächtig war im Ringe der gekrönten Häupter, das starke Hervortreten des bürgerlichen Elementes, das sich seiner Bedeutung wohl bewußt war und mit Stolz auch

einem ſtolzen Adel gegenüber ſeine Rechte geltend zu machen verſtand. Es ſtimmte ſo gar nicht zu den übrigen Verhältniſſen im Lande. Damals auch wußte man noch nicht, daß der mächtigere Adel zum Verderben des Landes dieſes ſo wichtige Element allmählich ſeiner Gerechtſamen berauben und zurückdrängen werde.

Mit großem Ernſte, mit eingehender Sorgfalt überwachte der Oheim die Erziehung der ſeiner Obhut anvertrauten Neffen. Er forderte viel von ihnen und ſtrenge Zucht, weil er geſonnen war, viel ihnen einſt zu bieten, und dies nur Männern bieten wollte, die durch ihre Kraft und Tüchtigkeit eine Zierde ihres Vaterlandes zu ſein berufen wären. Krakau bot in jenen Tagen ſchon ſehr tüchtige Schulen, der Erzbiſchof zog aber, wie es bei dem hohen Adel Brauch war, für ſeine Mündel die häusliche Erziehung vor, die dann in die Hand eines Pädagogen gelegt wurde. Es war dies um ſo mehr hier geboten, da der Oheim oft und für lange Zeit an anderen Orten ſich aufhalten mußte, während für ſeine Neffen Krakau der ſtändige Wohnſitz blieb. Wie ein Glied der Familie wurde ein ſolcher Erzieher angeſehen. Jahrelang blieb er in dem Hauſe, begleitete die Söhne auf die Univerſität und fand dann in der Regel auch in ſeinen alten Tagen irgendwelche Beſchäftigung, zumeiſt als Sekretär oder Verwalter bei ſeinem früheren Zögling, zuletzt dann eine freundliche Verſorgung. Vielleicht dürfen wir ſchon während der Krakauer Zeit jenen Johannes Braniczky als dieſen Pädagogen der Knaben bezeichnen, den wir als ihren Begleiter in Bologna wiederfinden, den dann ſpäter der ältere Bruder Hieronymus unter ſeine Hausgenoſſen (familiaris) aufgenommen und deſſen ſich auch der Oheim öfters als einer Art Vertrauensperſon bedient*).

Es fehlen uns trotz eifriger Nachforſchungen unmittelbare Berichte über den Gang des Unterrichtes bei unſeren Knaben im erzbiſchöflichen Palaſte; da wir aber keinen Grund zur Annahme haben, als ob derſelbe ſich von dem in Krakau in damaliger Zeit gewohnten weſentlich unterſchieden, dürfen wir die gewonnenen

*) Zeißberg, S. 694.

Eindrücke über die herrſchende Form der Unterweiſung auch bei dem Unterrichte der Neffen vorausſetzen. Eine gewiß nicht fehlgreifende Vorſtellung gewinnen wir aus den in jenen Tagen in Krakau erſchienenen Lehrbüchern, die in ihren Titeln und ſelten fehlenden Widmungen redſeliger ſind als unſere heutigen Schulbücher und dem Forſcher ſo in naiver Weiſe manchen feſſelnden Zug verraten. Ein reges Leben herrſchte auch auf dieſem Gebiete in Polens Hauptſtadt am Beginne des ſechzehnten Jahrhunderts. Schon bald nach Erfindung der Buchdruckerkunſt waren Jünger derſelben nach Polen gekommen, ſelbſtverſtändlich faſt lauter Deutſche, wie auch die Namen Haller, Hochfeder, Unger, Scharffenberger u. ſ. w. verraten. Ihre Werkſtätten hatten ſie in Krakau aufgeſchlagen. Im zweiten Viertel des Jahrhunderts beginnt ihre lebhafteſte Thätigkeit in der Bücherausgabe; von 1470—1525 iſt es aber auch keine geringe Zahl von Werken, die auf den Büchermärkten in Frankfurt und Leipzig und Thorn und anderwärts auftauchen und als Druckort das ferne Krakau angeben. Wie anderwärts bei dem Wiedererwachen der Wiſſenſchaften nahmen auch in Polen die Drucker und Verleger, in der Regel ein und dieſelbe Perſon, eine hochgeachtete Stellung unter den Humaniſten ein; mit der erſten Liebe für die wunderbare Kunſt verband ſich bei dieſen Männern die lebhafteſte Begeiſterung für das neu erwachte Leben der alten Römer und Griechen; ſie wußten ſich als die vorzugsweiſe Berufenen, das in weiten Kreiſen als heilig geachtete Feuer anzufachen. Den Aldus Manutius in Venedig, den Frobens in Baſel geſellt ſich für Polen ebenbürtig an die Seite der Druckherr Haller, deſſen Lob noch auf den Titelblättern ſeiner Bücher in der oftmals anzutreffenden Bezeichnung wiederklingt: gedruckt iſt dieſes Werk auf Koſten des ſehr edlen und humanen Mannes, Herrn Johann Haller, Krakauer Bürger, der gelehrten Männer ausgezeichnetſter Schutzwart*). Die große Anzahl in jenen Tagen in Krakau erſchienener Lehrbücher, zumal für die klaſſiſchen Sprachen, läßt einen

*) „Impressum autem, est hoc opus ad impensas optimi humanissimique viri Domini Joannis Haller Civis Cracoviensis virorum doctorum fautoris excellentissimi.“ Vgl. Jocher I, 72 u. 5.

Schluß auf die vorhandene Nachfrage machen, ebenso die frühen hier angefertigten Ausgaben römischer und auch griechischer Schriftsteller. Besondere Verdienste um solche Ausgaben haben sich hier erworben Johannes aus Glogau, Lehrer an der Universität*), und Johannes Sommerfeld, Schüler des Celtes**).

Der Unterricht unserer drei Knaben, als sie von dem Stammschloß in Lask nach der Stadt kamen, bewegte sich in denselben Gleisen wie bis dahin, nur mit gesteigerten Anforderungen, entsprechend den gereifteren Kräften. Die verschiedenen Fächer, die ein Jüngling zu erlernen hatte, der in jenen Tagen eine höhere, klassische Ausbildung sich erwarb, wurden in den beiden Hauptabteilungen der Grammatik und Dialektik zusammengefaßt. In der Rubrik der Grammatik war untergebracht die Erlernung der lateinischen und dann auch griechischen Sprache und die Lektüre der dem Alter entsprechenden römischen und griechischen Schriftsteller. Als Grammatik diente den Knaben die kleine Ausgabe des „Donat", an dessen Hand schon seit einem Jahrtausend die wißbegierige Jugend in die Halle dieser fremden Sprache eintrat. Schon 1503 hatte Johannes Glogovienſis die acht Teile der Sprache des alten Grammatikers für die polnische Jugend ausgegeben, „damit die Lust der Neulinge und der Geist der Anhänger von den geringeren zu den schwereren Aufgaben in fröhlichem Eifer wachse". Ach, er mag daran gedacht haben, wie sauer es einem fröhlichen Jungen wird, sich in die trockenen Fragen einzuleben, darum ruft der Herausgeber schon auf dem Titelblatt die Hilfe Christi Jesu und seiner Mutter, der Jungfrau Maria an, daß der Beginn des Studiums von ihnen gesegnet sei und der ewige Gott mit seinem Segen das Studium bis zum

*) Vgl. z. B. Jocher I, 14, wo es in dem Titel eines bei Haller 1504 erschienenen Schulbuches lautet: „ut igitur ingeniosis adolescentibus ejusdem Porphyrii de quinque universalibus intentio resolutior existat Ego magister Johannes Glogoviensis almae florentissimaeque universitatis studii Cracoviensis majoris Collegii artistarum collegiatus pro laude Dei famaque universitatis nostrae in communemque adolescentum profectum magistri Johannis Versoris super veteri arte quaestiones in leviorem modum resolvere institui".

**) Vgl. Zeißberg, S. 407 u. Jocher I, 111.

Ende begleite*). Nachdem so dem jungen Burschen frommer Mut eingeflößt ist und er das Büchlein und eine daran sich anreihende Syntax, damals der 1504 in Krakau erschienene zweite Teil des Übungsbuches von Alexander Gallicus**) durchgearbeitet, geht es mit den Jahren weiter, sich die lateinische Sprache in gebundener und ungebundener Redeform in leichter, nach dem Muster von Cicero gebildeter Ausdrucksweise für den schriftlichen wie mündlichen Verkehr anzueignen. Auch da waren die nötigen Lehrbücher zur Hand. Es gab bereits verschiedene Briefformulare (modus epistolandi), die an unsere heutigen „Briefsteller" erinnern, und Anweisungen des Schreibens für fast alle Lebenslagen in wirklichen oder auch erdichteten Vorbildern bieten. Außerdem waren auch in Krakau bereits verschiedene Ausgaben der Briefe Ciceros erschienen, namentlich seiner Familienbriefe (epistolae familiares), über deren Auffindung einst Petrarca so sehr sich gefreut und deren eingehendes Studium zur Erlangung eines guten Stiles er der Jugend aufs wärmste ans Herz gelegt. Einige dieser polnischen Ausgaben waren mit eingehenden Anmerkungen und mit einer Blumenlese klassischer Wendungen als Anhang versehen und daß unser Johannes frühe schon in der Kunst sich geübt haben muß, das zeigt die vorzügliche Schreibweise seiner späteren Jahre.

Mit diesen trockneren grammatikalischen Studien ging Hand in Hand die Lektüre der klassischen Schriftsteller. Auch da gewährt uns ein Blick in die um jene Zeit in Krakau erschienenen Ausgaben einen Fingerzeig für die Einführung der polnischen Jugend in die lateinische Litteratur. Schon 1510 erscheint der unvermeidliche „Eutrop". Vito v. Fürst, kaiserlicher Rat, und Johann Kuchenmeister, Rat des Erzbischofs von Mainz, die sich im Winter 1509 auf 1510 in Krakau aufhalten mußten und

*) Jocher I, 59.

**) Als Empfehlung dieser Syntax fügt der Herausgeber Johann Glogovienſis dem Titelblatt bei: „Alexandri Gallici, quem plurimi ordinis minorum sacrae paginae professorem excellentissimum catalogoque sanctorum inscriptum affirmant. Secunda pars doctrinalis sui de artificiosa dictionum constructione, ordine et regimine cum compendiosa elucidatione pro juniorum institutione."

eifrig den vor einem Menſchenalter zum erſtenmale in Rom gedruckten lateiniſchen Chroniſten des vierten Jahrhunderts laſen, veranlaßten Haller zu dieſer polniſchen Ausgabe. Der Titel hebt hervor, daß während des Druckes der Reichstag in Petrikau gehalten wurde; ſo wird der Reichskanzler nicht geſäumt haben, die Schrift der Männer, mit denen er perſönlichen Umgang gepflogen, ſeinen lernbegierigen Neffen einzuhändigen. Salluſt, Cornelius Nepos wurden auch bereits um jene Zeit in Krakau nachgedruckt; alle Proſaſchriftſteller überragte aber an Verbreitung Cicero, der als der unübertreffliche Meiſter klaſſiſchen Stiles, als muſtergültiges Vorbild einſtimmig geprieſen wurde. Es würde zu weit führen, aufzuzählen, wie viele Krakauer Ausgaben einzelner Schriften des Mannes unſere jugendlichen Lateiner bereits benutzen konnten.

Auch mit den römiſchen Dichtern wurden ſie frühe vertraut. Wir haben uns vergeblich nach einer Krakauer Ausgabe des Dionyſius Cato aus dem erſten Jahrzehnt des ſechzehnten Jahrhunderts umgeſehen; aber die vielen Ausgaben, die im dritten und vierten Jahrzehnt raſch aufeinander folgten, laſſen darauf ſchließen, daß auch unſeren jungen Lateinern die während des ganzen Mittelalters von der Jugend vielgeleſene Sammlung von Moralſprüchen nicht fremd geblieben. Dafür mag als Beweis auch dienen, daß eine in ſpäteren Jahren (1531) unſerem Johannes gebotene Widmung einer Lucianiſchen Schrift mit einem Catoniſchen Moralſpruch beginnt und der Herausgeber die Sentenz bei ſeinem Mäcen als bekannt vorausſetzt. Gerade an dieſem Schriftſteller verſuchte ſich faſt zuerſt (1532) polniſche und deutſche Überſetzungskunſt in Krakau, die dem Schüler die Schwierigkeiten der Sprache mundgerecht zu machen verſucht und doch nicht imſtande iſt, wortgetreu den Spruch im Versmaß wiederzugeben*). Be-

*) Vgl. die Vorrede der Ausgabe Catonis Disticha moralia Erasmo Roterodamo Latino castigatore, novissime Polonico et Germanico idiomate exornata. Cracoviae MDXLIIII: „Fideliter interpretantes, negleximus nonnunquam verbum verbo reddere, tum ob difficilem verborum vulgarium connexionem, tum ob inusitatam et dissonam in similiter cadentem rithmorum conclusionem.“ Der Spruch „Si deus est animus, nobis ut carmina dicunt, — Hic tibi praecipue sit pura mente colendus“ lautet in

kannt iſt Luthers Lob des nun ganz verſchollenen Moraliſten aus dem ſechſten Jahrhundert, daß er es als eine abſonderliche Gnade Gottes preiſe, dieſes Büchlein nebſt den Fabeln Äſops, als zwei nützliche und herrliche Büchlein in den Schulen erhalten zu haben*). Auch Äſops Fabeln in dem römiſchen Gewande, das ihnen Phädrus gegeben, blieb unſeren Lateinſchülern nicht fremd; ob ihnen Laski ſpäter die gleiche Wertſchätzung gegeben, wie der deutſche Reformator in der angeführten Tiſchrede, wiſſen wir nicht**). Tüchtig mußten die Jungen Virgil und Horaz treiben. Des letzteren Brief an die Piſonen war ſchon 1505 in Krakau erſchienen. Die in demſelben in lebendiger Darſtellung niedergelegten äſthetiſchen Grundſätze des hochgeprieſenen Dichters mußten den Knaben als Leitſterne dienen, wenn ſie ihre lateiniſchen Verſuche in gebundener Rede auszuarbeiten hatten.

Die meiſterhafte Handhabung der lateiniſchen Sprache der drei Brüder, wie ſie uns in ihren ſpäteren Leben im mündlichen und ſchriftlichen Verkehr von den verſchiedenſten Seiten gerühmet wird, iſt wohl auf jene frühe Übung zum Teil zurückzuführen. Der hohen Begabung für fremde Sprache, die alle Laski auszeichnet, trat fördernd zur Seite die holde Mitgift, die gerade auf dieſem Gebiete Polen ſeinen Söhnen ins Leben mitgab und giebt. Raſch und leicht lebt ſich der Slave in ein fremdes Idiom ein; in kurzer Zeit gelingt es ihm, die andere Sprache in einem Grade zu beherrſchen, als ob ſie ihm Mutterſprache geworden wäre.

Den Studien in der Grammatik ging zur Seite der Unterricht in der Dialektik. Der techniſche Ausdruck umfaßte damals mehr als wir heute in engerer Begrenzung unter dem Worte

---

der deutſchen Übertragung: „Dieweil Gott iſt ein ewig Weſen, — Als wir in den Geſchriften leſen, — So wölſt denſelben durch ſein gut — Eren voraus mit lauterm gemut.“ Die gleiche Wortfülle hat der Spruch in der beigefügten polniſchen Übertragung.

*) Luther LXII, 459.

**) Luther LXII, 459: Äſopus hat feine, liebliche „res et picturas ac si moralia adhibeantur adolescentibus, tum multum aedificant“. Und als viel ich urteile und verſtehen kann, ſo hat man nächſt der Bibeln keine beſſere Bücher, denn das „Catonis scripta“ und die „Fabulas Aesopi“.

verſtehen: außer den philoſophiſchen Studien auch noch Mathematik und Arithmetik. Mit vielen philoſophiſchen Gegenſtänden wurde damals ſchon der angehende Jüngling behelligt. Es war der Altmeiſter Ariſtoteles, der wie ſelten ein Menſchengeiſt Jahrhunderte hindurch auf ſeinem Gebiete als unangefochtener Alleinherrſcher galt, deſſen Lehrſätze den Schülern frühe ſchon zu einer geiſtigen Gymnaſtik dargeboten wurden. Auch da war der Magiſter Johannes aus Glogau bemüht geweſen, dem Jüngling das Betreten der geweihten Hallen der Philoſophie zu erleichtern; verſchiedene Schulbücher weiſen auf ſeine Thätigkeit hin, ſo ſein ſchon 1499 in Krakau erſchienenes Werk „Liber posteriorum analecticorum Aristotelis“*). Das ſtarke Betonen der Ariſtoteliſchen Logik geſchah, um dem heranwachſenden Jüngling eine tüchtige Vorbereitung zum Studium des Duns Scotus zu bieten, deſſen Grundſätze in Polen die herrſchenden waren, und ſo wird ſich wohl unſer Johannes, der künftige Prieſter, tüchtig mit den „Fragen der alten und neuen Logik“ beſchäftigt haben, die Johannes Stobnicenſis 1508 in Krakau erſcheinen ließ und in deren Widmung an den Vizekanzler von Krakau er bekennt, daß er nach ſeiner Meinung für die tüchtige Ausbildung eines Jünglings kein nützlicheres Werk kenne als dieſe auf Grundlage der Ariſtoteliſchen Logik von Michael Pariſienſis zuerſt herausgegebenen „Logiſchen Unterſuchungen“. Sie ſeien ſo klar, ſo ſachgemäß, ſo umfaſſend, kein anderes Werk führe ſo leicht und ſicher in die Anſicht des Dun Scotus ein. Aus dieſen Unterſuchungen habe er die Anfangsgründe ſeines philoſophiſchen Wiſſens geſchöpft und den gleichen Nutzen hätten viele andere Jünglinge

*) Der volle Titel des Buches (Jocher I, 123) führt uns wie in ſeinen Inhalt, ſo auch in die Abſicht des Herausgebers faſt genügend ein: „Ut itaque Aristotelis in libris posteriorum processus et ars demonstrativa ad intelligendum sit facilis, quaestionumque Magistri Johannis versoris in libros posteriorum Aristotelis intellectus sit planior et addiscentibus levior, ego Magister Johannes Glogoviensis pro laude Dei, gloria famaque universitatis nostrae communemque adolescentum profectum nodosam et perplexam quaestionum librorum posteriorum Aristotelis sententiam in leviorem modum recolligere institui. Egidii romani doctoris, Thomae Aquinatis, Paulique de Venetiis viri doctissimi et aliorum interpretationes et explanationes adducam.“

gehabt. Ob sich zu dieser Schar unser Johannes in der Folge gezählt, wissen wir nicht; jedenfalls zeigen seine späteren Werke, daß er alle scholastische Terminologie, wenn er sie sich je angeeignet, gründlich abgestreift hatte. Nur das ist uns berichtet, daß, während der angehende Theologe sich in solche dialektische Studien versenkt haben mag, der jüngere Bruder Stanislaus mit großer Vorliebe und auch mit reichem Erfolg mathematische Studien trieb. Gerade in jenen Jahren, in denen als einer der glänzendsten Sterne der Krakauer Universität Albert v. Brudzewo, der Lehrmeister des Kopernikus, Mathematik und Astronomie vortrug und eine große Zahl begeisterter Schüler zu seinen Füßen versammelt sah, drang die Lust und Liebe zu diesen Fächern auch schon in die Schulstuben und ergriff die Jünglinge, die zu dem Fache Neigung besaßen. Vielleicht auch unseren Johannes, wenn wir unter den Gründen, die 1531 den Joseph Struthius veranlaßten, ihm als seinen hochgepriesenem Mäcen seine Ausgabe der Astrologie des Lucian von Samosata zu widmen, auch den annehmen dürfen, daß ihm das betreffende Gebiet nicht fremd geblieben.

Scharf hielt der strenge und gelehrte Oheim darauf, daß die Neffen in ernster Zucht und Schulung sich die nötigen Kenntnisse erwürben; ihre große Lernbegierde, die frühe sich zeigende hohe Begabung kam leicht und willig den Forderungen nach. Die Zeit ging nicht nur in wissenschaftlichen Studien hin; auf tüchtige körperliche Ausbildung ward gleichfalls bei den Söhnen des polnischen Adels Rücksicht genommen. Frühe schon bestieg der Knabe im väterlichen Schloß das Pferd, das er auch bald in fröhlicher Lust zu tummeln verstand. Der Marstall im erzbischöflichen Palais war geräumig genug, daß die jungen Barone die gewohnte Kunst in der Stadt nicht zu entbehren brauchten. Die Handhabung der Waffe blieb dem freigeborenen Knaben nicht lange fremd, sobald nur die Kräfte, sie zu führen, erlangt waren. Dann aber wurde auch zeitig schon sein drängendes Verlangen, an der Jagd der Großen teilnehmen zu dürfen, erfüllt. Draußen im unwirtlichen Wald mit seinen rauhen Hindernissen oder im feuchten Moorgrunde wurde der jugendliche Körper gekräftigt und abgehärtet und in furchtloser Überwindung gar mancher Gefahr

in der wildreichen Heimat rechtzeitig der Nerv gestählt. Was die Knaben an Waidvergnügen daheim genossen, darauf brauchten sie während ihres Krakauer-Aufenthaltes nicht ganz zu verzichten. Die malerischen und wildromantischen Karpathen verlockten zu manchem Jagdausflug, und nah gelegene Güter der Familie mütterlicherseits (Lanskoron) boten der Lockung Befriedigung.

So weit es uns möglich ist, aus den spärlichen Mitteilungen über die Erziehung des polnischen Adels damaliger Zeit ein klares Bild uns zu entwerfen, erinnert uns dasselbe nicht selten an gar manchen hervorstechenden Zug der Erziehung heute noch in den alten Schulen Englands, die kaum von der rasch wandelnden Zeit berührt werden. Auch darin tritt uns ein verwandter und bedeutsamer Zug entgegen, daß hier wie dort in den Häusern des Adels der heranwachsende Sohn vernimmt, was die Väter bewegt. Noch dürfen die Jungen nicht an der Unterhaltung persönlichen Anteil nehmen, aber sie sind stille, aufmerksame Zuhörer und erlangen auf diese Weise im geselligen Zusammensein mit dem reifen Alter fast mühelos einen Teil ihrer besonderen Ausbildung. Ihre Väter, damals in Polen, heute noch in England, waren nicht müßige Zuschauer dessen, was in der Welt vorging; sie wußten sich berufen, thätig miteinzugreifen in die Geschicke des Vaterlandes, und eines Polen Vaterland war damals mindestens ebenso bedeutend, ebenso einflußreich auf die Geschicke der Zeit wie heute die Stellung Englands im Rate der Völker. Im stolzen Gefühl der Zugehörigkeit zu ihrem Volke stehen sich aber die Glieder beider Länder wahrlich gleich. Der fast ausschließliche sogen. klassische Unterricht hat den Söhnen dort des polnischen Senators, hier des englischen Lords Auge und Ohr geöffnet, nicht diese geistigen Organe durch eine Überfülle von Gegenständen geschwächt und zerstreut, und mit dem so geweckten Verständnis gewinnt der Jüngling dann durch den Umgang und das Leben selbst die nötige Erfahrung für seinen besonderen Beruf. Nur in größerer Scheu und Ehrfurcht vor den Erwachsenen und den gereiften Gliedern der Familie wurde der polnische Jüngling erzogen; bei dem regsten Pietätsgefühl die tiefe Achtung vor dem Willen der Eltern und derer, die an ihrer Stelle die Erziehung leiteten. Auch in diesem Zug tritt ein schönes Merkmal slavi-

schen Gemütes mit seiner auf frommer Unterlage sich gründenden Willigkeit des Gehorsams unter den Vorgesetzten zutage gegenüber dem ebenso schönen, kraftvollen Unabhängigkeitsgefühl und Freiheitsdrang des Angelsachsen.

Um seinen Neffen den reichen Gewinn bieten zu können, der der Jugend aus dem frühen Zusammenleben mit den bedeutenden Männern des Vaterlandes erwächst, deshalb hauptsächlich hatte der Reichskanzler und Erzbischof die vielversprechenden Knaben vom väterlichen Schloß auf dem Lande zu sich in die Stadt genommen. Das Haus des hochangesehenen Mannes bildete einen Sammelpunkt der gewähltesten Gesellschaft. Schon seine hervorragende Stellung zog nach zwei Richtungen hin die tonangebenden Männer zum geselligen Verkehr heran. Den Erzbischof suchten die Bischöfe des Landes auf, bei dem Primas begegnete man den Staatsmännern des Reiches und den Gesandten der fremden Höfe. Noch eine besondere Anziehungskraft übte die Persönlichkeit Laskis aus. Seine große Gelehrsamkeit, sein reifes Urteil auch auf wissenschaftlichem Gebiete, der hohe Adel seiner Gesinnung, die ganze Tüchtigkeit seines Wesens im Verein mit der Lust an geistvollem Umgang zog in das gastfreie, offene Haus, was an bedeutenden Männern des Wissens und der Kunst Krakau damals in seinen Mauern barg. Und das war in jener Blütezeit Polens keine geringe Zahl.

Auch auf geistigem Gebiete hatte das reichgesegnete Land eben den Höhepunkt seiner Entwickelung erklommen, schickte sich vielleicht gerade an, von der Höhe wieder herabzusteigen. Die Bildung des polnischen Adels um jene Zeit zog die staunenden Blicke der anderen Völker auf sich; was draußen die Geister bewegte, fand hier regen Nachhall, offene Herberge, freien Schutz. Auch der durch das Wiederaufleben der Wissenschaften im fünfzehnten Jahrhundert erwachte Humanismus überschritt bei seiner Wanderung durch die Kulturvölker Europas die polnische Grenze, siedelte sich in dem auch dafür gastfreien Lande an und ward bald in den oberen Schichten der Gesellschaft heimisch. Zumal in Krakau, wohin im Jahre 1400 König Wladislaw die bereits 1364 von Kasimir dem Großen gegründete Universität aus der feuch-

ten Stadt Kasimir verlegte. Es war für die Söhne des Adels Mode geworden, ein paar Jahre auswärts an den Hochburgen des Wissens den Studien obzuliegen; lernbegierig und begabt wie sie waren, nahmen sie offenen Sinnes die gebotene neue, so tiefgreifende humanistische Bewegung auf, und heimgekehrt in ihr großes Vaterland, auf ihre einsamen Schlösser, pflegten sie die ihnen gewordene Anregung teilweise gemeinsam mit ihren empfänglichen Schwestern, mit denen zusammen sie ja auch vor Jahren auf dem väterlichen Schlosse von dem Pädagogen des Hauses die lateinische Sprache erlernt. Die ruhelose, unstete Wanderlust, die nicht wenige Humanisten ergriffen und sie von Ort zu Ort schweifen ließ, in alten Klöstern nach verlorenen Handschriften zu spüren oder die frisch erworbenen Kenntnisse nach allen Richtungen hin zu verbreiten, hatte schon manchen von diesen „fahrenden Leuten" auch nach dem fernen Sarmatenland geführt, und ihr Staunen war dann nicht gering, wenn sie auf den Burgen, mitten in rauher Wildnis, so viel Bildung und Verständnis vorfanden, wenn sie in Krakau und den anderen Städten mit meist deutscher Bürgerschaft ein so reges Leben, einen so emsigen Wandel antrafen. Der berühmte Geschichtsschreiber Dlugosz kann dem damaligen (1450) fast allmächtigen Krakauer Bischof Zbigneus, dem der Papst den Kardinalshut verlieh, berichten, daß Äneas Sylvius, der spätere Papst Pius II., als einer der ersten Schriftsteller seiner Zeit und durch seine lateinische Beredsamkeit berühmt, seine Verwunderung über das Schreiben ausgedrückt, das er aus dem vermeintlichen Barbarenland erhalten. Die anwesenden Deutschen habe Äneas mit den Worten geneckt, daß dieser Brief für sie eine Schande sei, denn er sei so schön und gedankenreich, daß er selbst nicht wisse, ob ihm eine würdige Erwiderung gelingen werde. Der Brief sei ein Zeugnis, daß es in Polen ausgezeichnete Köpfe in der Theorie und in der Praxis gebe und in ganz Deutschland wohl niemand aufgefunden werde, der es verstände, die Worte gleich wohl zu setzen*). Als der hochangesehene Humanist Filippo Buonaccorsa da Gemignano, bekannter unter seinem Schriftstellernamen Callimachus aus

*) Zeißberg, S. 217.

Rom, vor dem dem Humanismus abgeneigten Papſt Paul II. fliehen mußte, wandte er ſich, von Wißbegierde und Reiſeluſt getrieben, nach Polen (1470), trat in Krakau als Scholar bei der Univerſität ein und wurde Erzieher und ſpäter Vertrauter der königlichen Prinzen. Sein Einfluß, den Humanismus in Polen zu verbreiten, war nicht gering; ein italieniſcher Biſchof verfaßte auf ihn das nicht völlig unzutreffende Epigramm:

„Barben hieß das Geſchlecht, das aus Rom Callimachus ſcheuchte,
Aber zu Römern dafür hat er Barbaren gemacht.“ *)

Während Callimachus dem Humanismus in Polen Bahn brach, weilte in Krakau Konrad Celtes, dieſes echte Bild eines fahrenden Humaniſten damaliger Zeit, der in Rom Schüler des Pomponius Lätus geweſen und von dem deutſchen Kaiſer bereits den Doktorhut erhalten und doch es nicht verſchmähte, ſich an der polniſchen Univerſität als Scholar eintragen zu laſſen (1497). Schüler und Lehrer nun freilich zugleich. Während er heute zu den Füßen des Albert v. Brudzewo ſaß und ſeine Vorträge über Aſtronomie und Mathematik hörte, ſammelte er morgen einen Kreis begeiſterter Schüler um ſich, denen er Gaſtvorträge über Poetik und Rhetorik hielt. Ja ſelbſt einen Schößling der platoniſchen Akademie verpflanzte er vom Tiber an die Weichſel, indem er in Krakau die litterariſche Weichſelgeſellſchaft gründete (Sodalitas litteraria Vistulana). Auch eine junge, edle Polin, Haſilina v. Rzytonicz, tritt dem deutſchen Humaniſten nahe, die in ſeinen Oden gefeierte „noriſche Elſula“, von der er die polniſche Sprache lernte, während er ſie ſeine Mutterſprache lehrte**). Es iſt ein ſchönes Schreiben, das die über ſolche Ver-

*) Bei Roscoe (I, 54) lautet derſelbe: „Callimachus, Barbos fugiens ex urbe furores, Barbara quae fuerant regna, Latina fecit.“ Paul II. entſtammte bekanntlich dem Hauſe Barbo, das oftmals im Laufe der Zeit in einzelnen Vertretern Anlaß zu ähnlicher geißelnder Rede gegeben.

**) Jocher (I, 467) erwähnt den Spruch des Celtes: „Candidus interpres Hasilinae saepe fuisse — Germanam linguam sprevit ut illa meam. — Tum ego condidici te praeceptore puella — Sarmaticae linguae barbara verba loqui.“ An derſelben Stelle iſt auch ſeine XIII. Ode „ad Hasilinam“ abgedruckt.

öffentlichung erzürnte Polin an den Dichter richtete, ein lautredendes Zeugnis von dem zarten Sinn für Ehre und Anstand, der das polnische Weib beseelte und scheu zurückbeben ließ vor jedem Hinaustreten in die Öffentlichkeit*).

Callimachus lebte zwar nicht mehr, als die jungen Laski in Krakau erzogen wurden, und auch Celtes war seit einem Jahrzehnt wieder nach Deutschland gewandert; aber der Einfluß solcher Männer und derer, die mit ihnen gleicher Gesinnung waren, hörte nicht mit ihrem Scheiden auf: weithin erstreckten sich die Ringe geistiger Bewegung, die sie geweckt, und der anregende Wellenschlag berührte frisch und kräftig die Gesellschaft, die in dem Hause des Erzbischofs, der mit Callimachus in seinen kräftigsten Jahren bekannt gewesen und sicherlich der „Weichsel-Gesellschaft" nicht ferne stand, aus- und einging. Die heranwachsenden Jünglinge, selbst mit regstem Eifer dem Studium der Klassiker hingegeben, konnten nur in hohem Grade von solch einer Umgebung gefördert werden.

Das war die geistige Luft, die die jungen Laski während ihrer Ausbildung in Krakau einatmeten. Ihr späteres Leben bekundet, daß diese Atmosphäre sie gekräftigt und für den kommenden Lebensberuf tüchtig vorbereitet. Sie waren im Laufe der Zeit in die Jahre gekommen, wo sie, der häuslichen Erziehung entwachsen, auf einer Hochschule ihre letzte Ausbildung gewinnen mußten. Die polnische Universität wäre wohl imstande gewesen, ihnen dieselbe zu gewähren. Sie zählte die Zahl ihrer Studenten nach vielen Hunderten, und ausgezeichnete Professoren in verschiedenen Fächern trugen zu dem Ansehen der Universität nicht wenig bei. Aber es war Brauch des Adels, seine Söhne nach dem Auslande zur Vollendung ihrer Studien zu senden. Paris, Bologna, Padua übten für die das Reisen in der Fremde liebenden Polen größere Anziehungskraft aus, als die heimische Universität;

*) Der Brief ist in böhmischer Sprache abgefaßt, die damals viel in den Schlössern des polnischen Adels auch von den Frauen geschrieben und gesprochen wurde; Aschbach in seinem fesselnden Aufsatz über die früheren Wanderjahre des Konrad Celtes giebt das Original nebst Übersetzung. (Sitzungsbericht der Königl. Akademie der Wissenschaften in Wien. LX, 147.)

früher gehörte auch das ſtammverwandte Prag zu dieſen vorzugsweiſe beliebten Hochſchulen, aber die Huſſitenkämpfe, die infolge davon erſchienenen Erlaſſe wider den Beſuch dieſer von der Ketzerei berührten Muſenſtadt hatten ungünſtig auf dieſe Vorliebe gewirkt. Für unſere jungen Laski lag die Entſcheidung, wo ihre Studien fortgeſetzt werden ſollten, in der Hand des Oheims; ſeine Amtsgeſchäfte in jener Zeit beſtimmten die Wahl der Univerſität.

3.

Die erste Studienreise ins Ausland.

a) In Rom.

Der Anfang des Jahres 1512 brachte Krakau große Festlichkeiten, einen gewaltigen Zustrom hoher Gäste zumal aus Ungarn und Polen. Am 8. Februar war die Trauung und Krönung der Prinzessin Barbara, des Stephan von Zapolya einziger Tochter, mit dem König Sigismund. Die Traurede hielt Johannes Staphileus, vom Papst Julius II. gesandt, den König zur Beschickung des Lateranensischen Konzils aufzufordern. Zwei Punkte waren in der Einladungsschrift betont. Einmal sollte es die Aufgabe dieses letzten Konzils vor der Reformation sein, „die Kirche, die ohne Flecken und Runzeln sein soll, durch eine heilige, in der Liebe zu Gott und dem Nächsten gegründete Reformation zu ihrer früheren Würde und wahren Religion zu erneuern und dann alle Kräfte der gesamten Christenheit gegen die Feinde des christlichen Namens auf das eifrigste und einmütig zu richten"*). König Sigismund versprach das

*) Tomiciana II, 15: „... quo et ecclesia Dei quae debet esse sine macula et sine ruga, per sanctam reformationem in caritate Dei et proximi fundatam, ad pristinum decus et veram religionem reformetur et tandem universae christianorum vires, paccatis inter eosdem rebus, adversus christiani nominis hostes studiosissime ac unanimiter convertantur ..." Es macht einen befremdlichen Eindruck, ist aber bezeichnend, wenn ein solch gewaltiges Vorhaben am Vorabend der Reformation selbst

in Aussicht genommene Konzil zu beschicken und berief dazu als geistlichen Sendboten den Erzbischof von Gnesen, als weltlichen aber den Kastellan von Kalisch, Stanislaus Ostrorog. Beide Abgeordnete hatten es, und zwar mit Zustimmung des Königs, mit der Abreise nicht eilig; man war überhaupt nicht sehr beflissen, ein Konzil zu beschicken, das im Grunde genommen zunächst nur eine Demonstration des Papstes gegen das Konzil zu Pisa war und von dessen reformatorischen Bestrebungen die bereits allzu oft enttäuschten und müde gewordenenen Völker sich nur wenig versprachen. Es waren nur ein paar fremde Gesandte zugegen, als am 3. Mai 1512 der berühmteste Kanzelredner seiner Zeit, Egidius von Viterbo, die Eröffnungsrede hielt. Und gerade recht viele und folgsame Zuhörer wären dieser wuchtigen Rede zu wünschen gewesen, in der der freimütige Augustinergeneral die Kirche und ihr damaliges gar kriegerisches Haupt aufforderte, um zum Siege zu gelangen, die ihr zukommenden Waffen zu ergreifen: Religion, Wahrhaftigkeit, Gebet als den Panzer des Glaubens und das Schwert des Lichtes*). — Wichtige Verhandlungen, zumal mit dem deutschen Orden und seinem Hochmeister Albrecht von Preußen und wegen drohenden Krieges mit den Russen, Tataren und Türken hielten den Primas des Reiches noch auf dem Reichstage zu Petrikau fest; auch bei dem daran sich anreihenden Generalkonvent von Posen war der Erzbischof auf Wunsch des Königs zugegen; erst Ende März 1513 konnte Laski seine Romfahrt antreten.

Die Reise ging zunächst nach Krakau. Hier traf ihn, vom Könige mitgeteilt, die Kunde von dem Tode Julius' II. Sigismund überließ es dem Gutdünken seines Gesandten, ob er sich von dem unerwarteten Ereignis wolle aufhalten lassen oder nicht; Laski eilte aber nun um so mehr, der Versammlung der Kirchenfürsten in der entscheidungsvollen Stunde beizuwohnen. Er ließ den Kastellan von Kalisch zurück, die neuen Beglaubigungs-

von dem kriegerischen Papst und seinem tief in humanistischen Studien versenkten Boten wiederholt auf Gemeinsprüche von Cicero begründet, die heilige Schrift aber mit keinem Worte erwähnt wird. Ja, das waren nicht die Männer, die Kirche zur wahren Religion zurückzuführen.

*) Hardt IX, 1579.

schreiben abzuwarten und brach selbst in der ersten Woche des April auf. Die beiden ältesten Neffen, Hieronymus und unser Johannes, sollten unter seinen Augen in Rom ihre Studien fortsetzen; der erst zwölfjährige Stanislaus blieb zunächst bei dem Vater zurück. Statt seiner erfahren wir von einem anderen Studiengenossen, den der Erzbischof auf seine Kosten mit den beiden Neffen ziehen ließ. Wir sind, obgleich uns ein paar Briefe von ihm vorliegen, über die Persönlichkeit im unklaren. Laski, der auf eigene Kosten an der Krakauer Universität einen Lektor der Theologie hielt und in freigebiger Weise die Studien und ihre Jünger unterstützte, bot zugleich einer Anzahl junger Leute die Mittel, ihren wissenschaftlichen Studien obzuliegen; aus ihrer Zahl mag es einer sein, der seinen Neffen innig befreundet gewesen, vielleicht ein Glied des Geschlechtes Korab*).

Vielleicht daß die beiden Neffen reisefertig waren, mit dem Oheim die weite und mühselige Fahrt anzutreten, vielleicht daß sie ihn erst mit seinem Reisebegleiter in Bruck an der Mur einholten, wohin über Olmütz Stanislaus von Ostrorog mit den neuen Vollmachten dem Erzbischof nacheilte. Von dem malerisch gelegenen Städtchen in Steiermark ging dann der nicht

*) Wir danken die Mitteilung dieser Briefe dem gelehrten Domkapitular Korytkowski in Gnesen. Die drei im Gnesener Archiv aufgefundenen Sendschreiben an den Erzbischof sind unterzeichnet Joannes Ra. servitor humilis; der Schreiber bezeichnet den Erzbischof als tanquam dominus et patronus noster gratiosissimus; von seinem krank befallenen Bruder sagt er, daß er eine Behandlung gefunden habe quasi esset proprius nepos, den Neffen und Studiengenossen dankt er, weil nach dem Auftrage des Erzbischofs sie ihn mit brüderlicher Liebe behandelten. Der glückliche Finder glaubt in dem Briefschreiber den Johann Rybienski, einen Schwestersohn des Erzbischofs (?), vermuten zu dürfen. Schwerlich! Denn derselbe war nach dem Testamente des Erzbischofs (Zeißberg, S. 643) bereits 1504 Probst von Kruschwitz, also wohl nicht zehn Jahre später Student in Rom und Bologna. Wir könnten nach der Abkürzung an den Sohn einer seiner Schwestern denken, die an einem Rambießki verheiratet gewesen (Theiner II, 348 und Tomiciana VI, 59). Wegen eines dieser Söhne Martin, dessen der Oheim mehrmals in seinem Testamente und auch dem Könige gegenüber Erwähnung thut, wurde, wie wir später hören werden, unser Johannes 1517 in Rom exkommuniziert; wir wissen jedoch nicht, ob und wieviele Brüder dieser Martin gehabt.

kleine Reisezug durch die prächtigen Alpengebiete zunächst nach Venedig, ein ganz neues, ungewohntes Schauspiel für die jungen Leute, die zum ersten Male aus dem Flachlande Polens in die Gebirgswelt eintraten. In der Lagunenstadt mußte ein kurzer Aufenthalt genommen werden; Laski hatte sich eines Auftrages seines Königs an den Dogen Leonardo Loredano zu entledigen*). Polen und Venedig standen in jenen Tagen gegen den gleichen mächtigen Feind in Waffen, nur mit dem Unterschiede, daß, wie Laski dem Dogen auseinandersetzte, Venedig für seinen Ruhm, die Vergrößerung seiner Macht, wohl auch aus Herrschbegierde kämpfe, Polen aber, weil es sich als Schutzmauer der Christenheit wider die Heiden ansehe und sein höchstes Glück darin finde, nicht fremde Grenzen zu überschreiten, sondern das Seinige zu bewahren**). Von Venedig ging dann die Reise ohne Unterbrechung nach Rom, wo man Anfangs Juni eintraf***).

Viele und gewichtige Arbeiten waren für den Erzbischof bei dem Papste und vor dem Konzil zu lösen. Es würde uns zu weit von unserer besonderen Aufgabe ablenken, wollten wir die Kämpfe und Mühen schildern, die der mächtige Primas von Polen während seines mehrjährigen Aufenthaltes sowohl der Kurie gegenüber, die Wünsche seiner heimischen Auftraggeber zu befriedigen, als diesen selbst gegenüber zu bestehen hatte, wenn es auch seiner großen diplomatischen Kunst nicht immer gelang, jedes Begehren durchzusetzen. Es war die siebente Sitzung des Lateranensischen Konzils am 17. Juni, der er als der ersten beiwohnte und in welcher er seine Beglaubigungsschreiben überreichte. Während sein Begleiter Stanislaus von Ostrorog in dem Protokoll unter den Gesandten aufgeführt wird, finden wir Laski in

---

*) Tomiciana II, 178.

**) Zeißberg (S. 540) macht zu dem letzten Teil der Rede die wohl zutreffende Bemerkung, daß es eine von polnischer Seite oftmals aufgestellte aber nicht immer den Thatsachen entsprechende Behauptung sei.

***) Laski bezeichnet als den Tag seines Eintreffens in Rom den 5. Juni 1513 (Zeißberg, S. 664). Es mag dies Datum, ein Jahr später in sein Testament eingetragen, auf einem Gedächtnisfehler beruhen, da Laski bereits am 3. Juni von dem Papste einer bestimmten Kommission des Konzils zugezählt wird (Hardt IX, 1681).

dem Verzeichnis der Patriarchen und Assistenten des Papstes. Leo X. empfing den Primas Polens mit großen Ehren; er berief ihn in die wichtige Kommission des Konzils, in der alle Fragen um Herstellung eines allgemeinen Friedens unter den christlichen Regenten und um Ausrottung des Schisma beraten wurden. In der achten Sitzung am 19. Dezember 1513 hatte Laski in seiner Eigenschaft als Assistent des Papstes den Auftrag erhalten, ein päpstliches Schreiben der Versammlung mitzuteilen*). Bezeichnend ist der Inhalt des Schreibens zumal für den Oheim des künftigen Reformators. Es handelt sich um Bekämpfung des herrschenden Unglaubens, des weithin sich erstreckenden Zweifels an der Unsterblichkeit der Seele. Leo, so sehr das glückumstrahlte Kind seiner Zeit, daß er ihr seinen Namen leihen konnte, und ebenso wenig willens, wie sein Freund und Geheimschreiber Bembo, den Wunsch der Gläubigen zu erfüllen und das Werk des namhaftesten Philosophen Pietro Pomponazzo, das die Unsterblichkeit der Seele leugnete, zu verdammen**), wähnte, die Kirche vor dem Gift ungläubiger Lehre dadurch bewahren zu können, daß er ihren angehenden Dienern nur noch ein fünfjähriges Studium der Humaniora gestattete, nach deren Ablauf sie sich ihren Fachwissenschaften zuwenden müßten***). Mit solchen Mittelchen glaubte man in Rom noch zu einer Zeit den unheimlichen Geist beschwören und die Kirche schützen und reformieren zu können, als Luther schon in Wittenberg seine zündenden Vorträge

*) Hardt IX, 1719. Die Versammlung fand in der Lateranbasilika in Gegenwart und unter dem Vorsitz des Papstes statt; das päpstliche Schriftstück kam durch Laski erst dann zur Verlesung, nachdem dem Herkommen gemäß alle diejenigen sich entfernt, die nur Sitz, aber nicht Stimme in der Versammlung hatten. Im altgewohnten Kurialstil lautet der Hauptsatz: „contra hujusmodi pestem opportuna remedia adhibere cupientes hoc sacro approbante concilio damnamus et reprobamus omnes asserentes animam intellectivam mortalem esse aut unicam in cunctis hominibus et haec in dubium vertentes .... Omnes hujusmodi erroris assertionibus inhaerentes, veluti damnatissimas haereses seminantes, per omnia ut detestabiles et abominalibes haereticos et infideles, catholicam fidem labefactantes vitandos et puniendos fore decernimus."

**) Roscoe IV, 252.

***) Hardt IX, 1719.

über die Pſalmen und den Römerbrief hielt und bereits für ſich und die ihn hörten, das Rauſchen des Geiſtes ſpürte, dem je und je von Gott die Macht gegeben, die Kirche und die Welt zu reformieren!

Wir haben keine leiſeſte Andeutung finden können, weder in Rom ſelbſt noch auch auf allen anderen eingeſchlagenen Fährten, welches wohl der Gang der Studien unſerer jungen Freunde in der Hauptſtadt geweſen ſein mag. Nur die eine Gewißheit, daß ſie bei dem Oheim in Rom geweſen, danken wir einer zufällig gefundenen Briefſtelle und ſind für die etwa 15 Monate ihres Aufenthaltes nur auf Mutmaßungen beſchränkt, die wir nach dieſer Seite hin aus dem geiſtigen Leben der Stadt ſchöpfen.

Die letzten zwanzig Jahre waren nicht günſtig für die humanen Studien in Rom geweſen. Ein Peſthauch für jede geſunde Entwickelung ernſter Wiſſenſchaft war von Alexander VI. ausgegangen; Julius II. dann hatte für alle Künſte des Friedens nach ſeiner Weiſe in großartigem Stile Sinn und Verſtändnis, aber doch zog er noch lieber das Schwert für die Befreiung Italiens, für die Vergrößerung des Kirchenſtaates, und unter dem fortwährenden Kriegslärm konnten die Studien nicht gedeihen, die der Stille und Sammlung bedürfen. Die günſtige Zeit brach unter dem feinſinnigen, geiſtvollen Mediceer an. Von Anfang an wandte er dem ſchon vor über 70 Jahren in Rom gegründeten Gymnaſium ſeine volle Teilnahme zu. Gerade in dem Jahre des Aufenthaltes unſerer jungen Studenten in Rom beſaß dieſe Bildungsanſtalt gründlicher Gelehrſamkeit beinahe hundert angeſehene Lehrer*), die ihre Vorleſungen über Gottesgelehrtheit, bürgerliches und kirchliches Recht, Arzeneikunde, Sittenlehre, Logik, Beredſamkeit und Mathematik hielten. Die Hauptaufmerkſamkeit in dem Gymnaſium war in jener Zeit auf das Studium der griechiſchen Sprache gerichtet. Der berühmte Johannes Laskaris leitete, von dem Papſte alsbald nach ſeiner Thronbeſteigung dazu berufen, das griechiſche Kollegium in Rom, an dem dann auf Einladung des Papſtes auch einer ſeiner vorzüglichſten Schüler, Markus Muſurus, thätig war. Es iſt wohl anzunehmen,

*) Roscoe II, 109.

daß unſere jugendlichen Freunde an den Vorleſungen ſowohl in dem Gymnaſium als auch in dem griechiſchen Kolleg auf dem Esquiliniſchen Hügel teilnahmen, zumal der Papſt durch Erteilung von Vorrechten und Freiheiten eifrig bemüht war, Schüler für die Anſtalt zu gewinnen, denen die Profeſſoren vor- und nachmittags, und dazu noch durch die zahlreichen Feſttage nicht unterbrochen, Vorleſungen halten mußten. Wenn nicht bereits in Krakau die Anfangsgründe der griechiſchen Sprache erlernt worden waren, bot ſich nun dazu die reichliche Gelegenheit; wohl iſt anzunehmen, daß hier ſchon unſer vierzehnjähriger Johannes in die Schriften des Plato eingeführt wurde, zumal die erſte Ausgabe ſeiner Werke Muſurus 1513 bei dem berühmten Manutius hatte erſcheinen laſſen*).

Wie gerne doch möchten wir das ſchweigſame Dunkel durchbrechen und Kunde erhalten, welchen Eindruck der römiſche Aufenthalt auf die empfänglichen jugendlichen Gemüter ausgeübt. Aber es verlautet ſo gar nichts darüber. Und doch war es eine gewaltige, tiefeinſchneidende Zeit für Rom, dieſer Vorabend der Reformation, an dem ſchon Mancher aus der herrſchenden Gewitterſchwüle auf den nahenden Sturm riet. Iſt der Aufenthalt ſpurlos an unſeren jungen Polen vorübergezogen? Haben ſie ſich in dieſen ſo empfänglichen Jahren von dem Odem anwehen laſſen, der von der hochgefeierten Kunſt ausſtrömte? Rafael hatte eben ſeine wunderbaren Meiſterwerke voll ernſten Tiefſinnes, voll reiner Schönheit in der Camera della Segnatura vollendet; in der ſixtiniſchen Kapelle waren die Gerüſte abgeſchlagen und ungehemmt konnte der ſtaunende Blick die Schöpfungen ſchauen, die wie eine Offenbarung auf dem Gebiete der Kunſt Michel Angelo an die Decke gezaubert. Den Neffen des Primas von Polen waren die nun geweihten Räume zugänglich: haben ſie da begeiſterungsvoll der einzigartigen Sprache gelauſcht, in der dieſe beiden Lieblingsjünger der Kunſt das Geiſtesleben der Menſchen, die Thaten Gottes nach der heiligen Schrift dolmetſchten? Wir wiſſen, daß

*) Eine griechiſche Schlußanmerkung der Ausgabe feiert Leo als Beförderer wahrhafter Erziehung und Erneuerer griechiſcher Wiſſenſchaft, als Arzt des kranken Italiens, als Befreier des geknechteten Griechenlands, als Wohlthäter des Lebens der Menſchen. (Vgl. Roscoe II, 115.)

sprachbegabt die drei Jünglinge sich rasch auch die italienische Sprache angeeignet. Und welchen Eindruck hat dann auf sie der süße Wohllaut eines Petrarca, mehr noch die Majestät, die Gewalt, die erhabene Pracht und Wahrheit eines Dante ausgeübt, dessen Ausleger Arioſt kurz vorher die ewige Stadt besucht hatte? Wir erhalten auf diese, auf so manche andere Frage noch, die sich uns aufdrängt, leider keine Antwort und sind fast versucht anzunehmen, daß die jungen Leute wenig von dem Geiste berührt wurden, der uns Nachgeborne sehnsuchtsvoller nach jenen Tagen und ihren Kunstgenüssen ausschauen läßt, als viele der Zeitgenossen selbst davon ergriffen waren. Trifft diese Mutmaßung zu, dann dürfen wir auch annehmen, daß unser Johannes in seinem frommen Gemüte von all dem gottlosen Treiben, das sich in jenen ungläubigen Tagen nirgends fast schamloser entfaltete, als unter den Augen des vermeintlichen Statthalters Gottes, unbehelligt geblieben ist. Keine Stelle in seinen späteren Schriften verrät, daß er damals gesehen und gehört, was Luther auf seiner Pilgerfahrt nach Rom erfahren, was in der Erzählung des Boccaccio jenen Juden dazu treibt, sich taufen zu lassen. Die geheimnisvolle Binde, die Gott selbst um das Auge der Jugend schützend legt, mag dem Jüngling den Anblick einer gottentfremdeten Welt verhüllt haben, in der gerade die Diener des Höchsten am frechsten das Heiligtum dem Gespötte preisgaben und Greuel auf Greuel häuften, daß Luther selbst dort aus dem Munde von päpstlichen Höflingen das Bekenntnis hören mußte: es ist unmöglich, daß es sollte länger stehen, es muß brechen*).

Der Oheim wünschte nicht, daß seine Neffen in Rom ihre Studien vollendeten. Zumal für Johannes war die nahgelegene, weltberühmte Universität Bologna wichtig, seinen Fachstudien im Kirchenrecht obzuliegen. Der Primas selbst war genötigt, noch eine Weile den Sitzungen des Konzils beizuwohnen und die vielen und recht schweren ihm gewordenen Aufträge von der Heimat am päpstlichen Hofe, der monatelang den Wünschen Polens ungeneigt war, durchzusetzen, jetzt allein, da bereits am Ende des Jahres 1513 sein Gefährte, der Kastellan von Kalisch, im Auftrage des

*) Luther LXII, 485.

Königs nach Spanien gereist und von da unmittelbar in die Heimat zurückgekehrt war. Gegen den Schluß des Jahres 1514*) erhielt der Erzieher der Jünglinge, Johannes Braniczki, die Weisung, mit ihnen nach Bologna überzusiedeln.

Vier Tage brauchte der vornehme Reisezug, um von Rom wahrscheinlich über den Paß von Furlo nach Bologna zu gelangen. Man zog nur langsam des Weges, der so viel des Sehenswerten jetzt in den späten, frischen Herbsttagen bot.

b) In Bologna.

Auch in jenen weit zurückliegenden Tagen versäumte nicht leicht ein Student, der aus der Ferne nach Bologna gezogen kam, den Torre Asinelli, einen der beiden schiefen Türme auf dem Mercato di Mezzo, zu besteigen. Der Blick von dem 83 Meter hohen Turm ist so lohnend über die Stadt und weiter über die fruchtbare, wohlangebaute Ebene hin am Fuße der Apenninen. Das Bild, das von dieser Höhe aus die Stadt bietet, mußte unseren jungen Polen vom Wappen Korab besonders anheimelnd sein; es ist ein alter Spruch, daß Bologna von diesem Standorte einem Schiffe ähnele, von der Höhe des Mastkorbs aus gesehen. Als ob es ihr eigenes Wappenbild sei, in riesenhafter Vergrößerung ausgeführt, so grüßte die jungen Laskis die Musenstadt, in der sie ein paar Jahre sich ihrer Studien wegen aufzuhalten hatten. In Bologna und Padua war es Brauch der studierenden Söhne des Adels aus aller Herren Länder, beim Wegzug ihr Wappenschild wie eine Art Weihgeschenk in den Universitätshallen aufzuhängen; wiederholte, aufmerksame Nachforschung an beiden Orten hat mich leider das Laskische Wappen unter den Hunderten von Abzeichen nicht herausfinden lassen, und so mußte der Anblick der Stadt auch wie ein Ersatz für das vermißte Wappenbild dienen.

Die ersten paar Tage des Aufenthaltes brachten unsere Freunde

*) Vielleicht dürfen wir die Zeit bis Mitte Oktober hinaufrücken, da der Beginn der Vorlesungen den Dekretisten in Bologna auf den Tag nach St. Lucä (19. Oktober) angesetzt war. (Vgl. Savigny III, 232.)

in der öffentlichen Herberge zu, bis sich eine den Bedürfnissen entsprechende Wohnung gefunden. Die Reise und die Wirtshauszeche während dieser drei Tage in der Herberge betrug dreizehn und einen halben Dukaten, wie der Erzieher dem genaue Rechenschaft verlangenden Erzbischof nach Rom meldet: wir sehen, der freigebige Oheim läßt die Seinen nicht auf allzu knappem Fuße leben. Einige zufällig aufgefundene Briefe gewähren uns einen kleinen, fesselnden Einblick in das Still- und Studienleben dieser unserer Freunde.

Wir sehen zunächst ein paar neue Ankömmlinge in den Kreis unserer alten Bekannten eintreten. Im Mai 1514 hatte der Erzbischof seinen Marschall, den Kastellan von Sochawczew Nikolaus Wolski, ihm sehr treu verbunden und später auch durch seine Ehe verwandt, an den König von Polen mit wichtiger Botschaft gesandt. Im Herbst (8. September) gelang es dem polnischen Feldherrn Konstantin von Ostrorog die Russen unter der Führung des Großfürsten Wassilij Iwanowitsch bei Orsza aufs Haupt zu schlagen*). Damit trat auch für die Angelegenheiten Polens am päpstlichen Hof eine günstige Wendung ein, die Laski in seinen Unterhandlungen alsbald zu spüren bekam. Es war ja ein Sieg nicht nur über den drohenden Feind des fernen Polens, für Rom mehr noch ein Sieg des treuen Sohnes der römischen Kirche über den Schismatiker. In der Freude seines Herzens und um die günstige Stimmung in Rom zu nähren, sandte der König den erzbischöflichen Marschall mit einer Anzahl russischer edler Gefangenen, sie dem Papste zum Geschenke zu überbringen. Ein königlicher Geleitsbrief sollte dem Kastellan von Sochawczew Schutz auf der Reise nach Rom für sich und seine etwas eigenartige Schenkung an den Papst gewähren. In Wien hatte man nicht Lust, den Geleitsbrief zu beachten; der Sieg bei Orsza hatte die österreichische Politik durchkreuzt, und im Ärger darüber hielt man Wolski mit seinen Gefangenen in Hall bei Insbruck an. Den polnischen Gesandten ließ man

*) Der bei den Siegesfeierlichkeiten in Wilna anwesende apostolische Legat Pisa giebt einen ausführlichen Bericht der Schlacht und des glänzenden Sieges (Tomiciana III, 202.) Vgl. daselbst auch die Siegeslieder des Cricius; ferner Tomiciana III, 6.

nun freilich unbehelligt seine Straße nach Rom weiterziehen; den zehn gefangenen Russen aber nahm man die Kette ab und sandte sie über Lübeck zurück an den Großfürsten von Moskau, um auf diese Weise wenigstens dem unbehaglichen Gefühl über den so unerwarteten Ausgang der Schlacht Ausdruck zu leihen. In Rom billigte man dieses Verfahren des Kaisers in keiner Weise. Leo X. forderte in einem Schreiben an Maximilian, das nun freilich zu spät eintraf, die Herausgabe und Übersendung der Gefangenen, und die zum Konzil versammelten Väter mit dem Papste an der Spitze feierten den glänzenden polnischen Sieg als einen Sieg der Kirche über die Andersgläubigen*).

Die günstige Reisegelegenheit, die den Weg über Bologna einschlug, war benutzt worden, ein paar Studenten unseren Freunden zuzuführen. Zunächst den jüngsten Bruder Stanislaus, der nun von seinem Vater für alt und reif genug gehalten wurde, seine Studien in Bologna fortzusetzen. Mit ihm zugleich kam ein Bruder jenes Johannes, über dessen Familie und Zugehörigkeit zu dem Geschlecht Korab wir vorhin im unklaren geblieben sind; auch er, mit Namen Stanislaus, studierte wie sein Bruder auf Kosten des Erzbischofs. Ferner brachte Wolski zwei junge Radziwill**) mit, Stanislaus und Johannes, die sich schon eine Zeit lang in Wien aufgehalten und nun in Italien ihre Studien fortsetzen sollten. Auch der Lehrer des Stanislaus, Matthias, der wahrscheinlich die Erziehung des auf dem väterlichen Schlosse allein zurückgebliebenen jungen Laski geleitet, war mitgekommen und blieb in Bologna. So bestand der kleine Haushalt aus zehn Personen, den drei Neffen, den beiden Radziwill, den beiden weitläufigen Verwandten, dazu kam der Erzieher Branizki, der ebengenannte Lehrer Matthias und ein Arzt gleichen Namens, den der fürsorgliche Oheim seinen ihm

*) Vgl. Tomiciana III, 7. 333.

**) Auch die ausführliche Monographie über die Radziwill (Galerja niesswiezska portretrow Radziwillowskich przez Kotlubaja, Wilno 1857) giebt uns keinen Anhalt über diese Söhne des berühmten Geschlechtes. Der Erzbischof ist, wie aus seinem Testament zu ersehen (vgl. Zeißberg, S. 611), mit der Familie verwandt, und daher ist wohl auch zu erklären, daß ein paar Söhne aus dem Hause in engster Gemeinschaft mit seinen Neffen studieren.

anvertrauten Zöglingen mitgegeben. Auch ein Koch wird noch genannt, und gewiß wird noch ein und der andere Diener bei den wohlhabenden jungen Leuten des polnischen Adels angestellt gewesen sein. Auffallend ist es, daß ein anderer weitläufiger Verwandter, dem Wappen Korab angehörig, Matthias Slywnicki, der sich damals und wahrscheinlich auf Kosten des Erzbischofs — denn Branizki bringt demselben einmal zwanzig Dukaten in Anrechnung als Bezahlung einer Schuld des Slywnicki — in Bologna zum Studium des römischen Rechtes aufhielt, nicht in die Tafelrunde gemeinsamen Haushaltes aufgenommen ist; vielleicht ist jener Lehrer Matthias und dieser Slywnicki ein und dieselbe Person, im knappen Berichte in die zwei Gestalten auseinandergefallen nach ihren beiden Beschäftigungen als Lehrer und Lernender. Der Erzbischof hielt auch in den späteren Jahren viel auf diese tüchtige Kraft, die ihm reichlich die auf ihre Ausbildung verwandten Opfer vergalt. Als Doktor beider Rechte wurde Slywnicki Domherr zu Gnesen, Archidiakon in Kalisz, ja zuletzt Kanzler Laskis und Propst zu Posen und hat in seinen wissenschaftlichen Arbeiten nicht wenig zur Verdrängung des Magdeburger Rechtes in Polen beigetragen.

Da der Aufenthalt in Bologna ein paar Jahre währen sollte, galt es sich häuslich und wohnlich einzurichten und zwar nach jeder Seite hin. Genau wird darüber dem Oheim von dem Erzieher Rechenschaft abgelegt. Zunächst mußte die etwas schadhaft gewordene Kleidung durch neue, dem in Bologna herrschenden Zuschnitt entsprechend*), ersetzt werden. Siebzehn Dukaten kosten die beiden gleichen Obergewänder, die unser Johannes und sein Freund Stanislaus Radziwill sich anfertigen lassen, um auch schon auf der Straße in der äußeren Erscheinung als Gleichgesinnte sich

*) Die Universitätsstatuten enthalten auch über die Kleidung der Studenten eingehende Verordnungen in dem III. Buch, S. 52. So heißt es unter anderem: um unnützem Aufwande vorzubeugen, bestimmen wir „quod nullus scolaris emat alium pannum quam pannum qui vulgariter vocatur pannus de statuto vel de panno coloris nigri, quem pannum pro habitu superiori Cappa tabardo vel gabano vel consimili veste consueta pro tunc longiore veste inferiori et clausa a lateribus ac etiam fibulata seu maspillata anterius circa collum portare teneantur".

geltend zu machen; auch die Unterkleider, das Schuhwerk wurde für die ganze Gesellschaft ausgebessert und erneut, das Paar neuer Schuhe ist mit zwei Dukaten berechnet; der Haarschneider erhält wöchentlich drei Mark, um den sieben jungen Leuten einmal die Woche den Bart zurecht zu stutzen. Die gemietete Wohnung, wahrscheinlich ein einzelnes Häuschen, mußte mit den nötigen Möbeln versehen werden; die Bedürfnisse in dieser Beziehung sind noch gar einfache, aber doch ist die Summe der einzelnen Posten in dem Ausgabebuch für alle diese Anschaffungen nicht gering. Bette, Tische, Stühle werden angekauft; jeder der jungen Studenten erhält seinen eigenen Arbeitstisch mit einem verschließbaren Pulte versehen, auf daß nicht einer den anderen bei seinen Studien störe, und der Erzieher vergißt nicht anzumerken, daß er auch sieben messingene Lampen angeschafft, auf daß ein jeder seiner Zöglinge seine Arbeit bis neun Uhr des Abends (ad tertiam noctis) an seinem Pulte ausdehnen könne.

Neben den Wohn- und Schlafräumen wird auch die Küche nicht übersehen; Tischtücher, Handtücher, Servietten, Messer, Gabeln u. s. w. werden, wenn auch nur in erstaunlich geringer Anzahl angeschafft*). Sie haben ihren Koch von Polen aus mitgebracht und kaufen sich ihre Speisen selbst ein. Der junge Radziwill zeigt dafür besonderes Geschick. Wenn des Morgens die Händler kommen, Fleisch und Fische und andere Mundvorräte zum Kaufe anzubieten, so sieht er ihnen scharf auf die Finger und wiegt auf der für den Haushalt angeschafften Wage genau nach, daß ihn die pfiffigen Krämer und Händler nicht übervorteilen. Denn sie müssen zusammenhalten, nur etwas über drei Dukaten wird die Woche zur Beköstigung der ganzen Gesellschaft ausgesetzt, mit Ausnahme der Kosten für Wein und Holz. Die ersten sechs Wochen, wo Wolski noch nicht mit den anderen jungen Leuten eingetroffen war, hatten sie vier Körbe voll Wein verbraucht, jetzt freilich mehr. Die Wäsche wird außer dem Hause gereinigt, vier Karolinen empfängt die Waschfrau monatlich.

Es dauerte nicht lange und die jungen Leute hatten sich auch

*) „emi autem tres scutellas stagneas, octo talaria, octo coklaria, duo mensalia, tria manutergia, decem servetas etc.“

in ihren wiſſenſchaftlichen Arbeiten am Muſenſitz eingelebt. Einen Blick zunächſt in ihre häuslichen Arbeiten. Zumeiſt iſt es ſtill in den Studierzimmern, jeder über ſeiner beſonderen Arbeit. Nur wenn aufgefordert, dann redet der einzelne und zwar an abwechſelnden Tagen entweder italieniſch oder, was ihnen noch geläufiger war, lateiniſch. Die polniſche Sprache verlautete gar nicht, ſie ſchien in Vergeſſenheit geraten. Selbſt während der Mahlzeit hörte die Belehrung nicht auf. Wie in den Refektorien der Klöſter über dem Eſſen einer der Mönche eine erbauliche Betrachtung vorlieſt, ſo wurde hier in unſerem kleinen Kreiſe über Tiſch ein Abſchnitt aus der böhmiſchen Geſchichte vorgeleſen, hoffentlich mit größerer Aufmerkſamkeit, als ich ſie in ruſſiſchen und römiſchen Kloſterſpeiſeräumen angetroffen. Selbſtverſtändlich war das Leſeſtück in böhmiſcher Sprache, die an den polniſchen Edelſitzen der damaligen Zeit von Männern und Frauen mit einer Leichtigkeit gehandhabt wurde, wie heutzutage wohl die franzöſiſche Sprache. Nach Tiſch halten die jungen Leute Disputatorien über das, was ſie am Vormittag gehört oder ſtudiert, einmal in der Woche prüft der Profeſſor ſie in allen den Gegenſtänden, die er ihnen die Woche über vorgetragen.

Branizki rühmt dem Erzbiſchof die jungen Leute, ſie ſind ſehr fleißig und tugendhaft (adolescentes studiosissimi et virtuosi sunt). Ein großer Lerneifer beſeelt die beiden Neffen, die in inniger Liebe an einander hängen. Was der eine, will auch der andere wiſſen, obgleich jetzt bei den ſich ſcheidenden Fachſtudien ſie geſonderte Wege gehen müſſen. An Fähigkeit überragt alle Hieronymus, ihm wird ungeſchmälert das Lob eines ſehr begabten Jünglings. Von ſeinem Herzensbruder, unſerem Johannes, lautet das Zeugnis, daß er dem Erzieher der liebſte Zögling ſei, von höchſter Tugendhaftigkeit. Branizki erklärt, nie ſolch einen Jüngling geſehen zu haben, und bricht in den Wunſch aus, daß ihm langes Leben vergönnt ſein möchte. (Carissimus dominus Joannes nepos R. P. tuae, ibi est summa virtus, nunquam vidi hujus modi puerum; utinam esset longe vivens.) Es iſt dies das erſte unmittelbare Zeugnis, deſſen wir über unſeren Helden habhaft werden konnten: es ſchlägt die Saite ſeines Weſens an, die lebenslang einen ſo reinen, feſſelnden Ton

von sich gegeben, einen Ton, der ein Jahrzehnt später einen Mann wie Erasmus bis in die innerste Seele wie wohllautendster Heimatklang sehnsuchtsvoll ergriffen, dem wir selbst in den folgenden Blättern, wenn ausgereift die edle Gestalt uns in Wort und That näher treten wird, mehr wie einmal mit Wonne lauschen werden. Dieser Adel und Liebreiz des Gemütes, der so frühe in überraschender Weise von dem Jünglinge ausging, übte seine Wirkung nicht nur auf die aus, die fremd mit dem Manne in Berührung traten; ebenso auch auf die nächsten Insassen des Hauses, die im engsten Zusammenleben ungetrübt den gleichen, wohlthuenden Eindruck von der sittenreinen Persönlichkeit empfingen. Als die beiden Brüder eine Zeit lang getrennt waren, schrieb Hieronymus von Bologna aus an seinen Oheim: „Als mein Herzensbruder Johannes hier wieder eintraf, bin ich ein ganz neuer Mensch geworden; durch ihn ward mir aller Lebensüberdruß in weite Ferne verscheucht, alle Langeweile schwand und alle Lust an der Arbeit ist mit ihm gesteigert zurückgekehrt. Sein Geist und sein Wissen, das er in gebundener und ungebundener Rede bekundet, hat er weit über das Maß der anderen jungen Leute während seines Aufenthaltes in Deutschland vermehrt; er hat in der That seine Zeit nicht vertrödelt und den Sand gezählt, sondern die angesehensten Schriftsteller gelesen und gehört. Bewundern muß man, von welcher Gedächtniskraft, von welcher Beharrlichkeit, von welchem Ernst (constantia et severitas) der Jüngling beseelt ist, so daß wir alle mit Scheu und Ehrfurcht gegen ihn erfüllt sind (ut eum omnes facile timemus et veneramur)*); eins erbitten wir auf das flehentlichste, daß ihm viele Lebensjahre vergönnt sein möchten. Ich rühme dies nicht als von meinem Bruder, vielmehr als von einem guten und ehrenhaftesten Jüngling, mit dem ich, so lange wir hier zusammen sind, mit all' meiner männlichen Kraft gemeinsam in den guten Künsten fortschreiten will." Daß auch der Bruder gleichermaßen wie der Erzieher den Wunsch langen Lebens für den seltenen Jüngling

*) Dürfte ich an einen Theologen des neunzehnten Jahrhunderts erinnern, der auch von Jugend an die gleiche ehrfurchtsvolle Huldigung an seine Erscheinung fesselte, so tritt die edle Gestalt meines unvergeßlichen Lehrers, Karl Immanuel Nitzsch, mir vor die Seele. (Vgl. Beyschlag, S. 7.)

nicht unterdrückt, flößt uns die Besorgnis ein, daß die körperlichen Leiden, von denen wir den überarbeiteten Mann später heimgesucht sehen werden, frühe schon hervorgetreten sein mögen.

Doch zurück zu unserem Scholaren und seinen Studien an dem Musensitz zu Bologna!

Als Polen waren unsere jugendlichen Studenten der Universität der Ultramontani zugezählt, die im Gegensatz der Universität der Citramontani aus Scholaren von 18 verschiedenen außeritalienischen Nationen sich zusammensetzte, und genossen als solche volles Bürgerrecht, zugleich mit den großen Rechten, die Bologna im Gegensatz zu der Sorbonne den Scholaren einräumte. Denn in Bologna bildeten von altersher die Schüler die Korporation, die aus ihrer Mitte die Häupter derselben wählten; die Lehrer waren ihnen unterworfen*). Ursprünglich nur eine doppelte Rechtsschule, kam schon im Beginne des vierzehnten Jahrhunderts eine Artistenuniversität hinzu für die Philosophen und Mediziner und ferner als vierte Universität die von Innocenz VI. in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts gegründete theologische Schule, die eigentümlicherweise nach dem Muster der Sorbonne eingerichtet war, daß in ihr also nicht die Scholaren, sondern die Professoren die Korporation bildeten. Sowohl in der Rechtsschule, als auch in der Artisten- und theologischen Schule hatte unser Johannes Vorlesungen zu hören, da zunächst die humanistischen Studien noch nicht ihren Abschluß gefunden, nun aber die weiteren Studien über kanonisches Recht und was die theologische Fakultät bot, hinzutraten.

Gerade in jenen Jahren erfreute sich Bologna eines kleinen Aufschwunges in den Wissenschaften. Den größten Einfluß übte die edle Familie Bentivoglio aus. Fast ein halbes Jahrhundert hatte Johann Bentivoglio die Herrscherwürde bekleidet und all' die Zeit hindurch sich namhafte Verdienste um

*) Vgl. darüber Savigny (III, 141), auf dessen nun schon 60jährige, meisterhafte Arbeit wir noch immer zurückgreifen müssen, wenn wir uns ein eingehendes Bild der Universitätsverhältnisse auch an der Rechtsschule zu Bologna entwerfen wollen. Wann wohl endlich werden die reichen Archive der dortigen Universität gesichtet und verwertet?

die Förderung der Wissenschaften erworben; höheren Ruhm noch erlangten darin seine drei Söhne und Nachfolger Hermes, Hannibal und Galeazzo. Recht bedeutende Humanisten wurden an die Hochschule gezogen. In einer flüchtigen Briefnotiz haben wir ein paar Vorlesungen entdeckt, die 1516 an der Artistenfakultät gehalten wurden, und wohl dürfen wir annehmen, daß unsere eifrigen Scholaren aus Polen daran teilgenommen. Des Morgens in der Frühe (die Morgenvorlesungen endigten schon um neun Uhr) wurde vorgetragen Cicero ad Atticum und Virgils Georgica; in den Nachmittagsvorlesungen Thucydides und Aristophanes, wieder Cicero und Properz*). In einem Schreiben unseres Johannes aus der Anfangszeit seines Aufenthaltes in Bologna an seinen Oheim entlehnt der Jünger humanistischer Studien dem Sallust einen Sittenspruch und der Satz geht in gebundener Rede zu Ende, vielleicht der leicht dahinfließenden Feder des Briefschreibers selbst entquollen**). In einem anderen Schreiben rühmt er den Professor Modestus als den von ihnen allen verehrtesten.

Leider können wir unseren angehenden Geistlichen nicht bei seinen Fachstudien in Bologna begleiten. Alle Versuche, da auf richtige Fährte zu gelangen, die uns ein Bild damaliger theologischer Studien gewährt hätte, sind fehlgeschlagen. Ein anziehendes Bild würde es nicht geworden sein; Begeisterung für sein „köstliches Amt" konnte ein Scholar sicherlich nicht in jenen Tagen aus den theologischen Vorträgen, die sich fast ganz auf die Kunde des kanonischen Rechtes beschränkten, schöpfen. Cochlaeus, in den kommenden Jahren ein so erbitterter Gegner Luthers und in mehr wie zudringlicher Weise bemüht, das ferne Polen vor dem Gifte der Reformation zu schützen, hielt sich gleichzeitig studienhalber in Bologna auf; schon nach kurzer Zeit ist er der theologischen Vorträge an der Hochschule überdrüssig.

---

*) Vgl. Heumann, S. 3.

**) Es ist dem ältesten schriftlichen Dokument unseres Helden entnommen, das noch unveröffentlicht im Archiv zu Gnesen gefunden wurde. Die betr. Stelle lautet: „Etenim, ut Salustius inquit, divitiarum et formae gloria fluxa atque fragilis est, virtus clara eternaque habetur. Idcirco: Nominis ante mei venient oblivia in orbem, Pectore quam pietas sit tua pulsa meo."

Seinem Wohlthäter, dem berühmten Wilibald Pirkheimer zu Nürnberg, dessen Neffen er als Erzieher nach Bologna begleitet hat, schildert er den Zustand der theologischen Studien in der denn doch wohl etwas übertriebenen und allzu verdrießlichen Klageepistel: „Es ist ein Elend hier sich mit der heiligen Wissenschaft zu beschäftigen, ohne Lehrer, ohne Bücher, ohne Zuflucht. Die Vorlesungen halten bejammernswerte Mönche, mit ihnen will ich meine Zeit nicht verlieren, es sind reine Sophisten, sie jagen Schattenbildern nach. Ich besuche deshalb keine Vorlesungen, sondern halte mich eingeschlossen zuhause.“*) Die gleichen Klagen ergehen über die kanonischen Rechtslehrer. Der gelehrteste von ihnen habe keine Lehrgabe, der andere spreche so leise, daß er nicht verstanden werde, der dritte sei so gelehrt, daß er oft auf die fernliegendsten Gegenstände abschweife, ein vierter ist ein Schwätzer, ein fünfter ein junger Mann ohne Wissen.

Stimmen wir auch das anmaßliche, wegwerfende Urteil des gegen die Italiener eingenommenen Deutschen etwas herab, so bleibt doch ein Nachsatz zurück, der auch von anderer Seite bestätigt wird. Die theologischen Studien waren in jenen Tagen weit überflügelt von den humanistischen. Während hier ein neues Leben anhub, ähnlich dem Regen und Bewegen, das der Prophet schauete, als es über die Totengebeine kam, während hier in ungeahnter Schöne die Welt der Griechen und Römer vor dem trunkenen Blicke wie aus einem Grabe emporstieg und alle geistige Regsamkeit der Zeitgenossen wie mit Riesenkraft auf die Hebung dieses einen so wunderbaren Schatzes in fast krampfhafter Weise gerichtet ist, war die Theologie zurückgeblieben und bewegte sich in den uralten Gleisen fort, unberührt von all' dem, was die Gemüter der Zeitgenossen wie ein Erdbeben in der Tiefe bewegte, in fast harmloser Weise ahnungslos dem Punkte zutreibend, wo ihr scholastisches Grubenlicht von dem Windstoß der neuen Zeit ausgelöscht wird.

Gerade solch' alte, berühmte Hochschulen, wie Bologna, verfallen leicht starrem Festhalten an dem Überlieferten. Mönche mögen es gewesen sein, die um die hergebrachten Lehrsätze diese

*) Heumann, S. 12.

unendliche Reihe von Fragen, von Gründen und Gegengründen, von Definitionen, Distinktionen, Syllogismen und Korrolarien zusammenhäuften, wie der Herbstwind mit welken Blättern ein Grab bedeckt: aber unerträglich muß solche Mühsal einem jugendlichen Gemüte gewesen sein, das nun schon seit Jahren die klare, reine, maßvolle Luft der alten Autoren eingeatmet, doppelt peinlich in einer Zeit, wo sich auf allen Lebensgebieten ein Neues regte und auch die Scholastik an mehr wie einer Stelle den Keim der Selbstauflösung hervortreten ließ. Hatte doch schon der päpstliche Erlaß, den der Oheim vor Jahresfrist den versammelten Vätern des Konzils vorzutragen hatte, mit dem Wesen der Scholastik gebrochen, so sehr er auch noch von dem Selbstgefühl, das sie in ihren Glanztagen erfüllte, durchdrungen ist und aus diesem Gefühle heraus einfach dekretiert, was man zu beweisen sich zu schwach fühlt. Nur den Namen eines Theologen, bei dem unser Scholar sicherlich Vorlesungen gehört, haben wir erhaschen können: es ist Chrysostomus Casalenus. Leo X. hatte dem Petrus Pomponatius eine Verteidigungsschrift seiner schon erwähnten Arbeit über die Unsterblichkeit der Seele nur unter der Bedingung gestattet, daß dieser Professor der Theologie zu Bologna ihr Gegensätze zufügen und beidrucken ließe. Leider konnten wir diese Schrift (defensorium) nicht auftreiben: außer dem Interesse für eine solche seltsame, auf päpstlichen Befehl herausgegebene sic et non Schrift, die den Geist jener Zeit scharf beleuchtet, würde uns noch das Buch wichtig gewesen sein, den Meister kennen zu lernen, zu dessen Füßen unser Laski gesessen.

Für Auslegung der heiligen Schrift besaß Bologna auch eine Professur; aber schon seit langer Zeit war unter dem Einfluß der Scholastik dieser wichtige Zweig ausgeartet oder überwuchert zu einer Auslegung der Auslegung, in der die Spitzfindigkeit der herrschenden theologischen Richtung einen behaglichen, weiten Tummelplatz hatte. Jetzt freilich schon keinen völlig unbeanstandeten mehr. 1516 erschien bereits in Genua ein Psalterium in vier Sprachen; zwei Jahre früher war der erste Band der großen Komplutensischen Bibel des Kardinals Ximenez, dem Papste Leo X. zugeeignet, erschienen, und auch die griechische Ausgabe des Neuen

Teſtamentes von Erasmus war in Vieler Hände in Italien. Man las und erklärte das Buch ähnlich wie ſo manchen anderen neu aufgefundenen griechiſchen Schriftſteller, wir würden ſagen, vom rein philologiſchen Standpunkte aus, ohne die volle Tragweite zu ermeſſen, die dieſes Studium über den Bergen drüben ſo bald ſchon haben werde. Auch das Alte Teſtament begann man in der Grundſprache zu leſen. Man konnte ſich dabei für Bologna auf jene Verordnung Klemens' V. auf der Kirchenverſammlung zu Vienne 1311 berufen, nach welcher auch auf dieſer Univerſität ſechs Lehrer der morgenländiſchen Sprachen angeſtellt werden ſollten, nicht um den Geiſtlichen ein Verſtändnis der heiligen Schrift in der Urſprache zu ermöglichen, ſondern um geſchickte Kämpfer wider Juden und Muhamedaner heranzubilden. Die Verordnung war im Laufe der Zeit faſt vergeſſen. Jetzt aber, gerade in demſelben Jahre, als unſere Freunde nach Bologna zogen, war Theſeus Ambrogius — eine Art Mezzofanti des ſechzehnten Jahrhunderts, denn er ſoll achtzehn Sprachen kundig geweſen ſein — von dem Papſte als Profeſſor der morgenländiſchen Sprachen angeſtellt worden*). Wir wiſſen beſtimmt, daß unſer junger Theologe die damit gebotene günſtige Gelegenheit nicht benutzte, denn faſt ein Jahrzehnt ſpäter erlernte er das Hebräiſche; der Erzbiſchof mochte wohl wenig Nutzen aus der Kenntnis dieſer Sprache für die Laufbahn vermuten, die er ſeinem Lieblingsneffen in der heimiſchen Kirche zu öffnen bereit war.

Eine beſondere Regſamkeit herrſchte während des Aufenthaltes unſerer Freunde in Bologna auf dem Gebiete der Philoſophie, auf dem ein ſcharfſinniges Auge ſchon damals am meiſten den Geiſt ſich hätte rühren ſehen können, der die mittelalterliche Zeit abſchloß und für Italien ſeine Umwandelung zur Geſtalt der Renaiſſance mächtig förderte. Wir dürfen kaum annehmen, daß unſer junger Theologe von dem Rauſchen dieſes Geiſtes ſchon berührt worden ſei. Bis dahin hatte Ariſtoteles und ſeine Dialektik Jahrhunderte hindurch in einer Weiſe das Denken beherrſcht, wie wohl kein anderer Weltweiſer jemals einen Einfluß ausgeübt. Der Spürſinn der Humaniſten hatte neue Schriften

*) Roscoe II, 151.

des Meisters aufgefunden, die den Kreis seiner Kenntnis bedeutend erweiterte. Zumal seit dem Falle von Konstantinopel hatte sich auch die Kunde von Platos Schriften weithin in Italien verbreitet und die begeisterte Liebe für diesen Weltweisen bezeugte so manche „platonische Akademie". Beide Heroen des Geistes fanden ihre glühenden Verehrer, zunächst noch nicht in gegenseitig sich ausschließender Weise, je länger je mehr mit schärferer Betonung der Unterschiede. Es ist doch eine andere Geistesrichtung in den beiden Dioskuren, die uralte Verschiedenheit, die auch in den kräftigsten Tagen der Scholastik zutage getreten ist. Gerade in Bologna lehrten damals Hauptvertreter der beiden Richtungen. Einen bedeutenden Einfluß übte Alexander Achilinus aus, selber ein Bologneſe, der 1518 in seiner Vaterstadt starb. Ritter urteilt von ihm, daß seine philosophischen Schriften noch ganz das Gepräge der Scholastik an sich tragen und den Lehren des berühmten Averroes großen Einfluß auf seine Untersuchungen gestatten*). Aber der Zweifel an ihren Sätzen drängt sich doch schon auf; Achilinus wandelt in den Wegen eines Duns Scotus; er nimmt den Realismus wieder auf; Aristoteles redet ihm in diesem Sinne. — Neben ihm lehrte an der Hochschule in jenen Jahren der schon wiederholt erwähnte Petrus Pomponatius, zwar noch in scholastischen Sätzen befangen, aber doch noch entschiedener dem Zweifel zugänglich. Durch den bekannten Platoniker Ficinus ist er mit Platos Schriften vertraut worden; er ahnt wohl, daß die beiden Weltweisen nicht überall übereinstimmen, es fehlt ihm aber der ernste Wahrheitstrieb, den Unterschieden nachzugehen und den für jene Zeit so wichtigen Folgerungen sich zu überlassen. Pomponatius ließ sich oftmals in Bologna mit Achilinus in einen wissenschaftlichen Wettkampf ein. „Es wird erzählt, daß sie in Disputationen sich mit einander maßen und jener dem Gewichte wissenschaftlicher Gründe, welche dieser geltend zu machen wußte, durch witzige Wendungen sich zu entziehen suchte."**)

Daß wir doch mehr wüßten, ob und welchen Einfluß diese

*) Ritter IX, 382f.
**) Ebd., S. 427.

geiſtigen Kämpfe und wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen auf die Entwickelung unſeres Helden ausgeübt! Aber alle Mühe war umſonſt, weitere Nachrichten über ſeinen Studiengang in Bologna aufzuſpüren, und es blieb uns nur der eben gebotene beſcheidene Verſuch, die dürftigen, für ſo viele Fragen ungenügenden, da und dort zerſtreuten Nachrichten zuſammenzutragen, um daraus wenigſtens die Geſtalt des Einfluſſes zu erkennen, dem Laski während des Aufenthaltes in Bologna bei ſeinen theologiſchen Studien ausgeſetzt war oder, müſſen wir uns vielleicht vorſichtiger und beſcheidener ausdrücken, hätte ausgeſetzt ſein können.

Auch keine beſonders tüchtigen Vorbilder im Predigtamt ſcheint unſer junger Theologe auf der Hochſchule angetroffen zu haben. Wir ſind wieder nur auf die, wie uns dünken will, Übertreibungen des Cochläus angewieſen, der die Predigtweiſe in folgenden draſtiſchen Zügen geißelt: „Die meiſten Faſtenprediger ſind auf der Kanzel, wenn ich es ſagen darf, mehr Poſſenreißer oder deklamierende Schauſpieler als Prediger, als Apoſtel, als Auguſtine. Während viele, wenn ſie in Geſtikulationen und in der Stimme ſich auf thörichte Weiſe überbieten, den Paulus oder Cicero nachzuahmen meinen, reden und agieren ſie doch nur heuchleriſch zum Volke. Iſt es zu verwundern, wenn ſie auf dieſe Art nichts ausrichten? Wenn ſie heftig ſein wollen, jagen ſie in der Rede dahin, ohne ein Komma einzuhalten; ab und zu bewegen ſie die Köpfe wie Krähen, ſpringen auf, laufen auf dem Predigtſtuhl hin und her, ſchreien, fechten mit den Armen, wenden der Gemeinde den Rücken zu, zumal wenn ſie zu dem kleinen hinter ihnen ſtehenden Kruzifixe für die Gemeinde beten; äußerlich weinen ſie, innerlich lachen ſie und gefallen ſich ſelber unendlich.“*)

Nicht ganz ungeſtört von Außendingen floſſen die Studienjahre in Bologna dahin. Ein paar Ereigniſſe müſſen ihre Umriſſe auch in das Stillleben unſerer Bekannten geworfen haben. Zumeiſt zwar lebten ſie zurückgezogen für ſich. Branizki hatte, um ſeine Zöglinge ans Haus zu feſſeln, ein paar Zithern angeſchafft, auf denen die Radziwills und Laskis des Spieles nicht unkundig waren; eine ſpätere Briefſtelle unſeres Freundes

*) Heumann, S. 10.

an Beatus Rhenanus zeigt, daß er die Musik herzlich liebte und auch in ihrer theoretischen Kenntnis nicht unbewandert war. Aber die Stellung der Familien unserer jungen, polnischen Adeligen war in ihrem Vaterlande eine zu bedeutende, als daß sie völlig unbemerkt und nur ihren Studien hingegeben ihre Tage in der Musenstadt hätten verbringen können. Der Kardinal-Erzbischof von Bologna, Achilles de Grassis, war Protektor Polens bei dem päpstlichen Stuhle, und der Oheim stand in fortwährendem vertrautem Verkehre mit der hochangesehenen Persönlichkeit, eine Bekanntschaft, die gewiß auch den Neffen zustatten gekommen ist.

Bekanntlich hatte im Dezember 1516 Leo X. die berühmte und folgenschwere Zusammenkunft mit Franz I. in Bologna. Seit dem ruhmvollen Siege des ritterlichen Helden und Königs von Frankreich bei Marignano mußte der Papst alle Schritte thun, mit dem Sieger in freundschaftlichen Verkehr zu treten: die Zusammenkunft in Bologna sollte diesen Bestrebungen ihren Ausdruck leihen. Große Vorrechte wurden hier dem französischen Könige eingeräumt. Wohl wurde die vielumstrittene pragmatische Sanktion aufgehoben, aber die in ihr enthaltenen wichtigsten Vorrechte und Freiheiten durch eine besondere Acte erneuert, die dann die Grundlage der „Freiheit der gallikanischen Kirche" ward. Bedeutsam wurden diese Tage für den Lebensgang unseres Helden dadurch, daß sich hier, wie wir stark vermuten, die Bekanntschaft des jüngeren Bruders, Stanislaus, mit dem Könige von Frankreich anknüpfte: durch wen vermittelt, dafür fehlt uns der bestimmte Anhalt. Auf manchen Namen könnten wir raten; was würde es viel nützen, so lange keine Gewißheit geboten wird?

Wenige Wochen nach dieser feierlichen Zusammenkunft waren unter den Bologneser Studenten ernste Reibungen zwischen den verschiedenen Landsmannschaften ausgebrochen. Die Deutschen standen wider die Lombarden auf; rasch griff das junge, feurige Blut zum Degen, zu den schwerfälligen Büchsen; zwei Tage währte der blutige Straßenaufstand. Auf der Seite der Deutschen standen unter anderen Landsmannschaften auch die Ungarn und Polen. Ob auch unsere ritterlichen, waffenkundigen Polen zum Schwerte gegriffen, wissen wir nicht; jedenfalls aber hörten sie in den sturm-

bewegten Tagen einen mannhaften deutſchen Ritter als Anwalt der Deutſchen und nun auch der mit ihnen verbundenen Polen die ihnen widerfahrene Unbill kräftig vor dem parteiiſch-geſinnten Gouverneur vertreten; es war niemand Geringeres als Ulrich von Hutten*). Keine Andeutung iſt uns weder bei Laski noch bei Hutten aufgeſtoßen, die auf eine gegenſeitige, perſönliche Bekanntſchaft während des gleichzeitigen Aufenthaltes ſchließen läßt. So mannigfaltige Berührungspunkte in dem Weſen der beiden Männer aufgefunden werden können, ſo tiefgehend ſind auch die Unterſchiede und gerade in dem Punkte, von dem aus ein ſtrahlendes Licht auf die reine Geſtalt unſeres Laski fällt, der zudem mehr wie ein Jahrzehnt jünger war als der fahrende deutſche Ritter. Huttens Name drängt uns die Frage auf, ob wohl in die Wohnung unſerer Polen das Wetterleuchten gedrungen, das von den eben erſchienenen „Briefe der Dunkelmänner" ausgegangen und am geſamten geiſtigen Horizont grell aufflammte, der unvergleichliche Hahnruf, daß eine tiefe, dunkle Nacht vorüber und in dem ſiegreichen Witz der Humanität die Morgenröte anbreche, die einen neuen, ſchönen Tag verkünde. An dem zweiten Teile dieſer Briefe hat Hutten weſentlichen Anteil**) und zwar von Bologna aus. Die Porträts zu den Briefſchreibern hatte der deutſche Held auf ſeinen Fahrten und Wanderungen durch Deutſchland zur Genüge kennen gelernt, und würden ihm die Züge dieſer Dunkelmänner im ſonnigen Italien verblichen ſein, ſo konnten ihm Rom und Bologna Erſatzleute bieten, denn dieſe Dunkelmänner irrten heimatlos über die Welt hin; ihre Züge begegneten einem in Köln ſo gut wie in Bologna mit einem Latein, das uns an das Deutſch der polniſchen Juden immer wieder erinnert, auch ſo ein fahrendes Volk ohne Heimat, mit einem Kauderwelſch halb tot und halb lebendig. Wenn wir uns an die Schilderung der Faſtenprediger erinnern, wie ſie uns Cochläus giebt, auf den Hutten mit ſeinem ſprudelnden Witze, ſeinem Talent zur Satire einen ſo ſtarken Eindruck in Bologna machte, ſo dünkt

*) Vgl. den Bericht, den Hutten an Erasmus erſtattet in der muſtergültigen Ausgabe ſeiner Werke bei Böcking I, 146.

**) Den Nachweis ſiehe bei Strauß I, 266 f.

es mich, als ob sie uns, mit Fleisch und Blut bekleidet, in den Huttenschen Briefen anstierten.

Der Sommer 1516 war drückend heiß*). Es scheint, daß sich unser Johannes, wie bereits angedeutet, nicht von sehr starker Gesundheit, von der glühenden Hitze nach nördlicheren Gegenden hin hat verscheuchen lassen. Die großen sechswöchentlichen Ferien begannen in Bologna zwar erst am Tage vor Mariä Geburt (7. September)**), aber Johannes mochte wohl um der großen Hitze willen und seines leidenden Zustandes wegen früher seine Studien abgeschlossen und sich zur Reise nach dem kühleren Norden gerüstet haben. Wenigstens beziehen wir auf diese Sommerzeit jene Notiz in dem uns handschriftlich vorliegenden Briefe des Hieronymus, der leider weder Tag noch Jahr seiner Abfassung enthält und in welchem wir den schönen Ausdruck der Freude über die Wiederkehr des geliebten Bruders gefunden haben. Nach welchen Teilen Deutschlands die Reise gegangen, welche bedeutende Persönlichkeiten er da kennen gelernt, davon verlautet nichts trotz aller angestellten Nachforschungen.

Der Aufenthalt in Bologna neigte sich dem Ende zu. In den meisten Fällen blieben die Fremden drei Jahre an der Universität; es war dies so sehr Herkommen, daß jeder Scholar das Recht hatte, drei Jahre in seiner Wohnung zu bleiben, während welcher Zeit ihm der Hauseigentümer nicht kündigen durfte***). Ihr volles Triennium hielten unsere Polen nicht aus. Der Oheim hatte schon in den ersten Tagen des August 1515 Rom verlassen und nach kurzem Aufenthalt in Wien und bei dem Kardinal-Erzbischof von Gran im Oktober seinen Einzug in Krakau gehalten, wo ihn die Prälaten und Kanoniker am Stadtthor zunächst dem Wawel festlich empfingen. Für den Unterhalt seiner

*) Heumann, S. 9: „annus gravis fuit, aestas calidissima, hiems frigidissima, qualis in hominum memoria non fuit, nix alta, glacies diuturna, Padus velut Hister concretus, ligna cara, quamquam fumida". Dieser Winter 1516—1517 wird unseren Polen schon mehr und heimatlicher zugesagt haben.

**) Savigny III, 232.

***) Ebd., S. 185.

Neffen und Studenten in Bologna hatte er genügend Geld in dem Bankhause der Fugger in Rom niedergelegt. Er war in fortwährendem geistigen Verkehr mit ihnen geblieben; im Jahre 1517 empfiehlt er in seinem Testamente seinen Neffen Johannes, den Studenten in Bologna, seinem Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle. Er nennt ihn lernbegierig, fromm und dankbaren Gemütes*).

Im folgenden Jahre befremdet uns eine abgerissene Stelle in dem gleichen Testament. Sie mag aus dem Anfang des Jahres sein, und der Vorfall sich auf den Ausgang 1517 beziehen. „Unser Neffe Johannes hat sich, ich weiß nicht infolge welcher Verirrung, Überredung oder Veranlassung von der Universität Bologna entfernt, auch weiß ich nicht, wohin er sich begeben hat. Ich fürchte, daß mir aus diesem Falle Unkosten entstehen werden.“**) Lange kann unser Johannes nicht aus Italien abwesend gewesen, denn im Frühjahr 1518 war es, daß er in Rom exkommuniziert wurde. Sein Vetter Martin Rambiewski nämlich hatte in Rom auf den Namen unseres Johannes, ohne daß dieser etwas davon wußte, einen Wechsel auf 670 Gulden ausgestellt. Rambiewski scheint in etwas leichte Kreise in Rom geraten zu sein und in ländlichen Vergnügungen und im Erwerb kostbarer Gemälde mehr Geld ausgegeben zu haben, als ihm seine Mittel erlaubten und so, von seinen Gläubigern gedrängt und auch verführt in einem bösen Augenblick, zu dem bedenklichen, für unseren Johannes so verhängnisvollen Ausweg seine Zuflucht genommen haben***). Da dieser am Verfalltage die Summe, von der er keine Ahnung hatte, nicht zahlen konnte, wurde er mit dieser in solchem Falle gewöhnlichen Strafe belegt und zwar für so lange, bis der Oheim für seinen unschuldigen Neffen die Wechselschuld getilgt†). Für solche Vergehen wurde damals in Rom die Exkommunikation, man darf wohl sagen gemißbraucht. Sie war zu einer einfachen Polizeistrafe herabgesunken, eine Art Schuldhaft, ohne jede weitere ungünstige Folgen selbst

*) Zeißberg, S. 679.
**) Ebd., S. 689.
***) Vgl. auch Tomiciana VII, 23.
†) Zeißberg, S. 701.

für einen Priester, sobald nur eben der Anlaß gehoben war. So sah auch der Oheim die Strafe an. In einem ausführlichen Schreiben an seinen König, in welchem er auch diesen Fall berührt, sagt er: „Viele Geistliche sowohl als auch Laien in hoher Stellung sind schon von dieser Strafe betroffen worden, ohne daß sie deshalb als schlechte Menschen bezeichnet werden dürften. Oft sogar schon sind Kaiser und Könige mit dieser Strafe belegt worden, ohne daß dadurch irgendein Makel ihnen anhaftete.“*)

Und auch unserem Johannes fügte sie keinen Schandfleck bei, zumal er sie so unschuldigerweise erlitt. Auch als er später, um viel ernsteren Anlasses willen, sich die Strafe der Ausstoßung, wenn auch unausgesprochen, zuzog, war sie doch ohnmächtig, seinen Charakter anzutasten oder ihn durch solchen Machtspruch der Kirche von seinem Herrn und Heiland zu scheiden.

---

*) Tomiciana VI, 68.

4.

Wieder daheim.

Nach fünfjähriger Abwesenheit kehrte unser Johannes in die Heimat zurück. Wir haben ihm auf seiner Studienreise das Geleite gegeben und sind ihm, soweit das Dunkel der Geschichte die Spuren nicht verwischt, auf dem Fuße gefolgt. Wo immer günstiges Geschick es uns vergönnt, näher ihn ins Auge zu fassen, erkennen wir die gleichen, fesselnden Züge des Jünglings, der sittenrein und sittenstreng seine Straße frommen Gemütes zieht, den seine hohe Abkunft, sein mächtiger, verwandtschaftlicher Schutz nicht von ernsten Studien abhält, der seine Zeit auskauft wie einer, der für sein Fortkommen nur auf die eigene Kraft angewiesen ist. Wir hätten an so vielen, vielen Stellen genauere Einsicht in seinen Studiengang gewünscht, um vielleicht in diesen Jahren schon und in den Gedankengängen des Jünglings die Ziele vorschweben zu sehen, die der Mann dann mit so fester Hand ergriffen. Wir mußten uns für weithin ausgedehnte Untersuchungen an solch geringer Ausbeute genügen lassen. Ob glücklichere und eingehendere Forschungen uns genaueren Einblick in die Entwickelung des Seelenlebens unseres Helden gewähren werden, ist fraglich, weil jene Zeit in ihren Mitteilungen über solche innere Zustände für unser Begehren nur allzu karg ist.

Welche Beweise seiner Reife zum Eintritt in den gewählten Beruf Laski von der Hochschule heimbrachte, wissen wir nicht. Vielleicht haben wir die Urkunde nicht ausschließlich auf die Un-

gunst der spärlichen Mitteilungen zu schieben. Prüfungen, in dem Sinne unserer ängstlichen, vorsorglichen Zeit, wurden nicht erfordert, um die Schwelle amtlicher Würden und Bürden betreten zu dürfen. Die Prüfung zur Erlangung des Titels eines Licentiaten oder gar Doktoren des kanonischen Rechtes hat Laski in Bologna nicht bestanden*), wahrscheinlich weil er sie nicht bestehen wollte, da sein voraussichtlicher Lebensweg nach anderer Richtung ging, auf der er solcher Würden entraten konnte. Ihm war nur förderlich, Studien halber sich eine Zeit lang auf einer berühmten Hochschule aufgehalten zu haben: wie diese Jahre dann wirklich ausgebeutet wurden, das verschlug nicht viel, zumal wenn man sich des Schutzes einflußreicher Persönlichkeiten zu erfreuen hatte. An der Hülfe fehlte es nun freilich dem Sohn eines hochangesehenen Palatin, dem Neffen des Primas und Erzbischofs von Gnesen, nicht, und die ersten reifen Früchte solch einer Verwandtschaft waren ihm schon in den Schoß gefallen, noch ehe er die Grenzen des Vaterlandes betreten. Von so manchen Vorwürfen, die dem Erzbischof von Gnesen seine vielen und entschiedenen Gegner, die meist auch Neider waren, machten, ist keiner begründeter, als daß er dem Nepotismus gehuldigt und seine hohe Stellung benutzt, um seine Verwandten in ihrer Laufbahn zu fördern.

Der Oheim war, wie bereits erwähnt, 1515 von der Lateransynode nach Polen zurückgekehrt, reich mit Zeichen persönlicher päpstlicher Gunst und Anerkennung seiner hohen Stellung geschmückt. Unter anderem wurde er als der erste und nach ihm alle seine Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle zu einem legatus natus ernannt, eine hohe Auszeichnung, die nur wenigen Bistümern zuteil geworden und die den jeweiligen Inhaber des erzbischöflichen Stuhles zugleich mit dem Rang und der Würde eines päpstlichen Gesandten belehnt, der auch als solcher unmittelbaren Verkehr mit dem Papste und dem Herrscher des Landes hat. Der wohlwollende Erzbischof war nicht müßig, seinen Neffen auf die erste Stufe der Leiter zu erheben, deren oberste er selber erklommen und die er willens war dem vielversprechenden Jüngling einst bei seinem Tode einzuräumen. Noch während der Scholar in Bologna seinen

*) Die Promotionserfordernisse schildert Savigny III, 193 f.

Studien oblag, machte er ihn zum Domherrn (canonicus) an dem Kollegiatstift zu Leczyc, dem Hauptort des Palatinates gleichen Namens, in welchem der Vater von 1506 bis zu diesem Jahre der Berufung seines Sohnes als Kanoniker (1517) die Würde des Palatins bekleidete. So wenig wie der Vater wird sich wohl auch der Sohn an diesem ungesunden, überall von Sümpfen umgebenen Orte aufgehalten haben. Am 30. Dezember 1517 kam schon ein weiterer, höherer Rang hinzu. Der zur Heimreise sich Rüstende wurde zum Koadjutor der Dekanie von Gnesen ernannt*). Und es sollten noch immer nicht genug Würden auf dem jugendlichen Haupte sein, das eben noch in Bologna über den Folianten des kanonischen Rechtes gebeugt war. In dem gleichen verhängnisvollen Jahre, in dem die Hammerschläge an der Schloßkirche zu Wittenberg so mächtig und nachhaltig durch den ganzen Bau der Kirche dröhnten, erteilte Leo X. dem kaum achtzehnjährigen Jüngling die Provision auf die Custodie von Leczyc und außerdem noch die Kanonikate von Krakau und Plock**). Wahrlich genug Pfründen beim Beginne der Laufbahn!

Die päpstliche Bestätigung für diese Stellen des Neffen zu erlangen, kam dem Oheim nicht billig zu stehen. Wir sind kaum mehr überrascht oder erschreckt, wenn wir unversehens auf eine entlegene Stelle stoßen, an der wir den Ausgabeposten für solch eine Provision beim päpstlichen Stuhle jener Tage mit einer Harmlosigkeit gebucht sehen, als ob es sich um den Einkauf eines Hammels handle: es war eben in Rom damals alles feil, und nur wer den Preis zahlte, erhielt die simonistische Ware. 1400 Gulden — so trägt der fürsorgliche Oheim in seinem Testamente unter der Jahresziffer 1517 ein — in tausend Goldgulden umgewechselt, habe ich nach Rom zur Betreibung der Angelegenheit

*) Nach den von Domkapitular Korytkowski freundlichst mitgeteilten Auszügen aus den „Acta Capit. Gnesn.".

**) Theiner (II, 378): „Leo episcopus etc. Dilecto filio Joanni Jaroslai de Lasco, custodi eccl. B. Mariae Lancitiensis Gnezn. dioecesis salutem etc. Confert ipsi dictam custodiam necnon canonicatum et prebendam in Cracoviensi et Plocensi ecclesiis. Datum Romae apud Sanctum Petrum. anno etc. MDXVII. Prid. Kal. Decembr. Pontificatus nostri anno quinto."

inbetreff der Custodie von Plock und Leczyc gesandt. Mein Marschall Nikolaus Wolski weiß die Reihenfolge (ordinem; wahrscheinlich deutet das Wort darauf hin, unter welcher Reihe von Beamten und in welcher Abstufung die Summe zur Verteilung zu gelangen hat) der Verausgabung dieser tausend Gulden, und es geschieht dies zugunsten meines Neffen Johannes*).

Auf die Versorgung mit diesen Pfründen und auch Würden beschränkte sich nicht das Wohlwollen des Oheims. Es galt dem Neffen ausgiebige Mittel zur Verfügung zu stellen, standesgemäß leben zu können. Schon das Einkommen aus den eben erwähnten Stellen war nicht gering — die Ansprüche aber, die in jener Zeit bereits an den angehenden Kirchenfürsten gemacht wurden, hielten auch einem großen aus Stellenhäufung angestauten Einkommen reichlich die Wage —, genügte aber nicht bei der sorglosen Freigebigkeit, bei der heiteren, weitherzigen Gastfreundschaft, die dem Polen eignet und die seinen Adel zu allen Zeiten ausgezeichnet, aber auch allzeit bedenklich geschädigt hat und zwar nicht nur auf dem Gebiete seines Vermögens. Es galt weitere Einnahmequellen öffnen.

Die Erzbischöfe von Gnesen hatten im Palatinat Rawa in Masovien große Besitztümer, zumal in Lowicz und Squierniewice, welche Städte ihnen gehörten und woselbst sie befestigte Schlösser innehatten**). Die Einkünfte aus diesen umfangreichen Gütern waren nicht gering. Schon im Jahre 1517 arendierte der Oheim die beiden Güter dem Bischofe von Chelm Nicolaus Koscie-

*) Zeißberg, S. 676.

**) In der Collectio magna (II, 482. 483) wird bei Lovicium erwähnt: „Archiepiscopi Gnezn. sedes, cujus arx in mediis paludibus sita est"; bei Squiernievice: „ubi Archiep. Gnezn. palatium habet". Von diesem alten Palast habe ich keine Spuren mehr vorgefunden; doch waren mir bei nur flüchtigem Aufenthalt nicht alle Plätze des ausgedehnten Besitzes zugänglich. Lowicz gehörte im Anfang dieses Jahrhunderts (1807—1814; vgl. Malte-Brun I, 226) dem Marschall Davoust; die Gemahlin des Großfürsten Konstantin Pawlowitsch hatte von Alexander I. den Titel einer Fürstin von Lowicz erhalten; Squiernievice mit seinen prachtvollen, weit ausgedehnten Parkanlagen war im Besitz des kürzlich verstorbenen Feldmarschalls Fürsten Bariatinski und sein Lieblingsaufenthalt, wo er am längsten in seinen letzten Lebensjahren weilte.

leczky und seinem Neffen Johann, während er noch in Bologna war, für 2000 Gulden jährlich und als im folgenden Jahre der Bischof starb, ging der frei gewordene Teil der Arende auf das Gnesener Kapitel über. So war auch nach der Seite auskömmlicher Einnahme für den geliebten Neffen gesorgt, dessen Laufbahn unter so günstigen Verhältnissen wie nur möglich begann*).

In späteren Jahren, als unser Johannes im Lichte des Evangeliums wandelte und seinen höchsten Ruhm darein setzte, ein armer, aber treuer Knecht seines armen und treuen Meisters zu sein, da war sein Auge offen und klar für den tiefen Schaden, den die Kirche durch solche Verteilung und Häufung ihrer geistlichen Stellen erlitten. Es ist nur ein schwacher Trost bei solch argem Gebrechen, daß in diesem Falle nicht einem Unwürdigen für das Amt so viele Auszeichnung in solch' jungen Jahren zuteil wurde. Daß sich aber der jugendliche Kanonikus von Krakau und Plock, der aus seiner Stellung eines bloßen Koadjutors in Gnesen seit seiner Priesterweihe 1521 zum wirklichen Dekan an der Metropolitankirche daselbst vorgerückt war, unter seinen Berufsgenossen bewährt und die Augen des Kapitels auf sich gezogen haben muß, ist daraus zu schließen, daß er als Vertreter des Metropolitan-Domkapitels zu Gnesen 1521 an der Provinzialsynode zu Petrikau teilnahm. Eine so ehrenvolle Sendung hatte er nicht nur seiner Verwandtschaft mit dem Erzbischof zu danken; das hochangesehene Kapitel achtete darauf, bei solcher Gelegenheit von einer gelehrten und tüchtigen Persönlichkeit vertreten zu sein. Die Protokolle der Synode sind mir nicht zur Hand. Von den mächtigen, reformatorischen Bewegungen, die Deutschland seit fast vier Jahren erschütterten, war noch kein Ring bis an das ferne Ufer dieser Synode gedrungen; erst im folgenden Jahre verlautet in den Versammlungen ein Wiederhall des, was in so manches adelige Schloß Polens, in so manches Bürgerhaus seiner Städte bereits gedrungen war. Es waren andere Aufgaben, die die Gemüter auch dieser Provinzialsynode in Bewegung setzten, darunter eine Kriegssteuer, an der auch die Geistlichen sich betei-

*) Zeißberg, S. 689.

ligen sollten. Die schweren Kämpfe mit dem deutschen Herrenorden waren, obgleich für Polen bis dahin erfolgreich, noch nicht völlig ausgetragen; auf einem Konvent zu Bromberg (es ist das polnische Bidgostia) am 4. Dezember 1520 war die Steuer festgesetzt*). Der Erzbischof hatte sich dieser Verordnung gefügt und seinen Neffen und Dekan schon im März desselben Jahres mit 600 Gulden nach Thorn geschickt, woselbst der König in jenen Tagen Hof hielt**).

Aber auch in Polen regte sich der Geist, der in der Reformation seinen Umzug durch alle Lande hielt. Wir haben ihn nicht auf seinem Gange durch das Land zu begleiten, unsere Aufgabe weist unserer Erzählung engere Grenzen an. Der Weg bereitet war der Reformation auch hier durch gar manche vorlaufende Thätigkeit, mittelbar wie eben allwärts durch die so offen zutage tretenden Schäden, an denen die Kirche und ihre Diener in erschreckender Weise litten, hierzulande unterstützt durch den frommen, ernsten Sinn, der das Volk und nicht wenige seiner tüchtigsten und hervorragendsten Vertreter des Adels beseelte. Auf manche andere mittelbare Vorarbeit, die in den eigentümlichen Verhältnissen des Landes, in dem noch die hussitische Bewegung nachzitterte, begründet war, hat die Einleitung bereits hingewiesen.

Es fehlte aber auch nicht an unmittelbarer Berührung. Wie wäre diese zu vermeiden gewesen bei der hohen Stellung, die in jenen Tagen Polen im Rate der Völker einnahm, bei der Reiselust des Adels, der am liebsten seine Söhne auf fremde Hochschulen sandte? Schon frühe sind polnische Jünglinge auch in Wittenberg unter den Hunderten von Studenten anzutreffen, die dort von aller Herren Länder zusammenströmten. Dazu trat das so starke deutsche Element, das in fast allen Städten zumal Großpolens tonangebend war und lebendige Fühlung mit den Vorgängen im alten Heimatlande sich bewahrte. Danzig ward der

*) Tomiciana V, 338: „a clero, a plebanis, a civibus, a colonis, ab omni denique hominum ordine grave tributum exactum, quo nunquam antea majus in Polonia fuisse auditum est". Über die betr. Kriegsläufte s. Voigt IX, 575 f.

**) Tomiciana V, 366.

Vorort dieſer Bewegung im polniſchen Gebiete. Schon 1518 erhob daſelbſt der Dominikanermönch Jakob Knade ſeine mannhafte Stimme wider die Mißbräuche der Kirche; feſten Mutes löſt er ſein Ordensgelübde und iſt einer der erſten Mönche, die ein Weib nehmen. Die von ihm angefachte Aufregung teilte ſich raſch der Stadt mit, züngelte hinüber nach den anderen deutſchen Schweſterſtädten Polens: in Thorn, Poſen, Elbing, Braunsberg leuchten die gleichen Flammenzeichen auf, wo immer die feurige Sprache eines kühnen Predigers des Evangeliums den in den Städten reichlich vorhandenen Zündſtoff berührte. Schon bemerken die polniſchen Biſchöfe den unheimlichen Feuerſchein da und dort und wittern Gefahr. Einer der früheſten Warnungsrufe von ihrer Seite iſt, glaube ich, das Schreiben des berühmten Vizekanzlers Peter Tomiczki an den Kaſtellan von Poſen und Generalkapitän von Großpolen*). Aber wie wenig ahnt doch dieſer Biſchof von Poſen den eigentlichen Grund und die Tragweite dieſer Bewegung, wie wenig kennt er die Geſinnung des Lukas v. Gorka, wenn er ihm ſchreibt: „Ich höre, daß die lutheriſche Sekte von Tag zu Tag im Poſener Gebiet weiter um ſich greife (pullulare) und ungeſtraft alles thue. Eure Magnifizenz werden einſehen, wie verderbenbringend dies Gift iſt, da ſolche Vorgänge nicht der Tugend, ſondern der Frechheit entſpringen . . . . ſolche Übel treffen ein, wenn nicht den Prinzipien Widerſtand geboten wird.“ In Krakau, ſo führt der Biſchof an, hat der Palatin im Verein mit den Bürgern und Geiſtlichen fleißig und mit großer Anſtrengung ſolche Ausſchreitung gedämpft. Er kann es nicht faſſen, weshalb man in Poſen ungeſtraft die verbotenen Bücher von Hand zu Hand gehen läßt und zuſieht, wie in den Kirchen zügelloſe und gottesläſterliche Reden gehalten werden, die dann bei den Trinkgelagen und in den Geſellſchaften ihr bereites Echo finden.

Das Schreiben des Vizekanzlers war ein Vorbote der ſtrengen Maßregeln, zu denen ſich die Regierung im folgenden Jahre aufraffte, als immer drohender die Gewitterwolken der Reformation im Lande ſich auftürmten. Auch der Erlaß des Königs, der im

*) Tomiciana VI, 87.

Sommer 1523 erschien, trägt die deutlichen Spuren an sich, wie die Ratgeber Sigismunds auch jetzt noch nicht das Wesen der Reformation begriffen und deshalb dem König Maßregeln anrieten, über deren Ohnmacht, den beabsichtigten Zweck zu erreichen, uns nur ein Lächeln überkommen kann. Der König, und zwar gewiß in frommer Gesinnung, will sein Land vor der ketzerischen Pest, die in dem nachbarlichen Gebiete wütet, unbefleckt und unversehrt bewahren. Er meint, daß ihm dieses durch ein strenges Verbot der Einbringung der Reformationsschriften noch gelingen werde, und setzt zu diesem Behufe eine Art Inquisitionstribunal ein, vor das alle darauf bezüglichen Sachen gebracht werden sollen und dem er das Recht einräumt, in allen Häusern Nachforschungen nach solchen ketzerischen Büchern zu veranstalten*). In ungewohnter Strenge wird gegen die Besitzer solcher Bücher, die Verbreiter solcher ketzerischen Irrlehren, vorzugehen gedroht. Man wird aber im Hinblick auf den Erfolg der Maßregel, daß die Übertreter mit dem Tode und dem Verlust ihrer sämtlichen Güter bestraft werden sollen, an die Wahrheit des Spruches gemahnt, daß allzu scharf schartig mache.

Die Geistlichkeit, in ihrem behaglichen Dasein durch die unheimlichen Vorgänge im Nachbarland aufgeschreckt, hießen solche Maßregeln gut und trauten ihnen die nötige Kraft zu. Auch der Mann, der an der Spitze der polnischen Kirche stand. Wir müssen uns gestehen, daß der Erzbischof während einer langen glanzvollen Laufbahn in Staat und Kirche zu sehr Kirchenpolitiker geworden, als daß er noch an seinem Lebensabend ein Verständnis für die reformatorischen Ideen hätte gewinnen können. Was davon bis zu seinem so hochstehenden Stuhle drang, das erschien ihm, dem Kirchenfürsten, wie ein revolutionäres Aufsagen des schuldigen Gehorsams gegen die Kirche und damit, nach seiner festen Überzeugung, gegen das Haupt der Kirche, Jesum Christum selbst. Für solches Vergehen konnte ihm keine Strafe zu schwer erscheinen. Bald nach dem königlichen Erlaß, in dem wir gewiß auch die Stimme des mächtigen Primas anklingen hören, ver-

*) Der ganze Erlaß ist abgedruckt Tomiciana VI, 289 und an vielen anderen Orten.

sammelte er die Geistlichkeit zu einer Synode in Leczyc (7. Oktober 1523), woselbst die berüchtigte Bulle Leos X. wider Luther und das königliche Manifest zur Richtschnur genommen wurde, auf Grundlage wovon die Synode „ausstößt und verdammt (excommunicamus et anathematizamus) jede Ketzerei, die sich wider den heiligen, orthodoxen und katholischen Glauben und wider die römische Kirche erhebt, zumal die von Luther und Hus ausgegangene" *). — Ja, wenn solche Machtsprüche und Bannflüche imstande wären, den Geist zu dämpfen, der von Gott ausgeht!

Unser Johannes wohnte dieser Synode schon nicht mehr bei. Nicht daß er damals bereits solchem ketzerrichterischem Treiben hätte absichtlich fern bleiben wollen. Wir haben gar keinen Anhalt zur Meinung, als ob er sich in jenen Jahren von den Ansichten seines Oheims losgelöst und die in der Ferne sich vollziehende Bewegung mit anderen Augen angesehen hätte als die Hauptvertreter seiner Kirche. Noch war ihm der Stachel nicht in das Herz gedrückt, gegen den zu löcken auch einem Saulus unmöglich gewesen ist. Er war im vollen Anlauf die Stufenleiter kirchlicher Würden hinan. Kaum war er Dekan in Gnesen geworden und damit im 24. Lebensjahre bereits an die Spitze des Kapitels getreten, als der Oheim schon an neue, höhere Würden für den Neffen, den erhofften Nachfolger, sann. Am 22. September 1522 war der Bischof von Plock, Erasmus Ciolek, einer der erbittertsten Gegner des Erzbischofs, wegen dessen er sich in einem sehr würdig gehaltenen Rechtfertigungsschreiben vor ein paar Monaten an den König gewandt, gestorben. Fast ein Jahr verging, ohne daß die wichtige Stelle besetzt worden, da inbetreff der Besetzung zwischen dem Papste und dem König von Polen Mißhelligkeiten ausgebrochen waren. Der Erzbischof suchte während des Generalkonvents zu Krakau in den Sommertagen 1523 den König dafür zu gewinnen, seinen Neffen zum Koadjutor des Plocker Bistums zu erwählen. Das dünkte denn doch dem Könige zu viel für den, wenn auch vielversprechenden, doch noch so jungen Mann. Indem er diese Bitte seinem Primas abschlug,

*) Vgl. Wezyk, S. 273, woselbst auch die Bulle „exurge Domine" abgedruckt ist.

willigte er ein, durch ein Schreiben sich bei dem Papste dahin zu verwenden, daß dem Neffen bei der nächsten Besetzung die Propstei Leczyc zuteil werden möchte*).

Für die hohe Stellung, zu der wir den Erzbischof unablässig bemüht sehen, dem Neffen den Weg zu bahnen, war es förderlich, auch in staatlichen Geschäften eine gute Vorschule durchgemacht zu haben. Diese ihm zu eröffnen, dankt wohl unser Johannes seine bereits 1521 stattgefundene Aufnahme unter die Sekretäre des Königs. Cromer bezeichnet diesen Posten knapp und zutreffend als Seminar des Senats**). Die Sekretäre, sobald sie den Eid abgelegt, durften den Senatsverhandlungen beiwohnen, ohne jedoch dabei Sitz oder Stimme zu haben.

All' diese Auszeichnungen waren nicht imstande, den jungen Mann im Lande zu fesseln; kein Ehrgeiz drängte ihn, an Ort und Stelle nun sich hervorzuthun und rasch die weiteren Stufen zu erklimmen in einer Zeit, wo alles zu seinen Gunsten sich in der Heimat fügen zu wollen schien. Es zog ihn mit Macht wieder hinaus in die Fremde. Wir sind über die Gründe im Dunkel. Gewiß hatte es ihm das vor Jahren im Ausland genossene Leben angethan, daß er sich nach dem geisterquickenden Umgang der Männer sehnte, die an der Spitze der humanistischen Bewegung stehend auch bei ihm die Liebe zu den Studien, den Wunsch nach näherem Zusammenleben mit ihnen angefacht. Aber es war auch manches daheim, was wohl geeignet war ihn wegzutreiben und aus einer Gesellschaft zu verscheuchen, in der er das gehässige Treiben niedriger Intrigue nur allzu scharf zu spüren bekam. Welch ein Neid, welch' eine Feindseligkeit zwischen den höchsten, kirchlichen Würdenträgern in jenen Tagen am polnischen Hofe! Mit welcher schonungslosen Satire, mit welchem giftigen Hohn und Spott die einen wider die anderen und zwar in einem Grade der Verbitterung, daß man sich gewaltsam daran erinnern muß, daß es Geistliche, Jünger des sanftmütigen und von Herzen demütigen Menschensohnes sind, die sich also befehden. Es sind

*) Man vgl. darüber den hämischen Bericht des Krzycki (Tomiciana VI, 292).

**) Cromer, S. 506. 511.

alte Rangſtreitigkeiten, die immer wieder von neuem den Biſchof von Krakau zur Auflehnung geneigt machen wider den mächtigeren Erzbiſchof von Gneſen und dieſen mit Argwohn wider den vermeintlichen Neider und vermuteten Kürzer der Rechte eines Primas erfüllen. Es iſt der heftige Kampf, den Laski von neuem wieder erregt, daß die höheren kirchlichen Würden nur dem Adel vorbehalten ſein ſollten, und doch hatten ſich ſchon Männer niederer Herkunft durch eigene hervorragende Verdienſte oder durch mächtige Gunſt bis zu der biſchöflichen Würde emporgearbeitet und bildeten ein gefährliches Element gegen die Vorrechte des Adels. Dazu trat eine ſteigende perſönliche Verſtimmung zwiſchen dem Erzbiſchof und dem ſehr einflußreichen Biſchof von Krakau Tomiczki, dem Vizekanzler des Reiches. Wir haben nicht nötig, den Grund dieſer Wandlung einer früheren Freundſchaft in gegenſeitige Verſtimmung und Verkennung näher zu beleuchten. Alle Neider und Mißvergnügten über den Primas ſammelten ſich um den Vizekanzler und verſtärkten den Groll. Keiner ſcheint mehr Öl in das Feuer gegoſſen, ſtärker die Glut angefacht und unterhalten zu haben, als der geiſtvolle, ehrgeizige und im trüben Fahrwaſſer heuchleriſcher Intrigue luſtig dahinſegelnde Andreas Krzycki, in jenen Jahren Propſt zu Poſen, bald ſchon Biſchof von Przemisl. Vor keiner bitterſten Lauge ſchrickt der Geiſtliche zurück, ſie in vertrauten Briefen oder in namenloſen Sinnſprüchen über den Primas des Reiches auszugießen: es iſt kaum eine Perſönlichkeit unter den tonangebenden Kirchenmännern des damaligen Polens ſo geeignet, an ihr den verderbten Zuſtand der Geiſtlichkeit, das Bedürfnis nach einer Reformation zu zeigen als dieſer ſchonungsloſe Gegner Luthers, deſſen verſchiedene Feindſeligkeiten man doch immer wieder geneigt iſt auf perſönliche Verſtimmungen oder ſelbſtſüchtige Zwecke zurückzuführen*).

*) Eine ergiebige Quelle für die Kunde auch dieſer Feindſeligkeit wider den Erzbiſchof ſind die wertvollen, ſo oft nun ſchon benutzten Acta Tomiciana. Ein volles, gerechtes Verſtändnis der Sachlage bieten ſie nicht, da ſie zumeiſt nur die Aktenſtücke aus dem Archiv des Tomicki bringen. Aber welch ſchmerzensreichen Einblick in das Leben der Geiſtlichkeit gewähren dieſe vertrauten Sendſchreiben, in denen der Poſener Propſt und Biſchof von

Wenn unserem Johannes, der sich auch in jenen Jahren meist in Krakau aufhielt, Gelegenheit geboten wurde, — und wie hätte sie sich ihm nicht bieten sollen? — in diesen Schmutz der Gesinnung so mancher hervorragenden Geistlichen hineinzuschauen, deren Treiben wahrlich mit Macht die Kirche zu einer Reformation hinzog, so kann es uns nicht wunder nehmen, wenn er aus einer solchen Umgebung wegverlangte und sehnsüchtig war, für eine Weile wieder, ferne von all dem häßlichen Getriebe, die reine Luft humanistischer Studien einzuatmen und den Umgang von Männern zu genießen, an denen er achtungsvoll hinaufblicken konnte.

Przemisl von seinem Obern und Erzbischof nur als von einer Hydra redet (vgl. z. B. Tomiciana VI, 291 u. ö.), oder jenes beißende Pasquill, das der noch junge Mensch auf die damals hervorragendsten Männer der Kirche — selbstverständlich anonym — schleuderte und worin jeder nur bei seinem Wappen und mit einer Bezeichnung genannt wird, deren Gegenteil gemeint ist (Tomiciana V, 160; der Erzbischof wird darin gegeißelt als integra corbita), oder jenes schmachvolle Epigramm wider Laski, das mit den Worten endigt:

„Singula quid repetam, te major hypocrita et harpax
Nemo, nec ardelio, nec sycophanta fuit.
Recte igitur prae te fertur crucifixus Jesus,
Omne tuum rursus quem crucifigit opus."

Als ein Zeugnis der Sprachgewandtheit dieses Schmähers und Bischofs mag endlich noch jenes Distichon wider den Erzbischof dienen; das rückwärts gelesen die eigentliche Meinung des Dichters enthüllt (vgl. Tarnowski LVI):

„Eximium decus hoc fecit te scandere regni,
Lascie Joannes, laus tua non tua fraus."

Ich bezweifelte, ob es deutscher Sprachgewandtheit und Übersetzungskunst gelingen würde, den Spruch mit seiner Pointe wiederzugeben, wandte mich aber des Versuches halber an die weitverbreitete Zeitschrift „Die Gegenwart" (1879, Nr. 47). Schon nach 8 Tagen waren bei der Redaktion mehr wie 20 Übertragungen eingelaufen. Als die gewandteste darunter die Verdolmetschung von Dr. Schauenburg, Realschuldirektor in Crefeld (Gegenwart 1879, Nr. 49):

„Dich überschüttete Glanz, Fürstbischof, heiliger Lasko,
Himmlischer, heut' triumphiert Treu' über Schelmengezücht."

5.

Die andere Studienreiſe ins Ausland.

Es waren heiße Tage nach jeder Richtung hin die Zeit des Reichstages, der etwas verſpätet im Juni und Juli 1523 in Krakau abgehalten worden war, weil zu Beginn des Jahres ſich in Petrikau die Peſt gezeigt hatte. Die Beſetzung der Plocker Biſchofſtelle, die auch in den ſchwülen Sommertagen in Krakau zur Sprache gekommen war, wollte und wollte zu keinem Abſchluß gelangen; der Primas hatte gar manchen ſchweren Widerſtand zu beſtehen. In geſchloſſenem Gliede ſtand die mächtige Gegenpartei wider ihn, auch bei dem Könige konnte er nicht wie ſonſt wohl ſeine Wünſche durchſetzen. Auch dieſes Mal wieder wie noch bei ſo manchem folgenden Konvent war die lutheriſche Ketzerei wie ein Beſorgnis erregendes Schreckgeſpenſt in den Verhandlungen aufgetaucht. Die immer weiter um ſich greifende Ketzerei fing an als böſer Alpdruck auf Vieler Gemüt zu laſten, je länger, deſto drückender, weil kein gutes Gewiſſen die nötige Gegenkraft bot und die Unklarheit über den eigentlichen Grund der Bewegung ihre Verderben bringende Wirkung auf falſchem Gebiete fürchtete. Geiſtliche und weltliche Räte beratſchlagten unter dem Vorſitze des Erzbiſchofs über zu ergreifende Maßregeln wider dieſe um ſich greifende Seuche, wider die man mit einer ſo unerbittlichen Entſchiedenheit vorzugehen willens war, wie man heutzutage etwa wider die Peſt ſchonungslos einſchreitet. Mit faſt jugendlichem Eifer beteiligte ſich der betagte Kirchenfürſt

an der in polnischer Lebhaftigkeit geführten Debatte über diese störrische Bewegung, die sich trotz der Machtsprüche im verflossenen Jahre nicht zur Ruhe hatte begeben wollen*).

Nun war der Rückschlag der angestrengten Arbeit gekommen. Der erschöpfte, etwas verdrießlich gewordene alte Herr bedurfte dringend der Erholung. Kaum war der Schluß der Sitzungen herangekommen, so eilte der Erzbischof aus der engen, schwülen Stadt weg, die heißen Augusttage im schattenreichen Park seines Schlosses zu Squierniewice zu verbringen. Hier in der ländlichen Stille und der gemütlichen Zurückgezogenheit wurde auch das Testament wieder einmal vorgenommen, dessen Inhalt an nicht wenigen Stellen den fesselnden Wert eines Tagebuches besitzt. Unter dem Datum des 17. August**) finden wir die Notiz eingetragen, daß sein Neffe, der Dekan, die Absicht hege, studienhalber sich wiederum nach Italien zu begeben. Der Neffe scheint nicht in der Nähe des Oheims gewesen zu sein, um ihm genauer seine Absicht zu entwickeln. Versuchen wir es denn zu thun.

Unseres Johannes Lieblingsbruder, Hieronymus, mit dem er gemeinsam erzogen, zusammen auch in Rom und Bologna studiert, hatte sich wie schon erwähnt der staatsmännischen Laufbahn gewidmet. Eine hohe Begabung, die ihn nach wenigen Jahren schon als einen der befähigtsten und gewiegtesten Staatsmänner des sechzehnten Jahrhunderts erwies, die einflußreiche Stellung der eigenen Familie, verstärkt noch durch seine Vermählung mit der edlen Anna Koscielecka aus dem reichen und angesehenen Hause der Rituani, hatten auch diesem Neffen des polnischen Primas frühzeitig die Wege zu einer glänzenden, hervorragenden Laufbahn geöffnet. Schon 1520 ist er königlicher Vorschneider***). Gleich das nächste Jahr treffen wir ihn bereits als polnischen Gesandten an dem Hofe Karls V. in Brüssel, das folgende Jahr in gleicher Eigenschaft in Köln†). Gern bediente sich der König des adeligen, gewandten und so sprachenkundigen,

*) Tomiciana VI, 291.

**) Zeißberg, S. 692.

***) Über die Bedeutung dieser Stelle vgl. Cromer, S. 508.

†) Böcking II, 399.

in allen seinen Sitten hervorragenden jungen Mannes zu Sendungen an verschiedene Höfe, in steigendem Maße zu den schwierigsten, die in reicher Menge die sehr verwickelte Weltlage jener Tage, in denen Polens Stimme von so nachhaltigem Gewichte war, bot. Ein solch schwieriger Auftrag seines Königs führte den gewiegten Diplomaten im Frühjahr 1523, ein Jahr nachdem er Kapitän von Inowlaclaweck geworden war*), nach Paris und Rom. Laski war sich der Schwierigkeit des gewordenen Auftrages vollkommen bewußt; bescheidenerweise betont an beiden Orten der jugendliche Staatsmann, daß er in den Waffen zwar geübt, aber ungewandt sei in der Führung der Feder**). In Rom galt es, vor einem Hadrian, der vor Jahresfrist erst auf Leo X. gefolgt und ernst und rechtschaffen in schwer bedrängter Zeit die von allen Seiten angefochtenen Rechte der Kirche zu wahren suchte, die alten Rechte der polnischen Krone bei Besetzung der Bistümer geltend zu machen. An dem Hofe von König Franz I. sollte der Fall von Rhodus zur Anbahnung eines friedlichen Zusammengehens Polens und Frankreichs benutzt und im Falle des Gelingens dieselbe alsbald ausgebeutet werden, im geheimen die Möglichkeit zu sondieren, ob nicht durch eine Heirat innerhalb der beiden königlichen Familien das Band der anzuknüpfenden Verbindung enger gefaßt werden könnte***).

Hieronymus scheint noch im Sommer des Jahres von seiner Botschaft zurückgekehrt und bei dem Generalkonvent in Krakau zugegen gewesen zu sein. Im Spätherbst galt es die in Paris angeknüpften Fäden weiter zu verfolgen†). Dieses Mal wurde Rom nicht wieder berührt, dem königlichen Botschafter aber der Auftrag gegeben, sich auch an den Hof des Kaisers zu begeben. Vielleicht geschah es, um etwaigen aufsteigenden Argwohn über den lebhaften Verkehr zwischen Polen und Frankreich

*) Zeißberg, S. 606 und Cromer, S. 517.

**) Tomiciana VI, 212.

***) Ebd., p. 207. 214.

†) Ich schließe die zweimalige Reise nach Frankreich binnen Jahresfrist daraus, daß in einer Notiz zu der Instruktion des Gesandten die Herzogin von Mailand, Isabella, als verstorben bezeichnet wird, deren Tod erst Ende 1523 eingetreten ist.

abzulenken oder gar zu beseitigen. Karl V. befand sich um jene Zeit in Spanien; so konnte der Gesandte des Königs von Polen, ohne viel Aufsehen zu erregen, auf der Hin- oder Rückreise die große Straße über Paris nach den Pyrenäen einschlagen. Im Gefolge eines königlichen Gesandten zu reisen, hatte in jenen Tagen nach mehr wie einer Seite hin verführerischen Reiz; schon der dadurch gebotene Schutz in fremden Ländern, auf den unsichern Landstraßen, auf denen sich so viele „fahrende Leute" zwecklos und ohne Mittel herumtrieben, wurde nicht gering angeschlagen. So bedurfte es denn nicht langer Überredung für den Gesandten, seine beiden Brüder zur Mitreise zu veranlassen.

a) Erster Aufenthalt in Basel.

Wann unsere drei polnischen Freunde Krakau verlassen und auf welchem Wege sie ihre weite Fahrt angetreten, ist nicht mehr ersichtlich. An einer entlegenen Stelle*) sind wir unvermutet unterwegs ihnen begegnet. Ende Dezember 1523 oder Anfang Januar 1524 treffen wir die Brüder, noch auf der Reise zum Kaiser begriffen, in Basel und daselbst im vertrauten Umgang mit Erasmus. Der große Humanist, in jenen Tagen gerade in verdrießlichster Stimmung, weil man ihn offen in der Musenstadt einen zweiten Balaam gescholten, verknüpft den Ursprung dieser ihm sehr ärgerlichen Bezeichnung mit dem Zusammensein mit diesen Polen. Mit Hieronymus war Erasmus schon von Brüssel her bekannt, jetzt sahen sie sich öfters. Eines Tages, während sie in dem Bibliothekzimmer des großen Gelehrten plaudern, kommt die Unterhaltung auch auf den einfachen Prediger, der seit Jahren nun schon die Welt in Bewegung hielt. Der Pole ist mit dem ganzen Feuer seiner Natur wider Luther; die Eindrücke des Generalkonvents in Krakau sind noch lebendig vor ihm, er hat vielleicht bemerkt, daß sein König denn doch nicht rechte Lust hat, mit derselben Entschiedenheit in der Ausrottung

*) Bei Böcking II, 399.

der lutherischen Ketzerei in seinen Landen vorzugehen, wie die Heißsporne des Reichstages. Da schien es dem Diplomaten wichtig, sich auf ein gleich ungünstiges Urteil des Mannes vor seinem Könige berufen zu können, auf dessen gewichtige Stimme Papst und Kaiser und König zu achten gewohnt waren. Aber auf diesem Punkte tremulierte die zaghafte Stimme des Gelehrten gewaltig. Auf dem Tische lagen ein paar eben ohne Wissen und Willen des Briefschreibers von Straßburg aus im Drucke veröffentlichte Schreiben des Reformators mit Bemerkungen über Erasmus, die einen hellen, klaren Ton anschlugen. Auch ein Privatschreiben des Wittenberger soll dagelegen haben*), und bemerkt der Hausherr, wie sein polnischer Freund den Brief an sich nehmen will, um ihn daheim zu benutzen, seinen König zu entschiedenerem Vorgehen anzustacheln. Erasmus verspricht ihm eine Abschrift des Briefes und ebenso auch der beiden im Drucke erschienenen und bittet den Gesandten, ihren Inhalt auch dem Kaiser mitzuteilen.

Die mitgeteilte Notiz gewährt uns einen Eindruck von der Atmosphäre, in der sich unser Johannes um die Zeit noch bewegte und die so völlig entgegengesetzt ist dem frischen, heilskräftigen Luftzug der Reformation. Erasmus hatte seine lebhafte Freude an den drei polnischen jungen Männern, die dem höchsten Adel angehörig mit ehrfurchtsvollem Wohlwollen vor dem Geistesadel des Humanisten sich beugten**).

---

*) Erasmus sagt es selbst; bekannt ist mir aus jener Zeit nur der ein Vierteljahr später geschriebene Brief Luthers an Erasmus (de Wette II, 498), der in seinem Anfang ein lange vorausgegangenes Schweigen voraussetzt. Jene beiden im Drucke erschienenen Briefe siehe bei de Wette II, 129. 200.

**) Weil es das erste Urteil des Erasmus über Johannes und seine Brüder ist, finde es hier seine Stelle. Zunächst heißt es von dem Ältesten: „Comperi juvenem quum non vulgariter eruditum tum erga meliores literas favore singulari ac religiosa quadam veneratione affectum. In hac legatione secum ducebat duos fratres suos, Joannem aliquanto natu minorem et Stanislaum, utrumque pulchre literatum nec aliter affectum erga bonas litteras quam erat ipse; in quibus quoniam omnes sibi persuaserant me esse aliquid, ipsis oculis ac fronte, totoque quod dicitur corpore miram quandam in me spirabant benevolentiam.“ (Böcking II, 400.)

Nur kurze Zeit scheinen sich die Brüder auf der Durchreise in Basel aufgehalten zu haben, aber doch lange genug, um in dem höchst anregenden humanistischen Kreise ein paar Bekanntschaften anzuknüpfen, die mächtig genug waren, unseren Johannes nach mehrmonatlicher Abwesenheit für längere Zeit in der freundlichen Musenstadt zu fesseln. Wir werden bei seiner Rückkehr Gelegenheit finden, selbst in den Kreisen heimisch zu werden; nur auf eine Persönlichkeit möchten wir hinweisen, mit der Laski jetzt in Berührung trat, die er bei seiner Wiederkehr aber nicht mehr vorfand; sie hatte dann bereits auch in Basel den oft gebrauchten Wanderstab der Verbannung ergreifen müssen: es war Farel, der feurige Held aus Frankreich, der sein schönes Heimatland drangegeben und in die Fremde gezogen, um seines Glaubens leben zu können. Es ist eine im hohen Grade fesselnde Erscheinung, dieser Mann, der, aus Frankreich flüchtig, seit Monaten sich in der Schweiz, wo die Wellen der Reformation schon hochgingen, aufhielt und in den ersten Wochen des Jahres 1524 Herberge in dem freien Basel gefunden, ein Landsmann von Calvin und sein Vorläufer und Wegebereiter in der Schweiz. Schweigen konnte der thatkräftige Sohn der Dauphinee auch in der Stadt, in welcher er Gastfreundschaft erhalten, nicht lange. Schon am 23. Februar setzte er es trotz der Einsprache der Universität durch, über dreizehn Sätze, in denen in mächtigem Anprall der Geist der Reformation flutete, eine öffentliche Disputation zu halten, bei der ihm Öcolampad als Dolmetscher diente*). Ihr siegreicher Ausgang war ein bedeutsamer Schritt vorwärts zur endgültigen Entscheidung Basels für die Reformation. Dem lebhaften, furchtlosen Franzosen dauerte es denn doch zu lange, bis die entscheidenden Würfel in ruhiger Entwickelung der Dinge gefallen sein würden. Schon nach ein paar Monaten hatte er durch seine rücksichtslose Offenheit, durch sein ungestümes Drängen auf rasche Entscheidung sein Gastrecht in der Stadt verscherzt. Es war denn doch noch zu frühe, ungestraft Eras-

*) Die Thesen, bei Adam (S. 13) in ihrem lateinischen Texte, finden sich vielfach nachgedruckt und übersetzt. Der vollständige Abdruck des Aufrufes, wie er damals veröffentlicht wurde, bei Herminjard I, 198.

mus einen modernen Balaam zu nennen. Um Pfingsten schon wurde dem unbequemen Manne die Herberge gekündigt; der unstäte Flüchtling begab sich zunächst nach Straßburg.

Unser Johannes war während dieses ersten Aufenthaltes in Basel mit dem lebhaften, ernstgesinnten Franzosen in persönliche Berührung gekommen, ja, ihm nahe getreten. Es kann dies wohl befremden im Hinblick auf die damals noch so grundverschiedene Stellung der beiden jungen Männer zur Kirche. Zur Erklärung mag herangezogen werden die innere Verwandtschaft slavischen und romanischen Naturells, damals schon in vielen Zügen erkennbar. Dazu trat der Eifer des Polen, sein Auge für alle Erscheinungen geistigen Lebens offen zu halten, und wer will bei den dürftigen, uns aus jener Zeit überkommenen Nachrichten zurückweisen, daß denn doch vielleicht von den Thesen, wenn sie auch den in so ganz anderen Anschauungen lebenden Neffen des polnischen Kirchenfürsten zunächst stutzig machten, doch die eine, die andere wie ein Wetterleuchten durch sein Inneres zog, eine bis dahin in dunkle Nacht noch gehüllte Welt grell aufleuchten zu machen? Wie dem auch sei, der hinterlassene Eindruck war ein so mächtiger, daß noch nach einem Vierteljahrhundert, zu einer Zeit, wo oftmals die Baseler Tage in seiner Erinnerung wieder frisch auflebten, Laski auch seiner Unterredungen und Beziehungen mit dem herzhaften Franzosen gedachte und in einem Sendschreiben an Calvin den unermüdlichen, furchtlosen Prediger des Evangeliums grüßen läßt *).

Zu dem bitteren Wort Farels über Erasmus, daß er ihn einen neuen Balaam schmäht, haben die polnischen Brüder ahnungslos den Anlaß gegeben. Bei ihrem Aufbruch von Basel machte Hieronymus mit polnischer Freigebigkeit dem hochver-

*) Calvin XIV, 42. Leider ist der Originalbrief Laskis nicht mehr aufzufinden gewesen. Es muß wohl, durch die Länge der dazwischen liegenden Zeit veranlaßt, ein Irrtum sein, wenn Laski angiebt: „quum apud Erasmum degeret". Farel wurde 1524 aus Basel verwiesen, welche Stadt er erst nach der zweiten Abreise Laskis wieder betrat. Erst bei seinem zweiten Aufenthalt wohnte Laski bei Erasmus; schwerlich würde er während dieser Zeit vertrauten Umgang mit dem erbitterten Gegner seines Wirtes gepflogen haben.

ehrten Humaniſten, der wertvolle Gaben zu empfangen gar ſehr liebte, das Geſchenk eines ſilbernen Gefäßes. Es hatte ſich gerade das Gerücht in Baſel verbreitet, als ob Erasmus ſich gerühmt habe im Beſitz eines Mittels zu ſein, mit einem Schlage den lutheriſchen Brand löſchen zu können. Dies Mittel habe er dem polniſchen Abgeordneten an den Kaiſer mitgegeben und das Silbergeſchirr ſei der ſchmähliche Kaufpreis geweſen. Erasmus litt gewaltig unter dieſem Gerede; in einem ausführlichen Schreiben an den Konſtanzer Rechtsgelehrten Botzemius, vor dem er ſein belaſtetes Herz ausſchüttet, deutet er nur leiſe auf den hin, den er als den Urheber der Schmähung vermutet; er muß ſpäter ſichere Nachricht erhalten haben, daß das Wort in etwas brüsker Offenheit von Farel geredet worden ſei, und dann ruhte er nicht, bis er den Gegner aus Baſel entfernt*).

Aber das geſchah ſchon lange, nachdem die Laski die Stadt verlaſſen. Wir ſind ohne Nachricht, wann ſie von da aufgebrochen; ja wir tappen noch ſo ſehr über die Zeitfolge im unklaren, daß es nur Wahrſcheinlichkeitsberechnung iſt, unſeren Johannes jetzt nach nur kurzem Aufenthalt in Baſel ſeine Reiſe nach Paris, wo er ſicher geweſen, antreten zu laſſen. Kommende glücklichere Forſcher ſtoßen vielleicht noch auf den Fund eines ſicheren Datums; bis dahin gewähre man der Mutmaßung ihr beſcheidenes Plätzchen.

b) In Paris.

Trifft unſere Mutmaßung zu, dann war es um die Frühjahrszeit 1524, daß unſere drei Polen die Hauptſtadt Frankreichs betraten. Nicht als angeſehene Fremdlinge, die ſich erſt ihren Weg in die höhere Geſellſchaft bahnen mußten. Hieronymus war ſchon wiederholt am Königshofe geweſen und dazu namentlich das letzte Mal in einer Sendung, die notwendigerweiſe den

*) Vgl. Haag V, 61, woſelbſt auch das Urteil des Erasmus über Farel: „nihil vidi unquam mendacius, virulentius aut seditiosius“ und dieſes Urteil voll überſchäumenden, ungerechten Ingrimms an eine Magiſtratsperſon in Beſançon!

Bevollmächtigten in vertrautere Beziehungen zu dem Könige brachte. Franz I., dem an einer engen Verbindung mit Polen viel gelegen war, trat dem hochbegabten Sendboten nahe, zumal ihn auch die ritterliche Persönlichkeit fesselte. Der jüngste Bruder hatte entweder schon bei früherer Gelegenheit, wie bereits erwähnt, die königliche Gunst erworben oder empfing sie jetzt und zwar in einem Grade, daß er in die Dienste des französischen Königs trat und in seiner nächsten Umgebung oftmals in der Folgezeit Proben seiner treuesten Anhänglichkeit an Franz I. auch in den schwersten Tagen seines Unglückes ablegte. So war es auch für unseren Johannes leicht und selbstverständlich, daß er bei Hofe aus- und einging.

Es war eine für einen strebsamen Theologen fesselnde Zeit, in der Laski in Paris weilte. Die gewaltige Bewegung, die vor ein paar Jahren von Deutschland ausgegangen war, hatte am Rhein nicht Halt gemacht; ihre starken Ringe berührten rasch auch das andere Ufer, und schon konnte man die Wirkung im Herzen Frankreichs verspüren, ja am Königshofe selbst. Die dort im Lande als die geistigen Söhne und Erben dieser Bewegung wohnen, meinen sogar, als ob die ersten Spuren des neu aufsteigenden reformatorischen Lebens in Frankreich selbst aufgesucht werden müßten. Unseren polnischen Dekan mußte es eigen berühren, von der Sorbonne wider die ketzerische Lehre die gleichen, wenn auch ohnmächtigen Maßregeln ergriffen zu sehen, zu denen er selbst das Jahr zuvor auf der Synode zu Lescyc seine Zustimmung gegeben. Gerade das Verbot der reformatorischen Schriften war damals wie heute ein recht dankenswerter Hebel ihrer Verbreitung. Aber an der Seine war man denn doch eher als an der Weichsel geneigt, den heftigen Worten auch die rauhen Thaten folgen zu lassen; man schreckte nicht davor zurück, eine ketzerrichterische Hand wider die zu erheben, die im nicht unbegründeten Verdacht standen, der neuen, gefährlichen Lehre bedenklichen Eingang zu gestatten.

Die dem Evangelium wohlgesinnten Männer sammelten sich hauptsächlich um die ehrwürdige Gestalt des Bischofs von Meaux, Briçonnet, des geistlichen Beraters der Schwester des Königs, der Margareta von Valois. Zumal während der ersten

Jahre seines bischöflichen Waltens fühlt sich aus dem Thun des frommen Seelenhirten ein Jammern mit der ihm anvertrauten Herde heraus, ein tiefer Schmerz über den offen zutage liegenden Schaden seiner Kirche. Es ist wie ein Frühlingswehen in der gallikanischen Kirche, zu sehen, wie dieser Hirte in fast evangelischer Predigt seiner Gemeinde das Wort Gottes verkündigen läßt, wie seine Geistlichen, von einem gleichen Liebeseifer beseelt, rastlos zwischen Meaux und Paris hin- und herziehen, in treuer Seelsorge ihres Berufes zu warten, wie aus der Mitte dieses evangelisch-gesinnten Kreises Schriften über das ganze Land hinausgehen, die, wenn auch noch in vorsichtig-ängstlicher Sprache und des aufjubelnden Freiheitstones in den zündenden Worten des deutschen Reformators ledig, doch schon wie Lerchenschlag des Morgens in der Frühe weithin im Lande erklangen, das sich auch in seinen ernsten Gemütern nach dem Anbruch des neuen Tages sehnte.

Unter diesen Männern begegnen wir einer der fesselndsten Gestalten unter den Vorläufern der Reformation. Es ist der damals schon hochbetagte Jakob Faber v. Etaples, der von den Humanitätsstudien ausgehend mutig als einer der ersten sich der Erforschung der heiligen Schrift zugewandt, zunächst freilich nur mit der Teilnahme, die man in jenen Tagen leidenschaftlich jedem Schriftstücke des Altertums entgegenbrachte. Gerade diese nüchterne Betrachtungsweise, die nur das Wortverständnis ins Auge faßte, machte ihn von den Fesseln frei, in die man seit Jahrhunderten das Wort Gottes zu schlagen gesucht, daß es nur noch seine Zustimmung zu allen möglichen Satzungen und Bestimmungen der Kirche geben sollte. Im weiteren, rastlosen Vorbringen aber übte der heilige Inhalt des Buches seine notwendige Wirkung auf den frommen Mann aus. Sobald er diese seligmachende Wirkung an sich selbst verspürt hatte, ruhte er nicht, bis er auch den großen Kreis seiner Schüler an der Pariser Universität derselben ausgesetzt hatte. Seine Auslegung einzelner Schriften des Neuen Testamentes ist eine bahnbrechende Arbeit*). Gerade in jenen Tagen (1522 und 1523) waren seine Er-

*) Vgl. Graf, S. 24 f.

klärungen zu den vier Evangelien und in rascher, weiterer Folge zu den katholischen Briefen im Drucke erschienen und hatten das größte Aufsehen, an der Sorbonne nicht geringen Ärger verursacht. Diese Bücher fielen nun unserem polnischen Freunde in die Hände. Der Name ihres Verfassers war ihm nicht fremd von der Schulzeit her. Die Schulausgaben und Erläuterungen zu den lateinischen und griechischen Klassikern des Faber Stapulensis wurden fast alle in Krakau nachgedruckt und die oftmaligen Auflagen lassen auf ihre starke Benutzung auch in der Heimat Laski's schließen*). In jenen Pariser Tagen scheint Laski dem ernsten, frommen Bibelforscher auch persönlich nahe getreten zu sein. In der einzigen mir im Gedächtnis gebliebenen Stelle aus seinen Werken, an der er des französischen Schriftauslegers rühmend Erwähnung thut, hebt er auch an dem Manne Eigenschaften hervor, die ihm aus persönlichem Umgang bekannt geworden sein mögen**). Faber war damals noch der festen Meinung, daß er für seine Anschauungen, die freilich von den Gegnern bereits aufs heftigste angefochten wurden, doch noch Raum und Duldung in seiner Mutterkirche beanspruchen könne. Noch war der schwere Augenblick der Entscheidung nicht an den Greis herangetreten. Scheu wich er der gefürchteten Stunde aus. Aber noch auf seinem Sterbebett 1536 quälte den 86jährigen Mann, daß er in der Stunde der Gefahr schwach gewesen und ihm der Zeugenmut eines Bekenners gefehlt und er so der Lebenskrone verlustig gegangen sei, die seine heldenhaften Schüler und Freunde, der edle Pauvant, der furchtlose Bekenner Berquin, durch ihre Treue bis in den Tod auf dem Scheiterhaufen erworben.

Aus der Mitte dieser stark von evangelischem Geiste angehauchten Männer und ihren Gesinnungen und Bestrebungen ebenbürtig ragt in anmutsvoller Schöne die Gestalt der berühmten Margareta von Valois empor. Sie gehört zu den aus-

*) In der fleißigen und sorgfältigen Arbeit von Graf sind in dem chronologischen Verzeichnis der Schriften Fabers die in Polen erschienenen Ausgaben nicht erwähnt (vgl. S. 222 f.); die wertvolle Arbeit von Jocher ist ihm entgangen.

**) Kuyper I, 53.

erwählten Töchtern ihres schönen Heimatlandes und in gleichem Grade auch zu den Lieblingstöchtern der Renaissance an der Stelle, wo dieselbe nach der Seite der Reformation einlenkte. Warm und tief und feinfühliger Empfänglichkeit begegnend schlägt die Geistesströmung jener großen Tage an ihre fast männlich-starke Seele an. Mit vollem Verständnis und zu ihrer Erfrischung liest die hochbegabte, edle Königstochter die lateinischen, italienischen, spanischen Schriftsteller; des Griechischen und Hebräischen ist sie nicht unkundig. Der gleiche leidenschaftliche Lerntrieb, wie er die Humanisten jener Tage rastlos aufregt, ist auch über sie gekommen. Aber mit sicherem, weiblichem Zartgefühl geht sie in solch unruhigem Forschen nicht auf; ihr frommer Sinn führt sie im Fortgang ihrer ernsten Studien hinein in die Tiefe des Wortes Gottes. Sie tritt in Berührung mit den Gottesfreunden in Meaux. Briçonnet ist ihr mehr wie ein Beichtvater, im schönen, evangelischen Sinne des Wortes ihr Seelsorger; vor ihm schüttet sie in ergreifenden Briefen, die uns erhalten sind, ihr gnadedürstendes Herz aus, wertvolle Zeugnisse ihrer frommen Seele und auch ihrer Zeit. Sie gilt als Schutzengel der mächtig sich regenden reformatorischen Bewegung in Frankreich; ihr zum vollen Durchbruch und zum Siege zu helfen, für solch' hohe, schwere Aufgabe war sie jedoch zu sehr mignonne, wie der König am häufigsten und bezeichnendsten seine inniggeliebte Schwester liebkosend nannte. Jeden Augenblick erwartete man, sie den entscheidenden Schritt thun zu sehen, sich offen für die Reformation zu bekennen. Sie war so entschieden in den Vordergrund getreten, hatte in verhängnisvoller Weise so bestimmt den Anlauf genommen, daß die Anderen ehrfurchtsvoll auf das von ihr zu gebende Zeichen harrten und dadurch selbst unschlüssig zögerten. Aber auch sie zögert; im letzten Augenblick schreckt sie zurück, wohl nicht aus Furcht vor dem Leide, das ihr begegnen könnte; sie hat ein vollgerüttelt Maß ergebungsvoll getragen. Aber sie ist eben die mignonne ihres Bruders und der König schier ihr Abgott. Seinen Unwillen zu erregen, von ihm sich durch solch einen Schritt vielleicht trennen müssen, der Gedanke an eine solche Möglichkeit taucht nicht einmal vor ihrer leidenschaftlich-liebenden Seele auf. Sie hätte die letzten Strophen unseres deutschen

Reformationsliedes wohl singen können, aber nur nicht, wenn man statt der dort geforderten Güter von ihr das Opfer verlangt hätte, ihren Bruder fahren zu lassen. Traurig wie der reiche Jüngling im Evangelium wäre sie von dem Herrn, der so Schweres fordert, weggegangen. Dürfte man dem oft unbegreiflichen Gang der Geschichte mit den bei ihrem ehernen Tritt recht thörichten Wünschen in den Weg treten, so wäre es hier wohl der, daß doch diese hervorragende Gestalt an der Schwelle der französischen Reformation statt den geistlichen Beirat des in einem gewissen Mysticismus sich beruhigenden Briçonnet den ihres größten Zeitgenossen und Landsmannes empfangen, des großen Calvin, und von ihm die heilige Wahrheit in das Gewissen gerufen bekommen hätte, daß Christum bekennen auch das Opfer der treuesten Bruderliebe wert sei! Die Geschichte hat für das schöne Land einen anderen Weg eingeschlagen. Frankreich hat gewaltsam die Reformation von seinen reich gesegneten Fluren verwiesen und mußte dann infolge davon die Revolution erdulden, deren blutige, verhängnisvolle Zuckungen bis zur Stunde das schwergeprüfte Land nicht zur Ruhe kommen lassen.

Der Zug der Gedanken hat uns weit von unserem Ausgangspunkte weggezogen. Wir kehren eilends in jenes ferne Jahr des Besuches Laski am Königshofe zurück. Franz I. hielt große Stücke auf seine hochbegabte Schwester und achtete ihren weisen Rat. Oftmals geschah es, daß er die fremden Gesandten, nachdem er ihre Botschaft entgegengenommen, auch an seine Schwester wies und eine endgültige Entscheidung mit ihr beriet, ja sich darin von ihr leiten ließ*). Zumal um seines geheimen Auftrages willen wird Franz I. den Gesandten des Königs Sigismund bei seiner Schwester eingeführt haben; durch ihn erhielt auch unser Johannes Zutritt bei Hofe. Daß er der hochherzigen Margareta von Valois persönlich in jenen Tagen nahe getreten, bezeugt jene Stelle in dem Schreiben des Erasmus an die Prinzessin, worin er der Briefe Erwähnung thut, die sie an ihn während seines Baseler Aufenthaltes gerichtet**). Der gewiß

*) I Merle d'Aubigné III, 383.
**) Erasmus, S. 970.

äußerst wertvolle Briefwechsel scheint verloren zu sein; eigene und fremde Nachforschungen in Paris und Basel haben keine Spur auffinden lassen. Leider, denn der Austausch der beiden Schreibenden würde sicherlich helles Licht auf das geistige Leben unseres Laski in jenen Tagen geworfen haben. Wir dürfen wohl annehmen, daß der jugendliche und so ernstgesinnte polnische Geistliche mit seinem warmen Interesse für die Studien, mit seinem frommen Herzen die Königin gefesselt haben mag, ebenso wie die machtvolle weibliche Gestalt an ihm nicht eindruckslos vorübergegangen sein kann. Es lassen sich viele wahlverwandte Züge in der Geistesrichtung der beiden aufführen. Laski damals noch völlig in der römischen Kirche wurzelnd, Margareta bis an ihr Ende in ihr verharrend, beide von der Überzeugung beseelt, daß der erkannte tiefe Schaden noch von der Kirche selbst geheilt werden könne. Um Kopfeslänge ist sie, die an Jahren auch ältere, dem Manne auf dem Wege zur Reformation voraus, endgültig aber wird die Französin doch von dem ernsteren Polen überholt, der allein von beiden am schönen Ziele anlangt, deshalb, weil er bereit war, ein Opfer zu bringen, vor dem das Weib zurückschrak.

Wie lange unser Laski sich noch in Paris aufhielt, nachdem der Bruder in Ausführung des ihm gewordenen königlichen Auftrages weitergereist war, konnten wir nicht ausfindig machen; ebenso wenig, ob er sich von da unmittelbar nach der Schweiz zurückbegeben oder sein Studiengang ihn noch nach anderen Orten geführt. Wir begegnen ihm nur Ende 1524 in Basel und atmen gleichsam auf, mit ihm daselbst angelangt zu sein, weil wir von nun an festeren Boden unter unseren Füßen haben und auf diesen zweiten Aufenthalt denn doch deutlicheres Licht fällt, als der Dämmerschein, in dem wir bis dahin unseren unsicheren Weg meist zurücklegen mußten.

c) Der zweite Aufenthalt in Basel.

Das glückhafte Basel auch im sechzehnten Jahrhundert und gerade in jenen Tagen in seiner schönsten, reichgesegnetsten Blüte-

zeit! An der Grenzmarke zweier Länder gelegen, ja in beiden Landen hüben und drüben dem Rheine mit festem Fuße stehend, hat sich die Stadt in jener Zeit der Entscheidung, wo sie sich der Schweiz anschloß, Bürgerrecht in der geistigen Heimat der beiden Nachbarstaaten zu wahren gewußt. Die Bürger sind in ihrem Wesen deutschen Geistes geblieben und haben das starke Freiheitsgefühl des Schweizers aufgenommen: allzeit hat die Doppelgabe guten Klang bewährt. Schon Äneas Sylvius giebt eine rühmende Schilderung der Stadt und ihrer Bewohner aus der Zeit, als er während des Baseler Konzils in ihren heiteren, lebenslustigen Mauern weilte. Der gesunde, kräftige Sinn, den er rühmt, war im Laufe des Jahrhunderts den Bewohnern nicht abhanden gekommen; hinzugetreten aber war ein größerer Ernst und ein wissenschaftlicher Eifer, eine rege Teilnahme an den Fragen, die nun die Geister bewegten. Basel war eine Hochburg des Humanismus diesseits der Alpen geworden, eine Freistätte und ein Sammelort der Gelehrten, die hier in der Stille ihrer Leidenschaft der Studien nachgehen konnten. Von dem rührenden Eifer, von der fast aufreibenden, verzehrenden Glut der Begeisterung, die die Humanisten für die wiedererwachten Wissenschaften beseelte, bietet uns Basel mehr wie einen fesselnden Beleg. Was ist es doch für eine köstliche Erscheinung, jener Thomas Platter, dessen Züge die Meisterhand von Freytag in dem Bilde eines fahrenden Schülers des sechzehnten Jahrhunderts verwertet hat?*) Wir können uns nicht enthalten einen anderen nicht benutzten Zug hier zu erwähnen. Der arme Hirtenknabe, dann fahrende Schüler, der unstät so weit nach Deutschland hineingezogen war, ist nun beim Seilerhandwerk in Basel nach vielen und mühseligen Irrfahrten gelandet. An den Strick, den er auf der Seilerbahn zu drehen hat, befestigt er eine Holzgabel, die die einzelnen Bogen eines ihm geschenkten Plautus hält. So rückwärts gehend dreht er das Seil und versenkt sich sein Geist unter die lebensvollen Gestalten des römischen Dichtens. So hat er Latein, so Griechisch, ja auch Hebräisch getrieben und als Seilergeselle auch in der

*) Freytag II, 2. S. 13 f.

Schule des Dr. Oporinus gelehrt. Und nun erzählt er in seinem Tagebuch: „Im selben jar (es war um die Zeit, wo Laski in Basel sich aufhielt) kam ein Frantzoß von der künigin Nowären ußgeschik Hebraisch zu lernen, der kam ouch in die schull un wie ich inhe ging in minen schlechten kleidren, satzt ich mich hinder den offen, was ein fin sitzlin und ließ die studenten bei dem tisch sitzen, so sagt der Frantzoß ‚quando venit noster professor?‘ Oporinus zeigt uff mich. do gsach er mich an und verwundert sich, vermeint an zwifell, ein sömlicher solt anderst kleidet sin, den so schlecht. do die letzgen uß was, nam er mich by der hand, fürt mich über das brügglin ußhi und fraget mich, wie das zu gienge, das ich so bekleid kämme. sagt ich: ‚mea res ad restim rediit‘. do sagt er, wen ich welt, er welt für mich der künigin von minet wägen schryben, sy wurde mich zu einem gott uff werfen, ich solt im nur volgen; aber ich wolt im nit volgen . . .“ *)

Lieber damals in Basel ein armer Seilergeselle als in Paris wie ein König gehalten sein: es ist die stolze Antwort des freien Humanisten, der an diesem Orte gefunden, was er braucht. Nicht wenig trug zu diesem Ruhm der Stadt bei, daß sie Werkstätte bedeutender Druckherren geworden. Vor allen der berühmte Froben und dann auch Leute wie Amerbach, Oporinus und so mancher andere. Die Druckkunst war noch nicht alt, und die in ihrem Dienste standen, durchlebten die unvergeßliche Zeit der ersten Liebe zu der neuen, staunenerregenden Kunst. Die die wunderbare Erfindung handhabten, achteten sich als Künstler, nicht als Handwerker; sie waren begeisterte Herolde im Dienste der Humanität; nicht wenige unter ihnen die größten Förderer der Wissenschaft, ihre Werkstätte eine Brunnstube der Gelehrsamkeit. Der Erwerb aus ihrem Berufe war diesen Männern die Nebensache; ihre Weihe schöpften sie aus dem befriedigenden Gefühle, ein wesentliches Glied an der Kette zu sein, an der die größten Geister Tag und Nacht standen, den wiederaufgefundenen Schatz zu heben. Sie wußten sich als die königlichen Münzherren, die das gewonnene Gold zum Gemeingut der Gebildeten prägten; auf ihrem ganzen

*) Boos, S. 55.

Thun ruht in jenen Tagen noch der feine Schmelz einer geistigen That, die in sich selbst ihren Lohn trägt.

Der Druckherr Froben war der mächtige Magnet, der in jenen Jahren einen Erasmus nach Basel zog, den Freund und geladenen Gast der Könige und höchsten geistlichen und weltlichen Würdenträger, der stark genug war ihn auch dann noch in der stillen Bürgerstadt zu fesseln, als Margareta von Österreich trotz der kaiserlichen Befehle die Auszahlung der gewährten Pension von der Rückkehr dieses Königs der Wissenschaft an den Brabanter Hof abhängig machte*).

Erasmus galt, als er nach Basel übersiedelte, für den König auf dem Gebiete des Wissens und der Humanität. In dieser schmächtigen Gestalt mit der scharf vorspringenden, spitzen Nase, mit dem feinen, festgeschlossenen Munde, über dem ein leises, überlegenes Lächeln schwebt, wie uns der Stift Holbeins den Mann als das Urbild eines geistvollen Gelehrten gezeichnet, war wie in einem Brennpunkte gesammelt, was der humanistischen Bewegung Gestalt und Leben lieh. Was später einmal auf fernabliegendem Gebiete Zinzendorf von sich bekannte, er habe nur eine Leidenschaft und die sei Christus, das Wort von der einen, alle anderen Regungen des Inneren aufzehrenden Leidenschaft gilt auch von Erasmus, nur eben mit dem anderen Gegenstand der neu erweckten Wissenschaft. Scharfen Geistes, mit feinem Verständnis, der Schranken früherer Zeiten entledigt, so stürzte sich Erasmus auf das sich eben erst erschließende Gebiet; mit größerer Heftigkeit hat kein Jüngling noch seine Braut umschlungen, als er der eben erwachten, wiederauflebenden Welt der Alten den Kuß seiner Liebe und Begeisterung aufdrückte. Es ist ein Riesenfleiß, den der Mann mit dem siechen Körperbau lebenslang entfaltet; in alle fernsten Winkel dringt er forschenden Auges vor, nichts bleibt ihm fremd, überall ist er in dem neu entdeckten Gebiete alsbald heimisch. Der Geist der Alten ist nicht undankbar gegen solche treue Hingabe: er erschließt dem unermüdlichen Bewerber seine Schönheit, daß es ist als ob die Alten selbst durch ihn redeten, so rein, so klar, so maßvoll und lebendig fließt seine lateinische Rede dahin.

*) Feugère, S. 113.

Erasmus trägt auch als Humanist deutsche Weise an sich. Die ist ernster, tiefer, unmittelbarer vordringend an die Lebensquellen, als die andere Weise jenseits der Berge im sonnigen, lebenslustigen Süden. Für einen Boccaccio oder gar Aretin haben wir keine Heimstätte. Die nächste Wirkung der Wiedererweckung der Wissenschaften läßt sich in all den Ländern, durch die sie ihren Umzug hielt, vergleichen mit dem jauchzenden Jubel einer Knabenschar, die, lange Zeit in der engen Schulstube mit ihrem Staub und Dunst festgehalten, plötzlich freigelassen wird und nun hinausstürzt, wo es unterdessen Frühling geworden, und da in vollen, kräftigen Zügen die wunderbare Maienluft einatmet. Gewiß so groß war der Unterschied zwischen dem frischen Hauch, der von dem Studium der lebendig gewordenen Griechen und Römer den Humanisten entgegenströmte im Vergleich zu der dumpfigen Stickluft, die sich allmählich in den Untersuchungen der Scholastik angesammelt. Wir werden nicht allzu streng ins Gericht gehen dürfen mit dem ersten Ausbruch eines auch vielleicht tollen Jubels auf dem wiedergeöffneten Tummelplatze und keinen allzustrengen Maßstab an die erste Zeit des Austobens legen dürfen. Aber das Leben darf auf diesem Tummelplatz nicht aufgehen und seine Aufgabe ist nicht vergnüglicher Genuß.

In Deutschland ist es gewesen, wo das Humanitätsstudium rechtzeitig in ernstere Bahnen einlenkte und unter denen, die auch in dieser Richtung an der Spitze einherschritten, finden wir Erasmus. Auf seinen Forschungsgängen, die mit kühnem Sprunge die ausgetretenen Gleise der Scholastik weit hinter sich zurückließen, versenkte er sich in die Schriften der Kirchenväter; staunenswert ist die Menge der Ausgaben, die er von den alten Zeugen des Glaubens zutage förderte. Froben hatte kaum Druckpressen genug, dem bienenhaften Fleiße nachzukommen. Bei den Schriften der Väter hielt der Humanist seinen rastlosen Schritt nicht ein; bis zur Quelle selbst drang er vor. Seine Ausgabe des Neuen Testamentes erschien 1516. Es ist eine eilige Arbeit. Erasmus selbst räumte es ein*); aber daß die

*) Berger erwähnt S. 55 die Briefstelle des Erasmus an Pirkheimer: „novum testamentum praecipitatum fuit verius quam editum“.

Ausgabe erſchienen, war in jenen Tagen eine That. Es war die ſiegreiche Rückkehr zum Worte Gottes, die Freimachung der Bahn von all dem unſäglichen Geſtrüpp der Menſchenſatzung, die den Zugang zur Quelle ſelbſt verhindert hatte. Das Neue Teſtament galt als nun auch wieder erweckt, wie eine neu aufgefundene Schrift des Cicero, des Plato, und ward von vielen ſo auch geleſen. Zunächſt war dies ein Gewinn für das Verſtändnis; alle die unſeligen Allegoriſierungen der Scholaſtik löſten ſich vor der nüchternen grammatikaliſchen Behandlung des Schrifttextes wie Nebelgebilde vor dem durchdringenden Sonnenſtrahl auf. Dieſe befreiende Wirkung der Humanitätsſtudien in ihrem fördernden Einfluß auf die Reformation läßt ſich mit der Bedeutung der Alexanderzüge auf die erſte Ausbreitung des Chriſtentums vergleichen. Ximenez hatte die Vorarbeiten für ſeine Polyglotte des Neuen Teſtaments viel früher begonnen und alle Welt war auf ihr Erſcheinen geſpannt; Erasmus hatte ſich zu der eiligen Arbeit durch den Wunſch verleiten laſſen, dem Spanier womöglich zuvorzukommen. Der deutſche Humaniſt ließ ſich aber nicht an einer Textausgabe genügen; frommen Sinnes faßte er zugleich die höhere Aufgabe ins Auge, das Verſtändnis der heiligen Schrift den Zeitgenoſſen zu erſchließen. Köſtliche, bis zur Stunde wertvolle Anleitungen dazu laſſen ſich aus den darauf bezüglichen Schriften des Erasmus zuſammenleſen, mitgeteilt von einer von dem heiligen Inhalt des Wortes ergriffenen Seele, die ſich dem Eindruck des Gotteswortes hingiebt, noch in einer gewiſſen naiven Weiſe, die die Tragweite dieſes Eindruckes nicht ermißt. Es geht durch dieſe Stellen ein reformatoriſcher Zug; niemand kann es leugnen. In ihnen regt ſich ein Geiſt, der nicht zu der beſcheidenen oder auch ängſtlichen Selbſtbeſchränkung paßt, die Erasmus in einem Bilde als die ihm gewieſene Lebensaufgabe bezeichnet. Er vergleicht einmal ſeine Stellung mit den Merkurbildſäulen des alten Roms, die an den Kreuzwegen aufgeſtellt dem Wanderer den Weg weiſen, ohne ihn ſelbſt zu betreten. Der Humaniſt hat ihn betreten, wich nur leider ſcheu zurück, als er bemerkte, was ihm auf dieſem Gang begegnen könnte.

Die den Gang dann furchtlos eingeſchlagen, haben oft bitter

über den Zurückbleibenden den Stab gebrochen. Milder und auch gerechter ist unser Urteil aus mehr als dreihundertjähriger Entfernung. Wir haben den großen Humanisten nicht nur an dem Maßstab derer zu beurteilen, die von dem Humanismus zur Reformation vorgedrungen sind, wir haben ihn auch zu messen an dem, wodurch sich der deutsche Humanist von den Bestrebungen derer jenseits der Alpen so wesentlich und vorteilhaft unterscheidet. Noch ehe der entschiedene Bruch zwischen dem deutschen Reformator und dem deutschen Humanisten stattgefunden, da äußerte Luther, bereits im Vorgefühl der nahenden Scheidung, aber noch im Banne der Hochachtung vor dem gewaltigen Manne, daß Erasmus wie ein Moses wohl sein Volk aus Ägyptenlande befreit, aber nicht in das Land der Verheißung hinübergeführt. Erasmus hat sich nie um seiner Seele Seligkeit gesorgt wie der Augustinermönch in Erfurt. Er ist in seiner ganzen Erscheinung der glänzende, unwidersprechliche Beleg, was reine Humanitätsbestrebungen zu leisten imstande sind, wie unter ihrem belebenden Hauche eine schöne Welt, für eine Weile von dem vollen und reinen Zauber der Kunst verklärt, auftaucht, wie ihr Licht aber nie imstande ist die Nebel der Sünde zu verscheuchen, uns mit Gott zu versöhnen, uns zu heiligen. Gott aber hat uns nicht als Aufgabe gestellt ein schönes Leben zu genießen, sondern heilig zu sein, wie er heilig ist. Die Humanität vermag es vielleicht einen Augenblick die ernste Stimme des Gewissens von ihren klangvollen Melodieen verdrängen zu lassen, nie aber kann sie dieser Stimme, die nach Gott ruft wie der Hirsch nach frischem Wasser, trostvolle Antwort, selige Befriedigung bieten. Dieses ihr Unvermögen prägt sich tief ihren Schöpfungen ein. Auch bei Erasmus, der voll ängstlicher Scheu feig vor der Wahrheit der Reformation gleichsam untertaucht. Wenn die klaren Wasser dann über ihn hinrauschen und seine Züge etwas verzerren, ist es uns oft, als ob wir in dem Manne etwas schon sehen von dem, was später dann die Bayle, die Encyklopädisten, leise andeutend sogar ein Voltaire an der Stirne trägt: jenen sarkanten Zug, der sich freut, den Zweifel zu wecken und doch vorsichtig hinter dem Berge hält, nicht seine letzte Absicht zu verraten, jene Weise, die bezeichnend Sainte Beuve einmal als

Angriff und Verteidigung zugleich genannt hat, die ihren Weg geht unter der Maske der Gelehrsamkeit*).

Erasmus stand, als Laski nach Basel kam, an dem entscheidungsvollen Kreuzweg für oder wider die Reformation, die in Deutschland und der Schweiz schon hinlänglich erstarkt war, um dem Herrscher unter den Humanisten die qualvolle Entscheidung abzuzwingen. Wir wissen, daß er seinen Würfel anders warf als Ulrich v. Hutten, von dem er sich gerade in jenen Tagen so auffällig abgewandt hat. Der Humanist, der durch die offene Lossagung von der Reformation und damit durch die Unterbrechung gesunder Lebensentwickelung seinen Schritt einhält, findet nicht den Rückweg offen in den schützenden Schoß der römischen Kirche. Beide Strömungen werfen ihn auf den heißen Ufersand, wo er einsam hinsiecht: es ist schwer zu entscheiden, ob die Pfeile von Wittenberg oder die von der Sorbonne in Paris und von der Hochschule in Löwen verletzender für den einsamen, verwundeten Mann waren.

Wir haben in der Zeichnung der fesselnden Persönlichkeit, die an jenem gewaltigen Wendepunkt auf so hervorragendem Posten steht, daß ihr Geschick typische Bedeutung gewinnt, schon etwas der Zeit vorgegriffen, in der unser Laski ihr nahe trat. Die Zeichnung ist vielleicht für unseren Rahmen zu breit und ausführlich ausgefallen; wir ließen uns von der Lockung verführen, weil der Einfluß des außerordentlichen Mannes während eines ganzen Jahrzehntes sich in dem Lebensgange unseres Helden verspüren läßt. Die endgültige Entscheidung in seiner Stellung zur Reformation wurde wesentlich durch die machtvolle Persönlichkeit des verehrten Meisters aufgehalten: er erschien dem Zaghaften für lange Zeit als sprechender Beleg, daß man sich der schönen, warmen Strömung der Humanitätsstudien voll und begeistert hingeben könne, ohne der Mutterkirche untreu zu werden.

*) Feugère (p. 236): „Cette méthode“ — selon Ste. Beuve — „d'attaque et de sape, qui va son train sous air d'érudition et que Jansénius definissait si bien en disant: qu'elle consistait à produire les difficultés contre la foi sous forme de questions et à insérer ce qui était soulevé là-dessus.“

Wir haben schon gesehen, daß Laski nicht erst bei seinem zweiten Aufenthalt dem gefeierten Mann nahe trat; der ältere Bruder hatte ihn bereits bei dem anerkannten Haupt der Wissenschaften eingeführt; die lobende Anerkennung des jungen Polen vom Jahre vorher gewährte ihm das Recht, nun wieder bei dem Meister um Einlaß zu bitten. Der günstige Eindruck steigerte sich von Mal zu Mal und zwar gegenseitig. Dem alten Herrn, der gerade in jenen Tagen so hart von allen Seiten angegriffen wurde — wir erinnern daran, daß die aus der Huttenschen Fehde entstandenen Schläge noch nicht verwunden waren und es nun schon galt, sich wider den deutschen Reformator und seine Herausforderungen zu rüsten —, dem alten geplagten Herrn mochte es wohlthun, von diesem feingebildeten, liebenswürdigen Polen, der daheim den höchsten Kreisen angehörte und hier vor dem Gelehrten in scheuer Ehrfurcht stand, ein so warmes, hingebungsvolles Wohlwollen zu empfangen. Der bis dahin wie ein König von aller Welt Gepriesene war seinen Huldigungen und Bezeugungen der Verehrung nur allzu zugänglich. Die Woge der allgemeinen Gunst war in bedenklichem Zurückweichen; es ist, als ob der so lange verwöhnte Mann um so inniger sich an die noch gewährten Zeichen klammerte und bemüht war, aus der Ferne den Tribut zu ziehen, den die Nähe ihm zu verweigern drohte.

Erasmus war gewohnt, Pensionäre in seiner Junggesellenwirtschaft aufzunehmen. Er hatte in seiner Wohnung, in dem Hause seines Druckherrn Froben, genügende Räumlichkeiten, ein Zimmer an einen jungen Gelehrten abzutreten. Da er es that, um sein Einkommen zu steigern, konnten nur reiche Jünglinge der Gunst teilhaft werden, Hausgenosse des berühmtesten Gelehrten zu sein. Unser freigebiger Pole, in seinen jungen Jahren schon im Besitz nicht unbedeutender Pfründen und nach der Weise seines Volkes in Geldsachen völlig sorglos, mag die Gunst, die er in der letzten Hälfte seines Baseler Aufenthaltes genoß, teuer genug bezahlt haben. Drei und einen halben Gulden entrichtete er monatlich für die Kammer*) und die Küche scheint er ganz mit

*) Vgl. das sehr seltene Schriftchen der Privatbriefe des Erasmus an Amerbach (Bas. MDCCLXXIX), das mir in der Stadtbibliothek zu Basel in die Hände fiel.

seinen Mitteln bestritten zu haben, so daß Erasmus bei sich selbst zu Gaste war und lange schmerzlich den freigebigen Wirt vermißte, als dieser Basel verlassen mußte. In großherziger Weise kaufte Laski ferner dem bücherreichen Wirte seine Bibliothek ab mit dem liebenswürdigen Zugeständnis, den Gelehrten bis an sein Lebensende im Nießbrauch der lange angesammelten Schätze zu lassen. Den ganzen Kaufpreis hat Laski damals nicht erlegen können; es blieb noch eine Summe von zweihundert Gulden darauf haften und bemerkte Erasmus in seinem Testamente*), daß die Bücher nur dann bei seinem Tode ausgeliefert werden sollten, wenn die Restsumme zuvor seinem Erben bezahlt worden sei. Die Zahlung scheint nicht erfolgt zu sein; als Erasmus starb, war Laski fast mittellos und auf dem Sprunge, die römische Kirche zu verlassen.

Es waren nicht diese äußeren Vorteile, die Erasmus an seinen neuen Hausgenossen fesselten. Dem alten Manne trat in der jugendlichen Gestalt etwas fast Überwältigendes entgegen. Erasmus geizt nicht mit Worten in seinen Briefen, wenn er über jemanden etwas Lobenswertes äußern will, zumal dann, wenn die Aussicht vorhanden ist, daß es dem Gelobten zu Gesicht kommt. Wenn wir aber die verschiedenen Stellen in seinen Briefen über den jungen Freunden überblicken, machen sie denn doch den Eindruck, als ob die Worte nicht nur die leichte Münze geselligen Verkehrs sei, als ob die ernst-sittliche Persönlichkeit Laskis selbst über den alten Manne Gewalt gewonnen und nachhaltigen Einfluß ausgeübt habe. Was Erasmus an unserem Freunde rühmt, sind dieselben Züge, nur jetzt weiter ausgeführt, wie sie uns schon der Erzieher in Bologna angedeutet, dieselben Züge, wie wir sie gefestigt in dem gereiften Leben des Mannes selbst wieder erkennen, nun aber besonders wertvoll, weil aus dem Munde des Mannes, der monatelang in vertraulichster Nähe mit ihm gelebt. Es ist fast jugendliches Feuer, ergreifende Liebessehnsucht, wenn der Mann von 60 und mehr Jahren über den Hausgenossen urteilt: von nicht gewöhnlicher Gelehrsamkeit ist Laski in seinem

*) In den eben angeführten Privatbriefen von Amerbach ist auf S. 122 das Testament abgedruckt.

Leben fleckenlos rein wie frisch gefallener Schnee, freundlich, liebenswürdig, daß jedermann in seiner Nähe auflebt und bei seinem Scheiden alle ein Gefühl der Verwaisung haben, ein goldenes Gemüt, eine wahre Perle und so anspruchslos und so ohne jede Anmaßung, ob er gleich berufen ist, einst in seiner Heimat eine der höchsten Stellen einzunehmen*). Der junge Pole mit seiner altrömischen Unbescholtenheit des Charakters (prisca integritas) dient dem Erasmus, wie er sich in einer Widmungsschrift an den Wojewoden von Krakau ausdrückt, zum Beleg, daß „Asträa von der Erde wegfliehend die letzten Spuren ihres Weilens im polnischen Volke zurückgelassen habe". Offen räumt der berühmte Mann noch nach Jahren ein, daß er im Zusammenleben mit Laski besser geworden sei, von ihm, dem Jünglinge,

*) Hier eine kleine Blumenlese erasmischer Aussprüche über Laski! An den berühmten Ignatius schreibt er (779): „Johannes a Lasco Polonus, illustri loco natus apud suos, brevique summus futurus, moribus est plane niveis, nihil magis aureum aut gemmeum esse potest." Dem Thomas Lupsetus schildert er ihn (780): „Praeter eruditionem haud quaquam vulgarem moribus est adeo facilibus, candidis et amicis, ut mihi jam vita coeperit adlubescere, ex ejus domestico convictu veluti repubescenti." An den Humanisten Leonhard Casimbrotus geht der Bericht (782): „Juvenis citra arrogantiam eruditus, citra supercilium magnus ac felix, sed moribus adeo candidis, amicis, jucundis, ut per ejus amabilem consuetudinem paene repubuerim, alioqui jam morborum, laborum et obtrectatorum taedio marcescens." Seinem Bruder Hieronymus meldet er: „Ejus convictus quoniam mihi tam fuit jucundus, ut vix aliud in vita jucundius, non potest non esse molestissimus illius abitus. Ejus suavissima consuetudine propemodum repubueram. Magis libet vestrae Poloniae gratulari, quam meum privatum deplorare incommodum." Dem Bischof von Plock wird mitgeteilt (783): „Joannes a Lasco multos homines et inter hos Erasmum hic occidit, tantum sui desiderium reliquit abiens, cum quibuscunque habuit consuetudinem." Dem Palatin von Krakau wird die Sittenreinheit und Bescheidenheit gerühmt, „ut parem hactenus non temere in quoquam alio repererim" (1788). Zum Schlusse endlich dann noch das schöne Wort, das der große Gelehrte in der Widmungsschrift seines Ambrosius an den Erzbischof über den Neffen ausspricht (1585): „Illud non possum non fateri senex juvenis convictu factus sum melior ac sobrietatem, temperantiam, verecundiam, linguae moderationem, modestiam, pudicitiam, integritatem, quam juvenis a sene discere debuerat, a juvene senex didici. O gentem pietati natam."

habe er, der Greis, gelernt, was sonst wohl die Jugend vom Alter zu empfangen habe, die Nüchternheit, Mäßigkeit, Ehrfurcht, Mäßigung der Zunge, Bescheidenheit, Keuschheit, Lauterkeit des Charakters.

Laski hing mit großer Verehrung an dem Meister, dessen Jünger zu sein er in jenen Tagen sich rühmte. Er ließ sich von ihm weiter in seinen mit so großer Begeisterung getriebenen humanistischen Studien führen; aber die auf diesem Gebiete erlangte tiefere und reichere Erkenntnis ist ihm in späteren Jahren nicht die dankbarste Erinnerung. Höher noch rühmt er an dem Manne, daß er zuerst seine Seele auf geistliche Dinge gelenkt, er unter seiner Leitung angefangen habe, sich auf dem Gebiete der wahren Religion zurecht zu finden*). Seltsames und doch in jenen Tagen nicht überraschendes Bekenntnis aus der römischen Kirche. Der schon auf der Stufenleiter kirchlicher Würden in jungen Jahren hoch hinaufgekommen, der vor Jahren lange Zeit in Bologna den theologischen Studien obgelegen, lernt nun erst in Basel und zu den Füßen des deutschen Humanisten die ersten entscheidungsvollen Anfangsgründe seines Berufes! Und Erasmus ist auch hier wieder, der den Anstoß zu einer Bewegung giebt, die mit Notwendigkeit in Bahnen lenkt, die der Meister selbst nicht gewagt hat zu betreten. So milde und schön urteilt in späteren Jahren Laski über diese Schwäche und Halbheit s Humanisten, die er während seines Baseler Aufenthaltes schon genugsam kennen gelernt hatte: „Ein jeder hat sein Maß der Gaben und nicht vermag der einzelne auf allen Gebieten alles; auch für uns ist heute noch vieles da, was wir nicht wissen. Unsere Sache ist es, uns Glück zu wünschen für das, was Gott nach seinem Willensratschluß gewürdigt hat nach dem Maße unseres Glaubens uns zu verleihen. Deshalb müssen wir uns auch freuen über die Gaben des Erasmus, die wahrhaftig groß und bedeutend genug gewesen und sollen Gott in ihnen erkennen. Wenn wir aber glauben, weiter fortgeschritten zu sein, laßt uns bedenken, daß auch dies

*) Kuyper II, 569: „Erasmus mihi autor fuit, ut animum ad sacra adjicerem, imo vero ille primus me in vera religione instituere coepit."

uns nur von Gott verliehen ist.“*) Ja, das ist die maßvolle Sprache, für die der Jüngling schon dem Greise zum Vorbild gedient hat.

Erasmus' Schriften und sein lebendiges Wort im persönlichen Umgang waren wohl imstande, ein frommes Gemüt in die Herrlichkeit des geistlichen Berufes einzuführen, weg von all den gegrabenen, durchlöcherten Brunnen der scholastischen Schulweisheit und an den Kirchenvätern vorüber hin an die lebendige Quelle des Wortes Gottes selbst. Wie sollte eine Schrift, wie die bereits 1515 erschienene „Handweisung zur wahren Theologie zu gelangen“, ihren Einfluß auf Laski nicht ausgeübt haben?**) Und welche köstliche und anregende, erquickende Stellen, in des Erasmus Umschreibungen und Erklärungen einzelner Teile der heiligen Schrift! Es ist auch bei diesen Gängen exegetischer Untersuchung nicht schwer den scheuen Schritt des Mannes zu bemerken, der nur bis an die Schwelle des Heiligtums bringt, dann einhält und sich mit Äußerlichkeiten zufrieden giebt. Es sind die Helden der Reformation gewesen, die mutvoll nicht außen stehen geblieben und dann in dem Heiligtum Jesum gesehen haben allein.

Mit einem dieser Helden ist Laski in seinen Baseler Tagen in persönliche Berührung getreten, wohl nur ganz flüchtig, aber doch genügend, um von ihm den Gottesstachel in die Seele gedrückt zu erhalten, gegen den kein Mensch, und wäre er ein Saulus, löcken kann. In seiner Verteidigungsschrift gegen Westphal erwähnt er an zwei Stellen***) des Einflusses, den Zwingli auf ihn ausgeübt. Auf der Durchreise nach Frankreich habe er ihn in Zürich getroffen†) und sei von ihm zuerst zum Studium der heiligen Schriften veranlaßt worden; ihm danke er die größte Anregung. Er verwehrt sich jedoch entschieden gegen die Westphalsche Behauptung, ein Zwinglianer zu sein, da er auf keines Menschen Name getauft, auch weder Luther noch Zwingli für ihn ge-

*) Kuyper II, 584.

**) Vgl. die eingehende Schilderung bei Fengère, S. 205 f.

***) Kuyper I, 282. 338.

†) Sollte da nicht Laski nach 34 Jahren ein Gedächtnisfehler begegnet sein, daß es nicht auf der Durchreise nach Frankreich geschehen ist, wohin er in Begleitung seiner Brüder reiste, sondern von Basel aus?

kreuzigt seien, er auch nicht seine Lehre in allen Teilen annehme. Alle Versuche scheiterten, nähere Auskunft über diese Berührung mit Zwingli in Zürich zu erhalten; weder bieten die Briefe des Reformators darüber eine Andeutung, noch auch konnte eine solche in den reichhaltigen Briefschaften derer gefunden werden, die in jenen Jahren mit Zwingli in Verkehr standen. Das gastfreie Haus des edlen Züricher war allen geöffnet; nicht leicht versäumte es eine bedeutende Persönlichkeit; bei dem kühnen Manne vorzusprechen. Aber von unserem Laski verlautet nichts, so daß wir uns an seiner eigenen, bestimmten Aussage müssen genügen lassen.

In unvergeßlicher Erinnerung blieben Laski die Baseler Tage, die er im geistigen Verkehre mit den bedeutendsten Männern verlebte. Durch seinen Wirt kam er selbstverständlich mit dem Hause in Berührung, das für Erasmus der Grund seines Wohnens in Basel gewesen. Im Frobenschen Kreise schloß er sich vorzugsweise an Bonifazius Amerbach an, der 1524 Professor der Rechte in Basel geworden. Wenn wir das von seinem Freunde Holbein gemalte schöne Bild des jungen Rechtsgelehrten betrachten, ist es uns, als ob wir unseren Johannes in seinen Jugendtagen sähen*). Nun freilich auch, sollten wir in dem Bekanntenkreis unseres Freundes in Basel eine Persönlichkeit nennen, unserem Laski wahlverwandt, so müßten wir auf den fast gleichalterigen Professor hinweisen, der die ähnlichsten geistigen Züge trägt. Die Briefstellen des berühmten Malers über diesen seinen liebsten Freund lauten, wie wenn sie sich auf Laski bezögen**). Da wird die Reinheit seines Wesens, seine Redlichkeit, seine Gewissenhaftigkeit, Pflichttreue, Sittenstrenge gerühmt. Dann wieder hebt Holbein hervor die anmutsvollen Gaben geselligen

*) Einen Augenblick hofften wir, in dem noch unbekannten Bildnis in der Baseler Sammlung Nr. 10 die Züge unseres Laski entziffern zu können: es wäre dies für uns ein ungemein wertvoller Fund gewesen: ein Bild Laskis aus jenen Tagen und von der Meisterhand Holbeins, mit dem er im Amerbachschen Kreise persönlich bekannt geworden sein muß, meisterhaft ausgeführt! Eingehende Untersuchung aber hat die Hoffnung zunichte gemacht.

**) Woltmann I, 262.

Verkehrs, seine Lebhaftigkeit, der fröhliche Witz in der Unterhaltung, ein schönes dichterisches und musikalisches Talent. Gerne hörte man dem Professor zu, wenn er auf der Laute ein von ihm selbst gedichtetes Liedchen etwa nach der damals viel gesungenen Melodie „adieu mes amors“ vortrug. In solchen Mußestunden geselligen Zusammenlebens hat dann wohl auch unser Laski seine Zither zur Hand genommen und, des Spieles noch von der Universitätszeit kundig, den Freunden seine polnischen Heimatslieder vorgetragen. Günstiges Geschick hat uns eine Anzahl Briefe Laskis an seinen Freund Amerbach bewahrt*). Es sind teilweise nur eilige Zeilen auf einem Papierstreifen; aber gerade der flüchtige, alltägliche Inhalt gewährt uns heute einen fesselnden Einblick in die behagliche Vertraulichkeit des gegenseitigen Umganges. Bei dem wohlhabenden Freunde entleiht der sorglose Pole kleinere und größere Geldsummen, wenn der vorhandene Vorrat aufgebraucht und der Bote noch nicht zurück ist, den er nach Augsburg gesandt, Geld bei seinem dortigen Banquier, dem berühmten Fugger, zu heben. Ein andermal meldet er ihm, daß er bei einem Spiele, um seine Körperkräfte zu üben, mit der großen Zehe an einen Stein gestoßen und nun nur mit Schmerzen die Treppe zu Erasmus hinaufsteigen könne. Auch nach dem Abschiede von Basel wird ein eifriger Briefwechsel von den beiden Freunden unterhalten.

Es war ein ungemein anregender, geistiger Verkehr, der in jenen Tagen in Basel herrschte und in dessen volle Strömung der Stubengenosse des Erasmus eintrat. Die humanistische und reformatorische Bewegung ging hier noch, wenn auch freilich schon in den letzten Schritten, friedlich nebeneinander. Die Häupter, die morgen bereits entschieden Front zu machen gezwungen wurden, verkehrten heute noch mit einander, teilweise in einer Naivetät, die uns gegenwärtig befremdlich dünkt. In einer geselligen Unterhaltung konnten auch von Erasmus Äußerungen, z. B. über das heilige Abendmahl fallen, die ihm eine Stellung weiter nach links anwiesen, als sie selbst Zwingli einnahm. Die Gegensätze

*) Noch unveröffentlicht und bis jetzt unbenutzt befinden sie sich im Archiv des Antisteriums in Basel.

und Unterſchiede waren noch nicht geklärt, hatten ſich noch nicht reinlich herausgearbeitet und von einander abgehoben. So ſah man auch noch in regem, gegenſeitigem Verkehr mit dem Altmeiſter und um ihn geſchart hier Männer wie Öcolampad, Pellikan, dort wie Glarean und Beatus Rhenanus, und unſer Laski empfing und genoß den Segen dieſes doppelten Umgangs. Einen Blick nur auf ein Paar dieſer Männer, deren Eindruck nicht ſpurlos an dem regen, empfänglichen Geiſtesleben unſeres Freundes vorübergezogen.

Wohl ſchon bei ſeinem kurzen erſten Baſeler Aufenthalt war Laski mit Öcolampad in Berührung getreten, wahrſcheinlich durch Farel, der Tiſchgenoſſe bei dem ſpäteren Reformator Baſels geweſen*). Laski bewahrte dem bedeutenden Manne ehrende Erinnerung. Noch nach zwei Jahrzehnten urteilt er über ihn, daß er mit höchſter Verehrung ſeiner gedenke wegen ſeiner ſeltenen Einfalt und Frömmigkeit bei all ſeiner großen Gelehrſamkeit**). Des Meiſters Werke ſchmücken ſeine Bücherſammlung; er wünſcht alles zu beſitzen, was Öcolampad geſchrieben. Ein eingehender Vergleich würde ergeben, ein wie treuer und eifriger Leſer ſeiner Werke, zumal ſeiner Auslegung der heiligen Schriften, unſer Laski geweſen. In der fernen Heimat mögen ſie dem römiſchen Prieſter freundliche, einſame Wegweiſer geweſen ſein, ihn tiefer und tiefer in das Schriftverſtändnis einzuführen und damit folgerichtig und notwendigerweiſe von dem Banne der römiſchen Tradition und Irrlehre langſam, aber ſicher loszulöſen.

Als in den ſpäteren Jahren oftmals die Baſeler Tage in lockender Schöne vor Laskis Geiſtesauge traten, war es beſonders die Erinnerung an Konrad Pellikan, die ihn herzlich grüßte. Noch im Ordenskleide eines Minoritenguardians und mit treuer, rührender Anhänglichkeit an das ſtille, beſchauliche Kloſterleben hat der ſchlichte, einfache Gelehrte doch ſchon in jenen Tagen ſo helle Heroldsrufe für die Reformation über das Land hin erſchallen laſſen! Es iſt eine ſchöne, mild-herzliche und da-

*) Herminjard I, 299 vermutet als Berichterſtatter des daſelbſt erwähnten Tiſchgeſpräches Peter Touſſain. Könnte es aber nicht unſer Laski ſein, der vir integritatis rarissimae?

**) Kuyper II, 576.

bei doch entschiedene und ehrliche Erscheinung im Kranze jener hervorragenden Baseler Männer Pellikan, der von dem rührendsten Eifer für die Humanitätsstudien beseelt, immer inniger, immer bewußter auf die Bahn der Reformation einlenkt*). Laski fühlte sich in hohem Grade von dem Manne angezogen, an den ihn gleichgestimmte Saiten seines Gemütes fesselten. Nach einer zwanzigjährigen Unterbrechung knüpft er die alten Beziehungen in einem Schreiben an den Lehrer und Studiengenossen wieder an, durch das ein so inniger Laut der Sehnsucht, fast möchte man sagen, des Heimwehs hindurchklingt, daß man auf das herzlichste Zusammenleben zurückschließen muß**). Pellikan war des polnischen Dekans Lehrer in der hebräischen Sprache geworden; der Reformator in Friesland beklagt es bitter, daß diese Studien damals durch seine schleunige Abreise in die Heimat so frühzeitig abgebrochen seien; seitdem habe er die Kenntnis dieser Sprache verloren. Nicht nur hebräische Sprachkenntnis erwarb sich Laski zu den Füßen dieses Mannes. Schon Ökolampad hatte vor ein paar Jahren begonnen, den Jesaias und Römerbrief in wissenschaftlicher Form vor den Studenten auszulegen, die johanneischen Briefe aber in einer Reihenfolge von erbaulichen Betrachtungen den Bürgern und zwar unter großem Zulaufe des Volkes. Dem anregenden Beispiele der Predigt war unser Minoritenguardian gefolgt und mit ihm der eine, der andere fromme Klosterbruder. Gerade in jenen Tagen legte Pellikan die Genesis aus***). Wir

*) Ein welch köstliches Seitenstück zu jenem oben erwähnten Lern- und Lehreifer Platters ist der fesselnde Bericht, wie Pellikan in den Besitz der ersten hebräischen Handschrift gelangt. Vgl. Riggenbach, S. 16: „Post aliquot dies superveniens Paulus Scriptoris, magnum codicem gestaverat in humeris, talis et tantus vir, a Moguntia ad Pfortzen, ut studiis et desideriis meis gratificaretur, quae probabat valde, quum ipse quoque jam antea graeca didicerat, a Reuchlino eatenus instructus, ut epistolium graece eidem scriptum a Paulo viderim et legerim. Nihil in eum diem mihi acciderat gratius, quam ubi eum codicem grandem hebraicum viderem mihi allatum. erat autem volumen in pergameno scriptum, elegantissimo charactere, magnifice, et cum masoreth, tantae amplitudinis, quantum praestare posset cutis integra vitulina . . . .“

**) Kuyper II, 583.

***) Vgl. seinen fesselnden Brief an Pirkheimer bei Heumann, S. 209.

gehen sicherlich nicht fehl, wenn wir Laski unter den zahlreichen Zuhörern vermuten, und dann hat auch er den Herzenswunsch des Lehrers zu spüren bekommen, „daß nur Christi Reich komme, das Evangelium gepredigt und von gläubigen Ohren aufgenommen werden möchte". Der Bischof von Basel, Christoph v. Utenheim, dem der Neffe des Erzbischofs von Gnesen nicht fremd geblieben, war damals solchen Bestrebungen noch nicht feindselig gesinnt; ihre, wir sagen notwendige Tragweite war noch nicht zutage getreten, und Ökolampad durfte dem frommen und auch gelehrten Hirten seine 1524 im Drucke erschienenen Betrachtungen über die johanneischen Briefe widmen.

Waren diese beiden Männer mit entschiedenem Schritte auf die Bahn der Reformation eingelenkt, so begegnen uns in dem anregenden Umgange Laskis in Basel zwei andere fesselnde Gestalten, die sich von dem enger umgrenzten Gebiete des Humanismus in der Hochflut der geistigen Bewegung diesseits der Alpen nicht abdrängen ließen. Auf der Schwebe freilich steht der eine, Beatus Rhenanus. Einst hochbegabter Schüler des Le Fèvre in Paris, in Basel dann innig befreundet mit Erasmus, hat er mit diesem Altmeister der Humanitätsstudien nicht gebrochen, als derselbe mit den Reformatoren zerfiel und sich nach Freiburg wie in eine Art Schmollwinkel zurückzog. Das hinderte aber unseren tüchtigen Elsässer nicht, fort und fort mit regstem Eifer die Schriften Luthers in der Schweiz zu verbreiten und Zwingli in einem inhaltsvollen Schreiben bei dem Antritt seines Pfarramtes in Zürich zu begrüßen*). Seine Hauptkraft lag aber doch im Gebiete des Humanismus. Erasmus schätzte den feingebildeten Gelehrten nicht gering. Ihm hat er die schöne Auslegung des ersten Psalmes mit den Worten im Lapidarstil gewidmet: „Mitto Beatum Beato." Der Mann konnte dem Stubengenossen des Erasmus nicht fremd bleiben. Laski nahm teil auch an des Gelehrten eingehenden Studien, und solche fruchtbringende Teilnahme erheischte genaues und liebevolles Verständnis der römischen Geschichtsschreiber. Denn Rhenanus hat nicht unbedeutende kritische Arbeiten über Tacitus, Livius, Plinius den

*) Zwingli VII, 57.

Älteren und Velejus Paterculus während der Zeit des Aufenthaltes von Laski in Basel herausgegeben. Auch nach der Heimreise blieb er in regem geistigem Verkehre mit dem Humanisten. Der angesehene Pole galt diesen Männern als ein Mäcen. Rhenanus betont einmal in einem Briefe an Laski ausdrücklich, daß er dem fernen Freunde nicht um deswillen eine kleine Schrift gewidmet, um, wie es bei so vielen Humanisten jener Tage in zudringlicher Weise Sitte oder vielmehr arge, abstoßende Unsitte gewesen, von dem vielvermögenden, wohlhabenden Gönner eine Gabe zu erhalten, sondern in dankbarer Rückerinnerung an die Wohlthaten, die er von ihm in Basel genossen, an die warme Liebe, die er ihm allezeit erwiesen*).

Die andere hervorragende Gestalt im Bekanntenkreise unseres Laski, Heinrich Glarean, brach in so entschiedener Weise wie Erasmus im Fortgange der Entwickelung mit der Reformation. Ein feingebildeter Humanist war Glarean, anfänglich mit Zwingli ebenso vertraut wie mit Erasmus. Das hatte sich aber schon wesentlich geändert, als Laski bei Erasmus einzog. Ihm war die reformatorische Bewegung eine peinliche Störung in seinem behaglichem Studiengang. Er ging ihr und damit selbstverständlich auch ihren Zugführern verdrießlich aus dem Wege, brach übelgelaunt die alten, freundschaftlichen Verbindungen und wandelte je länger je mehr abseits Hand in Hand mit Erasmus einsame, verbitterte Wege. Der Einfluß solch einer Persönlichkeit konnte nicht spurlos an unserem Laski vorübergehen. Einem verheißungsvollen Anlauf zur Reformation hin, wozu unser Pole bereits nicht geringe Anregung erhalten, mußte solch ein Umgang einen Hemmschuh anlegen; die großen Männer der Reformation traten ihm nur in der Spiegelung nahe, die ihre Gestalt auf dem Sehfelde dieser einseitigen, engherzigen Humanisten angenommen und fast von Monat zu Monat wurde in der gereizten Stimmung der so heftig angegriffenen Leute diese Spiegelung eine getrübtere. Den oft verletzenden Stachel einer derben Außenseite in dem erbitterten, schonungslosen Kampfe ließen die Getroffenen und auch schwer Verwundeten den feingebildeten, zart-

*) Gabbema, S. 10.

fühlenden Polen sehen. Wir dürfen uns dann nicht wundern, wenn ihm die Lust versagte, von solcher unholden Außenseite unbehelligt zu dem Kern des Angriffs vorzudringen. Er fühlte sich mit seinen verletzten Freunden von der Art des Kampfes abgestoßen und übertrug dann rasch die gefaßte Abneigung auf den Angreifer. Seinem ganzen Wesen, bestärkt durch seine Stellung in der heimatlichen Kirche, mußte die diesen Freunden und Humanisten doch noch hoffnungsvolle Aussicht mehr zusagen, statt eines offenen, gewaltsamen Bruches mit der Kirche auf eine friedliche Reinigung der auch von ihnen zugegebenen Mißstände hinzuarbeiten. Mit Glarean scheint Laski innig vertraut gewesen zu sein. Noch nach Jahren der Trennung hält der emsige, ungemein fleißige Humanist den fernen, hochgestellten Kirchenmann auf dem Laufenden seiner Studien; die eingehende Schilderung derselben zeigt, wie mannigfaltig der Studiengang unseres Freundes in Basel gewesen sein muß und wie er sich auch mitten im praktischen Getriebe seiner hohen Stellungen den offenen Blick, das warme Interesse auch für weitabliegende Gebiete des Wissens bewahrt. Da finden sich Mitteilungen über die Arithmetik bei den Alten, die schwierigsten Fragen der alten Musik werden erörtert, dann wieder Bericht erstattet über seine Sammlung von Anmerkungen zum Livius, Studien, die selbst zu unserer Zeit noch Beachtung bei einem Manne wie Niebuhr gefunden und die Glarean sicherlich seinem Freunde auch nach jahrelanger Trennung nicht mitgeteilt haben würde, hätte er nicht herzliche Teilnahme bei ihm voraussetzen können*).

Doch es gilt auch für uns nun endlich Abschied zu nehmen von Basel und den schönen Kreis der Männer zu verlassen, in deren Mitte sich unser Laski so ungemein wohl gefühlt und bei denen sich auch unsere Schilderung nur allzu lange aufgehalten. Rascher noch, als er es erwartet und gehofft, mußte er die liebgewordenen Bande lösen und die Stadt verlassen, in der er sich heimisch gefühlt wie in keiner anderen, auch nicht im Vaterlande.

*) Vgl. Gabbema, S. 11f.; Herzog V, 167.

d) Die Heimreise über Italien.

Im September 1525 war es, daß Hieronymus, der vielgereiste königliche Botschafter, wiederum auf einer diplomatischen Sendung begriffen, in Basel bei Erasmus vorsprach. Er brachte dem Bruder von daheim die entschiedene Weisung mit, unverzüglich Basel zu verlassen und über Italien in langsamen Tagereisen die Heimfahrt anzutreten. Die Verhältnisse in Polen hatten sich derart zugespitzt, daß sie die Rückkehr des jugendlichen und begabten Propstes wünschenswert machten. Strengere Maßregeln gegen das immer stärker um sich greifende Gift der Reformation waren während der Abwesenheit Laskis ergriffen worden; man hielt es für dringend geboten, die Streitkräfte zusammenzuziehen, die man im ausbrechenden Kampfe verwerten zu können hoffte. Auch auf den Neffen des Primas und den Freund von Erasmus wurde als ein befähigter Kämpe der bedrohten Kirche gerechnet. Seine beiden Brüder hatten bereits offen Farbe bekannt, es war die entschieden kirchliche, der Reformation entgegengesetzte Farbe des Hauses Laski; sie wurde fast als selbstverständlich bei dem angehenden Kirchenfürsten vorausgesetzt.

Der königliche Botschafter überbrachte an Erasmus die heftige Schmähschrift des uns bereits und zwar unvorteilhaft bekannten Bischofs Krzycki wider Luther und seine Anhänger*). Sich des Freundes von Erasmus für solch einen Botendienst zu bedienen, um dadurch in persönlichen Verkehr mit dem gefeierten Haupte der Humanisten zu treten, dafür war dem niedrig gesinnten Schmäher der Neffe seines verhaßten Erzbischofs denn doch gut genug. Auf dem Reichstage von 1523 war der geistvolle und schreibgewandte Bischof sowohl vom Könige als auch von seinen Kollegen zu dieser Schrift veranlaßt worden, wenn auch gewiß nicht zu der ganzen Maßlosigkeit des Inhalts. Jetzt bekannte er in einem Begleitschreiben dem Erasmus, daß bei

*) Leider ist mir auch in den Petersburger reichen Bibliotheken die Schrift nicht in die Hand gefallen, ihr Inhalt mir nur aus Auszügen und Mitteilungen in anderen Werken bekannt geworden.

der Abfassung auch der Wunsch ihn geleitet und die Form beeinflußt, die Verdächtigung, als ob er selbst den Ansichten Luthers im stillen huldige, zu entkräften*). Wie es gemeinen Naturen, die die Wahrheit nicht lieben, zukommt, that er es in gesteigerter Schmähung. Luther scheint die Arbeit nicht zu Gesicht bekommen zu haben, wenigstens habe ich in seinen Schriften keine darauf hin bezügliche Stelle gefunden. Hätte er das Lästerbuch gesehen, so wäre es wohl auch mit dem Worte abgefertigt worden: „Teufel, du leugest! Hanswurst, wie leugest du! O Hans Wolfenbüttel, welch ein unverschampter Lugener bist du! Speiest viel und nennst nichts, lästerst und beweisest nichts.“**) Erasmus ist auf eine Kritik der Schrift nicht eingegangen, sie war ihm denn doch vielleicht zu stark***). Er erwiderte die Gabe mit dem Geschenk eines Werkes des gegen die Reformation ebenfalls heftig auftretenden Bischofs von London, Tonstall.

Schwerlich hat der polnische Freund und Stubengenosse noch Zeit gefunden, sich mit diesem Schmähbuch aus der Heimat vertraut zu machen. Die Abreise stand vor der Thüre. Geplant war, über die Alpen nach Oberitalien zu gehen, sich in Padua und Venedig eine Zeit lang aufzuhalten und dort nähere Anweisungen abzuwarten, wann und auf welchem Wege er zurückkehren solle. Wie einen lieben Sohn stattet Erasmus seinen Freund mit Empfehlungsbriefen an die hervorragendsten Humanisten in den Städten aus, wo Laski sich aufzuhalten gedachte. Und mit welch warmen Worten führte er ihn bei den Egnatius, Lupsetus, Casimbrotus ein, er der gefeiertste Humanist!†)

Den 5. Oktober 1525 brach Laski von Basel auf††). Er reiste in Begleitung von Karl Utenhove, einem begabten, jungen Manne aus Gent, der wie eine Art Amanuensis bei

*) Vgl. Tomiciana VII, 344.

**) Luther XXVI, 6.

***) Erasmus, S. 783.

†) Ebd., S. 779.

††) Erasmus schildert die Abreise mit den starken Worten: „multos homines et inter hos Erasmum occidit, tantum sui desiderium reliquit abiens, cum quibuscunque habuit consuetudinem“ (784).

Erasmus lebte, vielfach von ihm, zumal bei wichtigen Briefsendungen, benutzt wurde und jetzt auch wieder den Auftrag hatte, bis nach Rom Botschaft auszurichten. Über sein Latein hat der Meister wohl zu klagen, der klassischen Sprache bediente sich der Genter nicht mit der gleichen Leichtigkeit und Gewandtheit wie der junge Freund aus Polen, aber er freute sich der treuen Hingabe des Flamänders und das Zusammensein mit ihm gereichte dem alternden Manne zum Troste*). Uns fesselt an dem Reisegefährten besonders, daß wahrscheinlich bei dieser Romfahrt die Bande mit der Familie geknüpft wurden, die nach Jahrzehnten den Bruder des Karl Johann so innig und treu mit Laski zusammenhielten. Auch Karl war ihm ein lieber Genosse auf der Fahrt geworden; er meldete seinem Amerbach über ihn, daß er sich keinen treueren Führer, noch angenehmeren Begleiter hätte wünschen können.

Der erste uns erhaltene Brief von der Reise ist von Venedig aus geschrieben den 26. November 1525 voll Heimwehs nach den Freunden in Basel**). Ob die Reisenden so lange unterwegs sich aufgehalten, ob ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in Padua schon vorausgegangen, ist nicht zu ersehen. Zunächst ist unser Freund für längere Zeit in der Dogenstadt festgehalten; er hat einen Boten nach Krakau gesandt, dessen Rückkehr er abwarten muß. Es zieht ihn aber um diese Zeit mit Macht nach Spanien. In Madrid, in einer engen Stube einer der Befestigungstürme mit der trostlosen Aussicht über die öden Ufer des Manzanares***), siechte in schimpflicher Gefangenschaft Franz I. dahin, dessen stolzen Einzug in Bologna als Sieger von Marignano die Brüder Laski mit angesehen, damals ahnungs-

*) Herminjard II, 183.

**) „Plane video, Amerbachie clarissime, verum esse comitem voluptatis moerorem, qui cum incredibilem semper ex tua consuetudine sim solitus capere et voluptatem et fructum, nunc tanto ejus desiderio tenear, ut non litteris modo sed nec verbis quidem explicere satis possum . . . . Jamque vale amicorum amicissime et me ut coepisti ama et Erasmo meo subinde commendes, Glareano nunc profecto scribere non narravit. Eum tuum et Beatum ac etiam Pellicanum meum ex me cupio diligenter salutari."

***) Michelet VIII, 251.

los, daß einer von ihnen des Königs treuer Gefährte in der Gefangenschaft sein würde. Seitdem Hieronymus seine beiden Brüder auf die Gesandtschaftsreise mitgenommen (1523), war Stanislaus am französischen Königshofe zurückgeblieben; Franz I. hatte an dem jungen, feingebildeten Polen, der sprachgewandt in allen ritterlichen Künsten sich auszeichnete, Wohlgefallen gefunden und ihm eine Stelle in seiner nächsten Umgebung eingeräumt. Fortan wich Stanislaus nicht mehr von des Königs Seite. Er begleitete ihn auf seiner Fahrt nach Italien, verbrachte mit ihm den Winter 1524 in der Lombardei*), erlitt dann aber auch mit ihm die Schmach von Pavia. Laski gehörte zu den Gefangenen; als Pole erhielt er zwar die Freiheit, aus freien Stücken aber blieb er in der Umgebung des königlichen Gefangenen. Zunächst eilte er nach Paris, die traurige Botschaft zu übermitteln, von da ging er nach Madrid, wohin der König gebracht worden war. In den trüben Wintertagen ward der König aussichtslos in dem einsamen Turme festgehalten; Johannes wollte seinen edelmütigen Bruder besuchen. Wahrscheinlich aber erhielt er in jenen Tagen die Nachricht von seiner Abreise. Margareta von Valois war im September zu ihrem leidenden, so innig geliebten Bruder geeilt. Die Reise war denn doch ein Wagestück, das zu bestehen allerdings die hingebende Schwesternliebe der königlichen mignonne keinen Augenblick zauderte. Ihre Erscheinung führte den hinwelkenden Bruder zum Leben zurück. Als sie ein paar Wochen später nach Frankreich heimkehrte, nahm sie den treuen Polen als Reisegefährten mit**). Dem polnischen Gesandten in Toledo, dem berühmten Johannes Dantiscus, war die Abreise des einflußreichen Landsmannes sehr ungelegen gekommen; er hatte gehofft, durch seine Vermittelung dem Kaiser Briefe zustellen zu können, als dieser die erste Zusammenkunft mit seinem königlichen Gefangenen hatte, zu der kein Gesandter zugezogen wurde.

Woche auf Woche verstrich unserem Laski in Venedig, ohne

*) Michelet (VIII, 228) führt die Stelle von Guiccardini an: „Le roi s'amusait, donnant tout au plaisir, rien aux affaires. Un hiver d'Italie, passé ainsi, lui semblait assez doux."

**) Tomiciana VIII, 310.

daß der ausgesandte Bote zurückkehrte; noch im Januar des folgenden Jahres war derselbe nicht in Krakau eingetroffen. Laski beklagte ihn als einen auf der Reise Ermordeten, ein Ereignis, das in jenen unruhigen Tagen, wo es auf allen Heerstraßen gährte, nur allzu häufig stattfand. Ein Winter in Venedig verbracht war auch damals schon eine Wonne, die man willig auch mit der Ungewißheit, was in der nächsten Zukunft zu beginnen, bezahlte. Die meisten angesehenen Polen stiegen in jenen Tagen im Fondaco de Tedeschi ab, jenem heute noch fesselnden Baue im Osten der Rialtobrücke am großen Kanal. Der reichen deutschen Kaufherren reger Kunstsinn hatte nicht gespart, ihr Eigentum in einer Weise zu schmücken, würdig der damaligen Königin der Meere, und Venedig beherbergte in jenen Tagen wie wohl kaum wieder vorher und nachher eine Fülle von Künstlern, auf jedem Gebiete solch einem Streben formvollendeten Ausdruck zu leihen. Tizian und Giorgione wetteiferten, ihrer Kunst beste Hervorbringungen in dem Kaufhaus der Deutschen zur Geltung zu bringen. Nach der Kanalseite waren an dem Bau noch frisch die Gemälde, die Giorgione als kunstvolle Dekoration gemalt hatte, und seine Arbeit hatte Tizian, dessen Genius seinen Hochflug begann, fortgesetzt. Was muß das damals für eine Gondelfahrt gewesen sein, längs dem Canale grande, wo alle diese Herrlichkeiten, eben erst entstanden, in lebensvoller Gegenwart grüßten, nicht wie heute, wie aus einer untergegangenen Welt fremdartig und wehmütig in eine so ganz andere Umgebung hineinschauen. Ob unser Laski mit Tizian in nähere Verbindung getreten, wie er Holbein in Basel bei seinem Freunde Amerbach kennen gelernt, dafür haben wir keine Kunde; fast möchten wir es bezweifeln. Gerade um jene Zeit machte Tizian die Bekanntschaft jenes niederträchtigen Aretin und so lange diese währte, konnte der sittenstrenge Laski keine Anknüpfungspunkte gewinnen.

Wir haben unseren Freund wohl hauptsächlich im Kreise der angesehenen Humanisten aufzusuchen, bei denen er in so warmempfohlener Weise durch Erasmus eingeführt war. Erasmus dankt in späteren Briefen sowohl dem Casimbrotus als auch dem berühmten Egnatius für die herzliche Aufnahme,

die beide Männer seinem polnischen Freunde geboten haben*). Der Hausfreund der Frobens und Amerbachs wird gewiß in Venedig in dem Hause des gleich hoch angesehenen Druckherrn Albus verkehrt haben. Die besten Häuser standen dem jungen Polen offen. Der Doge war zwar nicht mehr am Leben, an den der Oheim vor länger als einem Jahrzehnt die königliche Botschaft ausgerichtet. Auch sein Nachfolger, der fast neunzigjährige Grimani, dessen feste, charakteristische Züge in den unvergänglichen Darstellungen Tizians lebensvoll vor unseren Augen stehen, war bereits gestorben und die stolze Tiara trug nun Andreas Gritti. Er hatte in früheren Jahren als Gefangener in Konstantinopel geschmachtet, er war Genosse des wechselnden Glückes von Franz I. in Italien und doch schlau und gewandt genug, sein venetianisches Heer von der Schlacht von Pavia fern zu halten. Es waren schwere Tage für die Seemacht Venedigs angebrochen; dort im Osten erhob unheimlich sein siegreiches Haupt der Sultan, beiden Mächten gleich bedenklich, Polen, dessen Grenzen sich mit denen der Türkei berührten, Venedig, der Königin des Mittelmeeres. In der gemeinsamen Gefahr für beide Völker wird die Anwesenheit des Neffen des polnischen Primas nicht unbemerkt verstrichen sein, wenn uns auch keine Andeutung einer Berührung Laskis mit dem Dogen erhalten ist.

Schon nahte der Februar, und immer noch war der Bote aus Krakau nicht eingetroffen, auch keine Meldung von da mit neuen Verhaltungsmaßregeln angelangt. Bis Pfingsten hoffte Laski sicher eine Entscheidung, vielleicht, daß sie so ausfällt, wie er seinem Freunde in Basel meldet, daß er vor seiner Heimkehr noch einmal die Schweiz und Frankreich besuchen werde. Die Verzögerung war ihm peinlich. Er hatte von Amerbach für die Reise Geld aufgenommen und war durch das Ausbleiben des Boten außerstande, die Schuld innerhalb der gegebenen Frist zu tilgen. Endlich im März traf die lange ersehnte Nachricht von zuhause ein und alsbald wurde die Heimreise angetreten. Schon am 8. April kann er seine Ankunft in Posen melden.

*) Vgl. Erasmus, S. 1105. 1107.

Hier hat er bald auch in der gewerbreichen Stadt Handelsleute ausfindig gemacht, die nach Basel gehen und bereit sind einen Teil der aufgenommenen Schuld daselbst abzutragen. Auch kostbare Geschenke nehmen sie an die Freunde in Basel mit: zwei Zobelfelle, und zwei Bund Hermelinfelle.

Nur wenige Tage hält sich Laski in Posen auf und eilte dann weiter nach Krakau, wo er nach zweiundeinhalbjähriger Abwesenheit in der Mitte des April eintraf.

6.

Das letzte Jahrzehnt als Katholik in der Heimat.

a) Schweres Einleben zuhause.

Schwerer als vor zehn Jahren fiel jetzt unserem Laski das Einleben in die alten Verhältnisse daheim. Auch in jenen Tagen, in denen sich Polen anschickte, den Höhepunkt seiner Geschichte und seiner Blüte zu ersteigen, kam es auch ein Landeskind, das ein paar Jahre die andere Luft in den Heimstätten der Humanitätsstudien geatmet, zunächst nicht leicht an, sich zuhause wieder zurecht und behaglich zu finden. Es war eine so köstliche Zeit, die unser Freund draußen verbracht, voll bedeutsamster Anregung, im unvergeßlichen Zusammenleben mit den hervorragendsten Männern, ganz dem Genusse der Studien hingegeben und, wie es die Herzensneigung war, in der behaglichen Stille eines freien, unbeengten Lebens. Der schöne Lebensfaden war wie von unholder Hand zerschnitten und Laski sah sich wieder in die alten Verhältnisse zurückgeworfen, denen er vor fast drei Jahren entflohen und die sich kaum in der Zwischenzeit verändert.

Zunächst waren die Augen rückwärts gewandt, im Geiste wenigstens mit den Freunden fortzuleben. Ein reger Briefwechsel wurde unterhalten; nur vereinzelte Bruchstücke hat ein günstiges Geschick uns bewahrt, mehr Schreiben an Laski, als von seiner Hand. Ein glücklicher Fund von letzteren, die in erfreulicher

Weise die kärglichen Proben der Gesamtausgabe*) ergänzen, läßt hoffen, daß da oder dort noch in alten Schriftsammlungen Briefe sich verbergen mögen, einem späteren begünstigteren Forscher angenehmer Lohn für oft so mühselige, vergebliche Nachspürungen. Auch aus den Briefen der Freunde läßt sich heraushören, was der Inhalt der Laskischen Schreiben gewesen sein mag. Die alten Studiengenossen lassen ihn teilnehmen an dem Fortgang ihrer wissenschaftlichen Arbeiten; auch die scheinbar fernsten Gänge ihrer Forschungen halten sie nicht für zu abgelegen, durch eingehende Mitteilungen Laski zum Begleiter einzuladen; hier widmet ihm ein Studienfreund ein Werk über die Geographie, da wird er von einem anderen auf dem Laufenden erhalten über seine Ausgabe eines alten Klassikers, dann wieder empfängt er erbetene Mitteilungen über die Musik bei den Alten: kurz wir sehen, wie der rege Wissenstrieb des Meisters Erasmus auch auf unseren Laski übergegangen, der sich begeistert seinen Schüler nennt. Kürzer und knapper sind die Mitteilungen über die großen, weltbewegenden Tagesfragen. Fast nur so weit als die hochgehenden Wogen bis in das Arbeitszimmer des Gelehrten dringen, empfängt der Neffe des Primas von Polen Kunde, meist in verdrießlicher Laune abgefaßt, weil von solchen zumal, die sich von dem gewaltigen Gang der Ereignisse in die Enge gedrängt fühlen und einen ruhigen Erdenwinkel nur noch begehren, wo sie sich einspinnen und über den so wesentlich ihren gehegten Erwartungen widersprechenden Gang der Dinge schmollen können.

Der bloß briefliche Verkehr bot unserem so vereinsamt sich fühlenden Freunde nicht genügenden Ersatz für den reichen Genuß persönlichen Zusammenlebens. Als er von einer bedenklichen Krankheit des Erasmus Kunde empfängt, möchte er am liebsten alles im Stiche lassen und zu dem hochverehrten Meister eilen, die letzten Stunden gemeinsamen Zusammenlebens mit ihm zu genießen. Aber die Pflichten des Berufes halten ihn nun mit unlösbaren Banden fest. So versucht er die Freunde nach Polen

*) Kuyper (II, 547. 548) hat nur 2 Briefe von Laski für einen Zeitraum von 14 Jahren, streng genommen für die ersten 40 Jahre seines Lebens. Uns standen 14 weitere zur Verfügung.

zu ziehen. Es fehlte nicht viel und es würde ihm bei seinem liebsten Genossen Amerbach eine solche Übersiedelung geglückt sein. Es ist von diesem noch ein Brief an Zasius aus dem Jahre 1526 erhalten*), worin der Baseler Rechtsgelehrte berichtet, daß er vor ein paar Tagen (der Brief ist am Dienstag vor Bartholomäus geschrieben) von Johannes a Lasco einen Ruf nach Polen unter den glänzendsten Bedingungen erhalten habe. Er war nicht abgeneigt, dem sehr verlockenden Rufe zu folgen; endgültig hielt ihn aber doch in Basel fest, daß er die Seinigen nicht verlassen wolle, und das rege Heimatsgefühl, das uns, wie er so schön sich ausdrückt, den heimischen Rauch zuträglicher erscheinen läßt als fremdes Feuer (dein quod ita nobis natura insitum est, ut fumum patrium igni alieno luculentiorem credamus). In jenen Tagen regte sich überhaupt in Polen der Wunsch, bedeutenden Männern eine Freistätte anzubieten, zumal solchen Gelehrten, die, mit dem lärmigen Gang der Ereignisse unzufrieden, eine ruhige Zuflucht sich wünschten. Krzycki lud in warmen Worten den Erasmus ein, aus der Unruhe draußen nach dem stillen Polen zu flüchten, wo er unbehelligt seinen Studien leben und ungetrübt die hohe Achtung und Huldigung des polnischen Adels, diesem König der Wissenschaft freigebig gezollt, genießen könne. Aber Erasmus, und zwar mit Recht, hielt auch Polen schon nicht mehr für diesen gepriesenen Bergungsort**).

Zu einem genießlichen Stillleben im brieflichen Verkehre mit den Freunden draußen war unser Laski nicht in die Heimat zurückgerufen worden. Der Neffe des Erzbischofs von Gnesen nahm selbst schon eine zu hohe Stufe ein, als daß das Vaterland in den drohenden Notständen nicht auch auf ihn gezählt hätte. Nach der Meinung des Erasmus bedurfte die Kirche gerade solcher Männer, wie er einen in diesem seinem jugendlichen Freunde in so glänzender Weise gefunden. Er schreibt an den Bischof von Plozk, daß niemand der Kirche gegenwärtig nutz-

*) Stinzing, S. 373.
**) Erasmus, S. 1127.

bringender sei, als Männer, die zu ihrem Leidwesen von den holdseligen Studien der Philosophie weg dazu berufen werden, mit ihrem Rate dem Vaterlande zu helfen*). Dieser Rat, soweit er auf Laski vornehmlich anspielte, war aber verdächtigt worden und unser Freund hatte sich zunächst von dem Argwohn zu reinigen, der dunkle Schatten auf ihn geworfen. Als der Dekan von Gnesen so lange im Auslande weilte, zumal in Basel, von wo gar manches üble Gerücht nach Krakau gedrungen, daß auch da bereits die arge Irrlehre immer festeren Boden gewinne, als die Kunde selbst nachhause gelangte, daß dieser Priester der heimischen Kirche in Zürich Zwingli besucht, dessen Name zwar nicht so bekannt und darum auch nicht so verhaßt war wie der Luthers, da war das Gerücht alsbald geschäftig, vorzüglich in den dem Erzbischof auffässigen und feindselig gesinnten Kreisen, den Neffen des Primas zu einem Ketzer zu stempeln und von ihm auszusagen, daß er wie so mancher Priester bereits ein Weib geehelicht. Hätte er nur dem hundertfältigen Beispiele in der heimischen Kirche nachgeahmt und ein Weib sich zugesellt zur Lust, dann wäre die Anklage nicht so erschwerend gewesen, aber mit einem Eheweibe in treuem, gottwohlgefälligem Bunde lebenslang Leib und Freud teilen zu wollen, das galt den Pharisäern jener Tage als schmachwürdiges Vergehen. Den eigenen Lieblingsneffen, in dem er jahrelang seinen einstigen Nachfolger erhofft und erkannt, in den Reihen der Abtrünnigen, die sich von der Mutterkirche losgelöst haben, zu erblicken, das wäre für den alternden Erzbischof der herbste Leidenskelch gewesen. Von ihm ging wohl die dringende Weisung aus, unverzüglich das anrüchige Basel zu verlassen; von Italien hatte der polnische Primas noch nicht vernommen, daß auch da schon reformatorische Bewegungen sich gezeigt. Deshalb sollte die Rückreise nicht über Augsburg, Leipzig, gar Wittenberg nach Posen gemacht werden, sondern lieber auf dem Umwege über die Alpen und Italien und zwar langsam mit längerem Weilen in Venedig, um etwaige bedenkliche Ansätze durch die Nähe von Rom ausmerzen zu lassen.

*) Erasmus, S. 1127: „Orbi christiano nulli sunt magis utiles quam qui reluctantes a Philosophiae dulcissimis studiis ad patriae consulendum revocantur."

Unser Laski konnte, als er endlich heimgekehrt war, frei und offen seinem Oheim unter die Augen treten. Eine Frau hatte er nicht in der Fremde geehelicht, wie seine Neider ausgesprengt haben mochten, und anders als im ehelichen Bunde begehrte er, der sittenreine, sittenstrenge Mann, keinen Umgang mit dem Weibe. Aber auch von der anderen Anklage wußte er sich frei. Merle d'Aubigné meint in dem Reinigungseide einen Abfall des jungen Laski von der Höhe annehmen zu müssen, die er im Umgange mit den Freunden in Basel bereits erstiegen*). Ein so scharfes Urteil können wir in keiner Weise fällen. In seiner Ansicht über die Reformation unterschied sich bei seiner Rückkehr in das Vaterland unser Laski noch in keiner Weise von seinem Meister Erasmus. Mit ihm war er von der Notwendigkeit einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern durchdrungen; von daheim her und auf seinen vielen Reisen, die ihn in Berührung auch mit den höchsten kirchlichen Persönlichkeiten gebracht, hatte er übergenug Gelegenheit gehabt, die tiefen und schweren Wunden zu sehen, an denen die Kirche litt. Mit Erasmus war auch er der Überzeugung, daß der größte Schaden von den Dienern der Kirche selbst ihr beigebracht und die heftigste Klage über sie und ihr ungeistliches Leben nur allzu berechtigt sei. Aber mit seinem Lehrer hegte er dann auch die Hoffnung, daß diese notwendige Reformation der Kirche ohne den Riß geschehen könne, den er zu seinem tiefsten Bedauern von Tag zu Tag sich erweitern sah. Mit der ganzen Innigkeit und Treue seines Gemütes hing Laski an seiner Mutterkirche, außerhalb deren er sich kein Heil denken konnte. Für ihn, den Polen, der in den kirchenpolitischen Anschauungen seines Oheims und des Hofes, sowie der gesamten Geistlichkeit seines Vaterlandes zum Manne herangereift, war jedes Brechen mit der Kirche ein Bruch mit dem Vaterlande: beides hätte sein für Kirche und Vaterland glühendes Herz damals nicht verwinden können. Daß Christus auch ein solches Opfer von seinem Jünger fordern kann, dafür war ihm bis dahin der evan-

*) Merle d'Aubigné VII, 572: „Toutefois ce serment prêté par de Lasco fut ainsi que sa mondanité une véritable chûte!" Es würde dem hochverehrten Erzähler der Reformation schwer gefallen sein, auch für die letztere Behauptung seiner weltlichen Gesinnung den Beweis anzutreten.

geliſche Geiſt, der die Reformatoren beſeelte, nicht perſönlich nahe genug gerückt.

Zunächſt bewegte er ſich in der Fremde als Pole, dem ferne ſteht, was den Einzelnen in ſeinen heimiſchen Verhältniſſen weiter und weiter auf dem Wege zur Lostrennung trieb. Die Berührung mit Zwingli kann nur eine ganz flüchtige geweſen ſein, nachhaltig genug, um ihm den Stachel in die Seele zu drücken, der ihn in die Tiefen des Evangeliums hineintreibt, entſcheidend genug, um ihn nach Jahrzehnten noch dankbaren Herzens als den Mann Gottes zu bezeichnen, der ihm mit kräftiger Hand den erſten Anſtoß zu jener Bewegung gegeben, die nur in der evangeliſchen Kirche ausmünden kann, aber doch nicht lange und drängend genug, um damals ſchon von ſeinem Gewiſſen das verhängnisvolle Opfer der Entſcheidung zu fordern. Jene bedeutſame Stelle, wo Laski nach dreißig Jahren über ſeine Berührung mit Zwingli redet, iſt in Ermangelung ausführlicherer Nachrichten über den Gang ſeiner Entwickelung meiſt auf Koſten der pſychologiſchen Wahrheit ausgenutzt worden. Öcolampad, Pellikan hatten während ſeines Baſeler Aufenthaltes ſelbſt noch nicht den letzten Schritt gethan, der zum offenen Bruch führen mußte. Die Heroengeſtalt des deutſchen Reformators war unſerem Polen leider nur in der Strahlenbrechung entgegengetreten, in der ſie in der Umgebung des Erasmus ſich zeigte. Das war nicht mehr das klare, große Licht, wie es zur Zeit des erſten Aufflammens der Reformation auch der große Humaniſt noch ſah und anerkannte; da war ſchon der Nebel aufgeſtiegen, der es dem Erasmus je länger je mehr unmöglich machte, hinter den trüben, ſchwankenden Umriſſen die wahren Züge des Führers der Reformation zu erkennen und zu würdigen. Der verhängnisvolle, unheilbare Bruch zwiſchen dem Führer der Reformation und dem anerkannten Haupte der Humanitätsſtudien war gerade in der Zeit des Zuſammenwohnens mit Erasmus eingebrochen. Die heftige, gereizte Sprache des Wittenbergers verletzte auch den Gaſtfreund, der im Mitgefühl für den ſo arg angegriffenen Meiſter ritterlich Partei für ihn ergriff und dadurch ſich ſelbſt die Prüfung erſchwerte, von der ihn abſtoßenden Hülle zu dem goldenen Kern des Reformators vorzudringen. Von der Form abgeſtoßen, war

ihm der Zugang zu dem Inhalte erſchwert. Was Erasmus zuerſt in dem feinen, überlegenen Ton, den er ſo leicht und gewandt zu handhaben verſtand, auf die Angriffe Luthers erwiderte, das mußte einer Anſchauung einleuchten, die im Banne des ſogen. geſunden Menſchenverſtandes noch nicht einen Blick in die unheimliche Tiefe der Sünde, der völligen Verderbtheit der menſchlichen Natur gethan, die noch nicht an dieſem Abgrund ſtehend nur nach Gnade geſchrieen, wie ein Hirſch ſchreiet nach friſchem Waſſer, mußte einer Anſchauung zuſagen, die noch nicht die Wege eines Auguſtin und Paulus gegangen bis zu dem Punkte der Erkenntnis, daß wir aus Gnaden ſelig werden allein durch den Glauben an Jeſum Chriſtum. Das war damals unſerem Laski noch ein mit ſieben Siegeln verſchloſſenes Geheimnis, und die herbe, ſchonungsloſe Sprache des Reformators weckte bei dem feingebildeten Polen nicht die Luſt, dies Geheimnis zu entſiegeln. Gott führte ihn in jenen Tagen noch andere Wege, aber auf das gleiche Ziel hin.

Es kam ein weiteres, erſchwerendes Moment hinzu. Unſer Freund hatte noch in Baſel Gelegenheit, den bedenklichen Bund zu ſehen, den die Reformationsbewegung mit der revolutionären Aufregung und Gährung im Bauernſtand machte, und wer bürgte ihm dafür, daß nicht die auf religiöſem Gebiete entſprungene Strömung auf politiſchem, auf demagogiſchem Gebiete ausmünden und ſich verlaufen werde? Es waren denn doch ſchon recht unheimliche Stimmen, die bereits 1524 und 1525 von den oberſchwäbiſchen Bauern in ihren zwölf Artikeln verlauteten! Drüben im nahegelegenen Waldshut agitierten Hubmaier und Reublin; im Klettgau regte Münzer die Bauernſchaft im Herbſt 1524 auf, nachdem er aus Mühlhauſen ausgewieſen über Nürnberg und Baſel dahingezogen war. Die Männer, die an der Spitze der erregten Volkshaufen ſtanden, waren noch bis vor kurzer Zeit mit den Reformatoren in Deutſchland und der Schweiz befreundet. Trotz des offenkundigen Bruches mit ihnen, wie leicht und bequem war für die Feinde der Reformation der Vorwurf, dieſe Beſorgnis erregenden Aufſtände als die folgerichtigen Früchte der Reformation zu bezeichnen. Es gehörte ſchon ein Ergriffenſein von dem Evangelium dazu, dieſen Vorwurf nicht

zu teilen. Für Laski aber hatte solche Meinung etwas Einleuchtendes und er hatte sich hauptsächlich in solchen Kreisen bewegt, die ihn in dieser Meinung bestärkten.

Mit dem Gewinn solcher Eindrücke war unser Freund nachhause und in den Dienst seiner Kirche zurückgekehrt. Er konnte seinen Oheim wohl bald überzeugen, daß die von seinen Nebenbuhlern und Neidern ausgesprengten Gerüchte über seine Hinneigung zur Reformation falsch seien. Das genügte aber dem Erzbischof nicht. Was sich die Gegner ziemlich laut zuflüsterten, mußte offen widerlegt werden, und so forderte er denn von seinem Neffen, daß dieser, was er ihm unter vier Augen bekannt, in Gegenwart eines seiner entschiedensten Gegner, des Bischofs von Krakau, durch einen Reinigungseid bekräftige. Das Schriftstück dieses Eides bewahrt noch das Königsberger Geheimarchiv in der Handschrift Laskis*). Er versichert in diesem Gelöbnis, daß er mit päpstlicher Bewilligung (ex indulto Apostolico) viele Schriften auch derer gelesen, die sich von der römischen Kirche getrennt, aber er habe mit Wissen und Willen keine Meinung, keinen Glaubenssatz angenommen, der der Lehre der römisch-katholischen Kirche widerspreche. Sollte er unklugerweise gefallen, sollte er in einen Irrtum geraten sein, wie es ja auch den gelehrtesten und heiligsten Männern geschehen könne, so widerrufe er dies offen und ausdrücklich und bekenne aus freien Stücken, daß er keine Lust verspüre, jemals Secten oder Lehren zu folgen, welche der Einheit der römischen Kirche und ihren Einrichtungen entfremdet wären, und daß er nur das festhalten wolle, was von der römischen Kirche angenommen und gutgeheißen sei. In gleicher Weise gelobt er dem heiligen Stuhle, seinen Oberen und Bischöfen in allem Erlaubten und Ehrbarem lebenslangen Gehorsam. „Das schwöre ich; so möge mir Gott helfen und die heiligen Evanglien Gottes."

Es war unserem Laski in jenen Tagen heiliger Ernst um diesen Eidschwur, der vollkommen die Stellung zu seiner Kirche abspiegelt, die er ihr gegenüber noch einnimmt. Alles, nur keine Loslösung von der einen, heiligen, apostolischen Mutterkirche. Außer ihr giebt es keine andere. Sie ist wohl reformations-

*) Abgedruckt bei Kupper II, 547.

bedürftig, aber als Trägerin der Wahrheit trägt sie die Heilkraft in sich und wird aus ihrem eigenen Vermögen die Schäden überwinden und heilen, die auch sein frommes Auge erkannt hat. Wahrlich, es war nicht Furcht, seine Pfründen einzubüßen und in ein schmerzensreiches Martyrium hinauszuwandern, was ihm das Wort auf die widerwillige Lippe gelegt, ebenso wenig die Rücksicht und kindliche Pietät wider den Oheim, es war seine volle Überzeugung, die als ein Herabsinken, ja als einen Fall nur der bezeichnen dürfte, der den unwiderſprechlichen Beweis zu führen imſtande wäre, daß er vorher bereits innerlich los von der römiſchen Kirche die evangeliſche Höhe erſtiegen hätte. Der Beweis iſt bis jetzt nicht erbracht worden und wird es auch wohl in der Folge nicht, wenn reichlichere Quellen geöffnet ſein werden.

Nachdem in ſo auffälliger Weiſe alle die hämiſchen Verdächtigungen zum Schweigen gebracht waren, wandte ſich unſer Lasbi mit regſtem Eifer ſeinen Berufspflichten zu. Krakau wäre wohl imſtande geweſen, den jugendlichen Kirchenfürſten zu feſſeln, wenn ſein Sinn auf weltliche Unterhaltung und Genüſſe gerichtet geweſen wäre. Hier drängte ſich am Königshofe Feſt auf Feſt. Bona, die neue Königin, eine italieniſche Fürſtentochter voll ſüdlicher Lebensluſt, aber auch voll Luſt an Ränken und Umtrieben, liebte glänzende Hofhaltung. Dazu kam das rege, bewegte Leben in der Reſidenz, wie es die fortwährende Befürchtung vor ſchweren, verhängnisvollen Waffengängen erzeugt. Im Norden ſtanden drohend die Preußen, unwillig das polniſche Joch zu tragen, im Oſten lauerten die Ruſſen, im Süden erhob in ängſtlicher Weiſe der ſiegreiche Soliman ſein Haupt. Wo ſeine wilden Horden vordrangen, da war es für Jahrzehnte um den Volkswohlſtand geſchehen, und Polens Grenze berührte ſich auf weiter Strecke mit dem unklaren Gebiete des gefahrdrohenden türkiſchen Nachbars. Höfiſche Feſte, wilder Kriegslärm waren aber nicht nach dem Geſchmack des Schülers von Erasmus. Seufzend ſchreibt er nach Baſel: „Hier nur Schlachten, ſchreckliche Schlachten, ſonſt nichts.“*) Er flieht von dem Königshofe

*) „Hic bella, horrida bella, praeterea nihil.“

und stürzt sich in die Verwaltung seines ausgedehnten kirchlichen Sprengels*). Aber gewaltsam wie ein aufgescheuchtes Reh wird er immer wieder abgezogen und muß den Blick auf den wilden Gang der politischen Ereignisse gerichtet halten; Glieder seines Hauses haben entscheidungsvoll in die Speichen des rollenden Rades gegriffen, die Bruderliebe läßt ihn nicht das Auge vor dem schließen, was die Familie selbst in Mitleidenschaft ziehen kann. Auch wir müssen deshalb einen Blick auf die Vorgänge auf der Weltbühne werfen.

b) Laskis Thätigkeit auf politischem Gebiete.

Machte die Reformation die Grundfesten der Kirche erbeben, so ging gleichzeitig durch das Staatenleben eine Erschütterung, die eine völlige Umwälzung aller bestehenden Verhältnisse nach sich ziehen zu wollen drohte. Das Vorgefühl einer neuen Zeit durchzittert deutlich die Politik der einzelnen Staaten. Vom Osten her schien die Entscheidung zu kommen. Dort an der Grenzscheide zweier Weltteile erhob sich unheimlich wie ein eisernes Verhängnis die mächtige Gestalt Solimans des Prächtigen, unter allen türkischen Herrschern vorher und nachher der größeste, bedeutendste. Auf der blutgetränkten Straße, auf der einst die Vandalen, in jüngster Zeit die Tataren ihren Einbruch in Europa gehalten, stieg auch er, der kühne, gewaltthätige, siegestrunkene Moslem herauf, mit Scharen ungezählt wie ein Heuschreckenschwarm, und wo die auch nur einen Augenblick sich niedergelassen, da war zerschmettert und in den Boden gestampft, was lange Jahrzehnte in mühsamem Fleiße errichtet. Auf Rhodus, dem letzten Bollwerk aus den Zeiten der Kreuzzüge, wehte der Halbmond, in Belgrad hatte der Türke schon das Beiramfest gefeiert, im Königschlosse zu Ofen Soliman genächtigt und nach der stolzen, höhnenden Behauptung seiner Veziere gehörte somit Un-

*) An Amerbach meldet er, daß er für eine Reise nach Basel gerne die Administration abgeben möchte, „quam in primo huc reditu meo, aulam fugiens, susceperam".

garn dem Sultan, weil, wo das Haupt des Beherrschers der Gläubigen auch nur eine Nacht geruht, der Ort sein unantastbarer Besitz sei. Am meisten hatte Polen zu fürchten, auf so langgezogener Linie der Grenznachbar des Vermessenen, der dem König von Ungarn einst geschrieben: „Ich habe es so beschlossen und will von einem Ende der Welt zum anderen die Grenzen meiner Herrschaft setzen.“*) Um so berechtigter war die Besorgnis, da die anderen Staaten, im dunklen tappend, welche Politik zu ergreifen sei und argwöhnisch eins auf das andere an diesem Vorabend so verhängnisvoller Wandlung, auch nicht einmal gegen diesen Erbfeind ihrer aller zu gemeinsamem Handeln vermocht werden konnten.

Der König von Ungarn, Ludwig, des Polenkönigs jugendlicher Neffe, hatte sich zu rascher That drängen lassen und, ehe noch alle Streitkräfte herangezogen waren, sich der drohenden Lawine an den Hügeln und in den Sümpfen bei Mohacz entgegengestemmt. Sein Häuflein wurde erdrückt, der heldenhafte König war elendiglich im Morast umgekommen. Zu allem furchtbaren Elende des armen, der Wut des Siegers preisgegebenen Landes kam als der bitterste Schlag, daß zwei gleichberechtigte Bewerber um den Besitz der Krone stritten und das Land im Bruderkampfe noch tiefer in den Abgrund stürzten. Auf der einen Seite stand Johannes Zapolya, der Wojewode von Siebenbürgen, der reichsten und mächtigsten Magnaten Ungarns einer, des Königs von Polen Schwager — denn seine Schwester war Sigismunds erste Gemahlin gewesen —, der seine Ansprüche auf seine Eigenschaft als Ungar und auf das Wahlrecht des Volkes, das er in rascher, entschiedener That zu seinen Gunsten benutzt, gründete. Ihm stand entgegen Ferdinand von Österreich, der Schwager des umgekommenen letzten Ungarnkönigs, der seine Rechte sowohl auf die alten Erbverträge, als auf die Ansprüche seiner Gemahlin und auf seine eigene Wahl, die er von seinen Anhängern hatte vollziehen lassen, stützte**). Um beide Kronbewerber sammelten sich die anderen Staaten in der Partei-

*) Bucholtz III, 148.

**) Die nähere Ausführung siehe bei Bucholtz III, 178ff.

stellung, die sie in allen politischen Fragen jener Tage einnahmen. Die beiden mächtigsten Faktoren auch hier einander entgegen. Der deutsche Kaiser begünstigte seinen Bruder, Franz I. machte kein Hehl aus seiner Parteinahme für Zapolya. Das scharfe und feine Auge Rankes weist in den verwickelten Gängen der Politik auch hier schon, vielleicht zum erstenmale, die Einwirkung und den Einfluß der Reformation nach*): wer aber möchte es heute wohl glauben, daß der österreichische Kronprätendent, wenn er sich auch katholisch hielt, doch eine gemäßigte Stellung bewahrte und bei seiner Wahl zum Könige von Böhmen das Gesuch von ein paar evangelischen Fürsten angenommen (Friedrich von Liegnitz und Georg von Brandenburg), die Religionsirrungen dem Evangelio und Worte Gottes gemäß beizulegen?

Neben Karl V. und Franz I. stand in jenen Tagen in gleichem Grade ausschlaggebend in den Fragen äußerer Politik der mächtige Polenkönig Sigismund; von dieser Frage noch viel unmittelbarer berührt als die beiden anderen Herrscher. Die beiden Thronbewerber bemühten sich aufs eifrigste um die Zustimmung des einflußreichen Königs, der beiden nahe verwandt war. Gleichermaßen bemühten sich der deutsche Kaiser und der König von Frankreich um das bedeutende Gewicht Polens für die Wagschale ihrer Politik zu gewinnen. Weder bei Karl V., noch bei Franz I. würde die etwaige Parteinahme so verhängnisvoll für das eigene Land geworden sein, wohin so leicht der Krieg sich spielen konnte, als bei Sigismund. Er entschied sich für Neutralität, aber jedermann wußte, daß sein Herz mit Franz I. auf Seiten des Schwagers stand und daß der größte und angesehenste Teil seiner Palatine und Bischöfe gleicher Gesinnung war.

Um seine Neutralität zu bekunden, wurde ein scharfer Befehl erlassen, daß kein Pole außer Landes gehen solle, um nicht seine Hilfe der einen oder anderen kriegführenden Partei zuzuwenden**).

---

*) Ranke II, 337.

**) Interessant über die Vorgänge am polnischen Hofe sind die Berichte des für Ferdinand in Krakau anwesenden Gesandten von Logschau, die in genügenden Auszügen Bucholtz (III, 214) bietet. Daselbst auch der Hinweis, daß Sigismund das Verbot, außer Landes zu ziehen, ohne Ungarn zu

Höchſt ungelegen mußte deshalb dem Könige bei der ihm durch ſeine Politik auferlegten Zurückhaltung der kühne und eigenmächtige Schritt gerade desjenigen ſeiner Geſandten ſein, der in den letzten Jahren mit den wichtigſten Botſchaften an die verſchiedenſten Höfe betraut worden war und die Aufmerkſamkeit der Regenten auf ſich gezogen hatte.

Während die Geſandten des Königs in Olmütz den Verſuch einer friedlichen Vermittelung zwiſchen den beiden Thronbewerbern, wenn auch vergeblich, anzubahnen ſuchten*) — es war im Sommer 1527 —, hatte Hieronymus a Lasco von dem Könige trotz des kürzlichen Erlaſſes die Erlaubnis zu einer Reiſe ins Ausland erhalten. Eine Wallfahrt nach Loretto war der ſo gar durchſichtige Vorwand. Unterwegs bog der etwas befremdliche fromme Pilger von ſeiner Bahn ab und begab ſich nach Ungarn unmittelbar zu Johannes Zapolya. Sigismund ſcheint denn doch um den eigentlichen Reiſezweck nichts gewußt zu haben. Er ließ wenigſtens alsbald durch ſeinen Geſandten am Hofe Karls V. jede Mitwiſſenſchaft entſchieden ablehnen**). Und doch wollten Tomicki und ſeine Parteigänger lange ſchon die Bemühungen und, wie ſie meinten, landesverräteriſchen Abſichten der Laski durchſchaut haben***). Tomicki und Krzycki ſchmähten auch deshalb wieder über ihren Erzbiſchof, ſie, die ſich nicht entblödeten, zu derſelben Zeit ſich von Zapolya — es bleibt kein anderer Ausdruck — Beſtechungsgelder zahlen zu laſſen†). Dem Zapolya kam der angeſehene Pole hocherwünſcht. Sein Schritt mußte ihm als Ausdruck der eigentlichen Geſinnung Polens erſcheinen, die denn doch im raſchen Verlauf der Ereigniſſe bald zutage treten mußte; Hieronymus konnte ihm manches ver-

---

erwähnen, nur auf die drohende Gefahr vor den einbrechenden Tataren begründete.

*) Vgl. Tomiciana IX, 204. Der eine der beiden polniſchen Bevollmächtigten war Krzycki, nun bereits Biſchof von Plozk, der ſo entſchiedene Gegner der Laski.

**) Tomiciana IX, 250.

***) Ebd., p. 249.

†) Die Gelder wurden aus den Fonds des erledigten Bistums von Vesprim genommen. Vgl. über die ſchmutzige Sache Tomiciana IX, 253. 280.

trauliche Wort seines Königs berichten, ihm sagen, wie sein Oheim, der mächtige Primas, seinen kühnen Schritt gutgeheißen und viele Adelige in Polen seien, die auf den ersten Wink helfend ihm zur Seite stehen würden. Von Siebenbürgen eilte Hieronymus als Gesandter Zapolyas*) über die Schweiz nach Paris. Was sich jetzt in Ungarn vollzog, schien dem Plan förderlich, an dem Franz I. wiederholt schon mit dem gewandten, polnischen Diplomaten bei seinen früheren Botschaften gearbeitet. In dem Kronbewerber Ferdinand konnte der verhaßte Karl V. getroffen werden. Von Paris eilte Laski zu Heinrich VIII. nach England, zu versuchen, ob es möglich sei, auch diesen König für Zapolya zu gewinnen. Im Herbst sehen wir Hieronymus wieder in Ungarn bei dem Erzbischof Frangipani in Coloszar, dem einflußreichsten Anhänger Zapolyas. Einen höchst interessanten Brief sendet er von da an seinen Verwandten Johannes Tarnowski, den Palatin von Reußen und Sendomir, den entschiedenen Parteigänger für Zapolya, bei dem Laski seine eigene Familie untergebracht hatte**).

Nicht lange währte der ruhige Aufenthalt im schönen Siebenbürgen, dessen Bodenreichtum einen so günstigen Eindruck auf Laski machte. Schon im November eilte er nach Venedig, sich der Bundesgenossenschaft des mächtigen Staates zu versichern, der in der Politik der letzten Jahre auf Seiten Frankreichs gegen den Kaiser gestanden. Über Griechenland wagte sich dann Laski an seine schwerste, aber auch am glänzendsten durchgeführte Botschaft nach Konstantinopel an den Hof Solimans, ihn um Hilfe anzugehen. Wir schreiben keine politische Geschichte und auch keine Geschichte des Lebens von Hieronymus und sind deshalb der Aufgabe überhoben, diesem verhängnisvollen Schritt in seinen Ursprüngen nachzugehen, oder auch das Verfahren des Polen zu verstehen zu suchen oder gar rechtfertigen zu wollen. Das Urteil von heute wird sich jedenfalls wesentlich von der Ansicht der damaligen Zeit unterscheiden und auch strenger aus-

*) Vgl. das interessante Schreiben Laskis an den Bischof von Kamenez, Tomiciana IX, 219.

**) Abgedruckt Tomiciana IX, 315.

fallen*). Wir haben schon auf die uns unbegreifliche Thatsache hingewiesen, daß gegenüber diesem Erzfeind die christlichen Staaten nicht ihren kleinlichen Parteihader fahren lassen und zu gemeinsamer, mannhafter That sich aufraffen konnten. Auch der andere ungarische Thronbewerber schickte Botschaft an Soliman, wenn auch weniger gewandte und erfolgreiche. Wie immer auch das Urteil ausfallen mag, den Ruhm kann man dem kühnen Boten nicht absprechen, daß er es verstanden hat, völlig furchtlos und allzeit in voller Wahrung seiner Würde den Widerstand Ibrahim Paschas zu überwinden und sein Ziel selbst zur Anerkennung Solimans zu erreichen**).

Mit gespanntester Aufmerksamkeit, mit regster Teilnahme verfolgte unser Laski die gefahrvollen und wichtigen Missionen seines Lieblingsbruders, dessen Parteinahme für Zapolya auch er wie sein ganzes Haus, wir dürfen wohl sagen, wie ganz Polen teilte. Auch infolge der von Hieronymus eingeschlagenen Schritte war im Herbste 1527 vom Könige von Frankreich Rinçon als Gesandter nach Krakau geschickt worden. Die Ge-

*) Die damalige Zeit urteilte in diesem Punkte viel gelinder. Mailath (III, 66) macht auf die Rede des Großveziers aufmerksam, in der er Briefe erwähnt, die Franz I. aus seiner Gefangenschaft in Spanien an Soliman gerichtet, worin er ihn bittet, ihn in seiner Not nicht zu verlassen. Auch Luther (XXXI, 102) konnte in seiner Heerpredigt wider den Türken vom Jahre 1529 der unheimlichen, drohenden Erscheinung des Soliman den religiösen Zug abgewinnen, daß er erklärte: „gleichwohl ist der Türke Gottes Rute und eine Plage über die Sünde, beide der Christen und Unchristen oder falschen Christen.“ Neun Jahre früher hat der Reformator sogar in seiner Schrift: „Grund und Ursach aller Artikel, so durch die römische Bulle unrechtlich verdammt worden“ ein besonderes Kapitel geschrieben: „Wider die Türken streiten, ist nit anders, denn wider Gott streben, der durch den Türken unser Sünd straft“ (Luther XXIV, 141). Der ehrliche, deutsche Mann hat mit Widerwillen auf das päpstliche Treiben hingeblickt, das zuerst mit frommthuendem Geschrei zu einem Krieg gegen die Türken anreizt und dann die auf solche Weise gewonnenen Gelder zu ganz anderen, eigenen Zwecken verwendet.

**) Hieronymus hat über seinen mehrmonatlichen Aufenthalt in Konstantinopel ein äußerst fesselndes Tagebuch geschrieben. Hammer (II, 62) räumt mit Recht der hier gebotenen Schilderung der Reden des Sultans und der Beziere hohen Wert ein. Ausführlicher wie die von ihm gebotenen Auszüge sind die, welche Bucholtz giebt (III, 225—239).

ſandtſchaftsberichte, die Logſchau an ſeinen Herrn, den König Ferdinand, nach Wien ſandte, geben ein anſchauliches Bild wie von dem bewegten Leben in Krakau, ſo auch von dem entſchiedenen Vorzug, deſſen ſich der franzöſiſche Geſandte bei Hofe und dem Adel gegenüber dem öſterreichiſchen zu erfreuen hatte*). Auch unſer Laski war bald mit Rinçon innig befreundet. Von Hauſe aus Spanier, war er frühe in die Dienſte des Königs von Frankreich getreten, der den fähigen, gewandten Mann mit mancher wichtigen Sendung betraute. Hieronymus Laski kannte und ſchätzte den Kollegen; ſeine Reiſe nach Paris im Auftrage Zapolyas war auch Antwort auf eine Botſchaft, die im Anfang des Jahres Rinçon über Ragusa nach Siebenbürgen gebracht. Am 16. September verließ der franzöſiſche Geſandte Krakau und begab ſich wahrſcheinlich über Ungarn nachhauſe; unſer Laski gab ihm bis weit vor das Kaſimirthor hinaus das Geleite und eilte dann den nächſten Tag zu Sigismund, wohl um ihm die letzten Mitteilungen zu bringen**). Der vorgebliche königliche Groll gegen die Laski ſcheint damals ſchon gewichen geweſen zu ſein. Auch nach der Abreiſe blieb unſer Laski in freundſchaftlichem brieflichen Verkehr mit dem franzöſiſchen Boten. Das einzige Schreiben, das von ihm an Rinçon erhalten iſt, zeugt für den vertrauten Umgang, den er mit ihm gepflogen, zugleich auch wie tiefeingeweiht in die geheimen Gänge der Politik unſer römiſcher Dekan iſt und wie ſehr der angehende Kirchenfürſt, der weiß, daß er einſt berufen ſein wird für ſein Vaterland mitzuthaten und mitzuraten, ſeinen Blick auch für die Dinge der Politik geſchärft hat***). Auch in dieſem Schreiben finden wir eine leiſe Andeutung von der Hoffnung, die die evangeliſch Geſinnten in Ungarn hegten, bei Ferdinand eher Schutz für ihren Glauben zu finden als bei Zapolya, der wie Frankreich und Polen als Hort und Schutzwart der Katholiken galt. Laski erwähnt, daß die Bewohner von Wraklaw eidlich von Ferdinand verlangten, daß er ſie in ihrem evangeliſchen Glauben beſtätige. Der rö-

*) Auszüge bei Bucholtz III, 214 f.
**) Tomiciana IX, 298.
***) Kuypper II, 548.

miſche Dekan fügt bei dem Worte „evangeliſchen“ noch wie in ärgerlichem Tone hinzu, ut ipsi dicunt, „wie dieſe Leute wenigſtens ihren Glauben zu nennen belieben“.

Wir gehen nicht dem auf- und niederwogenden Kriegslärm nach, der jetzt jahrelang die fruchtbaren Fluren Ungarns mit dem reichlich vergoſſenen Blut der wider einander kämpfenden Stammesgenoſſen und der Türken bis zum Übermaß tränkte; wir verfolgen auch nicht Hieronymus, wie er bald auf der unglückſeligen Wahlſtätte von Mohacz den Zapolya ſeinem Schutzherrn Soliman vorſtellt, der mit ſeinen wilden Horden ſengend und brennend bis unter die Mauern Wiens vordringt, wie er dann wieder in Regensburg auftaucht, ſeines Prätendenten Thronrechte geltend zu machen, mit voller Aufopferung ſeine Kräfte, ſeine reichen, perſönlichen Gaben, ſein eigenes Hab und Gut für die Sache daranſetzend, die er als die richtige ſich zur Lebensaufgabe erwählt. Wir eilen dem tragiſchen Ausgange zu, bei dem wir unſeren Laski wieder in rührender Weiſe für die Sache ſeines Bruders eintreten ſehen.

Keinem anderen Anhänger war Zapolya zu ſo ernſtem Danke verpflichtet als dem Laski. Er hatte dem raſtlos thätigen Genoſſen nun freilich auch gelohnt. Kesmark im ſchönen Gebiet der Zips dort am Fuße der Karpathen, damals aber von der Kriegsfurie mehr wie andere Gegenden verwüſtet und ausgeſogen, hatte er dem hochverdienten Polen zum Lehen gegeben und ſeinem Bruder, unſerem Johannes, die Biſchofswürde in Veſprim verliehen, ſo lange noch ſeine Macht ſich ſo weit erſtreckte. Aber nun war es anders geworden. Der Sohn des Dogen, Gritti, bei dem Sultan ſo vielvermögend, deſſen bedeutſame Hilfe einſt Laski in Konſtantinopel auf dem bei dieſer Kreatur einzig möglichen Wege der Erkaufung erworben, hatte im Gefolge des Ibrahim Paſcha Beſorgnis erregenden Einfluß in den ungariſchen Händeln ſich erworben. Das Gerücht ging, er ſtrebe unter türkiſcher Oberherrlichkeit nach der oberſten Gewalt in Ungarn*). Einer ſeiner Vertrauten ermordete Czibak, den Gubernator von Siebenbürgen, auf den der hochmütige Bene-

*) Mailath III, 81.

tianer erzürnt war. Gritti freute sich der Unthat; er hatte seine Freude bald mit dem Leben zu zahlen. Laski tadelte den frevelhaften Mord; aber Zapolya hielt den alten, treuen Bundesgenossen für mitschuldig und warf ihn in schmachvollen Kerker zu Ofen (1533). Die Kunde von der Haft seines Bruders erreichte unseren Laski 1534 in Polen. Alsbald setzte er all seinen Einfluß in Bewegung, den Gefangenen seiner ungerechten Bande zu entledigen. Er schrieb an den König Sigismund, diese Schmach von dem Polen abzuwenden; er rief den Senat um seine Hilfe an, nicht zu dulden, daß ein Palatin und Senator Polens solchen Schimpf erdulde. Er bat, man solle eine Gesandtschaft an den König von Ungarn entsenden. Als er sah, daß er mit dieser Bitte nicht durchdrang, begab er sich nach Krakau, sich daselbst von der hohen Geistlichkeit Empfehlungsbriefe erbittend, und mit diesen versehen, eilte er nach Ungarn selbst. Er hielt sich während seines ungarischen Aufenthaltes in dem Schlosse zu Kesmark auf, einer der dreizehn deutschen Städte in der Zips, die Hieronymus zum Lehen erhalten hatte*). Von hier aus richtete er Bittgesuche da- und dorthin an die Mächtigen, ihren Einfluß für den Bruder zu verwenden. Ein Schreiben von ihm vom 16. Oktober 1534 an die Königin Bona von Polen ist noch erhalten**). In warmen Worten fleht er sie um ihre Mithilfe an, weist auf die Schmach, aber

*) Während eines flüchtigen Besuches in Kesmark habe ich im Archiv daselbst vergeblich nach Spuren des mehrmonatlichen Aufenthaltes unseres Laski gesucht. Das Stadtarchiv ebenso wie das Geheimarchiv enthalten noch ein paar Schriftstücke von Hieronymus; so z. B. eins von 1535, worin er den Kesmarkern alle ihre alten Rechte gegen eine jährliche in zwei Raten zu zahlende Steuer von 600 fl. bestätigt. Der Lehnsherr unterschreibt sich in der Urkunde: „Hieronymus de Lasco, Palatinus Sieradiensis, sacratiss. et christianiss. francisci regis eques ordinibus S. Michaelis, et consiliarius, dominus in Kyesmark et Dunajecz“ (Dunajecz ist das Grenzflüßchen zwischen Ungarn und Polen). 1563 hat Kaiser Maximilian die Witwe des Hieronymus und ihre Kinder in diesem Besitze bestätigt. Jan a Lasco konnte in Kesmark die protestantische Bewegung in voller Thätigkeit sehen. Seit 1528 waren die Priester verheiratet; schon aus den Hussitenzeiten zeigten die Stadtbewohner ihre Zuneigung für eine Reformation.

**) Es befindet sich in der Privatbibliothek der Grafen Zamoiski in Warschau, abgedruckt bei Tarnowski LXIV.

auch auf die Not und das Elend der Familie hin, die ihr ganzes Vermögen für die Sache des Mannes eingesetzt, der in solcher Weise dem Bruder lohne. Andere Schreiben gingen von Kesmark aus an Franz I., an König Sigismund u. a.

Franz I. verwandte sich schriftlich bei Zapolya für den Gefangenen, dessen Bruder so treu einst seine Gefangenschaft geteilt und den er selbst als den feinen, gewandten, staatsklugen Vertreter seiner eigenen Politik betrachten konnte. Auch der König von Polen schrieb an den Schwager, ihn bittend, Laski zu begnadigen. In dem Antwortschreiben an Sigismund beruft sich Zapolya in Rechtfertigung seines Verhaltens auch auf das Wort des Propheten: „Wo sich der Gerechte kehret von seiner Gerechtigkeit und thut Böses und lebet nach allen Greueln, die ein Gottloser thut, sollte der leben? Ja, aller seiner Gerechtigkeit, die er gethan hat, soll nicht gedacht werden, sondern in seiner Übertretung und Sünden, die er gethan hat, soll er sterben." (Hes. 18, 24.) Zapolya hatte sich fest eingeredet, der Mann, der für ihn alles, selbst sein Leben in der gefahrvollsten Mission eingesetzt, habe mit dem hinterlistigen Gritti im Bunde auf seinen Sturz gesonnen, ja sei selbst bereit gewesen, ihn, wenn nötig, durch Mord aus dem Wege zu räumen*). Mit Jan a Lasco war der Palatin von Reußen und Sendomir, Jan Tarnowski nach Ungarn gekommen, persönlich für seinen Verwandten Fürsprache einzulegen. Er konnte zur Bekräftigung derselben Zapolya an die Wohlthaten erinnern, die er ihm vor sechs Jahren erwiesen, als er ihm, dem Landesflüchtigen, monatelang Schutz und Zuflucht gewährt; er konnte ihm verbürgen, daß der Gefangene, sein naher Verwandter, dessen nicht fähig sei, wessen ihn der argwöhnische Kronprätendent beschuldige.

Endlich sah unser Laski seine eifrigen Bemühungen mit Erfolg gekrönt. Zapolya durfte nicht länger solchen Verwendungen gegenüber taub bleiben, wenn er sich nicht seine bedeutendsten Helfer abwendig machen wollte. Nach monatelanger Einkerkerung

*) Wenigstens erwähnt der türkische Dolmetscher Jonas Begh, Soliman habe von Zapolya zwei Schreiben zur Rechtfertigung seines Verfahrens an Gritti erhalten, worin auch diese Beschuldigung über Laski vorkommt. (Bucholtz IV, 133.)

wurde Hieronymus aus seiner ungerechten schmachvollen Haft entlassen. Sie hat dem Zapolya den Verlust eines seiner kraftvollsten, erfolgreichsten Parteigängers gekostet; mit fester, entschiedener Hand zerschnitt der aufgeregte Pole das Tischtuch und löste jede Verbindung mit dem undankbaren Manne, für den er alles geopfert*). Ja, in seinem Grimme über solch' frevle, ihm angethane Schmach und da ihm im Kerker die Augen über Zapolya und sein Kronrecht aufgegangen war, bot er, nachdem er für einige Zeit sich in die Stille seiner Besitzung in Kesmark zurückgezogen hatte, seine Kraft dem Gegner an, der die gebotene Hülfe nicht zurückwies.

c) Laskis Thätigkeit auf kirchlichem Gebiete.

Wider seinen Willen war unser Laski auch in die Wirren der Schlachten und in die ganze Unruhe wild wogender Parteikämpfe gezogen worden. Er mag oft darunter geseufzt haben, auf diese Weise von dem stilleren Eiland zurückgezogener Studien, nach dem seine Sehnsucht ging, jahrelang weggedrängt worden zu sein. Aber die politisch so hochgehende See vermochte doch nicht den mutigen Schwimmer in ihre Tiefe hinabzuziehen. Wir sehen ihn immer und immer wieder emportauchen, bemüht den Anker seines Lebensschiffleins in den festen Grund fallen zu lassen, in dem Gott ihn in eigentümlicher Lebensführung festhalten wollte. Wir müssen wieder ein paar Jahre zurückgehen, um ihm das fernere Geleit auf dem Wege seiner geistigen Entwickelung geben zu können, soweit die noch immer nur gar zu vereinzelten Spuren eine solche Begleitung gestatten.

Die politischen Ereignisse und auch Drangsale des Vaterlandes, zumal durch die fortwährenden tiefgehenden Gärungen und Kriegsläufte in den Nachbarstaaten, waren wohl stark genug, die schwerwiegenden religiösen Fragen etwas in den Hintergrund zu

*) Bucholtz (IV, 63) deutet auf einzelne Thatsachen hin, aus denen hervorzugehen scheint, daß schon einige Zeit früher (seit 1530) Laski eine friedliche Auseinandersetzung der beiden Kronprätendenten anzubahnen versuchte.

schieben*); aber auch für Polen drohten dieselben so brennend zu werden, daß sie sich weder mit Stillschweigen übergehen noch auch gewaltsam unterdrücken ließen. Standen sie zumal in Deutschland im Vordergrund der ganzen Zeitbewegung, so fielen ihre Riesenschatten drohend auch auf Polen, das sich für eine so feste Burg des Katholicismus hielt. Wir haben schon früher gehört, wie es auch hier in dem alten Baue unheimlich zu dröhnen anfing. In den abgelaufenen Jahren hatte man nicht an eine Ausbesserung der schadhaften Stellen gedacht; man glaubte genug gethan zu haben, wenn man jedes Geräusch zu unterdrücken versuchte. Die geschärfteren Maßregeln, die man ergriff, verschlugen aber nicht mehr gegenüber dem gewaltsam durchbrechenden Geist der Reformation. Auch die schärfsten Androhungen erwiesen sich als Schläge ins Wasser.

Es ist bereits erwähnt, wie die evangelische Bewegung zunächst in Danzig, damals der wichtigsten Hafenstadt Polens, zum Durchbruch kam. Während unser Freund in der Ferne seinen Studien oblag, hatte sich der Erzbischof von Gnesen selbst nach der in heller Aufregung begriffenen Stadt begeben, aber ohne wesentlichen Erfolg. Eine solche Gährung zu dämpfen, dazu war der Primas ungeeignet, schon um deswillen, weil ihm das Verständnis derselben abging. Das bekundet deutlich ein Schriftstück, in welchem er dem König seine Meinung über die Danziger Händel auseinandersetzt**). Auf der einen Seite steht dem rechtsgelehrten Kirchenfürst die eine Kirche mit ihrer seit der Apostelzeit unangetasteten Lehre, auf der anderen Seite sieht er Meinungen von neuerungssüchtigen Leuten (neoterici), denen es beliebt, in einzelnen Bräuchen und kirchlichen Einrichtungen ihrem eigenen Kopfe zu folgen. Bei solcher Teilung kann dem in den Satzungen seiner Kirche ergrauten Manne kein Zweifel ankommen, auf welcher Seite das Recht und die Wahrheit steht.

Gleich geringen Erfolg hatte die Absendung von vier königlichen Räten, unter denen sich auch Hieronymus Laski be-

*) Auch der Bischof von Breslau bedauert in einem Schreiben an den Papst 1531 (Theiner II, 472), daß durch den Türkenkrieg dem Könige die Zeit gebreche, die kirchlichen Wirren zu heilen.

**) Tomiciana VII, 387.

fand (1525). Auch die gewandteſte Staatskunſt erweiſt ſich überall ohnmächtig in der Löſung von Fragen, die aus wahrem Glauben entſprungen, von einem in dem Frieden des Evangeliums gefeſtigten Gewiſſen vorgebracht werden. Das ſind eben Stimmen aus einem Reiche, das nicht von dieſer Welt iſt, und ihr bleibender Schutzwart iſt die heilige Geſtalt, die die Welt überwunden. Wohl als Erwiderung auf die Verhandlung dieſer Räte ſandten die Evangeliſchen Danzigs eine lange, ausführliche Verteidigungsſchrift an den König. Krzycki, deſſen ſcharfer und gewandter Feder man ſich gern in den ſchwierigen Fragen des Glaubens bediente, ſeitdem er ſich durch ſeine Schmähſchrift wider Luther die Sporen erworben hatte, verfaßte die ſchriftliche Antwort, die dann der Biſchof von Krakau den evangeliſchen Abgeordneten Danzigs vortrug. Beide Schriftſtücke ſind wertvolle Stimmen aus den erſten Tagen der Reformation, unwillkürlich fordern ſie zu einem Vergleich auf*). In dem einen Schreiben die Sprache des Gewiſſens, das ſich wider arge Entſtellung der göttlichen Wahrheit, wider himmelſchreiende Mißbräuche in der Kirche und unter ihren Dienern auflehnt, das klare, feſte, furchtloſe Wort eines Jüngers, der, zu der überſchwenglichen Erkenntnis Jeſu Chriſti durchgedrungen, von dieſer freien Warte aus bereit iſt auch die Kirche, die er in weltlichem Treiben verderbt ſieht, preiszugeben, ſich von ihr zu löſen, um fortan nur an den Heiland gebunden zu ſein. Man hört aus der Rede heraus, daß dieſe Gefreiten den bitteren Weg tiefer Sündenerkenntnis bis zu dem Abgrund völligen Verzweifelns an eigener Gerechtigkeit gezogen, daß ſie aber an dieſem Abgrunde aus Gnaden ſelig geworden ſind. Die biſchöfliche Antwort dagegen iſt vornehm gehalten, kalt, ſich auf den Rechtsboden der Kirche ſteifend als des einigen Leibes Chriſti und von der ariſtokratiſchen Höhe dieſes verweltlichten Standpunktes aus kurzer Hand die Anklagen und Beſchwerden der kleinen, ungehorſamen Leute abweiſend. Keine Spur eines Jammerns mit ihren Nöten, kein Verſtändnis für den Angſtſchrei eines Gewiſſens, das ſich um ſeine Seligkeit ſorgt; als ob ſie keine Seelſorger wären, nur Polizeileute des Mannes dort in

*) Tomiciana VII, 358. 400.

Rom. Aber die Zeit für solche Dekrete und daß sie Gehorsam und Unterwerfung bei denen fänden, die die Freiheit der Kinder Gottes gekostet, die „gute, alte Zeit" war unwiederbringlich vorüber, auch für die Priester und Bischöfe Polens. Wer den unheilvollen Riß ausfüllen wollte, der mußte eine glaubensstarke, barmherzige Hand heilend an die schweren Schäden der eigenen Kirche legen.

Um die Zeit dieser Verhandlungen kehrte unser Laski heim. Noch während seiner Abwesenheit war er durch die Fürsorge des Oheims Administrator in Gnesen geworden. Er scheint diese neue Würde als eine Art Willkommgruß bei seiner Rückkehr in Posen vorgefunden zu haben; wenigstens fügt er zum erstenmal und wie in der Freude über diesen Posten den Titel seiner Unterschrift in einem Briefe von da bei. Es will uns bedünken, als ob das neue Amt seinen Wünschen entsprochen habe; es bot ihm die ersehnte Gelegenheit, dem Leben und Treiben am geräuschvollen Königshofe zu entfliehen und in größerer Zurückgezogenheit seinem Berufe zu leben. Mit Ernst griff er in das kirchliche Leben ein. Wir haben leider keine Spuren, in welchem Sinne er an den nun sich drängenden Beschlüssen wider die vermeintlichen Aufwiegler teilgenommen und ob er alle ergriffenen Maßregeln seiner Kirche gebilligt. Für einzelne Erscheinungen, von denen er vernahm, konnte er jedenfalls auf ähnliche Vorkommnisse in der Schweiz mit ihren bereits eingetretenen übelen Folgen hinweisen.

Der König schwankte noch eine kurze Weile inbetreff der Ergreifung ernsterer Maßregeln, nachdem das bischöfliche Schreiben wider die Danziger Aufständischen wirkungslos verhallt war. Ein wirklich frommer Sinn mag ja auch ihm den Arm gelähmt haben, in Sachen des Glaubens eilig zum Schwerte zu greifen. Dazu kam die Ungunst der Zeit. Überall die hochgehenden politischen Wirren; drohende Feinde fast längs der ganzen weiten Strecke seines Ländergebietes, vorzugsweise im Osten und Süden und dabei die ernsten Verwickelungen mit dem deutschen Hochmeister noch immer nicht befriedigend geschlichtet. Alle Welt spürte, daß ein entscheidungsvoller Sturm in der gewitterschwülen Zeit gleichsam in der Luft liege, und man suchte sich möglichst freie

Hand zu schaffen, um im Augenblick des Losbruches mit gesammelter Kraft auf der Walstätte zu erscheinen. Sigismund wußte, daß bei diesem erwarteten Waffengang sein Reich in erster Linie bedroht sein werde, die Staatsklugheit mußte ihm an die Hand geben, nicht nun noch am Vorabend leichten Herzens die Danziger allzu sehr zu reizen und mit seinem wichtigsten Schlüssel zum Meer und für seinen Handel zu spielen. Und doch durfte er nicht säumen, entschieden vorzugehen, als es seiner Umgebung gelang, ihm vorzuspiegeln, daß der letzte Grund der ganzen widerspenstigen Bewegung nicht religiöser, sondern revolutionärer Natur sei, das gefahrvolle Auflehnen des Volkes wider die angestammte Macht des Adels und der Könige. Mit der angegriffenen Kirche würden gleichermaßen die beiden anderen Schutzpfeiler des Staates bedroht.

Fast überall war mit der verkündeten Freiheit des Evangeliums in die unteren Stände des Volkes das jetzt um so drückendere Bewußtsein seiner geknechteten, rechtlosen Stellung unter seine Herren und Gewaltigen gedrungen. Da und dort, durch Verführer und auch Verführte angestachelt, hatten bereits die armen Volkshaufen gewaltsam versucht, das in seiner vollen Schwere jetzt ihnen erst recht zum Bewußtsein gelangte unerträgliche Joch abzuschütteln. Die erregten Bauern waren in wildem Grimme an den verschiedensten und auch ganz entlegenen Orten fast gleichzeitig aufgestanden: sengend und brennend hatten sie die Fahne des Aufruhrs entfaltet und waren ausgezogen wider die Burgen und Schlösser ihrer Zwingherren, wie eine wilde, blutigrote Racheschar jahrhundertelanges Unrecht zu sühnen, und hatten sich dabei vermessen, Ankläger und Richter und Henker zugleich zu sein. Was die schwäbischen Bauern gethan, das versuchten auch ihre samländischen Leidensgenossen. Nicht in Nachahmung der Vorgänge im Süden Deutschlands, wenigstens ist dafür der Beweis noch nicht erbracht. Die gleichen Verhältnisse nur haben das Ventil geöffnet, und die überall reich angesammelten Dämpfe sind nun in schrillem Pfiff ihrem engen Verschluß entwichen. Was dann aber, wenn der grelle Ton noch tiefer in die Wälder und an die öden Sumpfniederungen Polens dringen würde, wo die unsagbar elenden Kmetonen ihr knechtisches Dasein hinschleppten,

wenn, wie nicht zu bezweifeln, der Ton auch da wohlverſtanden wiederhallte? Der Zündſtoff war wahrlich reichlich aufgehäuft. Der Adel, die Geiſtlichkeit witterten die hohe Gefahr, und ſo war es ja leicht, auch dem Könige vorſtellig zu machen, daß jedes Nachgeben auf kirchlicher Seite Vorſchub leiſten würde der drohenden Auflehnung des niederen Standes wider die Obrigkeit. Die Vorſtellung und ihre Ausbeutung und Benutzung wurde verhängnisvoll für die römiſche Kirche. Das iſt zu den hervorragendſten Zeichen der Gottesmahrheit der Reformation zu zählen, daß ſie mit dem gleichen heiligen Ernſte, wie ſie ſich von den rein humaniſtiſchen Studien losgelöſt, die in vornehmer Abgeſchloſſenheit keine Sorge für das Volk hatte, nun auch mit dem aufrühreriſchen Volkshaufen nicht gemeinſame Sache machte, ſondern allein dem Evangelium folgend Gott gab, was Gottes iſt, und dem Kaiſer, was des Kaiſers. Aber die römiſche Kirche, und auch in Polen, hat ſich in dem Wahne gewiegt, in der Reformation und in den Bauernaufſtänden nur ein und denſelben revolutionären Geiſt walten zu ſehen und in dieſer Täuſchung ſich beruhigend die Zeit ihrer Heimſuchung, den inneren Schaden zu heilen, ungenutzt vorüberziehen laſſen.

Die Geiſtlichkeit in Polen drängte den von der drohenden Gefahr überzeugten König zu raſchen und ſcharfen Maßregeln. Es war für ſie keine Zeit mehr zu verlieren. Was ſich in Danzig gezeigt, wiederholte ſich, wenn auch in abgeſchwächterer Weiſe, in Thorn, in Elbing, in Braunsberg, in Poſen, an noch ſo vielen anderen Orten damals unter polniſcher Herrſchaft. Ja ſelbſt in Krakau und tiefer hinein im Lande wetterleuchtete es in unheimlicher Weiſe. Auf dem Reichstage zu Petrikau, bei deſſen Schluß erſt unſer Laski heimkehrte, bildeten die religiöſen Wirren einen Hauptgegenſtand der erregten Verhandlung. Schon in der Botſchaft an die Provinziallandtage, worin der König unter Mitteilung der zu beratenden Gegenſtände zur Beſchickung des Reichstages auffordert, war geſagt, daß der König zwar mit dem Herzog von Preußen Friede geſchloſſen, das ganze Land aber von der lutheriſchen Sektiererei verwirrt und geſchädigt ſei. Auch hätten die Bauern bereits nach dem Vorgange der Bauern in Deutſchland und unter dem Vorwand der evangeliſchen Freiheit

die Waffen wider ihre Herren ergriffen, viele von ihnen umgebracht und ihre Häuser in Asche gelegt. Nur rasche Gewaltmaßregeln seien noch imstande, diese weit verbreitete Seuche zu unterdrücken*). Der erschreckte Reichstag gab seine Zustimmung für solche Maßregeln. Der König selbst an der Spitze eines großen Gefolges brach wider Danzig auf. Allein auf sich selbst angewiesen, wagte die Stadt keinen Widerstand; hilflos mußte sie sich allen Anordnungen fügen**). Die reformatorische Bewegung war somit für ein paar Jahre aufgehalten; unterdrückt, wie die rasch beruhigten Polen glaubten, keineswegs.

Der Geist, der den letzten Reichstag zu Petrikau beseelt hatte, pflanzte sich selbstverständlich auch auf die Kirchenversammlung über, die der Erzbischof von Gnesen für das folgende Jahr (1527) nach Leczyc berief und an der unser Laski teilnahm. Als besonders von der ketzerischen Pest angesteckt wurden die Bistümer Breslau und Cujavien hervorgehoben. Man beschloß thatkräftig gegen die offenen und auch gegen die nur verdächtigten Ketzer vorzugehen, und zwar auf Grundlage der in den früheren Versammlungen aufgestellten scharfen Maßregeln, alle Furcht bei Durchführung derselben hintanzusetzen, nur Gott, den Glauben und die heilige Religion vor Augen zu haben und dabei weder Geld noch Arbeit zu schonen***). Hier zum erstenmale verlautet auch ein Versuch, nicht nur barscher Hand die eindringende Ketzerei zu unterdrücken, sondern auch das Volk zu belehren. Dürfen wir vielleicht diese Wendung auf den Einfluß unseres Dekans zurückführen, der Gelegenheit genug gehabt hatte zu erkennen, daß mit Gewaltmaßregeln allein der Geist sich nicht mehr dämpfen ließ? Die Versammlung beschloß nämlich: „Da nun aber auch die allergenaueste Untersuchung und Bestrafung, um diese Sekte auszurotten, wenig helfen würde, wenn nicht die rechte Weide des Wortes Gottes, durch wahre katholische Männer, die durch Werke und Beispiel ansehnlich sind und die durch ihre gesunde Lehre die Menschen dahin bringen können, angewendet und gelehrt werden,

*) Tomiciana VIII, 9.

**) Hartknoch, S. 667 und ausführlicher Tomiciana VIII, 40.

***) Friese, S. 2. 47.

das Böse zu verwerfen und das Gute zu erwählen, so wird verfügt, daß die Herren Erzbischöfe und Bischöfe, vornehmlich der von Breslau*) und von Cujavien, an ihren Höfen, Metropolitan-, Kathedral- und Kollegialkirchen, vornehmlich aber bei denen, wo die lutherische Sekte sich noch auszubreiten scheint, Gelehrte, Theologen und Prediger des Wortes Gottes halten sollen, welche das Evangelium Christi, die heilige Schrift, durch gründlichen Unterricht und einen guten Vortrag den Rechtgläubigen bekannt machen und auslegen können."

Es fehlen die Nachrichten, inwieweit die einzelnen Bischöfe in ihren Bezirken dem weisen Rate nachgekommen sind; verschiedene Andeutungen lassen schließen, daß es bei den guten Vorsätzen geblieben ist. Aber unser Laski ruhte nicht. Wiederholt drängte er den König der Humanisten, dem Polenkönige Winke und Ratschläge zu geben; endlich gab der vorsichtige Mann nach. Sein Schreiben ist mit bewundernswerter Kunst abgefaßt, geistreich, gesättigt mit Erinnerungen aus der schönen, entschwundenen Welt, die die Humanitätsstudien zu neuem Leben erweckt, graziös und würdevoll und dabei dem mächtigen Könige in feiner Weise huldigend, eine wohlduftende Blüte der Renaissancezeit, aber mit all ihren schönen Worten unvermögend, tiefgreifend die Schäden aufzudecken und an ihrer Heilung mitzuwirken**). Dazu war Erasmus denn doch nicht der Mann, und tragisch ist die sicherlich unbeabsichtigte, allein uns bekannt gewordene Wirkung des Schreibens, ein königliches Geldgeschenk an den Humanisten***). Durch

*) Der Bischof von Breslau hatte bereits vor zwei Jahren seine Wehklage über die einbrechende Ketzerei vor dem päpstlichen Stuhle erschallen lassen. „Aus dem benachbarten Meißen, von wo das Ungeheuer in Wittenberg seinen Ausgang genommen" — so klagte er seinem Oberhirten, — „habe diese verfluchte Sekte auch seine Kirchenprovinz betreten, und was dort in Büchern erscheine, das werde bei ihm im Leben verwirklicht" (vgl. Theiner II, 431). Auch hier immer und immer wieder nur das Zetern über Veränderung einiger Kirchenbräuche, Vernachlässigung der Zehnten, Verkürzung der kirchenrechtlichen Gewalt, aber kein Eingehen, weil kein Verständnis auf die tieferliegenden Ursachen, von denen die einbrechenden Unordnungen doch nur eben die notwendigen Folgen sind.

**) Tomiciana IX, 180.

***) Erasmus, S. 895.

noch ein weiteres Lebenszeichen bekundete Erasmus in demselben Jahre (1527) sowohl seine Zuneigung zur Familie Laski, als auch seinen Wunsch, durch den Erzbischof des Reiches anregend auf die polnische Geistlichkeit zu wirken. Er widmete dem Primas seine Ausgabe des Ambrosius, nicht allein weil eben gerade dieser Kirchenvater im Drucke fertig vorlag, sondern weil der Humanist zwischen dem ersten Präfekten der Mailänder Kirche einst und dem gegenwärtigen Primas Polens gar manchen Zug der Ähnlichkeit erkannte und dem frommen zeitgenössischen Erzbischof von Gnesen das geistige Bild des würdevollen Erzbischofs von Mailand ermunternd vor die Seele führen wollte*).

Bald schon scheinen die kirchlichen Verhältnisse lähmend auf unseren Laski eingewirkt zu haben. Bereits ein Jahr nach seiner Rückkehr in die Heimat klagt er seinem lieben Amerbach, daß auf dem Gebiete des Glaubens so gar keine Änderungen geschehen. Man habe nur um ein wenig die große Beute der Mönche geschmälert. Der Senat habe nämlich beschlossen, daß kein Klostergut an Private verteilt werden dürfe, daß das Privateigentum aber der Mönche und Nonnen nach ihrem Tode an ihre Angehörigen zurückfalle. „Sic forte pauciores monachos habebimus“ („So werden wir also vielleicht etwas weniger Mönche erhalten“), mit dem Ausrufe sucht sich der über seine Kirche leidtragende, ernstgesinnte Dekan zu trösten. Es war nur schwacher Trost. Je länger, je mehr öffneten sich dem treuen Sohne die

*) Der Vorrede entnehmen wir (Erasmus, S. 1584) die darauf hin bezügliche Stelle: „Quem mihi dabis, qui pari sinceritate tractet sacras literas, qui cautius vitarit suspecta dogmata, qui sic ubique gerat christianum episcopum, qui sic spiret paterna viscera, qui summam Praesulis auctoritatem cum summa mansuetudine conjunxerit? Ubique sentias illum hoc affici quod loquitur et adest dictioni modesta quaedam et pia jucunditas grataque civilitas .... Itaque visum est pulchre congruere ut proficisceretur Ambrosius Praesul ad Praesulem, claris natalibus insignis ad nobilissimum, pius ad pietatis antistitem, eruditus ad eruditionis eximium patronum, virgo et virginitatis praeco facundissimus ad omnis pudicitiae exemplar incomparabile, denique pacificator ad Episcopum pacis ac tranquillitatis publicae studiosissimum, cui rei dicas Ambrosium divinitus fuisse datum.“

Augen, wie die Mutterkirche steif und unbeweglich in ihren alten Geleisen beharre, und der ärgerlich gewordene Blick schärfte sich für die Gebrechen dieser Kirche. Es war in jenen Tagen, daß unser Freund in Krakau einen jungen, angehenden Priester kennen lernte, damals noch, 23jährig, Baccalaureus der Universität und auf dem Sprunge, in Padua und Bologna während mehrjährigen Aufenthaltes seine Studien zu vollenden. Der begabte und fromme Jüngling hatte bereits die Aufmerksamkeit und Gunst des Bischofs von Krakau auf sich gezogen, und auch dem Spürauge unseres Laski konnte der Student nicht verborgen bleiben, der durch seinen ernsten Lebenswandel so hervorstechend sich von dem Leben und Treiben seiner Studiengenossen abhob. Er hatte freilich damals keine Ahnung, daß ihm einst aus dem jungen Manne, dem er jetzt sich freundlich zuwandte, sein und der ganzen reformatorischen Entwickelung Polens gefährlichster Gegner erwachsen würde: Stanislaus Hosius. Noch nach einem Menschenalter ruft er dem Widerpart jene Unterhaltungen ins Gedächtnis zurück, die er mit ihm in Krakau gehabt und in denen er nicht nur den Lebenswandel vieler falscher Diener seiner Kirche (pseudoecclesiasticus) getadelt, sondern auch bereits an manchem ihrer Glaubenssätze Anstoß genommen habe. Damals bestand zwischen Hosius und Laski über diesen Punkt noch ein freundschaftlicher Gedankenaustausch*).

Sobald Laski in seinem Innerleben in diese Bahnen einlenkte und solchen Überzeugungen nachging, geschah es von selbst, daß sie ihn immer weiter auf ihre für einen treuen Sohn der römischen Kirche gefährlichen Abwege verlockten. Er war nicht gewillt, mit seinen ernsten Studien jetzt im praktischen Berufe abzuschließen; er mußte seiner ganzen Gemütsanlage nach, wenn auch zunächst nur von ferne, der gewaltigen Geistesströmung draußen in den Heimatländern des Humanismus und der Reformation folgen. Fast unbemerkt nahmen ihn die hochgehenden Wogen auf, die, wenn auch nach langen Jahren erst, den ernsten Mann an das Gestade der evangelischen Kirche brachten. Das

*) So verstehe ich den Satz: „nec raro mecum sermones suas ea de re miscebat“. Kuyper I, 396.

erſte Schreiben von ihm, das die Kuyperſche Briefſammlung enthält, iſt an den bekannten Johannes Heß in Breslau, von Kaliſch aus, der Hauptſtadt des Palatinates gleichen Namens, zu dem auch Gneſen gehörte, geſchrieben. Heß war den Humaniſten und den Reformatoren in Deutſchland und der Schweiz wohlbekannt. Seine berühmten Theſen über das Wort Gottes, das hoheprieſterliche Amt Chriſti und die Ehe, aus dem Jahre 1524, atmen friſchen Reformationsgeiſt; ſie drangen bis tief nach Frankreich, und Lefèvre bezeugt in einem feſſelnden Schreiben aus Meaux an Farel ſeine warme Zuſtimmung zu ihrem Inhalt*). Es ſcheint faſt, als ob Laski während ſeines Baſeler Aufenthaltes nichts von dieſem Nürnberger erfahren, dem Polen zu einem zweiten Vaterlande geworden; aber in Polen ſelbſt ſprach man in den freiſinnigen Kreiſen viel von dem berühmten Breslauer Doktor, und ſo wandte ſich auch unſer Laski an ihn, zunächſt von dem Wunſche beſeelt, in geiſtige Berührung mit dem friſchen, aufgeweckten Manne zu treten**), dann aber auch, um durch ihn die Neuigkeiten des Büchermarktes zu erhalten. Für den Gneſener Dekan ſcheinen die ſcharfen Bücherverbote inbetreff der Einfuhr lutheriſcher Schriften nicht beſtanden zu haben. Die Hyperaspites des Erasmus wider Luther hat er damals bereits geleſen; er wünſcht alle Schriften zu erhalten, die ſeitdem von Erasmus oder Luther erſchienen. Die Hyperaspites waren gerade in den Tagen erſchienen, in denen unſer Laski von Venedig aufgebrochen war; in ihnen iſt der vollſtändige und unheilbare Bruch zwiſchen dem Haupte der Reformation und dem Fürſten der Humaniſten vollzogen, in einer ſo bitteren und aufgeregten Weiſe von dem ſonſt in der Sprache ſo feinen, vornehm-ruhigen Erasmus, daß dieſer ſchon formell durch das Aufgeben der gewohnten Mäßigung, in der ſeine Stärke beruhte, ſich eine empfindliche Blöße gab. Auch inhaltlich ſteht vor der tiefſten und geheimnisvollſten Lebensfrage, über die Freiheit oder Unfreiheit des menſch-

*) Der Brief zum erſtenmale gedruckt bei Herminjard I, 219, an deſſen Schluß auch die Theſen.

**) Zwingli ſchildert ihn in einem Schreiben an Vadian als „homo tersus sane et alacer“ (Zwingli VII, 342).

lichen Willens, der Humaniſt auf einem niedrigeren Standpunkt als der Reformator. Dort der Humaniſt, der ſeine Waffen der Kirchenlehre entlehnt, aber es iſt doch mehr Pelagian als Auguſtin, der dabei zu Worte kommt, hier der Mönch und Held, der den Rieſenkampf wider Rom aufgenommen, und ſein Schild und Schwert iſt das Wort Gottes allein. Calvin hat in ſpäteren Tagen kaum ſo entſchieden die Unfreiheit des menſchlichen Willens betont, als Luther in ſeiner Streitſchrift; es werden viele und auch ernſtgeſinnte Gläubige dem mannhaften Recken nicht in alle kühnſten Folgerungen nachzugehen imſtande ſein und Erasmus hatte es leicht in ſcharfer, ſchonungsloſer Rede den Beifall derer wider den Reformator zu gewinnen, deren ſogen. geſunder Menſchenverſtand lieber über die ernſten, ſchweren Fragen mit einem leichtgeſchürzten Machtſpruch wegkommt, als auch nur den Verſuch macht, über ihre Tiefe nachzuſinnen, geſchweige denn an ihre Löſung zu denken. Dorner behält denn doch mit ſeinem Urteil über dieſen Streit recht, wenn er ſagt: „Erasmus macht den Menſchen anfangs reicher als Luther, aber wie weit iſt doch ſchließlich Luthers Freiheitsbegriff dem des Erasmus überlegen, dem das Höchſte und Beſte derſelben in der Wahlfreiheit aufgeht, der alſo folgerichtig eine ewige Möglichkeit des Fallens lehren muß und die Vollendung ewig unſicher macht. Luthers Freiheitsbegriff führt zur gottähnlichen realen Freiheit aus Gnade, für ſie könnte es nicht als Vorzug, ſondern nur als Mangel erſcheinen, noch in Wahl und Schwanken verwickelt zu ſein. Auch hier wie in der Chriſtologie iſt es das Ziel der vollkommen zu realiſierenden Idee, was Luther am klarſten erfaßt hat, wenn ihm auch weniger gelungen iſt, die Stufen der Vermittelung zum Ziele und die Faktoren dazu vollſtändig und ſicher zu zeichnen. Der Freiheitsbegriff des Erasmus mit ſeiner ewigen, doppelten Möglichkeit und mit der Unſicherheit über das Heil kann ihm nicht beneidenswert erſcheinen, und einen Verluſt kann er darin nicht ſehen, wenn der Menſch durch die Macht gottgeſchenkter Liebe, wie Gott kraft ſeiner freien Urliebe einſt nicht mehr anders kann als das Gute wollen.“*)

*) Dorner, S. 209. Fengère (S. 274) greift als Katholik die

Heß hatte in Erfüllung dieser Bitte unserem Laski außer dem im folgenden Jahre erschienenen zweiten Teile der angezogenen Schrift gar manche andere zu senden, denn mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgten die humanistischen und reformatorischen Kreise den entscheidungsvollen Waffengang der beiden Führer, und aus den gegenseitigen Heerlagern verlautete die eine, die andere Stimme. Der Biograph von Erasmus weist auf ein paar vereinzelte Äußerungen solcher hin, die durch die Behauptungen Luthers sich von einem Anschluß an die Reformation zurückschrecken ließen*); der endgültige Ausgang aber zeigt uns nicht Luther in die Enge getrieben, sondern den Humanisten, der verdrießlich von Basel nach Freiburg sich zurückgezogen und damit die Walstätte verlassen hat.

Wenn wir doch eine Äußerung unseres Laski hätten, welches die Wirkung dieser Fehde in jenen Jahren auf ihn gewesen! Aber kein Laut aus seinem Munde. Aufgefallen ist uns nur das eine, daß eine leise Erkaltung der Beziehungen zwischen Erasmus und Laski schon Ausgangs der zwanziger Jahre eingetreten sein muß. Lange Trennung läßt ja manchen Briefwechsel allmählich versiechen. In immer größeren Zwischenräumen vollzieht sich der anfänglich so eifrig und warm unterhaltene schriftliche Verkehr zwischen dem Meister und seinem Schüler. Das ist nicht das Auffallende; bezeichnender noch, daß Erasmus in den zahlreichen Briefen nach Polen immer seltener Grüße an seinen einstigen so herzlich verehrten Stubengenossen aufträgt; ja in dem etwas gar ruhmredigen Briefe des alternden Erasmus aus seinem Bergungsorte Freiburg vom Jahre 1530, in dem er von seinen Freunden und Bekannten in Polen redet, ist von Laski keine Rede**). War es die politische Stellung der Laski, der Parteigänger des Zapolya, die dem ängstlichen Mann in Rücksicht auf den Kaiser Schweigen auferlegte, oder hatte die religiöse Gesinnung eine Spannung eintreten lassen?

Darstellung dieses deutschen Protestanten ebenso wie die Stichartz (S. 368), der sich auf dieselbe berufen, an, aber, wie uns bedünkt, mit nicht stichhaltigen Gründen.

*) Feugère, S. 273.

**) Erasmus, S. 1383.

Eine andere flüchtige Notiz noch gewährt uns die Möglichkeit, unseren Laski in seinen einsamen Studien zu belauschen. Er hatte seinen Freund Amerbach um Zusendung der Lucubrationen des Sadolet gebeten*) (1527). Wir gehen wohl nicht irre, wenn wir uns Laski in jenen Tagen auf dem Standpunkte des redlichen, klugen und gewandten Bischofs von Carpentras in der Grafschaft Avignon vorstellen. Sadolet, in jungen Jahren bereits, zur Zeit als der Knabe Laski mit seinem Oheim in Rom weilte, mit Petrus Bembus zugleich zum Sekretär Leos X. ernannt, hatte sich, ohne unmittelbar an der Fehde zwischen Luther und Erasmus teilzunehmen, eine mittlere Stellung zwischen den beiden Streitenden in der wichtigen Frage zu bewahren gesucht; er räumte der göttlichen Gnade mehr ein, als Erasmus gewillt war, erklärte sich selbst für die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben**) und stand mit Männern der Reformation, wie Bucer, Sturm, Melanchthon, in achtungsvollem Briefwechsel. Er hielt treu zu seiner Kirche, suchte seinen Sprengel von aller Berührung mit dem Protestantismus zu säubern, aber zu einer Verfolgung der Protestanten wollte er sich nicht fortreißen lassen, viel lieber Hand anlegen, schreiende Übelstände in der Mutterkirche liebevoll und mild abzustellen. Wir können uns doch vorstellen, daß seine Schriften bei wahlverwandten Gemütern wie eine Brücke dienten, einen geistigen Verkehr mit den Männern und der Lehre der Reformation anzubahnen, so entschiedenen Einspruch gegen solche Wirkung der Bischof auch erhoben haben würde. Und betrat unser Laski vielleicht diese Brücke, als er sich von seinem Freunde in Basel die Bücher erbat?

d) Die Trennung von Kirche und Vaterland.

So flossen die Jahre für unseren Laski in der Heimat dahin. Sturmbewegt nach außen, wenn ihn das Geschick der Seinen

*) Gabbema, S. 7.

**) Herzog XIII, 299.

zur Teilnahme an den Weltereigniſſen aufrief, ſturmbewegt aber auch in ſeinem Gemüte, weil er innerlich an dem Geiſterkampf ſeiner Zeit teilnahm, weil ſeine Seele die Fragen durchlebte, die die Reformation aufwarf und zwar mit einer Kraft und Entſchiedenheit, die von einem frommen Herzen Antwort und auch Löſung heiſchte, und weil er dann im Blick auf ſeine heimiſche Kirche bemerken mußte, wie ihre Diener ohne Verſtändnis, ohne tiefere Teilnahme dahinlebten, bereit, mit dem Büttel gegen jede freiere Regung dreinzuſchlagen, aber unluſtig, an dem eigenen Leben in ernſter Buße die Heilung der offen daliegenden Schäden der Kirche zu beginnen.

Mitten in dieſe Bewegung fiel eine ſchwere Heimſuchung. Die letzten Lebensjahre des Oheims waren mannigfaltig getrübt. Er hatte die feindſelige Stimmung ſeiner einflußreichen und geſchloſſen vorgehenden Gegner mehr wie einmal bitter zu koſten bekommen. Er ſah den unheimlichen Schatten der Reformation auch über die Grenze ſeines geiſtlichen Sprengels herüberfallen, wußte aber die ſchwankenden Umriſſe nicht mehr zu deuten und ahnte nur die große Gefahr, die der ſeiner Führung anvertrauten Kirche von der Bewegung drohte. Mehr noch laſtete auf dem Greis der Gang der Ereigniſſe in Ungarn. Sein Herz war mit dem Neffen auf der Seite Zapolyas, und mit der Glut polniſcher Vaterlandsliebe hat er mit ſeinem Herzen auch ſeine Worte und ſeine Mittel zur Unterſtützung des Schwagers ſeines Königs ziehen laſſen. Auch einen herben Verluſt an irdiſchem Gute konnte der alte Mann verſchmerzen; nagender aber war es ihm, zu ſehen, wie auch dieſe ſeine Stellung zu Zapolya, aus der er kaum ein Hehl zu machen hatte und in der er ſich mit den hervorragendſten Polen in Übereinſtimmung wußte, von ſeinen nimmer ruhenden Gegnern ausgenutzt wurde, ihn in Rom zu verdächtigen. Die Arbeit ſcheint nicht vergeblich geweſen zu ſein. Man ſagt, daß Papſt Klemens VII. den Erzbiſchof und ſeine Familie in den Bann gethan habe. Der Kardinal von Ancona ſoll den Legatus natus nach Rom zur Verantwortung geladen haben und zwar in einer ſo maßlos heftigen Citation, daß er darin Laski bezeichnet habe als „nur dem Namen nach Erzbiſchof, in Wahrheit aber Erzteufel, auf gleicher Stufe ſtehend mit Datan, Korhm,

Abyron, Judas". Ja, während das Schreiben den Neffen Hieronymus als einen zweiten Herostratus brandmarkte, soll der Kardinal vor der Anklage nicht zurückgeschreckt sein, der Primas habe aus dem Erlös veräußerter Kirchengüter Waffen anfertigen lassen, die den Türken nach Ungarn gesendet worden seien.

Die arge Urkunde selbst habe ich nirgends finden können*) und bezweifle ihr Vorhandensein aus vielen gewichtigen Gründen. Aber daß überhaupt ein solches Gerücht sich an den Namen Laskis hat sehr früh heften können, spiegelt die Gesinnung der Gegner ab, die er selbst noch zu spüren bekam und die seinen späten Lebensabend trübten. Im Februar 1530 hat er noch die Krönung des 10jährigen Sohnes seines Königs vollzogen; später auch noch eine Synode in Petrikau abgehalten, was er alles, wenn mit dem Banne belegt, nicht hätte thun können. Am 19. Mai 1531 entschlief er, 75jährig und lebensmüde, in seinem Schlosse zu Kalisch.

Nur unser Johannes scheint bei dem Tode zugegen gewesen zu sein. Stanislaus war bereits 1527 aus Frankreich nach Polen zurückgekehrt; seine Lebensstellung aber hielt ihn meist fern von dem Oheim. Hieronymus befand sich in Ungarn; auf die Nachricht von dem Tode eilte er in die Heimat. Ende Juni kamen die Brüder in Krakau zu einer Art Familienrat zusammen. Das Testament des Oheims war bis wenige Tage vor seinem Ende fortgeführt; es galt die sehr genauen Bestimmungen, die uns auch einen äußerst fesselnden Einblick in den kostbaren Haushalt eines polnischen Erzbischofes des 16. Jahrhunderts gewähren, auszuführen, zugleich auch bei dieser Gelegenheit das väterliche Vermögen zu ordnen und zu teilen. Johannes hatte schon vor ein paar Jahren, unmittelbar nach dem Tode des Vaters, freiwillig zugunsten seiner Brüder auf sein Teil des Erbgutes Verzicht geleistet. Hieronymus als der Älteste erhielt das Stammschloß in Lask, der jüngste Bruder ein paar andere Güter, unter denen das hervorragendste die Stadt Stry-

*) Zuletzt noch hat Walewski die Geschichte als historische Thatsache aufgetischt (vgl. Bibliotheca 1872, p. 360); in dem von dem unzuverlässigen Gelehrten angeführten 8. Bande der Tomiciana habe ich die Urkunde nicht gefunden.

kon mit allen Vorwerken und Dörfern. Lange konnten die Brüder nicht zusammen bleiben. Hieronymus begab sich von Krakau unmittelbar nach Linz, um mit Sigismund v. Herberstein, dem Abgesandten Ferdinands, über die Entschädigungs- und Tauschprojekte für Johannes Zapolya zu verhandeln; die Verhandlungen zusammen mit all den gemütlichen Aufregungen der letzten Monate wirkten so aufreibend auf Laski, daß er, kaum nach Siebenbürgen zurückgekehrt, in eine schwere, lebensgefährliche Krankheit verfiel, die ihn sieben Wochen ans Schmerzenslager fesselte. Der arme Mann; und während er noch Leid über den Verlust des Oheims trug, starben ihm rasch dahin ein Sohn und eine Tochter, und aus dem uns aus jener Zeit erhaltenen Schreiben ist nicht zu ersehen, daß einer der Brüder ihn hat pflegen können*).

Am verhängnisvollsten wurde der Heimgang des Erzbischofs für unseren Johannes. Mit seinem Tode war ihm die einflußreichste Stütze für sein Hinaufsteigen auf der hohen Leiter kirchlicher Würden genommen. Noch kurz vor dem Hingang hatte der wohlwollende Oheim ihm die Bestallung zum Propst von Gnesen und Leczyc ausgewirkt. Jetzt aber stand er da als Neffe und Namenserbe des verstorbenen Primas und damit auch teilweise als Erbe feindseliger Gesinnung, die von so vielen Seiten gegen den Verstorbenen gehegt worden war. Ihn konnte man nun ungefährdet den Groll fühlen lassen, daß er so lange der verzogene Gegenstand allzu väterlicher Fürsorge des machtvollen Primas gewesen. Wir hören nicht, daß eine solche Unterbrechung raschen Fortkommens den nun Verwaisten mißmutig gestimmt habe; seine ernste Gesinnung wies ihm andere und höhere Aufgaben und an denen konnte ihn die Mißgunst der Neider nicht stören. Sein Schmerz über die Kirche schöpfte bereits lange die Nahrung aus ganz anderen und tieferen Quellen, als aus den armseligen Lachen nichtbefriedigten Ehrgeizes! Mit dem Hingang der ehrwürdigen Gestalt aber war das Band gelöst, mit

*) Bucholtz, Urkundenbuch, S. 48; aber es ist ein unentwirrbarer Widerspruch zwischen den Daten S. 48 (Wysko, 31. Oktober 1531) und 49 (Wien, 2. November 1531).

dem eine innige, kindliche Pietät den Neffen an seinen Oheim mit seiner treuen väterlichen Liebe, den Dekan an seinen Erzbischof knüpfte: er konnte nun ungehinderter dem Zuge der Gedanken folgen, die ihn immer tiefer in das Wort Gottes und damit immer weiter ab von den Satzungen seiner Kirche führten.

Rasch vollzog sich der Wandel nicht. Wir sind um Laskis willen froh, daß noch ein paar Jahre bis zum völligen Bruch verstrichen, denn damit ist der Vorwurf hinfällig, den ihm seine Gegner gemacht, als ob er doch wie eine Art verkappter Abtrünniger seit seinen Baseler Tagen heuchlerisch den Anschluß an die römische Kirche bewahrt, so lange ihm die hohe Stellung des Oheims Aussicht auf gleich hohe Nachfolge geboten. Nicht das Scheitern dieser ihm untergeschobenen Hoffnung trieb ihn, mißmutig die Schiffe hinter sich zu verbrennen. Er kämpfte noch den Riesenkampf, in seiner Mutterkirche bleiben zu können, er kämpfte ihn treu, ernst, mit dem Wehegefühl, daß es ein Kampf auch um sein Vaterland, sein teures Polen sei, immer mehr aber auch mit der Ahnung, mit dem aufleuchtenden Bewußtsein, daß die ringende, geheimnisvolle, nächtliche Gestalt der Herr selber sei, und von dem Augenblick an mit dem flehenden Wunsche: „Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“ Als der Gesegnete des Herrn dann beim Anbruch der Morgenröte hatte er keinen Klagelaut, daß und wie ihm die Hüfte verrenkt ward.

Zunächst brachte der Tod des Erzbischofs dem jungen Propste von Gnesen eine Reihe dienstlicher Arbeiten, noch ehe seine häuslichen Angelegenheiten mit den Brüdern geordnet waren. Das Gnesener Domkapitel ordnete ihn an den Bischof von Cujavien, Matthias Drzewicki, ab, ihm seine Wahl zum Erzbischof zu melden*). Er benutzte die Gelegenheit, mit diesem Nachfolger die Vereinbarungen zu treffen, die den Erben des Primas zufallenden Einkommen aus dem Erzbistum nach den Bestimmungen des Testamentes zu regeln. Es mögen diese Auseinandersetzungen nicht ganz leicht gewesen sein. Der Bischof von Cujavien gehörte zu den Gegnern des verstorbenen Primas. In der Vor-

*) Die päpstliche Bestätigung der Wahl bei Theiner II, 478.

stellung*), die die Häupter der Gegenpartei einst (1527) an die Königin Bona gerichtet, sie um ihre Unterstützung wider Laski ersuchend, finden wir auch Drzewicki. Die schwierigen Auseinandersetzungen fanden jedoch einen friedlichen Abschluß. Es scheint überhaupt, daß der neue Erzbischof seinen langjährigen Groll nicht auf den Neffen übertrug, daß dessen Tüchtigkeit, auch nachdem sein mehr wie väterlicher Schutz dahingesunken war, sich Anerkennung und Achtung zu verschaffen wußte. Noch fast sieben Jahre nach dem Tode des Oheims wurde ihm die Stelle eines Archidiakonus von Warschau übertragen (21. März 1538)**); das Patronat über diesen hohen Posten hatte noch vor seinem Tode Laski für den jeweiligen Erzbischof von Gnesen von dem Könige ausgewirkt, zum großen Ärgernis der Königin Bona, die dafür sorgen zu wollen versprach, daß Zeit ihres Lebens er keine seiner Praktiken mehr bei dem Könige durchsetzen solle***). So griff die ränkesüchtige Königin mit weibischer Hand in die kirchlichen Fragen, so wogte am Hofe auf und nieder das Intriguenspiel mißgünstiger Prälaten, und dies alles, während ringsum bereits die Feuer der Reformation hoch aufloderten und es gegolten hätte, allen häuslichen Zwist hintanzusetzen und die gesamte Kraft gegen den von Tag zu Tag wachsenden Gegner zu verwenden! Die Würde eines Archidiakonus von Warschau, die der Oheim sicherlich seinem Neffen zugedacht hatte, als er das Patronat erwarb, war die letzte Auszeichnung, die die römische Kirche diesem ihrem begabten, aber halb schon abtrünnigen Sohne zuteil werden ließ.

Wir irren nicht, wenn wir bei den so äußerst spärlichen Mitteilungen gerade aus jener entscheidungsvollen Zeit unseren Freund schon mit einem Fuße aus der Hütte seiner Mutterkirche hinausgeschritten sehen. Bereits 1536 hatte sich das Gerücht verbreitet, als ob Laski die Heimat verlassen und sich zu Luther und Melanchthon nach Wittenberg begeben habe. Die Kunde erwies sich als falsch, zeigt aber, wessen man sich ihm gegenüber

*) Vgl. Zeißberg, S. 588.
**) Acta capit. Gnesn. et Posn. Lib. install. I, 49.
***) Zeißberg, S. 589.

damals ſchon in Krakau, von wo die Nachricht ſtammt, verſehen zu müſſen glaubte. Es iſt ein feſſelndes Schreiben erhalten, das auf dieſes Gerücht eingeht*). Der Brief, von einem gewiſſen Andreas Fr. an Laski gerichtet — in welcher Abkürzung ich den auch litterariſch bekannt gewordenen, in der Folge der evangeliſchen Kirche angehörigen Polen und Staatsmann Andreas Fricius Modrzewski vermute**), dem wir ſpäter noch ein paarmal begegnen werden —, hält das durch Sbigneus in Krakau mitgeteilte Gerücht für keineswegs unwahrſcheinlich oder gar verwunderlich. Wir können dem entnehmen, wie ſpruchreif bereits den Freunden die Wandlung Laskis erſchien. Es hatte ſich damals ſchon in Krakau ein kleiner Kreis geiſtesverwandter Naturen zuſammengefunden — wir werden am Schluſſe unſerer Erzählung um Einlaß bei ihm bitten —, die bittere Klagen — der Brief ſelbſt iſt ein Beleg dafür — über das Staats- und Kirchenweſen führten und mit den Fortſchritten der Reformation und ihren Führern vertraute Fühlung hatten. Wohl war ſeit Jahresfriſt durch einen ſehr ſtrengen königlichen Erlaß der Beſuch von Wittenberg unterſagt***); daß ein ſolcher notwendig geworden, läßt ſchließen, wie zahlreich polniſche Studenten nach der Hochburg der Ketzerei ſchon gezogen waren, und wie die menſchlichen Verhältniſſe nun einmal ſind, wiſſen wir, daß auch die ſtreng-

*) Gabbema, S. 19.

**) Über ihn ſiehe die paar Notizen bei Wengierski, S. 451.

***) Vgl. Kantz (S. 18) und daſelbſt aus dem an Peter Kmita erlaſſenen Befehl die bezeichnende Stelle: „quod attinet ad eos, qui apud Lutherum vel quoscunque alios factionum istarum principes vitam degunt, iis omnino aditum ad quas vis dignitates et magistratus praecludemus in posterum. Qui autem post publicatum hoc edictum nostrum vel sua voluntate vel jussu suorum amicorum ad istos ipsos sectarum novarum auctores, ut eorum dogmata imbibant, proficiscerentur, eos vel extorres esse jubemus vel severius e consiliariorum nostrorum sententia castigabimus, ne illis quidem parcendo, qui ipsis auctores ejus rei fuerint.“ — Freilich acht Jahre ſpäter hat Sigismund dies drakoniſche Geſetz gemildert und ſeinen Unterthanen das Reiſen ins Ausland wieder geſtattet. Bereits 1539 meldet der Biſchof von Chelm dem apoſtoliſchen Nuntius in Deutſchland, Moroni, daß der königliche Erlaß wegen des Beſuches von Wittenberg wenig gefruchtet habe. Seine Gründe dafür ſind nicht völlig ſtichhaltig. (Vgl. Theiner II, 527.)

sten derartigen Erlasse nur wenig fruchten und auch damals fruchteten.

Modrzewski schildert in dem Schreiben ausführlich die Wittenberger Tage der Konkordie (21.—29. Mai 1536). Was während dieser Woche Bucer und seine Oberdeutschen mit Luther verhandelt, das war ganz nach dem Sinn unseres späteren Laski und es ist wie eine schöne Weissagung, daß das Gerücht ihn gerade in den Tagen bereits in Wittenberg gewesen sein läßt. Eine so versöhnliche Hand hat der deutsche Reformator den Leuten von Straßburg, Augsburg und den anderen oberdeutschen Städten niemals entgegengehalten, wie an jenem 23. Mai, wo er in „hochgehobener, freudiger und freundlicher Stimmung, die ihm aus Augen und Antlitz strahlte“*), nicht zanken will mit den Leuten, die im heiligen Abendmahl die Gottlosen den Leib des Herrn nicht genießen lassen. Die Verschiedenheit der Anschauungen war innerlich nicht überwunden, aber über sie hinweg konnte in jener einen Stunde Luther die Bruderhand reichen. Viel freiere Ansichten über das Abendmahl, als sie hier zugelassen wurden, hatte Laski zwölf Jahre früher bereits von Erasmus vernommen, mündlich zwar nur, beim Symposion mit einer kleinen, auserwählten Schar; aus der Art der Schilderung bei Modrzewski ist ersichtlich, daß unserem Laski die Entwickelung der Abendmahlslehre seit jenen Tagen nicht fremd geblieben.

Nicht 1536 schon vollzog sich der Bruch mit der Mutterkirche**). Zwei Jahre später, bald nachdem Laski Archidiakonus von Warschau geworden, verließ er, für unser Auge plötzlich, sein Vaterland und zwar in der bestimmten Absicht, damit zugleich aus der römischen Kirche zu scheiden. Aber den ernsten Schritt that er nicht heimlich wie ein Flüchtling. Seine

*) Köstlin II, 342.

**) Trotz der bestimmten Äußerung von Utenhove (S. 234: „porro Joannes a Lasco 1556 tandem in patriam revocatur, unde viginti amplius annos nomine religionis sponte sua jam exulaverat“) bezweifle ich die Richtigkeit der Zeitangabe, da Laski unmöglich noch zwei Jahre nach dem auffälligen Verlassen der heimatlichen Kirche zum Archidiakonus von Warschau hätte ernannt werden können. Wir dürfen in jenen Tagen derartige Zeitangaben nicht ungeprüft hinnehmen.

hohe Lebensstellung, gesellschaftlich wie kirchlich, hatte ihn oft in nahe Berührung mit dem Könige gebracht, und Sigismund blieb dem ernsten, so bedeutenden Manne bis zuletzt wohlgewogen. Des ein Zeugnis ist Laskis Berufung zum Archidiakonat noch 1538; ja dem reiht sich das weitere, glänzende an, daß der König ihm in demselben Jahre noch den erledigten Bischofsstuhl von Cujavien anbot. Die Thatsache ist denn doch nicht wegzuleugnen; der Freund, der ihm zweiundzwanzig Jahre später die Grabrede hielt, bezeugt sie laut in Gegenwart derer, die Einsprache hätten machen können*). Sobald nur Laski von der Absicht Kunde erhielt, ging er zum Könige und setzte ihm offen die Gründe auseinander, die ihn eine solche Gunst auszuschlagen nötigten. Ehrgeiz lockte ihn nicht, sicher wenigstens nicht mehr; am Vorabend seines Übertrittes konnte ihn auch die Bischofswürde nicht mehr fesseln; das Kreuz Christi und die Schmach und Verfolgung eines evangelischen Predigers dünkte ihm begehrenswerter. Es ehrt auch den König, daß er solch' offene Aussprache zu würdigen verstand und alle seine strengen Maßregeln vergaß und übersah in Gegenwart der Hoheit einer Gesinnung, die die Armut um Christi willen dem üppigen Leben eines Bischofs vorzog. Der König wußte, daß er nicht viel solche Männer in seinem Lande hatte. Er verwehrte der seltenen Erscheinung die Reise ins Ausland nicht, ja er stattete Laski huldvoll mit Empfehlungsbriefen an auswärtige Fürsten aus. Bis an sein Ende konnte Sigismund den Mann nicht vergessen**).

---

*) Statorius, S. 6: „Ipse Johannes a Lasco . . . instar magni illius Israelitarum ducis probrum Christi ferre maluit quam adoptivus Pharaonis filiae gnatus appelari. Cum enim sibi a serenissimo rege Sigismundo Cujavensem episcopatum traditum audivisset, ipse principem adiit et cur id munus suscipere non posset, palam ostendit, quo sapientissimus ille rex non modo non est offensus, sed et ultro commendatitias litteras ei ad omnes principes concessit."

**) Laski selbst schreibt dies dem Sohne des Königs: „abii ex mea patria et sciente et clementer id mihi permittente divo olim Majestatis tuae patre, id quod tuae etiam majestati incognitum non esse puto, qui me ubi jam in Frisia considissem, honorifice etiam, pro Regia sua in me clementia, in patriam rursus literis suis revocabat, egoque illius

Es mag denn doch ein schwerer Abschied gewesen sein, als unser Freund an der Landesgrenze, die nach Deutschland führt, das letzte Lebewohl seiner Heimat zugerufen und noch einmal einen Blick rückwärts nach dem Vaterland geworfen, das er mit der ganzen feurigen Glut eines Polen liebte und von dem er sich jetzt vielleicht auf Nimmerwiedersehen losriß. Einen Schritt noch und der entscheidungsvolle Würfel ist gefallen. Und er thut ihn, gehorsam der Gottesstimme in seinem Herzen, die er bald schon als Gottes Gnade rühmt. Sie hat ihn wie einst den Vater der Gläubigen geheißen, wegzugehen aus seinem Vaterlande, aus seiner Freundschaft, aus seines Vaters Hause, weg in eine ihm noch unbekannte Ferne, von der er nur wußte, daß es das Land sein werde, das ihm sein Gott zeigen wolle. Gott hat ja von Vielen in jenen Heldentagen der Reformation das gleiche, schwere Opfer gefordert und die Schar der Verbannten in Genf, in Zürich, an so manchem anderen gastfreien Herde der Reformation, die daheim in hoher Stellung ihre behaglichen Tage verbracht und nun das kümmerliche Brot der Fremde aßen, bezeugt es, daß sie willig um des heiligen Kleinods ihres Glaubens willen das Opfer brachten und auch ihren Herrn darüber priesen. Aber unter den lichten Heldengestalten sind doch nicht viele, die aus so mächtig lockenden Umarmungen sich auf ihres Herrn Geheiß losreißen mußten, als unser Pole dort an der Grenze seines Vaterlandes. Noch lange klingt es in seinen Briefen nach, was er damals hat darangeben müssen, nicht freilich im wehmütigen Ton eines Verbannten, der sich nach den verlassenen Heimstätten zurücksehnt, in dem Jubelton vielmehr, durch solch ein Opfer zur Freiheit der Kinder Gottes durchgedrungen zu sein. So schildert er nach sechs Jahren seinem Glaubensgenossen Bullinger jene Zeit mit den schönen Worten: „Kurz um auch dir die Wohlthat und Güte Christi des Herrn gegen mich zu verkünden, ich war einst ein angesehener Pharisäer, mit vielen Titeln und Würden ausgeschmückt, mit vielen und reichen Pfründen von meinen Knabenjahren an herrlich beladen; jetzt aber, nachdem ich all dies aus

---

majestati pariturus eram, si id fidei meae professio ministeriique mei in Frisia suscepti ratio passa fuisset“ (Kuyper II, 30).

freien Stücken durch die Gnade Gottes dahinten gelassen, nachdem ich mein Vaterland und meine Freunde darangegeben, weil ich sah, daß ich in ihrer Mitte nicht in Christi Sinn und Geist leben könne, jetzt bin ich in der Fremde nur ein armer Knecht meines armen, für mich gekreuzigten Herrn Christus, seit kurzem hier (in Friesland) Diener der Kirche, zu verkündigen die Lehre des Evangeliums nach dem Willen des, der mich nach seiner Barmherzigkeit aus den Netzen der Pharisäer zu seiner Herde berufen hat.“*) Einem anderen Schweizer Freunde meldet er um die gleiche Zeit den entscheidungsvollen Schritt in der Weise: „Auf elende Weise hatte ich alle meine Zeit verbracht und verloren in Laufereien, in der Unruhe des Kriegslärms, im Getriebe bei Hofe. Aber der gute Gott hat mich mir selbst wieder zurückgegeben und mich mitten aus dem Pharisäertum auf wunderbare Weise zur wahren Erkenntnis seines Wesens berufen, — ihm sei Ruhm in Ewigkeit. Amen. So mir nun selbst durch Gottes Gnade zurückgegeben, wage ich es, der Kirche Christi, die ich in meinem Pharisäertum aus Unwissenheit haßte, nach meinem geringen Vermögen zu dienen, und bete zu Gott, er wolle in seiner Barmherzigkeit mein bescheidenes Scherflein neben den glänzenden Gaben der anderen nach dem Beispiel der Witwe im Evangelium nicht verachten, sondern wohlwollend es zur Erbauung seiner Kirche dienen lassen.“**)

So hat auch unser Freund wie alle seine Vorgänger, wie alle seine Nachfolger auf dem gleichen schweren Gang in Gottes Namen niemals ein Bedauern, ein Schmerzgefühl über solche Führung seines Herrn empfunden. Im Gegenteil, er wie alle die übrigen Helden haben die Wahrheit ihres Meisters zu kosten bekommen: „Wer verläßt Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Äcker um meines Namens willen, der wird es hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben.“

*) Kuyper II, 569.
**) Ebd., S. 583.

II.

Johannes a Lasco

als Proteſtant

in Deutſchland und England.

7.

Auf der Wanderschaft.

Am Ausgang des Sommers mag es gewesen sein, im Jahre 1538, daß Johannes a Lasco die Grenze seiner Heimat überschritt und den deutschen Boden betrat. Es war nicht nur ein Dahintenlassen des Vaterlandes und ein Ziehen in ein fremdes Gebiet, viel mehr noch ein Verlassen der alten Kirche, eine Loslösung von den innigsten Familienbanden und ein Wandern in eine blaue Ferne, in die ihn mächtig und unwiderstehlich die Gottesstimme rief, die ihm das noch unbekannte Land seines Wohnens zeigen wird. Unser Pilgrim dort an der heimatlichen Grenze stand in der Vollkraft seines Mannesalters; bald hat er sein viertes Jahrzehnt überschritten, ein schöner, wohlgestalter Sohn seines Vaterlandes, mit hoher Stirne, großen, offenen Augen, mit scharf geschnittener Nase, um den geschlossenen Mund der feste Ausdruck ungebeugten starken Willens, die ganze kräftige Erscheinung voll Adel, eine fesselnde, ernste Mannesgestalt. Die ihn in jenen schweren Tagen zuerst gesehen, die rühmen an der männlichen Erscheinung die ernste Würde im Antlitz, verbunden mit einem Zuge liebenswürdiger Anmut, die ganze Hoheit des Wesens, das alsbald einen Held verkündete*).

Sein Geistesauge fand das Land der Reformation wesentlich verändert seit den nun freilich auch schon zwölf Jahre zurück-

*) Gerdes III, 83.

liegenden Tagen, wo er dort auf dem Grenzgebiete und von der ſtillen Stube aus bei Erasmus in die hochgehende Bewegung hinübergelugt. Damals war die ganze Bewegung noch in voller Gärung begriffen und nur erſt der brodelnde Schaum lag vor der Pforte des großen Humaniſten in Baſel. Erasmus hatte ſeinen entſcheidungsvollen Waffengang mit Luther eben angetreten; dem Hausgenoſſen des in jenen Tagen allgemein anerkannten Führers der Humaniſten konnte es noch zweifelhaft erſcheinen, ob der ſo derb dreinhauende Reformator als der endgültige Sieger hervorgehen werde — und von dem Sieg hing der Beſtand der Kirche ab. Der mächtig anſtürmende Reformationsgeiſt, dem Gemüte entſpringend und nun auch die ganze Volksſeele in ihrer Tiefe erfaſſend, hatte auch andere, lange, lange angeſammelte Kräfte gelöſt, und die brachen ſich ſtürmiſch Bahn und heiſchten unerbittlich Löſung, auch von der Reformation, und doch lag ihre Quelle fernab auf anderem Gebiete. Es war noch ſehr fraglich, welches der Ausgang ſein und ob es der Reformation gelingen würde, ſich den verſchiedenen fremdartigen Anforderungen zu erwehren und die ſtürmiſchen Streitgenoſſen von ſich auszuſcheiden, die kühn und radikal auch den Boden des Evangeliums verließen und auf eigener Fährte einhergingen.

Die Verhältniſſe hatten ſich in der Zwiſchenzeit weſentlich geklärt. Licht und entſchieden war aus dem Kampf widerſtreitender Elemente die feſtumriſſene Geſtalt der, wie ſie damals hieß, reformierten Kirche hervorgetreten. Man ſah ihren Zügen den heißen Kampf an, in dem ſie ſich ihr Recht erkämpft, zugleich auch die heilige, freudige Begeiſterung, die jeder Kampf um das Evangelium dem Bekenner einflößt. Die jugendliche Kirche der Reformation, im Hoch- und Selbſtgefühl dieſes ihres göttlichen Rechtes, konnte nun ruhiger die Folgerungen ihres Sieges ziehen. Im Retſcher zu Speier hat ſie 1529 gegen den Reichstagsabſchied ihre Proteſtation eingelegt, ihre Anhänger waren nun Proteſtanten geworden, Gegenpart wohl, aber auch ebenbürtiger Part wider die römiſche Kirche. Ein Jahr ſpäter überreichte die jugendliche Streiterin bereits auf der Reichsverſammlung zu Augsburg dem Kaiſer und Reich ihre Konfeſſion, noch etwas gar ſehr die Übereinſtimmung mit der alten Mutterkirche betonend, noch nicht lieber

die doch schon klar zutage tretenden Unterschiede scharf hervorhebend. Aber es war so vielleicht klüger; der Gegner fühlte sich nicht veranlaßt, seine Feder, wie einige Heißsporne wünschten, in Blut zu tauchen; seine klägliche Tintenschrift darwider hob nur den Mut der jungen Helden. Wieder ein Jahr später sehen wir die protestierenden Stände im Schmalkaldener Bund enger sich zu Schutz und Trutz zusammenschließen; es waren mannhafte, tüchtige Fürsten, die dieser Bund zu seinen Hauptleuten erwählte. Der Kaiser und seine Leute hatten fortan mit diesem Bunde zu rechnen; der Religionsfriede zu Nürnberg 1532 zeigt, daß Karl V. sich zu einer solchen Rechnung entschloß. Beide Teile gelobten Frieden bis zum Austrag der ganzen Angelegenheit auf einem demnächst zu berufenden Konzil. Die protestantischen Stände waren in jenen Tagen schon so erstarkt, daß sie nach der Meinung der Kundigsten noch viel bedeutsamere Zugeständnisse dem von vieler Seite her bedrängten Kaiser hätten abringen können. Der tiefreligiöse Zug der deutschen Reformation hielt sie zumeist ab, sich die günstigere politische Stellung zu erwerben.

Aber die gewaltigen politischen Bewegungen, die wie in einem Strudel alle Länder Europas zu ziehen drohten, förderten in unerwarteter Weise den festen Bestand der nach Gottes Wort reformierten Kirche. Wir haben schon einmal an der Stelle gestanden, wo dieser Strudel seine heftigsten Wellen aufwarf. Auf den weiten, fruchtbaren Ebenen Ungarns schien es einen Augenblick, als ob das Los Europas für Jahrhunderte entschieden werden sollte, und zwar in dem blutigen Kampf der beiden dortigen Kronprätendenten, ein Kampf, der auf der einen Seite den siegreichen Soliman mit seinen blutdürstigen Horden bis unter die Mauern von Wien führte, der auf der anderen Seite die feindselige Politik von Karl V. und Franz I., und die sich im wechselnden Waffenglück um sie scharten, zum Austrag zu bringen schien. Kaiser Karl durfte bei dem ernsten Waffengang die deutschen protestantischen Stände nicht seinen Feinden zudrängen und mußte deshalb auf ihrer Seite gar manches geschehen lassen, was er gewiß unter anderen Umständen mit Feuer und Schwert unterdrückt haben würde; König Franz, selbst Katholik und nicht gewillt, in seinem Reiche der evangelischen Bewegung Vorschub zu leisten,

warb um die Gunſt, im letzten Grunde um die Waffengenoſſenſchaft der proteſtantiſchen Fürſten. Sie entging ihm wohl, aber der Vorteil dieſer politiſchen Strömung kam den Proteſtanten in jenen Jahren zugute.

Dem Proteſtantismus in ſeiner ſtaatlichen Stellung waren die politiſchen Ereigniſſe auf der Weltbühne in dieſem vierten Jahrzehnt nur förderlich geweſen. Das Hindernis, den vollen Ertrag ſeiner Aufgabe zu gewinnen, trat in einer für die ganze Folgezeit verhängnisvollen Weiſe in ſeiner eigenen Mitte zutage. Die Zuſammenkunft zu Marburg hatte klar die andersgeartete Geiſtesrichtung der beiden Häupter der Bewegung, Luther und Zwingli, auf einem entſcheidenden Punkte gezeigt; die Schatten dieſer beiden Geſtalten lagerten ſich fortan auf die Scharen, die ihrer Führung folgten, und gaben ihnen verſchiedene Umriſſe. Das Recht, ihre perſönliche Überzeugung geltend gemacht zu haben, bleibt beiden Männern gewahrt; die größere und herzlichere Zuneigung muß ſich dem Handeln des Führers zuwenden, der über den unverglichenen Streitpunkt hinüber dem deutſchen Reformator die Bruderhand reicht und mit Thränen ſehen mußte, daß ſie zurückgewieſen wurde. Wie unſagbar viel Leid iſt ſeitdem über die evangeliſche Kirche gekommen, die in der zurückgewieſenen Hand die Spaltung in das eigene Innere getragen ſah. „Ihr habt einen anderen Geiſt als wir!“ Das verhängnisvolle, beklagenswerte Wort wurde zu einer Art Parole, die die Streitgenoſſen in zwei Feldlager teilte, zwiſchen die dann der gemeinſame Gegner in gewandteſter Weiſe ſeinen gefährlichſten Keil eintrieb. Wohl fühlte man hüben und drüben das Bedürfnis, die leiſe Spaltung eher auszufüllen, als zu erweitern, um nicht ſelbſt der römiſchen Kirche durch die eigene Zwietracht in die Hände zu arbeiten; lebendiger war das Bedürfnis bei den Städten in Oberdeutſchland und in den ſchweizeriſchen Gebieten; bei den anderen blieb das Gefühl rege, ſich vor der Vermiſchung mit dem vermeintlichen anderen Geiſt zu hüten. Aber auch Luther ſah die Notwendigkeit einer Annäherung ein und überwand eine Zeit lang ſeine Bedenken wider jede Berührung mit den Sakramentierern. Der dafür unermüdlich thätige Bucer fand in Wittenberg an Melanchthon eine weſentliche Stütze für ſeine ſchönen Bemühungen;

Luther sah schweigend zu und ließ der Sache ihren Lauf, ja — wir haben schon daran gerebet, man glaubte Laski an dem bedeutsamen Tage bereits in Deutschland, der für einen Augenblick ins Leben gerufen zu haben schien, was dann später unseres Freundes eifrigste Lebensaufgabe geworden war —, ja, am 29. Mai 1536 wurde in der Wittenberger Konkordie eine Art Union hergestellt und auch von Luther mit unterzeichnet. Welch' eine Freude hat dieser Schritt und die sich ihm weiter anreihenden Schreiben Luthers in der Schweiz, in ganz Oberdeutschland verursacht! Zürich sandte einen obrigkeitlichen Läufer in den Züricher Farben und Ehrenzeichen im Sommer 1538 nach Wittenberg mit einem Schreiben von dem edlen Bullinger, das mit den schönen Worten schließt: „Gott unser himmlischer Vater, der da ist der Herr der Heerscharen, der Vater aller Barmherzigkeit und alles Trostes, entzünde in uns beiden Teilen durch seinen heiligen Geist das Feuer seiner göttlichen Liebe, damit wir dies christliche Werk dieser Konkordie zur Heiligung und Ehre seines heiligen Namens, auch zur Seligkeit vieler Seelen, der Satan und der Welt und allen ihren Anhängen zuwider durch die Gnade Gottes zugerichtet, seliglich erhalten mögen."

Um diese Zeit betrat Laski das Heimatland der Reformation. Als ob in seiner Lebensführung der Augenblick von Gott abgewartet worden wäre, in welchem die Persönlichkeit auf den Schauplatz der Handlung treten sollte, die in ihrer ganzen Veranlagung das auserwählte Rüstzeug zu sein schien, auf der Grundlage dieser Konkordie an dem Bau der Reformation weiter zu arbeiten! Aber Gottes Wege sind doch nicht unsere Wege. Der Fremdling, der Polen und der römischen Kirche den Rücken gewandt, wurde auf weiten Umwegen erst an seine Arbeit geführt.

Laski lenkte seine Schritte zunächst nicht nach Wittenberg, wo ihn schon vor zwei Jahren der Freund vermutet hatte. Er scheint geflissentlich dem großen Reformator ausgewichen zu sein, sei es, daß die Erinnerung an das in der Umgebung von Eras-

mus einſt gewonnene Bild von Luther noch nicht ganz verwunden war, ſei es, daß er ſeinem Könige, der das hochangeſehene Landeskind hatte ziehen laſſen, das Verſprechen gegeben, den unmittelbaren Umgang mit dieſem gefürchtetſten Ketzer zu meiden. Aber auch den Reformatoren auf der anderen Linie ging er zunächſt noch aus dem Wege perſönlicher Berührung. In der Schweiz hätte er raſch die alten Verbindungen wieder anknüpfen können. Der kampfesmutige Zwingli war freilich ſchon auf der blutigen Walſtätte, ein tapferer Schweizer, gefallen, und auch Ökolampad, der wackere Reformator in Baſel, war von ſeinem Herrn und Meiſter bereits aus der ſtreitenden Kirche in die triumphierende emporgerufen. Aber Pellikan ſtand noch treu und feſt auf der Wacht dort am Rhein und Baſel, unſerem Freunde einſt ſo lieb geworden wie einem Studenten ſeine Muſenſtadt, war ohne vielen Kampf ruhigen, gemeſſenen Schrittes in die Bahn der Reformation eingelenkt, während in Zürich Bullinger waltete, der ſo innig nahe Geiſtesgenoſſe Laskis in den ſpäteren Jahren. Weiter im Süden an den reizenden Ufern des Genfer Sees wirkte unermüdlich und in der Kraft eines altteſtamentlichen Propheten Farel, den als Flüchtling unſer Pole einſt in Baſel kennen gelernt, neben ihm aber auch ſchon ſein Meiſter Calvin, beide Helden eben aus Genf vertrieben, weil ſie zu groß und herb waren für das Volk, das dort in äußeren Luſtbarkeiten ſeines Lebens froh werden wollte, beide ungebeugt, denn ſie hatten ihr Geſchick im treuen Dienſte ihres Herrn erfahren. Farel ſtand ſchon wieder mit der gleichen rückſichtsloſen Strenge, mit demſelben feurigen Liebeseifer am anderen Ufer des Sees, eifrig bemüht, den Wandel der Chriſten in Neuenburg Gott zu heiligen. Calvin war weiter gezogen; in Straßburg hatte er eine Kanzel gefunden, das Evangelium zu verkünden. Welch einen Eindruck müßte er auf den Flüchtling aus Polen gemacht haben! Und noch ſo manche andere hervorragende Geſtalt würde dort in der ſchönen, deutſchen Reichsſtadt unſeren Laski in jenen Tagen gefeſſelt haben, geiſtesverwandte Naturen, die wohl bald ſeinem Sinnen und Trachten ihre beſondere Marke, nicht weit verſchieden von dem eigenen dereinſtigen Gepräge, eingedrückt haben würden.

Wir kennen leider die Beweggründe nicht, die unſeren Freund veranlaßten, einen anderen Weg einzuſchlagen. Auf den erſten Anblick will der Weg wie ein Spiel des Zufalles erſcheinen, das neckiſche Verſchlagenwerden eines Schiffbrüchigen; bei tieferem Eindringen erkennen wir die Führung des Herrn, der der Menſchen Geſchicke lenkt wie die Waſſerbäche. Zuerſt ſehen wir die Umriſſe unſeres Wanderers in Frankfurt a. M. auftauchen, um die Zeit etwa, wo im Spätherbſt von allen Endpunkten die Druckherren mit ihren neuen Büchervorräten in die damals ſchon ſo wichtige Handelsſtadt zur Meſſe zuſammenzukommen pflegten. Auch von Krakau, von Thorn, Poſen und Breslau zogen die Leute nach dem Main hin, zumeiſt in engerem Zuſammenſchluß, um ſich und ihre Ware auf den unſicheren Landſtraßen leichter ſchützen zu können. Sein Abſteigequartier nahm Laski in dem Hauſe eines gewiſſen Hadrianus, der ein Buchhändler auf dem Liebfrauenberg geweſen ſein ſoll und ihm auch in ſpäteren Jahren noch Büchereinkäufe vermittelte und auch ſonſtige Aufträge beſorgte, ein Niederländer von Hauſe aus, der aber Frankfurter Bürger geworden war*). Vielleicht hatte gerade die Büchermeſſe den Polen nach der Mainſtadt verlockt. Es hatte denn eben doch nicht jede neue Erſcheinung der Reformationslitteratur die ſcharf gehütete, heimatliche Grenzſperre durchdringen können und bot eine ſolche Meſſe die günſtigſte Gelegenheit, die eine und die andere daheim verbotene und entbehrte Frucht zu genießen und ſich mit dem gegenwärtigen Stand der geiſtlichen Dinge vertraut zu machen. Ob und mit welchen hervorragenden Perſönlichkeiten der Stadt Laski bei dieſem ſeinem erſten Aufenthalt in Frankfurt zuſammentraf, darüber bieten die wohlgeordneten Archive der Stadt keine Auskunft. Die freie Reichsſtadt mit ihren kräftigen Söhnen voll regen Unabhängigkeitsgefühls hatte ſich in ihrer Mehrheit der Reformation angeſchloſſen, damals noch mit ſtarker Bevorzugung der von Zwingli und den oberdeutſchen Städten ausgehenden Richtung. Einen Fremdling lernte er in den Mauern der Stadt kennen und ſchloß engen Freundſchaftsbund mit ihm, einen Bund, der in gewiſſer Beziehung für die ganze Folgezeit ſeines Lebens

*) „Religionshandlungen“ II, Beilage S. 50.

entscheidend wurde. Auf der Reise nach Italien war an einem hartnäckigen Fieber schwer krank befallen Albert Hardenberg aus den Niederlanden. Er lag wohl in derselben Herberge wie unser Freund. Um ein Jahrzehnt jünger wie Laski, mit dem Papst Hadrian nicht allzu weitläufig verwandt, war Hardenberg als Knabe schon in das berühmte Bruderhaus zu Gröningen, das der edle, hochbegabte Johann Wessel ins Leben gerufen und ihm langewährendes Ansehen verschafft, eingetreten; zum ernsten Jüngling herangewachsen, vertauschte er das fromme Bruderhaus mit dem nahegelegenen, in jenen Tagen auch hoch gefeierten Bernhardinerkloster zu Aduard. Sein Lehrer Goswin van Halen hatte ihm wohl den Rat gegeben, da einzutreten, wo Männer wie Rudolf Agricola, Johann Wessel u. a. einst gewirkt und von welchem Kloster er selbst geäußert: „Wenn du früher einen Gelehrten in Friesland gesucht hättest, so würdest du ihn in Aduard oder nirgends gefunden haben.“*) Mit zwanzig Jahren begab sich Hardenberg, in die weiße Mönchskutte mit dem schwarzen Skapulier der Bernhardiner gehüllt, nach Löwen, den achtjährigen Kursus eines Theologen bis zu dem Baccalaureat durchzumachen. Er war wegen seiner freieren Anschauungen den strenggläubigen Professoren verdächtig geworden und hatte die Absicht, zur Zeit der Herbstmesse 1538 über Frankfurt nach Italien zu ziehen. Die hartnäckige Krankheit ließ ihn seinen Plan ändern. Statt nach Italien zog er nach Mainz, an der dortigen Hochschule sich die höchste Würde seines Berufes, den Doktorhut, zu erwerben. Der neuerworbene Freund begleitete ihn in die nahegelegene Stadt, die in jenen Tagen zumeist durch die Bedeutung ihrer Universität den Beinamen „das goldene Mainz“ erhalten.

Es waren gerade bewegte, lärmige Tage für Mainz angebrochen. Nach jahrelanger, geflissentlicher Abwesenheit hatte endlich Kurfürst Albrecht von Mainz dem immer stürmischeren Andringen nachgeben müssen und war von Halle aus in seine Bischofstadt gekommen. Vom Februar bis Juni 1539**) hielt er

*) Spiegel, S. 11.
**) May II, 331.

in Mainz Hof, nicht als ein geiſtlicher Hirte, der ſich um das Seelenheil der ihm anvertrauten Herde ſorgt, wie ein weltlicher Fürſt vielmehr, in dem Hohenzollernblut rollt, eifrig bemüht, Söldner zu werben und für baldigen Kriegsdienſt einzuüben. Trifft die mehrfach auftauchende Angabe zu, daß Laski bei ſeiner Reiſe mit Empfehlungsbriefen von ſeinem Könige verſehen worden ſei, dann war darunter gewiß auch ein Schreiben an des Königs Verwandten, den Kurfürſten und Kardinal, in deſſen Hand mehr wie einmal das endgültige Geſchick Deutſchlands gelegen haben würde, hätte ſeiner Macht der ſittliche Ernſt, die religiöſe Tiefe des Charakters entſprochen. Um jene Zeit konnte der genußſüchtige Kirchenfürſt unſerem Laski, wenn er ihm überhaupt nahe getreten, keine Wegweiſung mehr bieten. Ein Vierteljahrhundert früher vielleicht. Das war noch die ſchöne Zeit, wo der wiſſenseifrige und kunſtſinnige Fürſt, ein Freund von Hutten war und in inniger Verehrung und Hingabe ſich vor dem königlichen Geiſte des Erasmus beugte. Damals beſeelte den hochgeſtellten Kirchenfürſten der innige Wunſch, ſeine Mainzer Hochſchule zu einer Muſterſchule für die Humanitätsſtudien umzugeſtalten und zugleich auch, ganz im Geiſte des großen, deutſchen Humaniſten, reformatoriſch auf die Kirche einzuwirken. Der Humanismus erwies ſich auch unter ſeinen machtvollen Händen ohnmächtig ſolch großes Werk auszuführen. Auch dieſem ſeinem begeiſterten Jünger mangelte dazu der ſittliche, heilige Ernſt, ſich um der eigenen Seele Seligkeit zu ſorgen, auch er mußte in ſeinem Vorhaben ſcheitern, weil er vergaß, daß das Heiligtum nicht von gelehrten oder humanitären, ſondern nur von heiligen Händen gereinigt werden kann. Der prunkliebende Kurfürſt wollte das Leben genießen in der Weiſe, wie es in jenen Tagen der Mediceer auf dem päpſtlichen Stuhle es that, vielleicht mit etwas mehr deutſchem Ernſte, aber die Grundrichtung iſt die gleiche. Kurfürſt Albrecht und unſer Laski waren von der Humanität und ihrem Hochmeiſter ausgegangen; der weitere Lebensweg ihrer geiſtigen Entwickelung führte ſie aber immer mehr auseinander, in jenem Frühjahr 1539 war ſchon kein Berührungspunkt mehr da. Der eine von ihnen war bis zur Würde eines Kardinals emporgeſtiegen, ja bis in den heißerſehnten Beſitz der goldenen Roſenſtaude vom

Papſte, aber auch abgelenkt bis in den offenſten Bruch mit der Reformation. Er ſtarb, tief verletzt über den Gang der Geſchichte und unerbittlich in ernſtem Gerichte von ihr auf die Seite geſchoben, bis ins Sterben hinein von ſeinen Gläubigern gedrängt, und dazu fällt auf ſeine entſeelte Hülle der unholde Schattenriß des unglückſeligen Ablaßkrämers in ſeinem ſchmachvollen Dienſt, deſſen halber Gewinn in den Geldkaſten des prunkſüchtigen Kurfürſten fiel und ihn doch nicht füllen konnte. Den anderen führte ſein Weg in die evangeliſche Kirche. All' ſeiner kirchlichen Pfründen und Würden — und er hätte vielleicht in ſeiner Heimat ſo hoch ſteigen können wie Albrecht in Deutſchland — aus freien Stücken und in heiligem Gewiſſenszwang los und ledig, ein armer Knecht ſeines einigen Herrn, allzeit fortan fertig und bereit, ſich als ein Streiter Chriſti zu leiden, bis zuletzt freudigen Geiſtes im ſeligen Beſitz der freien Gnade in Chriſto Jeſu.

Faſt ein Jahr ſcheint Laski fern von dem, was in den biſchöflichen Prunkgemächern getrieben wurde, und ernſten Studien hingegeben, in Mainz geweilt zu haben, wenn wir ihn nicht in der Zeit auch ſchon bereits in den Niederlanden aufſuchen müſſen. Unſere Quellen verſiechen in dem Jahre; der Aufenthalt in Löwen ſcheint aber allen Andeutungen nach länger geweſen zu ſein als die übrig bleibende kurze Friſt, wenn wir Laski bis zur Promotion ſeines Freundes in Mainz vermuten, nicht lieber ihn zu der Feierlichkeit aus den Niederlanden dahineilen laſſen. Sein Freund hielt in der Bewerbung um den Doktorhut Vorleſungen über die Bücher der Sentenzen und einige Briefe Pauli. Zumal die letzteren mußten mit Notwendigkeit die beiden Männer in ihren reformatoriſchen Anſchauungen feſtigen. Das Jahr ging nicht zu Ende, ohne daß Hardenberg die erſehnte Würde errungen hatte. Laski war bei der Promotion zugegen. Die Emdener Bibliothek beſitzt noch das Buch, das er bei dieſer Gelegenheit dem mit dem Doktorhut Gekrönten ſchenkte, es ſind Reuchlins Anfangsgründe der hebräiſchen Sprache. Einſt war das wertvolle Buch dem Erasmus eigen, deſſen Handſchrift (sum Erasmi nec muto dominum) es noch trägt. Es hatte doch ſeinen Beſitzer gewechſelt, als der freigebige Pole in ſo großherziger Weiſe dem berühmten Gelehrten ſeine Bücherſammlung abgekauft. Auch

Hardenberg hielt das Geschenk um des Gebers willen doppelt wert und hat acht Jahre später auf das Titelblatt eingeschrieben: „Deshalb" (weil er es von Laski bei der feierlichen Gelegenheit geschenkt erhalten) „wird dieses Buch seinen Herrn, so lange ich lebe, nicht wechseln, was ich durch diese meine eigenhändige Unterschrift bezeuge."*) Als im folgenden Jahre die Ketzerrichter in Löwen wenigstens die Bücher des Hardenberg verbrannten, im Grolle darüber, daß ihnen der Ketzer entwichen, war dieses von ihm hochgehaltene Buch dem Feuer entgangen.

Schon bald nach der Promotion brach Hardenberg nach seiner Heimat auf. Der treue Freund gab ihm rheinabwärts das Geleite. Sie wollten sich nicht von einander trennen; die Niederlande selbst besaßen gar manchen Anziehungspunkt, der unserem Laski im Fortgang seiner geistigen Entwickelung anlocken konnte. Die Heimat des Erasmus war ihm in seinen Humanitätsstudien und im Zusammenleben mit des Landes damaligem gefeiertsten Sohne nicht fremd geblieben; er hatte manchen Sprossen dieses Volkes — wir erinnern uns beispielsweise seines Umganges mit Utenhove — kennen und schätzen gelernt. Der eigene Bruder, Hieronymus, hatte mehr wie eine schwierige diplomatische Sendung in Brüssel auszurichten gehabt, und sein Name hatte auch da in den höchsten Kreisen guten Klang.

Statthalterin der Niederlande war die Schwester des Kaisers, Maria, die Witwe des unglücklichen Königs von Ungarn, der auf so klägliche Weise sein junges, hoffnungsvolles Leben in den Sümpfen bei Mohacz eingebüßt. Noch als Jungfrau hatte sie, die hochbegabte, wissenseifrige Schülerin des Humanismus, Erasmus hoch geschätzt und auch gepriesen. Ihr frommer Sinn hatte die junge Königin in das Studium der heiligen Schrift geführt; sie stand nicht abhold den evangelischen Bewegungen nun auch in Ungarn gegenüber und Luther hoffte Großes von ihr sich versehen zu dürfen. Als er die Kunde von der schweren Heimsuchung erfuhr, die die fromme Witwe getroffen, sandte er ihr gleichzeitig

*) Spiegel, S. 19.

mit der Auslegung von vier Psalmen jenen bekannten schönen Trostbrief nach Wien, wohin sie vor den wilden Scharen Solimans geflüchtet*). Es war eine falsche Stellung, in die Kaiser Karl seine Schwester durch ihre Berufung zur Statthalterin der Niederlande gerückt, weil mit dieser Stellung von ihm die Aufgabe verknüpft war, den Protestantismus im Geburtslande des Kaisers auf alle Weise zu unterdrücken. Und der Kaiser zeigte auf diesem Punkte seine ganze rücksichtslose, herrische, unduldsame Natur, die wenigstens im geliebten Stammlande durchsetzen wollte, was ihm in Deutschland trotz aller Versuche nicht gelang. Bis zur Dienerschaft herab säuberte er die verdächtige Umgebung der Schwester, die sich dem harten Willen des Bruders fügte und zu ohnmächtig war, die furchtbare Aufgabe zurückzuweisen, oder aber um ihretwillen auf den Glanz der Hofhaltung, dann auch auf die Freundschaft des Bruders zu verzichten**). In welch' schmerzliche Stellung doch wurden in jenen großen, aber auch herben Tagen die gerückt, die schwach auf halbem Wege stehen blieben und darum bitter unter das Gericht des Wortes fielen: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich." Laski wäre der Statthalterin kein fremder Name gewesen. Kein anderer Name wurde in den blutigen Händeln, die ihr schönes Ungarnland zerfleischten, öfter von Freund und Feind genannt als dieser und sie würde gewiß auch dem edlen Polen glänzende Aufnahme an ihrem Hofe gewährt haben. Aber nicht um Hofleben und Hofgunst zu genießen hatte Laski dem heimischen Königshof den Rücken gewandt und war in die arme Verbannung gezogen. Er mochte auch keine

*) Vgl. Luther XXXVIII, 370 f. Die ausgelegten Psalmen sind 37. 62. 94 u. 109.

**) Vgl. das Schreiben des Kaisers an seine Schwester bei Lanz I, 418: „sy vous en (unter ihren Dienern) dysoyent ou congnissiez, quils en fussent attaches, que les chatyssiez ou chassyssiez, envoye a ceste heure, ma soeur, non pour ce, mais pour ce que en Allemagne ce souffre ou se tient pour legier, es pays bas ne ce convient en fason du monde souffrir, et ce tient pour pesant; et croys que en Allemagne y en y a plus que besoyng seroyt, que en fait, en dit ou en pensee en sont attaches; et que, sy daventure en y amenyez quelque ung qui ce fut et qui infecta lesdits pays de nouveautes quils lont cuyde ja estre, mais a force de chastoy sont estes gardes et remedyes . . . ."

Luſt haben, ein Weib zu ſehen, das ſich an der unnatürlichen Aufgabe müde rang, deren Erfüllung nur mit dem Opfer der Verleugnung ihrer beſſeren Beſtrebungen einſt erkauft werden konnte. Solche Menſchen mied er, ſuchte ſie nicht auf. Auch andere glänzende Angebote wies er entſchieden zurück. Als er in den Sommertagen 1540 ſich kurze Zeit in Antwerpen aufhielt, beſuchte ihn der Erzkanzler und auch der dort weilende Markgraf von Brandenburg; im Namen des Kaiſers ſowohl als auch des Königs Ferdinand wurden ihm vergebliche Anerbietungen gemacht*).

An Brüſſel und ſeiner glänzenden Hofhaltung vorüber zog ſich a Lasco nach Löwen zurück. Der freundliche Muſenſitz ſollte ihm für Jahresfriſt erwünſchter Bergungsort ſein, in der Stille innerlich auszureifen. Schon Erasmus hatte ihm einſt die ſo berühmte Univerſität und ihre ſchöne Lage geprieſen. Nirgends könne man ſtiller und ungeſtörter den Studien obliegen, dazu ſei die Gegend lieblich und geſund, ein italiſcher Himmel breite ſich über ihr aus**). Mehr wie dreitauſend Studenten aus aller Herren Länder, in jener Zeit zumeiſt aus Frankreich und auch nicht wenige aus Spanien, ſammelten ſich in den verſchiedenen Hörſälen; der großen Zahl entſprach die Menge der Profeſſoren und auch ihre wiſſenſchaftliche Bedeutung; eine reiche Bücherſammlung bot erwünſchte Mittel für eingehende Studien. Aber Löwen war damals in ſeiner theologiſchen Fakultät und durch ihre Stimmführer Hochburg wider die proteſtantiſche Kirche und Lehre geworden, der würdige, ja ſelbſt überlegene Streitgenoſſe der Sorbonne und von Köln wider jede evangeliſche Regung. Was in jenem Jahre ſchon Geltung hatte, wurde 1545 durch das Geſetz beſtimmt, daß kein Student zur Univerſität zugelaſſen würde, der ſich nicht durch einen feierlichen Eid als Feind aller Glaubensſätze von Luther und Calvin bekräftigte***). An der Spitze dieſer ausgeſprochenſten und ſtreitbarſten Gegner ſtand

*) Kuyper II, 552. Über die Chronologie dieſes Briefes vgl. die eingehenden Notizen bei Böhmer I, 166, der ſchlagende Beweiſe für die Kuyperſche Zeitangabe im Gegenſatz zu Scrinium I, 478 und Spiegel, S. 30 giebt.

**) de Ram, S. 12.

***) Ebd., S. 62.

Latomus, der von Luther als Löwener Sophist und Jesbi (2 Sam. 21, 16) gebrandmarkte Wortführer der Fakultät, den eine in meinem Besitze befindliche Flugschrift als anmaßenden Sykophanten bezeichnet*).

Nicht um als Student in späten Jahren noch einmal zu den Füßen von Gelehrten zu sitzen, die abgelebte, scholastische Theologie vortrugen, war Laski nach Löwen gekommen. Nichts verrät, daß er auch nur irgendwelchen Umgang mit Männern gepflogen, mit deren kirchlichem Standpunkte er bereits völlig gebrochen und die bald schon herausgewittert, welch' eine verdächtige Person dieser Fremdling aus Polen gewesen. Wenigstens wird uns berichtet, daß sie dem Hardenberg seinen vertrauten Umgang mit ihm verdacht und ihm Schwierigkeiten aus demselben erwachsen seien. Unter den Studenten, die teilweise viel bejahrter waren als unsere Universitätsjugend zu sein pflegt, konnte schon eher die eine, die andere strebsame Persönlichkeit entdeckt werden, die des unnatürlichen Zwanges auf dem heiligen Gebiete des Glaubens leidig der Lehre des reinen Evangeliums sich zuneigte. Verstohlen ging so manches reformatorische Buch von Hand zu Hand und gierig wurde von den jugendlichen, frommen Gemütern das freie, seligmachende Wort aufgenommen. Wir wissen von ein paar Jünglingen, die, wenn auch mit großer Scheu und Hochachtung vor dem edlen Polen, doch ihm in Löwen schon nahe getreten. Unter ihnen ragt besonders Francisco de Enzinas hervor, der als 17jähriger Jüngling schon 1537 in seiner spanischen Vaterstadt Burgos protestantische Anregungen erhalten und zwei Jahre später bereits ganz dem Evangelium gewonnen, gleichzeitig mit Laski nach Löwen gekommen war, seine Studien fortzusetzen. Er hatte bald von dem edlen Polen gehört, der um des Glaubens willen die Heimat verlassen und von der glänzenden Höhe eines Kirchenfürsten freudig in ein so unscheinbares, stilles Leben hinabgestiegen

*) „Epistola de magistris nostris Lovaniensibus quot et quales sint, quibus debemus magistralem illam damnationem Lutherianam." Das Sendschreiben ist an Zwingli gerichtet, ein fesselnder Beleg, einen wie frühen, freudigen Wiederhall die kühne That Luthers selbst in Löwen gefunden. Das Heft ist fünf Monate, nachdem Luther seine Thesen angeschlagen, erschienen; der Schreiber hat sich nicht genannt.

war. Ein Brief von ihm an Laski — nach zwei Jahren geschrieben — schildert in beredter, schöner Weise, einen wie nachhaltigen, tiefen Eindruck der Pole auf den empfänglichen, feurigen Spanier gemacht*). Enzinas war damals schon mit der Übersetzung der heiligen Schrift in seine Muttersprache beschäftigt, eine hochgepriesene Arbeit, die dem gläubigen Jüngling standhaft ertragene, schwere Kerkerhaft verschaffte. Auch unter den Flamändern war mancher fromme Jüngling von dem neuen Geisteswehen des Evangeliums berührt und trat dann auch in freundschaftliche Beziehung zu Laski. Wir denken an den milden Cassander, der weniger entschieden wie Enzinas in der Folge zeitlebens sich abmühte, die schmerzliche Kluft zwischen den beiden losgerissenen Kirchen zu überbrücken, ein vergebliches Bemühen, keiner der beiden Parteien zudanke.

Die Kreise, in denen sich Laski in Löwen vorzugsweise bewegte und in denen er die meiste Förderung für sein Seelenleben fand, haben wir nicht im Schatten der Hörsäle der Universität zu suchen. Sie lagen abseits, damals noch vornehm übersehen und unbehelligt von den Führern der Kirche, verborgene Brunnstuben, in denen das lebendige Wasser sich sammelte, das den Durst stillet ewiglich. Es ist uns ein fesselnder Einblick in diese kleinen, bescheidenen Kreise gewährt; wir treten gerne einen Augenblick mit unserem Freunde bei ihnen ein.

Schon seit anderthalb Jahrhunderten war in den Niederlanden ein Feuer angezündet, dessen Licht und Wärme wohlthuend weithin und auch über die Landesgrenze hinüber segensvoll empfunden wurde. Der das Feuer im Tempel angezündet, war Gerhard Groot, dieser „echt christliche Volksmann, eine charaktervolle, tief-ernste, bei aller Milde und Freundlichkeit einer die Seelen suchenden Liebe kräftige, entschiedene, schneidige Persönlichkeit, ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit, ein Mann von umfassendstem Wissen und vielseitiger Menschenerfahrung, von großem Scharfsinn und ergreifender, erschütternder Bered-

*) Gerdes III, 82; vgl. auch Böhmer I, 134.

samkeit" *). Wäre es nicht mißlich, hervorragende Gestalten verschiedener Zeiten, die den Stempel ihrer Zeit an sich tragen, mit einander zu vergleichen, man könnte Groot wohl den Spener der römischen Kirche zur Zeit ihrer Neige nennen. Groß war die Anregung, die er gab; man erkennt, wie sehr er einem Bedürfnis der Besten seiner Zeit und auch seines freien, frommen Volkes entsprach, als er die Brüder- und Schwesterhäuser stiftete gegenüber den arg verrotteten Klöstern mit ihren bettelhaften, verkommenen Insassen. Die sich in diese neu gegründeten Häuser zurückzogen, das waren wahrhaft fromme Seelen, die mit der Welt und was sie an Lust und Ehre bieten mag, friedevoll gebrochen hatten und still und verborgen, fast wie ein pietistischer Konventikel, dem Frieden des eigenen Herzens leben wollten. Aber doch nicht ausschließlich in beschaulicher, müßiger Ruhe. Es ging ein tiefes Mitleid mit den Notständen der Zeit durch ihre Seele und sie setzten den Hebel ihrer Arbeit, dem herrschenden Verderben zu steuern, am liebsten in der Jugenderziehung ein. Wo ihre Brüderhäuser standen, und das war bald fast überall im Lande, da sah man auch die friedfertigen, fleißigen Insassen alsbald in den Schulen thätig, und der Segen ihrer Wirksamkeit ließ sich überall verspüren, zumal unter den Bürgern, die um jene Zeit die blühenden Städte der Niederlande mit Wohlstand erfüllten. Eine Stimme aus diesen Brüderhäusern hat dem eigentümlichen Gepräge der Gesinnung, die da umging, so wunderbar klassischen Ausdruck verliehen, daß sie seitdem nicht mehr verstummen konnte und ihre lauschenden andächtigen Zuhörer in der evangelischen und römischen Kirche in ungezählter Menge findet, es ist die innige, süße, fromme, tief-beschauliche Rede des Thomas a Kempis, die es in einziger Art verstanden hat, wie eine einsame Stimme zwischen den beiden Kirchen sich vernehmen zu lassen, eine Nachtigall im Dämmerschein des anbrechenden Tages. Wir können den Heimatlaut unserer teuren evangelischen Kirche nicht vollkräftig in dem Worte des frommen, stillen Mannes vom Agnetenberge bei Zwolle wiedererkennen; wir spüren an mehr wie einer Stelle, daß sich seine Sprache nicht völlig mit der Predigt eines

*) In der 2. Aufl. von Herzog I, 680.

Paulus deckt: jene Geistesrichtung war eben die Reformation nicht und konnte auch nicht ihr Ersatz sein, eine wie wesentliche Vorarbeit in den Niederlanden sie auch immerhin bleibt.

Auch in Löwen läßt sich in der Jugenderziehung der machtvolle Einfluß dieser Brüderhäuser verspüren. Auch hier war der freie Sinn der Bürger geweckt und der tiefe, fromme Ernst, der an der Quelle die göttliche Wahrheit zu erforschen suchte, wirksam angefacht. Gerade in den bürgerlichen Kreisen regte sich kraftvolles Selbstgefühl, das sich nicht mehr blind allen willkürlichen Satzungen der Kirche und ihren herrschsüchtigen Priestern, deren sittenloser Wandel den ehrbaren Bürgersleuten so vielen ärgerlichen Anstoß bereitete, fügen wollte. Besonders war die Gilde der Tuchweber auch in Löwen stark vertreten; flämisches Tuch stand überall hoch im Werte; bis nach Krakau hin sandten die reichen Kaufherren die Ballen der geschätzten Ware und nun auch schon über die See hin nach den fernsten Küsten. Auch die anderen Gewerbe blühten in der stark bevölkerten Universitätsstadt: es war ein reger, strebsamer Eifer vorhanden, der nun den großen, religiösen Fragen sich zuwandte, die vernehmlich an die stillen Bürgerhäuser klopften, auch da Einlaß und Lösung begehrten. Treten wir in ein solches Haus, in dem unser Freund viel verkehrte, ja selbst längere Zeit wohnte.

Das schlichte Bürgerhaus liegt nicht im Mittelpunkt der Stadt und ihres geistigen Lebens, dort wo damals frisch in reicher, heiterer Pracht der Monumentalbau des Rathauses stand, heute noch der schöne Zeuge regsten, lebendigsten Bürgersinnes jener Tage; wir haben es am Ausgang der Stadt zu suchen, dicht an der Umwallung, wo der kleine Bach la Voer sich mit dem Flüßchen der Stadt la Dyle verbindet. Dort am Bolleborre wohnte Antoinette van Rosmers, mit den besten Familien der Stadt nahe verwandt. Das Jahr zuvor (1539) hatte sie bei einer herrschenden Seuche den Mann und ein paar Kinder verloren, nur die eine, erwachsene Tochter, Gudula, war ihr geblieben. Auch ihr Vermögen hatte die fünfzigjährige Witwe eingebüßt; sie mußte bescheidenere Wohnung aufsuchen; vielleicht, daß sie auch durch das Vermieten von Zimmern geringen Erwerb sich verschaffte, denn wir wissen von Enzinas, daß Laski bei ihr

gewohnt und ein- und ausgegangen*). Die schwere Heimsuchung hatte die fromme Witwe und ihre ebenbürtige Tochter nur tiefer in das Wort Gottes eingeführt; was ihr die Kirche mit ihren Priestern nicht bot, reichte ihr der Herr in dem Evangelium dar, dessen deutsche Übersetzung sie sich heimlicherweise zu verschaffen gewußt. Das gute Wort Gottes ward ihr Tröster und auch ihr einziger Lehrmeister, zu dessen Füßen sie saß, andächtigen Geistes das eine zu lernen, was not ist. Und Gott ließ sie die kostbare Perle finden. Ihr Haus wurde Mittelpunkt einer Reihe von Glaubensgenossen, die sich in oft wunderbarer Weise zusammenfanden, als ob Gott selbst sie zusammenführte. Nur ganz im geheimen, verstohlen traf man sich im Hinterstübchen der Witwe, bei verschlossenen Thüren, wie die Apostel um die Osterzeit aus Furcht vor den Juden. Vor uns brauchen die stillen, gläubigen Leute keine Scheu zu haben, und ungestört dürfen wir mit Laski eines Abends an ihrer kleinen Versammlung teilnehmen.

Es sind immer nur wenige, die sich in dem Häuschen am Bolleborre versammeln, um jedes Aufsehen zu vermeiden, denn nicht weit vom Hause steht die Quintinskirche und wer weiß, ob nicht die argwöhnischen Priester Verdacht schöpfen oder in der Nähe ihre Zuträger haben. Heute haben sich bei der Witwe versammelt zunächst der selten fehlende Josse van Ousberghen, ein Kürschner dem Gewerbe nach, tief gegründet im Evangelium, voll Friedens der Seele, stillen Wesens, aber unerschütterlich fest und stark in seinem Glauben. Mit ihm tritt ein der Bildhauer Jan Beyarts mit seiner schon betagten Frau Katharine Metsys und auch der Hausgenosse Jan Schats fehlt diesen Abend nicht. Würden wir ein andermal wieder eintreten, so würden wir neuen Gesichtern begegnen: als nach ein paar Jahren die Feinde ihre blutgierige Hand nach diesem Häuflein Gläubiger ausreckten, nahmen sie eine Schar von 43 Glaubensgenossen fest.

Die Erbauung beginnt damit, daß Josse eine Stelle des

---

*) Campan I, 102: „Antoinette était presque de la plus honeste et principale famille de toute la ville; Monsieur Jan Laski avait quelquefois logé en sa maison."

Neuen Teſtamentes vorlieſt und zu erklären verſucht. Die Anweſenden beteiligen ſich an der Auslegung, eins fördert das andere im Erfaſſen des Wortes Gottes, und man merkt der tiefererbaulichen Rede ab, daß die Anweſenden nicht mehr Kinder am Verſtändnis ſind. Darauf wird die Poſtille herbeigeholt, ihnen ſchon lange ein beſonders liebes Erbauungsbuch. Sie wiſſen nicht viel von dem, der das Buch geſchrieben, dem großen deutſchen Reformator, und ſtehen auch in keiner Beziehung zu ihm; aber was ſie da leſen, das ſtimmt ſo völlig mit dem ihnen teuren Worte Gottes und erquickt in ſeiner kräftigen Sprachweiſe ſo mächtig ihre Seele. Das Buch iſt den Spürnasen der Zenſoren und Prieſter denn doch entgangen; drüben in Amſterdam fanden ſich ſchon manche Buchhändler, welche die verbotenen reformatoriſchen Schriften hielten und an den Mann zu bringen wußten, und gar mancher zündende Traktat hatte ſeinen Weg bis in die Werkſtube ſelbſt in Löwen gefunden. Auf liſtigen Schleichwegen war er den Spähern entgangen. Ein ſtark und mit Erfolg benutzter Gang war der, daß man die begehrte evangeliſche Flugſchrift einem dickleibigen Buche gleichgültigen Inhalts beibband, dem das flüchtige Auge des Zenſors das Privileg der Verbreitung ſorglos geſtattete*).

An dieſe Vorleſung aus der Poſtille oder einem ſonſtigen Erbauungsbuche reihte ſich dann noch die freie Unterhaltung über den einen, den anderen Glaubensartikel. Einig war man inbetreff der Verwerfung des Fegfeuers. Das heilige Abendmahl

*) Vgl. Campan II, 338: „Seet voirts (Jean Schats in dem Protokoll ſeiner Verurteilung vom 22. März 1543; er endete ſein Leben auf dem Scheiterhaufen) in zyn huys gehat te hebben, ten tyde van deser zynder apprehensien, de duetsche bible cum gratia et privilegio, item en boeken de vinea custis in duytschen cum gratia et privilegio, item noch een boexken geintituleert Fasciculus merre in duytsen, beyde by een gebonden, item noch een boexken, geintituleert d'leven ons heeren, in duytschen cum gratia et privilegio, item noch een cleyn boexken geintituleert: Hier beghint een nyeuw devoot boexken van merre, hoe een menssche hen selven sal reguleer te leven ende te sterven, ende een ander geintituleert: Der sondaren trost, es dit boexken genaemt, ende noch een andere geintituleert ortulus anime in duytschen, al t'samen gebonden in een lere cofferture."

wollten die meisten nur als ein Gedächtnismahl angesehen wissen; sie konnten keine Stelle in ihrem Neuen Testamente finden, die sie zur Annahme der wirklichen, leiblichen Gegenwart des Herrn in dem Zeichen des Brotes und Weines oder nun gar der Verwandlungslehre der römischen Kirche nötige. Laski waren diese Anschauungen nicht fremd. Er hatte sie bereits in Basel im geschlossenen Kreise von Erasmus und seinen vertrauten Freunden vernommen. Man hörte sie an verschiedenen Orten damals, auch da, wo man keine Ahnung von ihrer fester umrissenen Gestalt bei Zwingli hatte. Vielleicht daß man zum Schlusse der Versammlung nach dem Gebet leise einen Psalm sang, den ein Geistlicher an der Kathedralkirche, Paul von Rovere, ins Flämische übertragen, ein alter, frommer Herr, schwach am Leibe, aber geistesfrisch und den Evangelischen in Löwen wohlwollend zugethan*).

Mit heiligem Ernst hielt man diese Besprechungen. Als einst einem Anwesenden ein Wort des Spottes über die Lehre des Fegfeuers entschlüpfte, von deren Falschheit alle überzeugt waren, zog sich der Spötter herben Tadel zu. Man wollte nicht mit der Kirche brechen, man wollte mit ihr in Frieden bleiben, so lange sie nur nicht in ihrem Bibelforschen und Erbauen gehindert wurden. Sie waren ja freilich schon über das von der Kirche gesteckte Grenzgebiet hinausgezogen, weiter auch schon wie die Brüder des gemeinsamen Lebens, von deren geistiger Anregung sie sicherlich ausgegangen waren; aber man wollte die ganze, entscheidungsvolle Frage unberührt lassen, wenn sie nur im stillen ihres Glaubens leben konnten. Und sie lebten auch unter einander dieses Glaubens in so schöner Weise, wie die ersten kleinen Gemeinden der apostolischen Zeit. Wo einer krank wurde, da hielten die andere treue Wacht, und mit der gewährten Seelsorge ging Hand in Hand rastlose leibliche Pflege des kranken Bruders. Sie hatten ihre kleine Kasse aus freiwilligen Almosen gesammelt und unterstützten dann die in ihrer Mitte, die in Not waren; suchten auch andere Hilfsbedürftige und Notleidende in der Stadt auf, ihnen das gern gewährte Almosen zu reichen. Sie lebten

*) Campan II, 466.

und webten im Worte Gottes. Wenn sie sich am Feierabend beim Gang über den Festungswall begegneten, oder wenn sie an warmen Sommertagen vor die Thore hinausgingen, etwa nach dem nahegelegenen Rosselberg, und sie begegneten einander und glaubten sich unbemerkt, so zog der eine, der andere sein sicher gehütetes Testament aus der Ledertasche, ein paar Verse wurden gelesen, die dann den in Wahrheit Lustwandelnden reichlichen Stoff begehrter Unterhaltung boten. Man merkt den eingehenden Berichten die Wonne von Leuten ab, die lange in der Irre umhergezogen, nun aber von dem Herrn, ihrem Hirten, sich auf grüne Aue und zu frischen Wassern geführt sehen.

Laski, der mit Hardenberg und Enzinas mit diesem evangelischen Kreise in Berührung getreten war, fand hier verwirklicht, was er gesucht: eine kleine, gläubige Gemeinde des Wortes Gottes, die mit Ernst nach der Heiligung des Lebens ringt; treue, glaubensstarke Gestalten, bereit, morgen schon den Scheiterhaufen zu betreten und mit dem Tode ihren Glauben zu besiegeln. Das Frühlicht dieses morgenden Tages lag schon auf ihren geistigen Zügen, die Morgenröte ihres Martyrums: es ist das allzeit ein erfrischender, belebender Anblick. Die wir vorhin bei der edlen Antoinette zur frommen Erbauung haben eintreten sehen, die haben alle nach drei Jahren schon die Freude gehabt, mit ihrem Tode den Namen des Herrn zu preisen. Die genannten Männer erlitten standhaft den Tod durch Feuer und Strang; die heldenhaften Frauen wurden lebendig begraben. So züchtigte die römische Kirche das Verbrechen, das Wort Gottes zu lieben und nach seiner Wahrheit ein geheiligtes Leben zu führen. Die grausame Züchtigung hat das heilige Feuer nicht erstickt, im Gegenteil, die Funken sind durchs ganze Land geflogen und haben die Flammen nur weiter getragen.

Wie wohl sich unser Freund inmitten dieser frommen Leute fühlte, ist auch daraus zu ersehen, daß im Zusammenleben mit ihnen der Entschluß reifte, die letzte Planke eines Rückzuges ins alte Priesterleben niederzutreten und das Cölibat zu durchbrechen. Der Schritt war die offenbare, endgültige Lossagung von den Satzungen der römischen Kirche, der fortan unheilbar gewordene Bruch mit ihr. Aus den einfachen Bürgerstöchtern der Stadt

wählte er sich die Lebensgefährtin. Es thut uns leid, trotz vielen Suchens keine leiseste Spur über ihre Familie und ihre Vergangenheit gefunden zu haben; selbst der Mädchenname ist uns fremd geblieben. Wir dürfen nur annehmen, daß der schöne Schattenriß des geistlichen Lebens dieses frommen Kreises voll und fest auch in ihr Seelenleben gefallen; wir dürfen in ihr vielleicht eine Freundin und Jugendgenossin der Gudula vermuten, ihr auch ähnlich in der Blüte der Jahre, von der gefeierten Schönheit der Flamänderinnen, voll Adels in der Erscheinung*). Angehörige scheint sie in Löwen besessen zu haben. Als Laski bereits ein Jahr die Stadt verlassen, kehrt sie für kurze Zeit zum Besuche in die Vaterstadt zurück, mit ihr das erstgeborene Töchterlein, ganz des Vaters Ebenbild, voll Mutterfreude wohl, den Großeltern das Enkelkind zu zeigen. Enzinas kannte die Frau des Laski noch von ihren Mädchentagen her. Kaum hört er von ihrem Besuche in Löwen, als er auch in ihr Haus eilt, sie zu begrüßen und Nachricht von ihrem Manne zu erhalten, den er gerade willens war in seiner neuen Heimat in Friesland aufzusuchen**).

Nicht mehr lange nach der Trauung hielt sich a Lasco in Löwen auf. Den Rat, den er ein paar Jahre später dem im Kloster zögernden Freunde erteilte, erfüllte er nun rasch entschlossen selbst. „Ich glaube, daß es vom Geiste Gottes eingegeben ist, was Jes. 52 und 2 Kor. 6 geschrieben steht: ‚Gehet weg aus ihrer Mitte und scheidet euch von ihnen.‘ Wenn du dies Wort auf die Flucht im Geiste beziehst, sicherlich wer dieselbe nur einmal wahrhaft und innerlich vollzogen, der mag dann auch nicht mehr freiwillig unter denen verkehren, die er fortwährend das Verdienst Christi entehren sieht.“***) Es brachen harte Zeiten an. Drüben in Gent waren Aufstände ausgebrochen; die evangelisch Gesinnten der Stadt hatten versucht, das schwere Joch der unduldsamen Kirche gewaltsam abzuschütteln. Kaiser Karl war auf die Kunde davon in sein Geburtsland geeilt,

*) So schildert wenigstens der Spanier die Tochter der Witwe Antoinette.

**) Gerdes III, 82.

***) Kuyper II, 557.

gewaltsam die gefährliche Ketzerei zu unterdrücken. Von allen Seiten der herrschenden Kirche wurde er gedrängt, scharf und rücksichtslos vorzugehen, und es bedurfte dazu bei ihm nicht starker Nötigung. Strenge Gesetze wurden erlassen. Alle in den letzten zwanzig Jahren in Deutschland erschienenen Bücher wurden unterdrückt, niemand solle geistliche Lieder in der Landessprache dichten oder auch singen, die Konventikel*) wurden untersagt, selbst die Gedanken sollten nicht mehr zollfrei sein**). Man zögerte in Löwen nicht mit der Ausführung der drakonischen Gesetze. Einer der ersten, der sie zu spüren bekam, war Hardenberg. Mit Freimut und Beredsamkeit hatte der junge Doktor der Theologie nach seiner Rückkehr aus Mainz die Briefe Pauli unter großem Zulauf der Studenten erklärt; auch die Bürger lauschten gerne der offenen Sprache des beredten Mannes, der „nicht redete wie die Löwener Schriftgelehrten". Er wurde bei Hofe verklagt. Gefangen sollte er nach Brüssel gebracht werden, damit wäre auch sein Urteil gefällt gewesen; die Hauptstadt des Reiches hatte sich damals den traurigen Beinamen erworben, daß man sie „Schlachtbank der Christen" nannte. Die Löwener Bürger traten für ihn ein; es gelang, daß man sich dieses Mal daran genügen ließ, seine ketzerischen Bücher zu verbrennen und ihm die Prozeßkosten aufzubürden. Auch wurde er der Stadt verwiesen; er begab sich in sein Kloster Aduard.

Es hielt nun auch Laski nicht mehr länger in dem unwirtlichen Löwen und unter Männern, die, statt die Wahrheit zu erforschen, lieber Spürhunde der Inquisition sein wollten. Er suchte ein Land, wo er unbehelligt in größter Zurückgezogenheit seines Glaubens leben konnte. Dicht an der Grenze der Niederlande lag wie ein verborgener Erdenwinkel ein kleines, freies Gebiet,

---

*) Der Name scheint hier zum erstenmale in dieser Bedeutung aufzutauchen: „prohibentur congressus hominum de religione loquentium, quae ab illis (den Teilnehmern) conventicula appellantur" (Campan I, 130).

**) Ebd.: „praecipiunt leges, ne quicquam aliud homines aut sentiant, aut loquantur aut faciant sive in articulorum fidei sententia, sive in ceremoniarum et legum observatione, quam quod Ecclesia Romana statuit, leges sanciverunt, et magistri nostri ac monachi in suis synagogis profitentur".

das in jenen Tagen der Verfolgung freundliche Zuflucht bot, Ostfriesland. Dahin lenkte unser Freund, den Wanderstab wieder in der Hand, seine Schritte.

Der Weg dahin ging nordwärts über Gröningen. Mehr wie wahrscheinlich ist es, daß a Lasco von da einen Abstecher nach dem nur drei Stunden entfernten Kloster Aduard machte, das in seinen Mauern Hardenberg aufgenommen hatte. Das Kloster war weitherziger, nachsichtiger als die Hochschule. Der von Löwen Verwiesene hatte nicht nur Schutz in der freundlichen Zelle des Klosters gefunden, man ließ den freisinnigen Mönch nicht nur unbehelligt in seinen evangelischen Anschauungen; der Abt gewährte ihm sogar das Recht der Predigt und der Vorträge, und begierig lauschten nun die Mönche einer Rede, die den Studenten zu hören verboten war. Hardenberg dankte diese Freiheit dem hochbegabten Abte des weithin berühmten Klosters. Seit zwölf Jahren nun stand es unter der Leitung von Johannes Reekamp, in der Reihenfolge der Äbte der angesehenste*). Auch unser hochgebildete Pole ward von der geistreichen, edlen Persönlichkeit gefesselt. Er wünscht allen Klöstern solche Äbte, die sich mit gleichem Eifer und Geschick der Jugenderziehung widmen, ja er liebt den freundlichen Abt aufrichtig und rühmt die Reinheit und Lauterkeit seines Charakters**). Aber kein Kloster kann ihn mehr fesseln; es währt nicht mehr lange und er hält dem Freunde vor, daß ein Bleiben auch in dem weitherzigsten Kloster für einen Mann seiner Gesinnung Heuchelei sei, die mutig abschütteln muß, wer in der Wahrheit bestehen will. Wie dies Kloster dort hart an der Landesgrenze in seinem Thun und Treiben schon das Grenzgebiet der römischen Kirche hinter sich hatte, so wäre es nicht schwer, viele ähnliche anderwärts zu finden, den mattherzigen Geistern in den unholden

*) Koppius, S. 37: „vir haud dubie quin unus omnes superiores longe antecelluerit et naturae dotibus et eruditione, quaeque res in gubernando plurimum possunt, gratia et eloquentia; naturae quodam privilegio adeo eximius, ut quae praestantissima universo hominum generi dona erogari a summo Deo solent, in hunc unum velut augustissimum sapientiae adytum collata, omnes uno ore affirmarent".

**) Kuyper II, 553.

Tagen bequeme Bergungsorte, in denen man die evangelische Gesinnung, die man unmutig war zu bekennen, im stillen pflegen und dabei doch die Behaglichkeit sorgenfreien Daseins genießen konnte. Solche schwache Naturen sind denn auch keines besseren Loses wert, als hinter Klostermauern weltvergessen in jeder Weise langsam zu verdorren und unterzugehen.

Unserem Freunde hatte sein Herr lieblicheres Los bereitet. Er zog am Kloster vorüber, um seines Bekenntnisses willen weiter in die Fremde, tiefer in den Kampf und in schweres Leid, aber damit zugleich auch in die holde Erkenntnis, daß solch ein Leben ein Preisen Gottes sei.

8.

Am Ziele in Ostfriesland.

Eala fria Fresena, Willkommen freier Friese: das war der Gruß, mit dem sich die Abgesandten aus den sieben Seelanden Ostfrieslands in alten Zeiten begrüßten, wenn sie am Dienstag der Pfingstwoche jeden Jahres bei Upstallsboom, der Anhöhe in der Nähe von Aurich zusammenkamen, die Rechte zu beraten, die zu halten jeder Friese verpflichtet sein sollte (anda thet ma thene ther birethe alle tha riuchte ther tha Fresa haelde scolden). Ja, ein freies Volk dort im Schatten uralter Eichen und wohl wert, den Willkommgruß ihm zu bieten! Sie haben sich Jahrhunderte hindurch mannhaft gewehrt wider Welle und Woge des gierigen Meeres, das die niedriggelegenen Landstriche zu verschlingen drohte und auch trotz Wehr und Deich und Damm so manches Stück Erde dort im Laufe der Jahrhunderte verschlungen hat; sie haben sich ebenso mannhaft und tapfer gegen alle die erhoben, die das starke, trotzige Geschlecht unterwerfen wollten: ihre stehende Antwort, mit den Schwertern im blutigen Manneskampf gesprochen, war die stolze, schöne Rede: „Wir wollen bleiben frei und friesisch." Jakob Grimm giebt dem Namen die Deutung, daß er ähnlich wie der Frankenname ein freies Volk bezeichne. Eifersüchtig waren die Leute auf dies ihr Kleinod: selbst die Höhe der Häuser war vorgeschrieben, auf daß nicht einer im Volke sich erhebe und höher hinauf wolle. Mit Wohlgefallen schildert schon Tacitus dies Geschlecht zwischen

Weſer und Ems und Maas hoch im Norden an der Meeresküſte. Sie ſind ihm ein edles Volk unter den Germanen, gerecht, ohne Gier nach fremdem Gute, nicht gewaltthätig, aber heldenhaft und ſchier unbezwingbar, wenn ſie ihre Freiheit und ihren Boden angetaſtet ſehen. Karl der Große hat all' ſeine Kraft einſetzen müſſen; es war auch ein dreißigjähriger Krieg, den er wider dies Volk geführt hat, und der Sieger mußte doch dem ſtarken Stamm ſeine alten Geſetze und Gleichheiten zugeſtehen.

Ein halbes Jahrtauſend und mehr war ſeitdem verfloſſen. Das Volk duldete keinen Herrn, jedes Dorf faſt hatte ſeinen Häuptling, die ſich Burgen bauten und die Dorfinſaſſen zu ſchützen verſprachen. Aber dieſe Hovetlinge ſuchten nun einer den anderen an Macht und Einfluß zu überbieten. Es brachen ſchwere Zeiten an, wo in endloſen inneren Fehden die Volkskraft erlahmte und untüchtig wurde, ſieghaft dem äußeren gemeinſamen Feinde ſich entgegenzuſtellen. Befreundete Häuptlinge ſchloſſen am Martiniabend 1430 unter dem Upſtallsboom einen Bund der Freiheit und wählten zum Oberhaupte des Bundes den Sohn des edlen Enna Cirkſena, der ſelbſt ſeines Alters wegen die Wahl abgelehnt. Es war eine glückliche Wahl. Raſch war die Familie Cirkſena emporgeſtiegen; klug, voll warmer Hingabe an das Volk, ſeine Rechte und Freiheiten in Schutz und Trutz wahrend, hatten ſie damit zugleich das Anſehen ihres Hauſes gefeſtigt und die Häuptlinge in ihrem Einfluß gelähmt oder bezwungen, die ſich ihrer gebietenden Macht nicht fügen wollten. Die beiden Söhne des ehrwürdigen Enna, Edzard und Ulrich, hatten nach einander die Herrſchaft inne; nach des letzteren Tode ergriff ſeine Witwe — eine Großtochter von Foko Ukena, einſt des alten Enna machtvollſter Gegner — Theda, eine echte frysan vife, mit ſtarker männlicher Hand das Ruder der Regierung bis zur Mündigkeit ihres Sohnes Edzard.

1494 ſtarb Theda, die hochgefeierte Landesmutter. Die Prälaten und Häuptlinge des Landes traten zuſammen und erkannten mit Zuſtimmung der Volksgemeinden ihren Sohn, den Grafen Edzard, als Regenten an. Über dreißig Jahre ruhten die Geſchicke des Landes in ſeiner Hand und zwar ſo ſicher und gut, daß das dankbare Volk ihn den Großen genannt und ſein An-

denken heute noch lebendig im Lande ist. Stark im Kriege, stark im Frieden war er allzeit fester Schutzwart seines Volkes, selber ein echter Friese, treu, mäßig, klug, gerecht, voll glühender Vaterlandsliebe, fromm von ganzem Herzen und voll Wohlwollens auch gegen die Geringsten im Lande. 1528 entschlief er friedevoll, mit den Worten Simeons auf den sterbenden Lippen. Er hatte gläubigen Sinnes den Heiland gesehen, wie er durch die Reformation kund geworden und die deutschen Lande segnend, begnadend durchwandelte. Nun wollte er als sein Diener in Frieden dahinfahren. Sein Sohn Enno II. folgte ihm in der Regierung; dem Vater nicht in allem gleich und dem Genußleben mehr ergeben als der ernsten Arbeit für des Vaterlandes Glück. Den schweren Zeiten, in die seine zehnjährige Regierung fällt, mit ihren großen und entscheidungsvollen Anforderungen war er kaum gewachsen; er griff nicht sicher und seiner Aufgabe klar sich bewußt und ihr von Herzen ergeben opferfreudig ein; er ließ den Dingen lieber ihren Lauf und geschehen, was er müßig und unlustig war zu überwinden. So hatte sein Volk viele Brandschatzungen und das Land auch unersetzbare Einbuße zu erdulden: es war ein Tummelplatz der verschiedensten Anschauungen geworden, es gärte in allen Schichten, man fühlte, wie eine starke Hand fehlte, die in der gewaltig erregten Zeit geweckten Geister zu zügeln und sie den rechten Weg zu führen. 1540 starb Enno, erst 35 Jahre alt, gerade in den Tagen, als a Lasco nach Emden gezogen kam. Seine Witwe, Gräfin Anna, aus dem Oldenburger Hause, der wackeren Theda in mehr wie einer Beziehung ähnlich, übernahm als Vormünderin ihrer Söhne die Regierung.

Des Friesenvolkes freier, ungebeugter Sinn tritt licht auch zutage in seinem religiösen Leben. Es ist ein frommes Volk, das sich seinem Gott im Himmel beugt, aber unmutig ist, den Nacken unter Menschensatzung zu bringen. An der Schwelle seiner Geschichte steht in festumrissener Gestalt seiner Denkweise sein

König Radbod. Gegen Karl Martell hatte er die Freiheiten seines Volkes mutig verteidigt, die Übermacht aber war zu groß; der Frankenherzog hat den Friesenkönig besiegt. Mit dem Sieger waren die Missionare ins Land gezogen, die Heldengestalten, wie Sendboten des Herrn selber anzuschauen. Der unterworfene Radbod muß der Predigt vom Kreuze zuhören, und ist endlich willig geworden, sich taufen zu lassen. Schon steht er im Fluß, die Weihe zu empfangen. Da fragt der Friesenkönig den Bischof: „Wo mögen meine Vorfahren sein, im Himmel oder in der Hölle." — „Deine Vorfahren starben als Heiden und sind demnach alle zur Hölle hinabgefahren." In trotzigem Mute steigt Radbod aus dem Wasser und sprach: „Dann will ich lieber bei meinen Stammesgenossen in der Hölle sein, als bei den wenigen Christen im Himmel." Keine fernere Überredung konnte ihn zur Taufe bewegen.

Schon nach wenigen Jahren konnten seine Stammesgenossen der Predigt vom Kreuze nicht ferner widerstehen. Bereits ein Greis, zog Winfried wieder in das Land seiner Jugendarbeit und nun fing an ihm unter den Friesen zu gelingen, was ihm vor Jahrzehnten nicht glücken wollte. Liudger und Willehad waren Schüler Winfrieds und auch schon Söhne des friesischen Volkes, denen die Christen des Landes zugethan waren; in immer größeren Scharen kamen die Leute zur Taufe heran. Einmal Christ geworden, hielt das Volk fromm und treu an seinem Glauben fest; nirgends fast sonst ist das Heidentum in so dunkle Nacht der Vergessenheit zurückgesunken als bei den Friesen. Aber auch auf kirchlichem Gebiete errang sich das Volk besonderes Gepräge und schützte und bewahrte sich durch die Jahrhunderte seine Gerechtsame. Kein Bischofssitz war im Lande; die eine Landeshälfte stand unter dem Krummstabe des Bischofs von Bremen, die andere unter dem des Bischofs von Münster; ein Einfluß dieser Kirchenfürsten auf die Geschicke des Landes war nicht bemerkbar. Den Forderungen eines Gregor VII., das Cölibat einzuführen, setzten die Friesen ihren Spruch entgegen: „Die Priester sind ebenso gut Menschen wie wir" und auch die päpstliche Macht scheiterte an dem unbeugsamen Sinn des Volkes, das sich keine zur Ehelosigkeit verurteilten Priester aufdrängen

lassen wollte. Von den Stürmen, die die Kirche in Rom und an ihren Hauptsitzen so oft bis in die Tiefe aufwühlten, drang nur noch ein leiser Wellenschlag an die ferne Nordküste, und die Gemüter wurden kaum mehr davon berührt. Man lebte in der frommen Weise der Väter dahin; da und dort und recht zahlreich im Lande erhoben sich die Kirchen und dann auch Klöster. Diesen mächtigen Steinbauten allein war willig das Recht eingeräumt, die einfachen Wohnhäuser der Bürger weithin zu überragen, denn höher als der Friese darf nur sein Gott wohnen!

Anders wurde es in den Tagen Luthers. Frühe fielen dem wackeren Grafen Edzard I. die zündenden Schriften des deutschen Reformators in die Hände und mit steigender Lust und Zustimmung versenkte er sich in den frommen, kühnen Geist, der ihn da in ungeahnter Weise berührte. Das furchtlose Manneswort Luthers klang so kernig-frei, als ob es ein Friese gesprochen. Der Graf begehrte von Luther einen Prediger des Evangeliums. Im Lande selbst fand sich schon die geeignete, tüchtige Persönlichkeit, ein Schüler von den Brüdern des gemeinsamen Lebens in Zwolle, Magister Aportanus. Er blieb nicht lange allein. An den verschiedensten Orten des Landes regte sich das Verlangen nach der Predigt des Evangeliums; dann fanden sich auch Männer, meist freisinnige Priester, die von dem Geiste der Brüder des gemeinsamen Lebens in ihrer Jugend ergriffen worden waren und in der neuen Bewegung die Erfüllung dessen sahen, wofür sie einst in ihren Schulen die Anregung erhalten. An eine Scheidung dachte man noch nicht. In derselben Kirche konnte es geschehen, daß von der Kanzel die lautere Predigt des Evangeliums verkündet wurde, während vielleicht eine Stunde früher ein anderer Priester am Altar die Messe gelesen. Das Herz des Volkes aber wendete sich bald und entschieden von dem Manne am Altar zu dem auf der Kanzel und zu dem heiligen Inhalt seiner Predigt. Denn der Friese ist ernst in allen Dingen und nicht am wenigsten auf dem Gebiete des Glaubens. Die Rede ist bekannt: „Friesland singt nicht", aber seine Leute von tüchtiger Art, fest und ausdauernd, mutvoll und thätig sinnen über die höchsten Lebensfragen und was sie sich von ihnen abgerungen, das wahren sie wie ihr Land wider jedes fremde Ele-

ment, wider jede bedenkliche Brandung. Äußerem Schaugepränge sind sie auch in der Kirche abhold, geneigt dagegen das Wort der Wahrheit zu betrachten und von ihm sich zur Buße und Sündenvergebung leiten zu lassen. Sein verschlossenes, fast unzugängliches Wesen, wie es uns vielfach unter den wettergebräunten Gestalten in den Marschlanden begegnet, hält zäh und treu fest, was es sich nicht leichten Kaufes auch auf geistigem Gebiete erworben.

Bei dem Tode Edzards war die evangelische Predigt durch das ganze Land verbreitet, der scheidende Graf in treuer Liebe ihr zugethan. Noch auf dem Sterbebett ermahnte er seine Söhne, bei dieser Lehre zu beharren. Sein Nachfolger hielt Wort. In seiner Ausübung aber benutzte er das Versprechen hauptsächlich dazu, die reichen Klöstergüter einzuziehen und mit ihren Mitteln sich die Genüsse zu verschaffen, die sein Herz begehrte*). Er hat in vielen Fällen eigenmächtig und widerrechtlich gehandelt. Die unholden Züge der gewaltsamen Bewegung offenbarten sich wie an so vielen anderen Orten auch in des Friesengrafen unrechtmäßigen Eingriffen in das Kirchengut. Aber doch war die ganze Bewegung in ihrem tiefsten und innersten Kerne zu rein und wahr, als daß sie durch solche Gewaltakte hätte verzerrt oder in mißgestaltete Entartung gedrängt werden können. Auch nicht in Friesland.

Den ersten Anstoß zur reformatorischen Bewegung hatten entschieden auch in diesen niederdeutschen Gauen die einzigartigen, ersten reformatorischen Schriften Luthers und sein anstürmend-kühnes, in der Gebundenheit allein unter das Evangelium des Herrn so heldenhaft freies Auftreten wider Kaiser und Reich und Papst gegeben. Unbestritten. Aber der gegebene Anstoß blieb in Ostfriesland nicht eng und knechtisch an der Riesengestalt des deutschen Reformators haften. Der freie Friese wandelt gern eigene Wege; der fast übermächtige Einfluß des Wittenbergers brach sich jenseits der Weser und Ems. Man hat nicht mit Unrecht den Rhein manchmal die Pfaffengasse gescholten und dabei der dunklen

*) Über diese Säkularisationen und Beraubungen der Klöster vgl. auch Archiv, S. 5. 139.

Männer gedacht, die in Mainz und Trier und Köln seit Jahrhunderten ihr lichtscheues Wesen getrieben. Es wäre denn doch allzu traurig, wenn dem Laufe des freien deutschen Rheines entlang nur diese fremden Gestalten ziehen sollten. Fast von den ersten Tagen der Reformation sehen wir an den lachenden Ufern auch andere Geister ihres Weges ziehen, die sind uns heimisch und traut als echte Stammesgenossen. Die tragen frei das Banner des Evangeliums von der Schweiz her, wo der Rhein seinen Lauf anhebt, an den deutschen Städten des Oberrheins entlang, bei Straßburg und Speier und dann Heidelberg vorüber, durch die Pfälzer- und Nassauerlande weiter den schönen Strom hinab ins reichgesegnete Wupperthal, weiter hinein in die Niederlande zur linken und zur rechten, dort unten hinüber in die Niederungen der Ems, der Weser, ins Land der freien Friesen. Das sind urecht deutsche Gebiete, eigengeartet auch hinlänglich, um das Recht der eigenen Anschauung wider jede Gewalt zu schützen.

Es ist nicht leicht mehr die Namen der Boten zu nennen, die die Träger dieser Geistesrichtung nach Friesland hin gewesen. Oft will es einem bedünken, als ob spontan dieselbe Anschauung längs dem weiten Weg zutage getreten, deshalb für unser Auge vielleicht so, weil die Forschung noch nicht überall die Spuren der Wegebereiter aufgefunden und in ihrem inneren Zusammenhang nachgewiesen.

Auch bei dem Magister Aportanus, dessen mächtige Persönlichkeit entschieden seinem Lande das Gepräge ihrer theologischen Richtung eingedrückt, zum Teil auch, weil er selbst ein echter Friesensohn gewesen, treten frühzeitig auf dem einen, entscheidenden Punkte Anschauungen zutage, die Luther als Irrlehre der Sakramentierer bereits entschieden zurückgewiesen. Schon 1526 schreibt der Prediger in Emden Sätze, wie: Gott, der seine großen Werke und Wunderthaten stets mit einem Zeichen oder Siegel im Gedächtnis hat halten lassen, hat, wie dem Noah den Regenbogen, dem Abraham die Beschneidung, den Kindern Israels das Essen des Osterlamms, so die Taufe und das Abendmahl den Christen gegeben. Wie jenes nur Zeichen und Siegel sind, so sind auch Taufe und Brot und Wein nicht die göttliche Rei-

nigung und Heiligung, sondern allein gewisse und unbetrügliche Zeichen und Siegel Gottes der genannten Dinge . . . Christum erkennen und aus ganzem Herzen durch den Glauben annehmen, d. h. sein Blut wahrhaftig trinken und sein Fleisch wahrhaftig essen. Das auswendige Brot essen und den auswendigen Kelch trinken ist anders nichts gewesen, als vor allen Christen bezeugen, was wir inwendig glauben, essen, trinken. Da Christus leiblich im Himmel ist zur Rechten seines himmlischen Vaters, so ist er in dem Brote nicht leiblich, sondern geistlich." Was Aportanus in dieser Form in Emden lehrte, das dichtete und sang 1527 in Norden sein wackerer Glaubens- und Streitgenosse Heinrich Rese in dem geistlichen Liede, das rasch von Mund zu Mund ging und in dem es heißt: „Der glove is dat rechte ethen, — Sus mogen wy uns nicht vermethen, — Tho nutten lyflyker wyze — Sulck eyn heylzame spyze. — De glove nimt Christum sulvest an — Unde allent dat he heft vor uns gedan, — Syn vlesch unde bloth, syn lyf unde sel, — Ja in em Godt sulvest alhel."*) Das ist aber das laute Echo hoch im Norden der Lehre Zwinglis; sie fand wohl Widerrede von römischer Seite sowohl, als auch von evangelischen Predigern, die sich enger an Luther angeschlossen; sie dringt aber doch siegreich und vernehmlich durch das älteste Glaubensbekenntnis, das die evangelischen Prediger Ostfrieslands gleich nach dem Tode des Grafen Edzard 1528 herausgaben**), dem sich dann noch in demselben Jahre eine ausführliche Erklärung dieses Bekenntnisses anreihte.

Entsprechend dem regen Freiheitsgefühl seiner Bewohner ward Friesland bald das Asyl aller um ihres Glaubens willen in den Nachbarstaaten Verfolgten. Der Zufluß war ein sehr bedeutender.

---

*) Cornelius, S. 20.

**) Über die Entstehung der wichtigen Bekenntnisschrift siehe Emmius, S. 346. Das Bekenntnis selbst ist mit seinen 33 Artikeln abgedruckt bei Reiners I, 53. Der 11. Artikel lautet: „Het Avondtmaal des Heeren dient tot des Heeren gedachtenisse en tot verkondiginge van zynen doodt, zo lang tot dat hy wederkomt. Ook om't gelove te betuigen, welk gelove is het rechte, enige eten en drinken van Christus vleesch en bloedt. Het dient mede tot de broederlyke liefde."

Das kleine Ländchen bot eine bunte Musterkarte von Vertretern der verschiedensten religiösen Anschauungen, in jenen Tagen eine einzigartige Erscheinung, als ob dort am Meere eine Insel emporgestiegen sei mit Gesetzen, wie sie anderwärts erst die neueste Zeit aufgestellt. Von den Niederlanden strömten die Evangelischen herein in die gastliche Herberge der Gewissensfreiheit, zwischen ihnen und mit ihnen vermischt kamen die Wiedertäufer, Heinrich Niclaes trieb hier eine Zeit lang sein Wesen, dann wieder David Joris; überall verfolgt, ruhte sich Karlstadt eine Weile hier aus: ein rechter Sammelort der mannigfaltigsten Schwarmgeister. Ihre Wirkung auf das Volk blieb nicht aus, zumal unter der Regierung Ennos, der den Dingen gern ihren Lauf ließ. Von Bremen aus waren Prediger gekommen, die der einbrechenden Verwirrung und anhebenden Zuchtlosigkeit durch engen und alleinigen Anschluß an Luthers Lehre einen Halt entgegensetzen zu können meinten: aber mit Heftigkeit erhob sich die Gemeinde wider solches Ansinnen. Auch Gesetze der Regierung im Anschluß an die Marburger Artikel verschlugen nicht, zumal denselben auch anderwärts keine Folge gegeben wurde. Dann wurde von dem Grafen nach ein paar Jahren ein Versuch gemacht, durch ein paar Lüneburger Prediger dem Luthertum die Oberhand zu verschaffen. Ebenfalls umsonst! Schon 1538 mußten die vermeintlichen Retter das Land wieder verlassen; alle ihre Bemühungen, unterstützt von der Macht der Obrigkeit, scheiterten an dem freien Sinn des Volkes. Aber die Verwirrung nahm auch bedenklich zu; es zeigte sich niemand stark genug, Ordnung zu schaffen und Friede dem Lande zu geben.

Das war die Lage Ostfrieslands, als Johannes a Lasco von Gröningen herüberkam, hier in der Stille seinen Studien zu leben.

a) Die Wartezeit.

Es muß im Spätherbst des Jahres 1540 gewesen sein, daß unser Freund, müde der anhebenden Verfolgung in Löwen und dem ganzen Gebiete der Statthalterin, ruhebedürftig seines Glaubens zu leben, die gastfreie Herberge des Friesenlandes betrat.

Genau ist die Zeit kaum mehr zu ermitteln. Der kundige Geschichtsschreiber seines Volkes läßt den Polen sogar schon im Anfange des Jahres nach Emden gekommen sein und berichtet, wie noch Enno vor seinem Scheiden dem hochangesehenen Manne die Leitung der friesländischen Kirche habe anvertrauen wollen, dieser aber den ehrenvollen Ruf ausgeschlagen, zum Teil die Unkenntnis der Landessprache, die Unkunde der fremdartigen Verhältnisse vorschützend*). So lange keine zwingenden Beweise für diese Annahme erbracht werden, ist sie nicht gegen jeden Zweifel geschützt. Enno starb bereits im September 1540, zu einer Zeit, wo alle anderen Berichte mit Sicherheit darauf schließen lassen, daß Laski noch in Löwen war. Es ist kaum anzunehmen, daß, wie Emmius berichtet, Laski dem Grafen statt seiner den Freund Hardenberg für den wichtigen Posten vorgeschlagen, den Mann, der damals noch in der Bernhardinerkutte steckte, gerade eben von der Hochschule hinter die schützenden Klostermauern geflüchtet war, von wo ihn hervorzuziehen unserem Freunde erst im nächsten Jahre nach vieler Überredung gelang.

Einen unwirtlichen Aufenthalt bot in jenen Tagen Emden dar. Das Meer spülte damals noch seine Wasser bis unmittelbar an die Stadtmauer, und in den kalten Herbststürmen, in den dunklen Winternächten schlug unheimlich die hochgehende Flut wider die Stadt an. Feucht und kalt lagen die Nebel auf der niedrigen Landschaft. Die engen Straßen, die kleinen bescheidenen Wohnhäuser boten kaum den von frühester Jugend wider all' solche Unbill rauhen Wetters abgehärteten Bewohner genügenden Schutz; gar ungastlich aber mußten sie dem Fremdling erscheinen, zumal einem Polen, der an die Behaglichkeit Krakauer Patrizierhäuser gewohnt war. Wenn wir heute durch die reinlichen, schmucken, so stillen Straßen Emdens gehen, wird es uns zumute, als ob die Stadt einen dreihundertjahrelangen Schlaf gethan und wir durch dieselben Straßen zögen, in denen auch Laski einst gewandelt. Dann müßten wir wohnlicher die Häuser schildern. Aber der Aufschwung, dessen beredter Zeuge in den alten Häusern,

*) Emmius, S. 915.

zumal im schönen Rathause uns grüßen, fiel erst in die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, war nicht zum geringsten Teil Folge und auch dankbare Frucht des Geistes, den Laski mächtig anzufachen allzeit bemüht gewesen. Denn Emden bekam von ihm tiefer noch das schöne Siegel eingedrückt, Herberge der um ihres Glaubens willen Verfolgten zu sein und die flüchtenden Niederländer und Engländer lohnten solch Asylrecht durch ihren Fleiß und ihre Betriebsamkeit reichlich.

Auch die Mittel unseres Verbannten scheinen in jener Zeit zu knapp gewesen zu sein, durch größere Bequemlichkeit sich vor der Unbill von Wind und Wetter zu schützen. Er hat nachhause geschrieben, daß man ihm seine Büchersammlung über Frankfurt nach Emden sende, und schickt nun dem Freunde in Aduar ein Verzeichnis seiner Doubletten zur Ergänzung der reichen Klosterbibliothek, dann aber auch wohl zugleich, um den Erlös für den Lebensunterhalt zu gewinnen. Den Bewohnern in Emden stand er als Fremdling gegenüber. Den Gebildeten unter ihnen konnte er sich in der Muttersprache der Humanisten leicht verständlich machen; aber von dem Volke trennte ihn wie eine unübersteigbare Kluft die niederdeutsche Sprache, so ganz anders lautend, als was er in Basel einst von der deutschen Sprache sich angeeignet. Das war aber hier in Friesland ein Volk, das man nicht unbeachtet wie einen polnischen Kuetonen abseits liegen lassen konnte, und Laski hätte es jetzt gewiß auch nicht gewollt.

Zu all diesen Erschwernissen des Einlebens in der rauhen, unwirtlichen Gegend trat bei unserem Freunde peinigendes, körperliches Gebrechen hinzu. Wir haben ihn uns nach dieser Seite wie Paulum vorzustellen, mit einem Pfahle im Fleisch; dürfen ihn aber auch dem großen Apostel ähnlich halten, der in der Schule des Leidens und in der Unterweisung des Evangeliums gelernt hat, sich an der Gnade seines Herrn genügen zu lassen. Schon die ersten Nachrichten, die wir in Bologna über ihn gehört, lassen auf eine schwache Gesundheit schließen, die den nächsten Angehörigen Besorgnis einflößte. Die letzten dreizehn Jahre in der Heimat hatte er sich körperlich wohl gefühlt*). Aber nun in

*) Kuyper II, 552.

den feucht-kalten Niederungen waren die Fieber mit erneuter Heftigkeit aufgetreten. Die ungewohnte Nahrung behelligte den Magen, der in noch größere Mitleidenschaft durch die Heilmittel gezogen wurde, die ihm die Ärzte wider das heftige Fieber verschrieben. Fortwährendes Erbrechen quält den Leidenden, der kurze Gang nach der Kirche bringt ihn der Ohnmacht nahe; liest er nur ein wenig, so dunkelt es ihm um die Augen; ein paar Briefzeilen kosten ihm tagelange Mühe und dazu dann noch die fortwährenden, peinigenden Hämorrhoidalbeschwerden. Aber all dies Leiden preßte ihm kein Murren aus. „Gott die Ehre, der mich durch solche leibliche Mahnungen an meine Schuld und Verpflichtung wider ihn in Gnade erinnert.“ Er glaubte schon, dem Andrängen der Seinigen folgen und um seiner Gesundheit willen Emden verlassen zu müssen. Als aber der Winter vorüber zog und der Frühling Besserung brachte, blieb er. Emden hatte es ihm schon angethan; er hatte hier gefunden, was er gesucht, einen abgelegenen Bergungsort, wo er unbehelligt seinen Studien leben konnte.

Es ist uns leider nicht vergönnt, einen Blick in diesen Studiengang während des stillen folgenden Jahres zu werfen. Wir sehen nur, wie ihm neue, bedeutsame Erscheinungen auf dem theologischen Büchermarkte nicht lange verborgen bleiben. Er rühmt einmal den Freimut der Sprache in dem 1539 erschienenen Schriftchen Melanchthons: „Die fürnembste Unterschied zwischen reiner christlicher Lehre des Evangeliums und der abgöttischen papistischen Lehre“, eine Schrift, die auch, wie er seinem Freunde im Kloster mitteilt, der Kaiser mit lebhaftem Interesse gelesen und in welcher in bewundernswerter gedrängter Kürze Melanchthon die hauptsächlichsten Glaubenspunkte berührt habe. Von seiner fernen Warte am Meere folgte Laski dem Gang der Ereignisse auf dem kirchlichen Gebiete. Es war an der Tagesordnung damals, über die schwierigsten und dunkelsten Fragen der Theologie in langen Versammlungen zu verhandeln. Wer auch nur wie einem Tagesereignis dem Gang einer solchen Verhandlung folgen wollte, wurde unversehends vor die wichtigsten Probleme gestellt und unwillkürlich mit hineingezogen, ihnen Rede und Antwort zu stehen. Um wie viel mehr unser Freund, dessen ernste Studien ihn fort

und fort nötigten, an der Beantwortung der aufgeworfenen Fragen für seine eigene Aufklärung und Befestigung im Glauben zu arbeiten. Im November 1540 waren Abgeordnete der verschiedenen Stände zu einem Gespräch in Worms zusammengekommen. Ranke macht auf den außerordentlichen Fall dabei aufmerksam, daß hier die Vertreter des Papsttums entzweit, die des Protestantismus aber einig gewesen*). Die Wittenberger Konkordie hielt die Geister noch zusammen; Calvin und Melanchthon, beide anwesend, schlossen sich in innigem Vertrauen an einander an. Die Hauptfrage bewegte sich auf kirchenrechtlichem Gebiete, welche der beiden Kirchen denn in der Gemeinschaft der wahren, alten Kirche verharre und somit auf den Namen der katholischen Anspruch erheben dürfe. Die Frage mußte Laski mächtig fesseln und zu Studien anregen, deren Frucht seiner späteren bedeutenden Wirksamkeit zugute kam. Diesem Wormser Gespräch reihte sich schon im Beginne des folgenden Jahres das Religionsgespräch zu Regensburg an, dieses sogar in Gegenwart des Kaisers. Seit Jahren waren sich die beiden Kirchen nicht so versöhnlich nahe getreten wie hier. Die Granvella, Contarini auf der einen Seite, Bucer, Melanchthon auf der anderen waren zu Zugeständnissen geneigt, die heutzutage die einen auf die Bank der Altkatholiken, die anderen in die Nähe der Zentrumspartei gerückt hätten; drüben war man zur Freistellung der Priesterehe und des Laienkelches für Deutschland willig, hüben waren einige Fürsten nicht ungeneigt, unter gewissen Bedingungen den Primat des Papstes anzuerkennen. Ja selbst in dem Herzpunkte der Lehre von der Rechtfertigung fielen von Contarini und seinen Geistesverwandten Äußerungen, die als nicht fernstehend von der Lehre des Evangeliums bezeichnet werden müssen. In der Transsubstantiationslehre trat zuerst der nicht zu verdeckende Gegensatz wieder grell zutage, der aufgebrochene Spalt klaffte weiter. Auch dieses Religionsgespräch hatte nicht erzielt, wofür von beiden Seiten die versöhnlichste Bereitwilligkeit sich gezeigt hatte. Eine Ausgleichung war eben nicht mehr möglich.

Unserem Freunde in seinem fernen Asyl brachte auch dieses

*) Ranke IV, 156.

Gespräch, von dem die Kunde ja rasch ganz Deutschland durchflog, die Nötigung, alle die Trennungspunkte noch einmal vor dem eigenen Gewissen ernstester Prüfung zu unterziehen. Der Ausgang konnte nicht fraglich sein; das Ergebnis war für ihn eine noch entschiedenere Lossagung von der römischen Kirche, ein noch kraftvolleres Betonen des protestantischen Standpunktes.

Je stärker und entschiedener das Betonen des Protestantismus bei Laski hervortrat, um so mehr drang er bei seinem Freunde im Kloster auf Entscheidung. Laski muß den Freund mündlich zum Austritt aufgefordert haben; Hardenberg schwankte noch, aber den Stachel, gegen den er nicht löcken konnte, hatte ihm der Freund in die Seele geworfen. „Was du über Scham, Schmerz, Trauer und all das Elend, das dich fortwährend peinigt, schreibst, wie in aller Welt soll ich das glauben, da du selbst versicherst, daß Christus den Gründen deines Vorhabens unzweifelhaft beistimme. Ihm gegenüber bist du also deiner Sache gewiß, mir gegenüber errötest du und ängstigst dich. Was, bin ich denn größer wie er? Wer seine Ruhe in Christo heiligt, dem können Menschen sie nicht mehr rauben. Wenn du dies in deinem Innern zugiebst, brauchst du dich deines Vorhabens mir gegenüber nicht zu schämen, mein Albert; wenn aber nicht, dann hast du dich wahrhaftig viel mehr vor Christo zu schämen, und kund wäre, warum du dich in deinem Herzen so ängstigst, hauptsächlich wenn du nicht sicher bist, daß vor Gottes Gericht dermaleinst die Gründe deines Verhaltens fest bestehen können, so daß dann jetzt schon nach der Zusage des Herrn deine Seele darinnen gestärkt ruhen darf. Diese Ruhe will Paulus, daß wir sie pflegen, und auch ich wünsche es dir von ganzem Herzen. Aber da du selbst zugiebst, daß du so unsagbar viel nach verschiedenen Seiten gezogen werdest, so fürchte ich, daß du noch weiter von dieser Ruhe entfernt bist als du meinst und immerfort bald da, bald dorthin gezerrt werdest. Du überlegst noch, ob euer Leben eine Gotteslästerung sei und läßt inzwischen die ärgsten Mißbräuche geschehen, als ob Mißbräuche, durch die der Name und das Verdienst Christi geschändet werden, keine Gotteslästerung sei. Aber du machst sie nicht mit und tadelst sie auch, so Gott will, ungescheut. Mein Albert! So willst du uns deine Freiheit rühmen, als ob

wir nicht wüßten, in welchen Schranken sie gehalten sei. Du verwirfst das Beispiel des Hiskia, als wegen der verschiedenen Stellung deinem Amte fremd. Aber was er, der Hüter äußerer Zucht, mit dem Eisen gethan, das mußt du nicht mit allgemein gehaltenen Vorwürfen in deinen Vorträgen thun, sondern mit dem außerordentlichen Hammer, der auch die Felsen zerschlägt. Eines Gottesgelehrten Aufgabe ist es, jeden an seine Schuld und Pflicht zu gemahnen. Leistet der Mahnung deine Obrigkeit keine Folge, ja, läßt sie sich nicht ermahnen, zwingt sie dich sogar zu vertuschen und zu verheimlichen und du giebst ihr nach, heißt das noch freimütig tadeln? Du vergleichst auch nicht recht Babylon mit Babylon. Denn wir haben kein Götzenbild, das wir verehren, ihr aber verehrt wie Gott jenen Greuel, den ihr an heiliger Stätte im öffentlichen Gottesdienste ausstellt und seit solchen Götzendienstes Diener. Wenn noch Götzenbilder bei uns übriggeblieben sind, so liegen sie ganz offenbar verachtet und vernachlässigt da. Auf welchen Zug des Geistes du noch warteſt, weiß ich nicht. Ich glaube, daß der Geist Gottes spricht (Jes. 52, 11. 2 Kor. 6, 17): ‚Gehet aus von ihnen und sondert euch ab.‘ Und derselbe Geist redet das ähnliche Wort in der Offenbarung (18, 4): ‚Gehet aus von ihr, mein Volk, daß ihr nicht teilhaftig werdet ihrer Sünde.‘ Wenn du dieses auf die geistige Flucht beziehst, so steht fest, daß, wer nur einmal wahrhaft im Geiste diese Flucht erwogen, nicht bei denen haften bleiben will, die er fortwährend die Tugend und das Verdienst Christi verunehren sieht. Was mich betrifft, so liebe ich dich, mein Albert, wie nur je; aber dein Zaudern liebe ich nicht.“ *)

Das ist die offene, männliche Sprache eines echten Streiters Christi, der sich des Evangeliums nicht mehr schämt und frei und unumwunden den Herrn bekennt und freudig und fest um seinetwillen alle Bande gelöst hat, die ihn an die Welt fesseln konnten, um sich nur von dem einen Bande gehalten zu wissen, das die erlöste, frei gewordene Seele mit ihrem Heilande verknüpft. So rein ab und unerbittlich entschieden würde Laski in dem Kreise der evangelischen Bibelleser in Löwen noch nicht geredet haben;

*) Kuyper II, 557.

mit ſtarken Schritten ſtürmt er auf der Wettbahn vorwärts, vergeſſend, was dahinten iſt, ſich ſtreckend nach dem, das vorne iſt, ſeine Stärke darinnen wiſſend, daß er von Chriſtus ergriffen.

Und er ruht nicht, bis er den zaudernden Freund zu dem gleichen, entſcheidungsvollen Schritte gedrängt. Eine Reihe von Bedenken ſtellt Hardenberg auf, die uns den ſchweren Kampf ſeiner Seele zeigen*); in dem eben vernommenen Briefe haben wir wohl die Widerlegung einzelner Punkte, die vielleicht mündliches Zwiegeſpräch in Emden noch nicht völlig erledigt hatte. Hardenberg mochte in der Emdener Kirche die noch nicht weggeräumten Heiligenbilder geſehen haben; daher die Meinung, ob der Wechſel nicht doch nur der Zug von einem Babylon in ein anderes Babylon ſei, eine ſo leicht bei einem Zögernden ſich darbietende Meinung. Der Briefwechſel ſetzte ſich Monate hindurch fort: es iſt ein rührender Kampf, den Laski unermüdlich mit dem Freunde kämpft. Vielleicht iſt es die Sorge um das Fortkommen in der Welt, um des Leibes Nahrung, das den Mönch nicht von den Fleiſchtöpfen der Kloſterküche wegziehen läßt? „Es kann nicht geſchehen, mein Albert, daß, wo Chriſti Reich ſich erhebt, Satan ruhen könne. An dir ſelbſt kannſt du jetzt ſeine große Macht und Liſt kennen lernen. Aber du mußt bedenken, daß, was du nun leideſt, dir von Gott geſandt wird, ſeine Stimme es iſt, die dich aus deinen gegenwärtigen Banden zu ſeiner Freiheit ruft. Darum thue, was du zu thun verpflichtet biſt, und verachte die Stimme Gottes nicht. Erkläre dich ſo raſch wie möglich und ſchüttle das phariſäiſche Joch ab. Glaube mir, es ſoll dir an nichts gebrechen. Was mich betrifft, ſo werde ich alles mit dir gemein haben, und nicht früher ſollſt du Mangel leiden als ich, nur durchbrich endlich dein Zaudern. Manche Pläne habe ich mit dir vor und keine nebelhaften, durch die ſo für dich geſorgt wird, daß du ein ehrbares und deiner Stellung entſprechendes Leben führen kannſt. Nur bitte und beſchwöre ich dich bei Chriſto, zaudere nicht mehr länger, und was du thun mußt, thue es ſo bald wie möglich,

*) Die Münchener Bibliothek beſitzt das wertvolle Schriftſtück von Hardenbergs eigener Hand; Spiegel (S. 27) giebt es im Auszuge wieder.

aber so, daß alle erkennen, daß was du thust, um Christi willen geschieht und aus Haß gegen deine jetzige Lebensweise*).

Dem männlich-starken Andrang konnte der zaudernde Hardenberg auf die Dauer nicht widerstehen. Freilich erst im Frühling 1543 war es, daß der Mönch in seiner Bernhardinerkutte bei Laski anklopfte. Das Mönchskleid wurde hier abgelegt und aufbewahrt, und Laskis Frau trug Sorge, daß die Motten nicht das wollene Gewand verzehrten**). Von Emden zog Hardenberg bald weiter nach Wittenberg, sich unter der Leitung Melanchthons in den Lehren der evangelischen Kirche zu festigen. Ein inniges Freundschaftsverhältnis verknüpfte rasch die beiden Männer, die einander noch mehr geistesverwandt waren als der entschiedene, kraftvolle, zu keinen Kompromissen geneigte Pole.

Auch die Nonnenklöster wurden um die Zeit von unserem Laski nicht günstiger beurteilt, auch nicht die der mildesten Observanz, wie sie uns in jenen Tagen am Niederrhein in den Beghinenhäusern entgegentreten, Gemeinschaften, deren Glieder ohne irgendwelche lebenslange Gelübde in gemeinsamen Häusern, in einfacher, schlichter Hausordnung ein frommes Leben führten. Im nahgelegenen Gröningen lebte im ersten Beghinenhof die Tochter einer alten, angesehenen Gröninger Familie als eine domicella mantellata, d. h. der vornehmen Abteilung des Hauses angehörig, die geistvolle, fromme Gertrude Syssinge. Laski hatte sie kennen gelernt und stand im Briefwechsel mit ihr, den die gebildete Beghine in lateinischer Sprache zu führen verstand, gleichzeitig auch in häuslichen Arbeiten geübt, daß ihr Spinnrocken und Webestuhl nicht fremde Hantierung war. Laski dringt auch auf sie ein, das Frauenstift zu verlassen; sein Haus in Emden soll ihr Zufluchtsstätte sein. Anhaltender wird die Bitte, als der Kriegslärm sich nach Gröningen zu verziehen drohte. „Gott wird dich nicht verlassen, wo immer du bist, wenn du ihm nur in Wahrheit und von ganzem Herzen folgen willst, und ich zweifle nicht an deinem Wollen. Mit meinem männlichen Schutze werde ich dich nicht im Stiche lassen.“ In einem wei-

*) Kuyper II, 555.
**) Ebd., S. 577.

teren Schreiben*) lautet es schon andringender: „Wenn ich auch nicht Herr und Richter fremden Gewissens sein kann und will, so begreife ich doch nicht, wie jemand, der einige Erkenntnisse der Wahrheit hat und die Geheimnisse der Gottlosigkeit der Klöster kennt, sein Gewissen vor Gott rechtfertigen kann, wenn er inmitten derer bleibt, von denen er täglich sieht und hört, daß das Verdienst und der Ruhm unseres Herrn Jesus von ihnen geschmäht werde.“ Die endgültige Entscheidung zog sich bei unserer Beghine länger hin als bei dem Bernhardiner aus dem Aduardkloster; manche Umwege, die zu verfolgen uns ferne liegt, machte der zögernde weibliche Fuß, bis er die Schwelle des Klosters für immer verlassen. Deren beide Klöster nicht weit von einander gelegen, die fanden sich dann für ihr ferneres Leben unter demselben Dache zusammen: 1547 führte Hardenberg seine „Truytje“**) als Lebensgefährtin in sein Bremer Pastorat heim.

Die zwei Jahre Wartezeit, die noch in Emden verstrichen, bis Laski dem Rufe folgte und thatkräftig und entscheidungsvoll in den Gang der Ereignisse eingriff, verliefen denn doch nicht so ruhig und ungestört, als er wohl gewünscht haben mag. Nach dem nahgelegenen Grenzgebiete der Niederlande wurden ab und zu Ausflüge gemacht. Ein kurzer Aufenthalt in Amsterdam brachte ihm manches versuchliche Angebot. Auch eine Reise in seine alte Heimat, sein liebes Polen, fällt in diese Wartezeit. Es ist ein schmerzlicher Anlaß. Schon einmal vor ein paar Jahren hatte die bedeutsame Wirksamkeit seines berühmten Bruders Hieronymus und sein tragisches Geschick tief auch in das Leben unseres Johannes eingegriffen: wir erinnern uns, mit welchem rastlosen Eifer unser Johannes alle Welt in Bewegung gesetzt, bis er den geliebten Bruder aus den schmachvollen Banden, in die ihn der eine Thronbewerber Ungarns geworfen, befreit. Die schimpfliche

*) Kuyper II, 562. Den ganzen Verlauf der Geschichte berichtet ausführlich Spiegel, S. 91—105.

**) So lautet in der einzig erhaltenen Adresse eines Briefes der Vorname Gertrude in seiner lokalen Färbung; in den lateinischen Briefen selbst nennt Laski die Freundin immer Drusilla.

Behandlung vonseiten dessen, dem er alles geopfert und der ihm schier alles zu danken hatte, hatte den tiefgekränkten Polen ins Lager des anderen Thronbewerbers gedrängt. Sein ganzes Bemühen war fortan darauf gerichtet, dem wie aus tausend Wunden blutenden, so schönen Ungarlande endlich doch Heilung und Friede zu verschaffen. Und er hat redlich daran mitgearbeitet. Kaiser Karl bezeugt selbst in einem uns erhaltenen Sendschreiben an Hieronymus*), einen welch wesentlichen Anteil Laski an der Beilegung des jahrelangen Streites der beiden Thronbewerber und an dem Abschluß des Friedens zwischen Ferdinand und Zapolya genommen. Dieser Friede war ohne Kenntnis und Zustimmung Solimans zustande gekommen. Man hielt niemanden für geeigneter, zugleich für mutiger als Laski, nach Konstantinopel zu gehen und dem gefürchteten Soliman die Nachricht mitzuteilen. Der tapfere Pole übernahm die Botschaft auf Leben und Tod. Furchtlos hielt er die Schmähreden des empörten Sultans aus; der Krieg wurde erklärt, Laski eingekerkert; es sollten ihm Nase und Ohren abgeschnitten werden. Ein günstiger Zufall nur schützte ihn vor solch arger Verstümmlung und verschaffte ihm die Möglichkeit der Rückkehr**). So groß und uneigennützig war die Hingabe des Polen für das Wohl Ungarns, daß er trotz der eben erst bestandenen Lebensgefahr im folgenden Jahre (1540) sich bereit erklärte, in die Höhle des Löwen mit neuer, ebenso gefährlicher Botschaft zurückzukehren. Zapolya war nämlich, 53 Jahre alt, gestorben; ein paar Wochen vor seinem Tode hatte seine jugendliche Frau Isabella, des Königs von Polen schön gestaltete Tochter, einen Sohn ihm geschenkt. Seine Geburt fachte die alte Lust am Regiment eines Teils der Treugebliebenen frisch an und ließ sie die bestimmt gefaßten Abmachungen der Friedensverhandlungen vergessen. Ein Bote eilte nach Konstantinopel den eben geborenen Erben in den Schutz Solimans zu stellen; Laskis schwerer Auftrag war, den Sultan dem Könige Ferdinand geneigt zu machen. Hätte doch der Habsburger mit der Eröffnung der Feindseligkeit wider

*) Abgedruckt im Kerkhistorisch Archief 1855, S. 171.

**) Vgl. Hammer II, 167.

Isabella so lange gewartet, bis Laski seinen Auftrag ausgerichtet und sicher den Klauen des gefährlichen Gegners entronnen gewesen wäre! Die mutvolle Treue des Boten wäre wohl eine solche Berücksichtigung wert gewesen! So aber entflammte der Angriff wider die Witwe, die sich und ihren Sohn in den Schutz des Sultans geflüchtet, die Wut des wilden Siegers, der sich als Herr von Ungarn fühlte. Der Krieg wurde an Ferdinand erklärt; die erste Folge war die Einkerkerung des Botschafters. Auch der Feind hatte Achtung vor dem kühnen Manne und schätzte seine bedeutende Begabung wert. Man bot dem Gefangenen hohe Stellung, wenn er in den Dienst des Sultans treten würde; aber Laski war kein Renegat und auch kein Söldner, der für Geld und Ehre jedem Schwert und Feder zur Verfügung stellt. Er blieb standhaft den ganzen Winter hindurch 1540 auf 1541. Der Bruder im fernen Emden scheint davon in jenen Tagen nichts erfahren zu haben, er vermutet ihn in der Nähe Ferdinands*). Langsam verstrich der Winter dem Gefangenen, der im Hause des Großveziers eingesperrt und nur am Sonntage der Messe in der Kirche des griechischen Patriarchen beiwohnen durfte**). Mitte Juni 1541 endlich brach Soliman zum Kriege wider Ungarn auf; seine wilden Horden ergossen sich wie eine unheilvolle Woge über die Lande, alles vernichtend, wo sie sich niederließen. Der arme Gefangene wurde mitgeschleppt bis nach Belgrad. Krank schmachtete er dort im Kerker, während siegreich Soliman in Ofen einzog. Er war unwillig von Belgrad aufgebrochen, denn er hatte die Kunde erhalten, daß die beiden Botschafter, die König Franz an ihn gesandt, meuchlings auf dem Po durch von dem Marchese Guasto gedungene Banditen ermordet worden seien. Der eine von ihnen war Rinçon, der bereits erwähnte Freund unserer Laski, der so kläglich sein Leben enden mußte, während der frühere Kollege in den Kerkern zu Belgrad schmachtete***).

*) Kupper II, 554.

**) Hammer II, 169.

***) Sleidan (I, 344) läßt Laski erst in Belgrad in Gefangenschaft geraten als Repressalie des ergrimmten Sultans für den Meuchelmord an Rinçon, weil er vermutete, daß Karl V. und Ferdinand nicht unbeteiligt

Als Soliman von Ofen nach Belgrad zurückkehrte, entließ er mitleidig den gefangenen Botschafter seines eben aufs Haupt geschlagenen Gegners. Gebrochen, elend von der Haft und von Krankheit, zog Laski heim in sein altes Vaterland, nach Krakau. Er fühlte den Tod nahen und sehnte sich, den geliebten Bruder noch einmal zu sprechen*). Unmittelbar auf die Kunde von dem traurigen Geschick eilte Johannes aus Emden herbei an das Sterbelager seines Bruders. Niemand hinderte ihn, von dessen Heirat und vollem Übertritt man daheim wohl wußte, die Landesgrenze zu überschreiten und sich in der Hauptstadt und in der Nähe und Pflege des Sterbenden aufzuhalten. Man hielt das Leiden für ein langsames Gift, das Türkenhände dem gefürchteten Botschafter in Konstantinopel schon oder in Belgrad gereicht, um ihn auf solch' feige, elende Weise aus der Welt zu schaffen.

Wie gerne würden wir die Zwiegespräche belauschen, die Johannes mit dem sterbenden Bruder geführt haben mag! Mehr wie eine Andeutung läßt schließen, daß Hieronymus nicht ferne von dem Evangelium gestanden und, hätte nur günstiges Geschick größere Stille und Geistessammlung ihm gewährt, er vielleicht den gleichen Schritt gethan haben würde. Melanchthon kannte den bedeutenden Diplomaten; er soll über ihn eine Rede gehalten haben**). Hieronymus grollte dem Bruder nicht, weder über seine Heirat, noch über seinen Übertritt, durch welches beides er sich jede gegenwärtige Stellung in seiner Heimat verwirkt habe. Er ist nicht wider eine Stellung in der Fremde, bittet ihn aber nur unter der Bedingung eine solche anzunehmen, daß, wenn das Vaterland seiner bedürfe und unter eingetretener Veränderung der kirchlichen Lage er seines Glaubens ungehindert daheim leben

---

an dieser That seien. Viele sind dieser Angabe des berühmten Schriftstellers gefolgt, jüngst noch Feßler. Aber Hammer (II, 171) hatte genauere, unumstößliche Quellen für seine Angabe zur Verfügung, der wir gefolgt sind.

*) Kuyper II, 30: „ipsa id (den Besuch) a me petente".

**) Scrinium I, 480. Sie ist nicht in den Gesamtwerken Melanchthons aufgenommen und mir leider so wenig zu Gesicht gekommen, wie der an der gleichen Stelle erwähnte Brief, in welchem Melanchthon den Hieronymus bezeichnen soll als „virum illustrem, magnificum et reverendum, nobilitate generis, virtute et sapientia praestantem, patronum suum colendum".

könne, er jeder eingegangenen Verpflichtung ledig sei und seine Kraft dann wieder Polen zuwende*). Die Bitte des Sterbenden begegnete sich mit seinen eigenen Wünschen, mit seiner glühenden Vaterlandsliebe, die das große Opfer der Verbannung um seines Glaubens willen uns um so bedeutender und wertvoller erscheinen läßt.

Nach dem Tode des Bruders hielt es unseren Laski nicht mehr lange in Krakau. Im Frühjahr 1542 ist er bereits wieder in Emden. Eine flüchtige Briefstelle läßt darauf schließen, daß er ernstliche Verhandlungen mit den heimischen Bischöfen gehabt habe**). Es war seine Absicht, dieselben zu veröffentlichen; leider führte er sie nicht aus, wenigstens ist bis jetzt kein darauf hin bezügliches Schriftstück gefunden worden. a Lasco meint, seinem Freunde Hardenberg würde der Inhalt dieser Verhandlungen ein Lächeln abnötigen; jedenfalls war durch sie nun auch in dem anderen Lager offenkundig der Bruch mit der alten Kirche vollzogen. Der Bruch scheint auch die Folge gehabt zu haben, daß ein paar kleine Einkünfte, die ihm bis dahin ungeschmälert und unbehelligt geblieben waren, fortan beanstandet wurden. So wenigstens möchte ich jene Angabe des unzuverlässigen Walewski deuten; die Ausdehnung, die er, auf schwache Stellen sich gründend, der Sache giebt, ist entschieden übertrieben***).

Mit dem Tode des Bruders war ein starkes Band, das ihn mit der Heimat verknüpfte, gelöst; die Verhandlungen mit den polnischen Bischöfen konnten ihm gezeigt haben, daß einer freien Verkündigung des Evangeliums so bald noch kein Zugang in sein Vaterland geöffnet sein werde, und nur unter dieser Bedingung dachte er an die Möglichkeit einer Rückkehr. Er richtete sich auf ein längeres Weilen in der Fremde ein und war ihm die gastfreie Stätte hoch oben an der unwirtlichen Meeresküste doch schon recht geworden. Seine Gesundheit hatte sich etwas gehoben und war besser imstande, die Unbill des rauhen Wetters zu ertragen.

*) Kuyper II, 587. 588 und die schöne Stelle auch II, 30, überhaupt den ganzen Brief an seinen König.

**) Kuyper II, 556.

***) Biblioteca, p. 361.

Die Luft zur Thätigkeit regte sich. Das war ja von Anfang an vorauszusehen, daß eine Natur wie die unseres Freundes nicht lange müßig am Markte stehen konnte, sobald sie sich nur innerlich durch alle andrängenden Fragen durchgearbeitet und der Herr ihr die Festigkeit bestimmten Standpunktes gegeben.

Und er sollte auch nicht lange müßig dastehen; der Herr bedurfte seiner als eines auserwählten Rüstzeuges.

Wir haben bereits in kurzen Strichen ein Bild der ostfriesländischen Verhältnisse zu entwerfen gesucht. Graf Enno war 1539 in kräftigem Mannesalter gestorben; seine Witwe, die Gräfin Anna aus dem oldenburgischen Hause, hatte als Vormund der jugendlichen Söhne die Regierung übernommen. Es war ein schweres Wagestück, zumal für ein Weib und dazu in solch drangsalvoller Zeit die Leitung der ungeordneten Verhältnisse des Landes, in welchem es überall gärte, zu übernehmen. Die Gräfin Anna schreckte frommen, ernsten Sinnes vor der Schwierigkeit nicht zurück; in männlich-starker Hand hielt sie die Zügel, jener Theda ähnlich, die vor 70 Jahren als Witwe des Ulrich Cirksena in so reichem Segen anstatt ihrer unmündigen Söhne über das Land geherrscht. Die Arbeit wurde Gräfin Anna durch besondere Umstände erschwert. Ihr Schwager, Graf Johann, ein Bruder des verstorbenen Regenten, forderte die Übernahme der Vormundschaft der minderjährigen Neffen, trotzdem er bei Gelegenheit seiner Verheiratung mit einer natürlichen Tochter des Kaisers Maximilian feierlich mit Brief und Siegel für sich und seine Nachkommen auf die Nachfolge in Ostfriesland Verzicht geleistet hatte. Die Verbindung mit der Kaisertochter hatte er eines kläglichen Rückfalls in die römische Kirche wert gehalten; durch beides schien er Karl V. würdig, ihn als Lehnsträger der Grafschaft Ostfriesland anzuerkennen. Um so unwürdiger hielten ihn die Friesen, die der gräflichen Witwe bereits die Treue zugesagt; mit schweren, für das durch die vielen Kriege und Brandschatzungen ausgesogene Ländchen fast unerschwinglichen Geldopfern suchten sie sich von dem ihnen lästigen, aufgedrungenen Regenten loszukaufen. Das Geld hatte Graf Johann wohl eingezogen; das hinderte ihn aber nicht, ein lauerndes Auge auf das

Land gerichtet zu halten und die Aufmerksamkeit des grollenden Kaisers, der argwöhnischen Statthalterin der Niederlande unausgesetzt auf den kleinen Erdenwinkel zu lenken, der in jenen Tagen die schöne Eigenschaft besaß, Zufluchtsstätte aller um des Glaubens willen Verfolgten zu sein. Es war gut, daß die Gräfin in ihrem wackeren Bruder, dem bekannten Grafen Christoph von Oldenburg, einen treuen Berater, einen männlichen Schutzwart besaß, der allzu starken Anmutungen des Renegaten, hinter dem der Kaiser wie eine drohende Gewitterwolke stand, die Spitze bot.

Graf Christoph war wie seine Schwester von ganzem Herzen der Reformation zugethan, ein schönes Erbe ihrer frommen Mutter. Beide erkannten, daß für das schwergeprüfte Ländchen die Hebel kraftvollerer Ordnung zunächst auf kirchlichem Gebiete eingesetzt werden müßten. Der in Emden weilende polnische Baron war ihnen wohl bekannt; ihn für die Kirche zu gewinnen, ihr eifrigstes Bemühen. Es sollte eine neue Predigerstelle an der Kirche zu Emden gegründet werden. Laski schlug das Angebot aus, seine mangelnden Kenntnisse der Landessprache vorschützend; es würde dieses die zweite abschlägige Antwort sein, wenn sich jene Meinung bewahrheitete, daß er bereits dem verstorbenen Gemahl der Gräfin nahe getreten und seine Bitte, die Landeskirche zu leiten, zurückgewiesen. Statt seiner wurde eine tüchtige, fromme Kraft, die auch unser Freund wertschätzte, gewählt, Thomas Bramius*). Herzog Christoph ruhte nicht, die so bedeutende Persönlichkeit doch noch für die Kirche zu gewinnen. Auf sein Anraten machte ihm die Gräfin mit Zustimmung der angesehensten Männer in Emden den Antrag, die Leitung aller Kirchen des Landes (ἐφορεια̃ν ecclesiarum omnium totius regionis) zu übernehmen. Laski glaubte diesem dritten Rufe nun nicht mehr widersprechen zu dürfen: er meinte jetzt die Stimme des Herrn zu hören. Unter einer Bedingung erklärte er sich bereit, das schwere Amt zu übernehmen, daß sowohl die Gräfin als auch die gesamte Kirche nur die Ehre Gottes bei seiner Berufung im Auge gehabt habe**).

*) Emmius, S. 916 und auch Meiners I, 218.

**) Emmius, S. 916: „sed addidit conditionem, si experiretur ipsa re, gloriam Dei et ab ecclesia et a principe in hac sui vocatione

Das geschah im Beginn des Jahres 1543 zur Freude aller Wohlgesinnten des Landes, wie der Chronist anmerkt.

Es war eine mühsame, verantwortungsschwere Arbeit, die Laski übernahm. Er war sich selbst dessen gar wohl bewußt. Wir dürfen wohl sagen: es war aber eine Arbeit, für die unser Freund wie nur wenige von Gott ausgerüstet war, daß man unwillkürlich dem Zagenden zurufen möchte: fürchte dich nicht, denn dazu bist du in diese Stunde gekommen. Seine besondere und hohe Begabung gelangte gerade in dieser Arbeit zu ihrer vollen Entfaltung, und die Art, wie sie sich entfaltet, weist ihm unter den Vordermännern der Reformatoren zweiten Aufgebotes einen hervorragenden Platz für alle Zeiten an. Wir folgen gerne dem Freunde, dem wir so lange das Geleite gegeben, nun auch zur Mittagshöhe seines Schaffens. Es hob für ihn in Ostfriesland eine Thätigkeit an, bei der er wie die Bauleute beim zweiten Tempelbau unter Nehemia gerüstet sein mußte (Neh. 4, 17). Mit der einen Hand förderte er den Bau, mit der anderen hielt er Schild und Lanze wider die, die den Bau zu hindern suchten. Beides geschah gleichzeitig. Wir müssen in der Darstellung gesondert die wuchtige Doppelleistung betrachten. Zunächst denn der Teil der Abwehr.

b) Die Arbeit mit dem Schwerte in der Hand.

Wie anderwärts so geschah es auch in Ostfriesland, daß der Bruch mit der alten Kirche nicht jedes Mal ein so gewaltsamer, auffälliger war, daß man klar und deutlich die Grenzlinie des vergangenen Alten, des an seine Stelle getretenen Neuen ziehen könnte. Es fand sich nicht selten, und wir könnten es für Friesland mit Beispielen belegen, daß in derselben Kirche der eine Prediger wie mit neuen Zungen das Evangelium verkündete und begeistert das heilige Banner der Reformation — unsere Gerechtigkeit aus Gnaden allein durch den Glauben an Jesum

---

spectari, tum se in munere mansurum, caeteroqui dimissionem esse ab utraque flagitaturum".

Christum — entfaltete, während unten am Altar nach wie vor der Priester seine herkömmliche Messe las, die dann nur unterblieb, wenn sich niemand mehr zu ihrem Vollzuge bereit fand. So auch in Emden. Seit zwei Jahrzehnten nun schon hatte sich Stadt und Land der Predigt des Evangeliums zugewandt; das hinderte aber nicht, daß die Franziskanermönche der Stadt, so viele ihrer dem Kloster treu geblieben waren, ihre kirchlichen Geschäfte in altgewohnter Weise fortsetzten. Sie predigten noch bei sich, sie tauften Kinder, sie gaben Sterbenden die letzte Ölung, sie hüteten und pflegten die Heiligenbilder: genau als ob die ganze, große Bewegung spurlos an ihnen vorübergezogen wäre. Und es fanden sich nicht wenige, die unentschlossen den Dingen ihren Lauf gewähren und diese seltsame Unklarheit, dies doppelzüngige Wesen beibehalten wollten. Doch nur zum Schaden der jungen evangelischen Kirche, wie sich jetzt zeigte. Durch den Grafen Johann angestachelt und im sicheren Gefühle, an ihm einen geschützten Hinterhalt zu haben, erhoben die Mönche höher ihr Haupt. Was man die Jahre hindurch stillschweigend bei ihnen übersehen hatte, darauf pochten sie nun als auf einem Rechte.

Der neue Superintendent trat alsbald mannhaft ihnen entgegen; ihr Verhalten erschien ihm wie ein Anachronismus. Er untersagte ihnen Predigt und Taufe und erließ einen strengen Befehl, die noch in der Kirche bis dahin geduldeten Heiligenbilder zu entfernen. Die kühn gewordenen Mönche widersetzten sich. Zunächst verdächtigten sie Laski als einen Fremdling, der neue Bräuche einführen wolle. Sie seien ihm, dem Polen mit dem bis zur Brust reichenden Barte, keinen Gehorsam schuldig. Die schlauen Franziskaner kannten den Wert der Karte, die sie damit wider den verhaßten Gegner ausspielten, gar wohl, denn der Friese ist schier unzugänglich dem Fremden, und zu den größten Zeichen der Bedeutung unseres Freundes zähle ich, daß diese Rede nicht verfing und man sich dem Einfluß dieses „Fremdlings" willig in dem Lande hingab. Laski will die Mönche in einem öffentlichen Zwiegespräch ihrer falschen Lehre überführen; die Mönche fühlen sich aber dem bedeutenden Theologen nicht gewachsen und wissen geschickt das Zwiegespräch bis zum Herbst hinzuhalten, hoffend, daß dann ihr Schutzwart Graf Johann

zurückgekehrt sein und sie der mißlichen Disputation überheben werde.

Auch unter den Evangelischen selbst waren nicht wenige müßig, mit den päpstischen Bräuchen entschieden zu brechen. Ihre Ansicht hören wir vernehmlich aus einer Schrift heraus, die a Lasco wahrscheinlich um diese Zeit veröffentlichte: über die Fernhaltung von den päpstlichen Gottesdiensten*). Der fesselnde Traktat führt uns mitten in die damalige Bewegung und zeigt uns, für wie viele es äußerst schwer gewesen, sich von halbverstandenen, aber aus frühester Jugend liebgewordenen Bräuchen loszulösen. Man forderte für diese Schwachen Geduld, man könne ja auch in den Formen christlichen Sinn finden und solle sie sich nur ungestört ausleben lassen. Schlagend weist Laski das Unhaltbare, Zwitterhafte solcher landläufigen Anschauungen zurück und deckt den tiefen Schaden für das religiöse Leben auf, der durch Anteilnahme an einem Gottesdienste geschieht, der im Grunde fern von dem Worte Gottes sich aufbaut. Er beruft sich in seiner Beweisführung einmal auf das schöne Wort Calvins: daß uns in unserem Leben nichts so teuer und wert erscheinen dürfe, um um seinetwillen uns mit irgendeiner Götzendienerei zu beflecken. Es beseelte unseren Laski auf diesem Gebiete der heilig-ernste Geist des Genfer Reformators, der nicht unterhandeln, nur für Gottes unbefleckte Ehre kämpfen will. Der Traktat schließt mit den Worten: „Ich bin bereit auf jede Gegenrede zu achten, wenn ich nicht richtig die Sache behandelt zu haben scheine, denn ich suche nicht meine Ehre, an der nichts gelegen, vielmehr nur die Ehre des, dem sich alle Kniee beugen jetzt und in Ewigkeit. Amen."

Es war ungewohnte Sprache, die die Leute in Emden in männlich-fester Entschiedenheit hier vernahmen. Sie mundete nicht allen; sie widersprach zu entschieden der herkömmlichen, liebgewordenen Weise, verlangte einen Bruch im Leben, den nur

*) „Het ghevoelen Joannis a Lasco of het den Christenen, nadien zy het word Godes ende de godlooszheit des Pauwstdoms bekent hebben, eenighszins verorloft is, dat zy zick in den Pauwstlicken godsdiensten, ende in zonderheit inder Misse vinden laten"; Kuyper I, 64, woselbst auch der überführende Nachweis geliefert ist, daß diese Schrift in die früheste Zeit seiner Wirksamkeit gehört.

herzhaft die vollziehen, welche die Gewohnheit nicht mit der Wahrheit verwechseln und ihr allein folgen wollen. Es schien diesen Zwittergestalten das Annehmen des Fremdlings auch eine Beschränkung der Freiheit und auf dem Punkte ist der Friese fest. Sie mußten aber doch fühlen, daß das vernommene Wort vielmehr ein kraftvoller Hinweis auf eine noch nachgeschleppte Kette sei, nur fehlte ihnen der Glaubensmut, sie zu sprengen. Auch die Gräfin schwankte. Das zagende Weib sah die Gefahr, die ihr und ihrem Volke von den benachbarten Niederlanden, von dem Kaiser drohte, wenn sie allzu entschieden wider die Mönche und ihre ungöttlichen Satzungen angehen würde. Sie wollte als Landesmutter mit den Schwachen Geduld haben, wie es Paulus fordert, übersah aber, daß dieses Recht und diese Pflicht von dem Apostel nur dem eingeräumt wird, der stark ist in Christo, nicht dem, der selber aus seiner Schwäche nicht herauskommt. Die Bilder sollten nach wie vor bleiben und daran nicht gerührt werden. Für Laski handelte es sich bei diesem Erlaß nicht um die Bilder allein; er sah in dem schwächlichen Nachgeben ein Antasten der evangelischen Freiheit; es war für ihn ein Pakt, in dem menschliche Rücksichtnahme mit dem lauteren Worte Gottes verhandelte. Das aber dünkte ihn ein Greuel im Heiligtum. Offen, kühn, mit dem ganzen Freimut einer Seele, die in Christo frei geworden nur sein Diener sein will, trat er auch wider die Gräfin in die Schranke. Das Schreiben selbst, das er an sie richtete, ist uns nur noch in ausführlichen Auszügen erhalten*): ein wertvolles, kostbares Blatt der Reformationszeit, das an Luthers weltüberwindenden Glaubensmut in seinen besten Hervorbringungen erinnert. Laski erinnert die Gräfin daran, wie für ihn Anlaß zur Übernahme seines schweren Postens die Überzeugung gewesen, daß die Gräfin gottesfürchtig sei und begierig, Christi Ehre allerwege zu fördern. Aber das habe er an ihr auszusetzen, daß sie sich in Sachen der Religion allzu leicht nach der einen oder anderen Seite ziehen lasse und glaube, eher der Meinung ihrer Ratgeber als dem Willen Gottes folgen zu

*) Bei Emmius, S. 910, von dem es dann Kupper (II, 558) entnommen.

müssen. Und doch sei nur Gott der oberste Richter auch der Könige und sie als seine Diener berufen, Gottes Recht, nicht der Menschen Satzung auszuüben. Gott fordert uns auf, die Götzendienerei zu fliehen, wie dürfen wir dann die Götzendienerei der Mönche in unseren Kirchen dulden? Wie lange sollen wir auf beiden Beinen hinken? „Ich bin bereit, nicht nur das Meinige, so gering es auch ist, ohne irgendwelche Aussicht auf Ehre oder Lohn hinzugeben, sondern auch mein Leben zur Ehre Christi allen Gefahren auszusetzen, unter der einen Bedingung jedoch nur, daß Ihr, Gräfin, offenes Zeugnis ablegt, Euch vom Worte Gottes allein leiten und ihm gehorsamen zu wollen. Wollt Ihr das nicht, haltet Ihr es für ratsamer, menschlichen Satzungen und der Weisheit dieser Welt lieber als dem göttlichen Willen zu folgen, dann kann und will ich fernerhin nicht mehr meine Arbeit in Euren Dienst stellen. Der Lehre des Evangeliums und der Apostel Diener bin ich und da scheue ich mich auch nicht von dem geringsten Bruder Belehrung anzunehmen; menschlicher Weisheit und Gepflogenheit, die sich neben Gottes Wort einführt, Diener will ich wahrhaftig nicht sein. In menschlichen Dingen hat menschliche Weisheit ihren Platz, in göttlichen aber geht allem voraus Gottes Majestät, sein heiliger Wille .... Ich kenne wohl meine Lage, ich bin Fremdling, habe Familie, bedarf eines festen Sitzes, zu dessen Bewahrung ich Wohlwollen vonnöten habe; nicht Feindschaft, nicht Beleidigung und wahrhaft steht auch mein Trachten danach, mit allen auf freundlichem Fuße zu stehen und mich ihrer Lebensweise anzubequemen, aber nur bis zum Altar: diese Schranke auch noch aus Klugheit in solcher Gesinnung überschreiten, das kann ich nicht, und wenn ich auch alle Freundschaft darüber einbüße und wenn ich auch meine Familie in der tiefsten Not und Armut zurücklasse; der Herr, der alle speist, der wird auch die Meinigen versorgen, wenn ich ihnen nichts hinterlasse“ ..... Er würde — so schließt unser Laski sein denkwürdiges, schönes Schreiben — nicht so geschrieben haben, wenn er nicht der Gräfin frommen Sinn kännte, ja er sei auch überzeugt, daß sie verstehe, wie es seines Amtes sei, treu zu dem zu ermahnen, was er als zu ihrem und der Kirche Heil gehörig erkannt habe, und daß sie nachsichtig auch diesen seinen Freimut

im Schreiben aufnehmen werde. Treulos wäre er, wenn er es nicht gethan; er ziehe es vor, lieber undankbar als untreu zu ſein, und hoffe, daß, wenn er auch weniger den anderen Menſchen zuſage, weil er nicht angenehm genug ſchreibe, er doch nicht in ihren Augen als ein Undankbarer erſcheine. Gethan habe er, wozu er verpflichtet, wenn vielleicht nicht in glückbringender Form, ſo doch in rechtſchaffener Geſinnung; ſeine Arbeit ſtehe der Gräfin zudienſten, aber nur unter der Bedingung, Gott mehr zu gehorchen als den Menſchen; ſei die Bedingung unausführbar, dann fordere er ſeinen Abſchied. Er flehe von Gott auf ſie ſeinen heiligen Geiſt herab, daß er ihre Gedanken und Thaten zu ſeines Namens Ehre und zur Erbauung der Kirche lenke.

Und Gott erhörte das Gebet ſeines frommen Knechtes. Die Gräfin beugte ſich dem ernſten und auch tadelnden Worte des kühnen Mannes; das Schreiben flößte ihr Mut ein, ſelbſt auf die Gefahr hin, den kaiſerlichen Groll auf ihr armes Ländchen herabzubeſchwören, alle ängſtlichen Rückſichten fahren zu laſſen und der Stimme Gottes, die ſie in dem Schreiben zu vernehmen glaubte, zu gehorchen. Die Antwort, die ſie Laski zuſtellte, ehrt beide. Sie lautet — laſſen wir ſie unentſtellt in ihrer treuherzigen, urſprünglichen Sprachweiſe —: „Onze groetenisse voor af, waardige, Lieve, Aandachtige. Gy hebt ons onlangs door uw' Schryven dapper en ernstig erinnert, wat ons van wegen de ere Godts en onze Regeringe te doen betaamt, namelyk dat wy de afgodische beelden nar het voorbeeldt van vele Christelyke Koningen uit de Kirken zouden wegdoen etc. Wy hebben nu zulk ene vermaninge wel opgenomen, en willen Godt bidden, dat hy ons zulk een hart en geest geve, om alles te doen, wat hem welgevallig is. Wat de beelden aangaat, mogen we lyden, datge die by nacht, doch niet alle tegelyk, uit de oogen wegzet; en dat men het dolle volk daar niet laat bykomen; maar datge den Burgermeesteren en Kerkvoogden zulk bekent maakt, en dat het zonder geschreeuw worde uitgevoert: dus geschiet onze welgevallige meininge.“ *)

*) Meiners I, 249.

Der Befehl der Gräfin gelangte zur Ausführung. Noch gaben die Mönche nicht alle Hoffnung endgültigen Erfolges auf. Ein paar Wochen nach dem Erlaß traf ihr Schutzwart, der rückfällige Graf Johann, wieder in Emden ein, froh, eine Gelegenheit zu haben, sich in die Angelegenheit des Ländchens mischen zu können. Die Gräfin aber blieb standhaft. Auch Drohungen verschlugen nicht; der fromme Reformator hat ihr starken Mut eingeflößt, den heiligen Mut, Gottes Willen auszuführen, und der macht auch ein Weib allzeit dem Manne gewachsen. Ja selbst Graf Johann spürte die wunderbare Kraft, die von dem in Gottes Willen gefestigten Laski ausging. Er hatte eine Unterredung mit ihm; wir kennen nur den Erfolg, daß schweigend wie überwunden der Graf den Dingen ihren Lauf ließ. Die Stütze der Mönche war gebrochen. Sie mußten geschehen lassen, was sie zu verhindern unvermögend waren. Grollend zogen sie sich zurück, — wie Alte auf Leibzucht im eigenen Hause, wenn die Kinder selbständig geworden. Den Mönchen wurde nur noch ein Asylrecht im Kloster zugestanden; ohne Einfluß, ohne Wirksamkeit brachten sie ihre Tage dahin, wenig behelligt sie selbst, aber auf den Aussterbeetat gesetzt. Die Zeit schleppte sich ihnen langsam dahin; nach fast zwei Jahrzehnten (1561) erst duldete es die letzten sieben Pfründner nicht mehr in den Räumen, wo in allen Teilen ein anderer Geist umging. Sie wurden abgefunden un suchten sich dann ein anderes Plätzchen aus, im Glauben ihrer Väter, den sie selbst auf keine Kinder als Erben gelangen lassen konnten, zu sterben.

Der Renegat freilich war nicht gewillt, für alle Zeit die Waffen vor dem Manne zu strecken, der ihn wohl zum Schweigen bringen konnte, in dem er aber auch das stärkste Bollwerk erkennen mußte, das ihn hinderte, seine eigennützigen Pläne durchzusetzen. So lange der Mann unangefochten der evangelischen Kirche in Ostfriesland vorstand, das konnte sich der Graf leicht sagen, lag die römische Kirche daselbst gebrochen auf der Erde. Mit offenem Visier gegen ihn vorzugehen, dazu fehlte dem Abtrünnigen der sittliche Mut; er flüchtete in den Schutz der Ränke und Hinterlist. An dem Hofe der Statthalterin der Niederlande fand er dafür geneigtes Gehör! Die arme, einstige Königin von

Ungarn, damals so nahe der Erkenntnis der Wahrheit, jetzt ein bereites Werkzeug in der Hand des Kaisers, auch mit den furchtbarsten Mitteln diese Wahrheit des Evangeliums in den ihrer Leitung anvertrauten Landen zu unterdrücken! Ein schweres Ärgernis war es ihr, daß die von ihren Schergen aufgehetzten und von Haus und Hof um ihres Glaubens willen Verdrängten drüben in Ostfriesland eine Zufluchtstätte fanden. Und dieser Pole war es hauptsächlich, der die Gräfin in solchem Thun bestärkte! Es galt also, ihn zu entfernen und damit der unterdrückten, römischen Kirche zu ihrem Rechte zu verhelfen. In den Mitteln brauchte man nicht wähleriſch zu sein. So erschien im August 1544 auf Anstachelung des Grafen Johann ein Gesandter der Statthalterin bei der Gräfin, die Vertreibung Laskis fordernd als eines Meineidigen und Ruhestörers*). Leicht war es dem Angeklagten seine Unschuld zu beweisen. Die Gräfin bat ihn dringend, sich durch solche Verdächtigungen nicht abschrecken zu lassen und nur ja bei ihr zu bleiben; den hinterlistigen Schwager bedeutete sie, daß sie den Rat und die Mitarbeit dieses Mannes nicht entbehren könne. „Aber ich weiß", sagt Laski, „daß diese Leute mit ihren Anschlägen nicht ruhen werden, bis es ihnen gelungen, mich von hier zu vertreiben."**)

So rasch, wie diese übermächtigen Gegner wähnten, sollte ihnen die Verdrängung dieses Streiters denn doch nicht gelingen. Er erwies sich je länger je mehr als ein auserwähltes Rüstzeug des Herrn für dieses Ländchen. Er hatte noch manchen Strauß zu kämpfen, das Gebiet für seine aufbauende Thätigkeit von Gegnern frei zu halten.

Fesselnd ist es, seinem Kampfe mit einem anderen, in jenen Tagen recht bedenklichen Gegner zuzusehen. Es würde uns zu weit führen, zu zeigen, wie gerade die Niederlande schon seit länger als einem Jahrhundert tief- und weitwirkende Gärstoffe bargen, Männer, die in frommem Ernste sich wider die verkommene Kirche und ihre argen Diener auflehnten, mit innerer Ent-

*) Vgl. Emmius, S. 926 und was Laski selbst darüber seinem Freund Hardenberg mitteilt, Kuyper II, 574.

**) Kuyper II, 581.

Die Lust zur Thätigkeit regte sich. Das war ja von Anfang an vorauszusehen, daß eine Natur wie die unseres Freundes nicht lange müßig am Markte stehen konnte, sobald sie sich nur innerlich durch alle andrängenden Fragen durchgearbeitet und der Herr ihr die Festigkeit bestimmten Standpunktes gegeben.

Und er sollte auch nicht lange müßig dastehen; der Herr bedurfte seiner als eines auserwählten Rüstzeuges.

Wir haben bereits in kurzen Strichen ein Bild der ostfriesländischen Verhältnisse zu entwerfen gesucht. Graf Enno war 1539 in kräftigem Mannesalter gestorben; seine Witwe, die Gräfin Anna aus dem oldenburgischen Hause, hatte als Vormund der jugendlichen Söhne die Regierung übernommen. Es war ein schweres Wagestück, zumal für ein Weib und dazu in solch drangsalvoller Zeit die Leitung der ungeordneten Verhältnisse des Landes, in welchem es überall gärte, zu übernehmen. Die Gräfin Anna schreckte frommen, ernsten Sinnes vor der Schwierigkeit nicht zurück; in männlich-starker Hand hielt sie die Zügel, jener Theda ähnlich, die vor 70 Jahren als Witwe des Ulrich Cirksena in so reichem Segen anstatt ihrer unmündigen Söhne über das Land geherrscht. Die Arbeit wurde Gräfin Anna durch besondere Umstände erschwert. Ihr Schwager, Graf Johann, ein Bruder des verstorbenen Regenten, forderte die Übernahme der Vormundschaft der minderjährigen Neffen, trotzdem er bei Gelegenheit seiner Verheiratung mit einer natürlichen Tochter des Kaisers Maximilian feierlich mit Brief und Siegel für sich und seine Nachkommen auf die Nachfolge in Ostfriesland Verzicht geleistet hatte. Die Verbindung mit der Kaisertochter hatte er eines kläglichen Rückfalls in die römische Kirche wert gehalten; durch beides schien er Karl V. würdig, ihn als Lehnsträger der Grafschaft Ostfriesland anzuerkennen. Um so unwürdiger hielten ihn die Friesen, die der gräflichen Witwe bereits die Treue zugesagt; mit schweren, für das durch die vielen Kriege und Brandschatzungen ausgesogene Ländchen fast unerschwinglichen Geldopfern suchten sie sich von dem ihnen lästigen, aufgedrungenen Regenten loszukaufen. Das Geld hatte Graf Johann wohl eingezogen; das hinderte ihn aber nicht, ein lauerndes Auge auf das

Land gerichtet zu halten und die Aufmerksamkeit des grollenden Kaisers, der argwöhnischen Statthalterin der Niederlande unausgesetzt auf den kleinen Erdenwinkel zu lenken, der in jenen Tagen die schöne Eigenschaft besaß, Zufluchtsstätte aller um des Glaubens willen Verfolgten zu sein. Es war gut, daß die Gräfin in ihrem wackeren Bruder, dem bekannten Grafen Christoph von Oldenburg, einen treuen Berater, einen männlichen Schutzwart besaß, der allzu starken Anmutungen des Renegaten, hinter dem der Kaiser wie eine drohende Gewitterwolke stand, die Spitze bot.

Graf Christoph war wie seine Schwester von ganzem Herzen der Reformation zugethan, ein schönes Erbe ihrer frommen Mutter. Beide erkannten, daß für das schwergeprüfte Ländchen die Hebel kraftvollerer Ordnung zunächst auf kirchlichem Gebiete eingesetzt werden müßten. Der in Emden weilende polnische Baron war ihnen wohl bekannt; ihn für die Kirche zu gewinnen, ihr eifrigstes Bemühen. Es sollte eine neue Predigerstelle an der Kirche zu Emden gegründet werden. Laski schlug das Angebot aus, seine mangelnden Kenntnisse der Landessprache vorschützend; es würde dieses die zweite abschlägige Antwort sein, wenn sich jene Meinung bewahrheitete, daß er bereits dem verstorbenen Gemahl der Gräfin nahe getreten und seine Bitte, die Landeskirche zu leiten, zurückgewiesen. Statt seiner wurde eine tüchtige, fromme Kraft, die auch unser Freund wertschätzte, gewählt, Thomas Bramius*). Herzog Christoph ruhte nicht, die so bedeutende Persönlichkeit doch noch für die Kirche zu gewinnen. Auf sein Anraten machte ihm die Gräfin mit Zustimmung der angesehensten Männer in Emden den Antrag, die Leitung aller Kirchen des Landes (ἐφορεια̃ν ecclesiarum omnium totius regionis) zu übernehmen. Laski glaubte diesem dritten Rufe nun nicht mehr widersprechen zu dürfen: er meinte jetzt die Stimme des Herrn zu hören. Unter einer Bedingung erklärte er sich bereit, das schwere Amt zu übernehmen, daß sowohl die Gräfin als auch die gesamte Kirche nur die Ehre Gottes bei seiner Berufung im Auge gehabt habe**).

---

*) Emmius, S. 916 und auch Meiners I, 218.

**) Emmius, S. 916: „sed addidit conditionem, si experiretur ipsa re, gloriam Dei et ab ecclesia et a principe in hac sui vocatione

Das geschah im Beginn des Jahres 1543 zur Freude aller Wohlgesinnten des Landes, wie der Chronist anmerkt.

Es war eine mühsame, verantwortungsschwere Arbeit, die Laski übernahm. Er war sich selbst dessen gar wohl bewußt. Wir dürfen wohl sagen: es war aber eine Arbeit, für die unser Freund wie nur wenige von Gott ausgerüstet war, daß man unwillkürlich dem Zagenden zurufen möchte: fürchte dich nicht, denn dazu bist du in diese Stunde gekommen. Seine besondere und hohe Begabung gelangte gerade in dieser Arbeit zu ihrer vollen Entfaltung, und die Art, wie sie sich entfaltet, weist ihm unter den Vordermännern der Reformatoren zweiten Aufgebotes einen hervorragenden Platz für alle Zeiten an. Wir folgen gerne dem Freunde, dem wir so lange das Geleite gegeben, nun auch zur Mittagshöhe seines Schaffens. Es hob für ihn in Ostfriesland eine Thätigkeit an, bei der er wie die Bauleute beim zweiten Tempelbau unter Nehemia gerüstet sein mußte (Neh. 4, 17). Mit der einen Hand förderte er den Bau, mit der anderen hielt er Schild und Lanze wider die, die den Bau zu hindern suchten. Beides geschah gleichzeitig. Wir müssen in der Darstellung gesondert die wuchtige Doppelleistung betrachten. Zunächst denn der Teil der Abwehr.

b) Die Arbeit mit dem Schwerte in der Hand.

Wie anderwärts so geschah es auch in Ostfriesland, daß der Bruch mit der alten Kirche nicht jedes Mal ein so gewaltsamer, auffälliger war, daß man klar und deutlich die Grenzlinie des vergangenen Alten, des an seine Stelle getretenen Neuen ziehen könnte. Es fand sich nicht selten, und wir könnten es für Friesland mit Beispielen belegen, daß in derselben Kirche der eine Prediger wie mit neuen Zungen das Evangelium verkündete und begeistert das heilige Banner der Reformation — unsere Gerechtigkeit aus Gnaden allein durch den Glauben an Jesum

---

spectari, tum se in munere mansurum, caeteroqui dimissionem esse ab utraque flagitaturum".

Christum — entfaltete, während unten am Altar nach wie vor der Priester seine herkömmliche Messe las, die dann nur unterblieb, wenn sich niemand mehr zu ihrem Vollzuge bereit fand. So auch in Emden. Seit zwei Jahrzehnten nun schon hatte sich Stadt und Land der Predigt des Evangeliums zugewandt; das hinderte aber nicht, daß die Franziskanermönche der Stadt, so viele ihrer dem Kloster treu geblieben waren, ihre kirchlichen Geschäfte in altgewohnter Weise fortsetzten. Sie predigten noch bei sich, sie tauften Kinder, sie gaben Sterbenden die letzte Ölung, sie hüteten und pflegten die Heiligenbilder: genau als ob die ganze, große Bewegung spurlos an ihnen vorübergezogen wäre. Und es fanden sich nicht wenige, die unentschlossen den Dingen ihren Lauf gewähren und diese seltsame Unklarheit, dies doppelzüngige Wesen beibehalten wollten. Doch nur zum Schaden der jungen evangelischen Kirche, wie sich jetzt zeigte. Durch den Grafen Johann angestachelt und im sicheren Gefühle, an ihm einen geschützten Hinterhalt zu haben, erhoben die Mönche höher ihr Haupt. Was man die Jahre hindurch stillschweigend bei ihnen übersehen hatte, darauf pochten sie nun als auf einem Rechte.

Der neue Superintendent trat alsbald mannhaft ihnen entgegen; ihr Verhalten erschien ihm wie ein Anachronismus. Er untersagte ihnen Predigt und Taufe und erließ einen strengen Befehl, die noch in der Kirche bis dahin geduldeten Heiligenbilder zu entfernen. Die kühn gewordenen Mönche widersetzten sich. Zunächst verdächtigten sie Laski als einen Fremdling, der neue Bräuche einführen wolle. Sie seien ihm, dem Polen mit dem bis zur Brust reichenden Barte, keinen Gehorsam schuldig. Die schlauen Franziskaner kannten den Wert der Karte, die sie damit wider den verhaßten Gegner ausspielten, gar wohl, denn der Friese ist schier unzugänglich dem Fremden, und zu den größten Zeichen der Bedeutung unseres Freundes zähle ich, daß diese Rede nicht verfing und man sich dem Einfluß dieses „Fremdlings" willig in dem Lande hingab. Laski will die Mönche in einem öffentlichen Zwiegespräch ihrer falschen Lehre überführen; die Mönche fühlen sich aber dem bedeutenden Theologen nicht gewachsen und wissen geschickt das Zwiegespräch bis zum Herbst hinzuhalten, hoffend, daß dann ihr Schutzwart Graf Johann

zurückgekehrt sein und sie der mißlichen Disputation überheben werde.

Auch unter den Evangelischen selbst waren nicht wenige müßig, mit den päpstischen Bräuchen entschieden zu brechen. Ihre Ansicht hören wir vernehmlich aus einer Schrift heraus, die a Lasco wahrscheinlich um diese Zeit veröffentlichte: über die Fernhaltung von den päpstlichen Gottesdiensten*). Der fesselnde Traktat führt uns mitten in die damalige Bewegung und zeigt uns, für wie viele es äußerst schwer gewesen, sich von halbverstandenen, aber aus frühester Jugend liebgewordenen Bräuchen loszulösen. Man forderte für diese Schwachen Geduld, man könne ja auch in den Formen christlichen Sinn finden und solle sie sich nur ungestört ausleben lassen. Schlagend weist Laski das Unhaltbare, Zwitterhafte solcher landläufigen Anschauungen zurück und deckt den tiefen Schaden für das religiöse Leben auf, der durch Anteilnahme an einem Gottesdienste geschieht, der im Grunde fern von dem Worte Gottes sich aufbaut. Er beruft sich in seiner Beweisführung einmal auf das schöne Wort Calvins: daß uns in unserem Leben nichts so teuer und wert erscheinen dürfe, um um seinetwillen uns mit irgendeiner Götzendienerei zu beflecken. Es beseelte unseren Laski auf diesem Gebiete der heilig-ernste Geist des Genfer Reformators, der nicht unterhandeln, nur für Gottes unbefleckte Ehre kämpfen will. Der Traktat schließt mit den Worten: „Ich bin bereit auf jede Gegenrede zu achten, wenn ich nicht richtig die Sache behandelt zu haben scheine, denn ich suche nicht meine Ehre, an der nichts gelegen, vielmehr nur die Ehre des, dem sich alle Kniee beugen jetzt und in Ewigkeit. Amen."

Es war ungewohnte Sprache, die die Leute in Emden in männlich-fester Entschiedenheit hier vernahmen. Sie mundete nicht allen; sie widersprach zu entschieden der herkömmlichen, liebgewordenen Weise, verlangte einen Bruch im Leben, den nur

*) „Het ghevoelen Joannis a Lasco of het den Christenen, nadien zy het word Godes ende de godlooszheit des Pauwstdoms bekent hebben, eenighszins verorloft is, dat zy zick in den Pauwstlicken godsdiensten, ende in zonderheit inder Misse vinden laten"; Kuyper I, 64, woselbst auch der überführende Nachweis geliefert ist, daß diese Schrift in die früheste Zeit seiner Wirksamkeit gehört.

herzhaft die vollziehen, welche die Gewohnheit nicht mit der Wahrheit verwechseln und ihr allein folgen wollen. Es schien diesen Zwittergestalten das Annehmen des Fremdlings auch eine Beschränkung der Freiheit und auf dem Punkte ist der Friese fest. Sie mußten aber doch fühlen, daß das vernommene Wort vielmehr ein kraftvoller Hinweis auf eine noch nachgeschleppte Kette sei, nur fehlte ihnen der Glaubensmut, sie zu sprengen. Auch die Gräfin schwankte. Das zagende Weib sah die Gefahr, die ihr und ihrem Volke von den benachbarten Niederlanden, von dem Kaiser drohte, wenn sie allzu entschieden wider die Mönche und ihre ungöttlichen Satzungen angehen würde. Sie wollte als Landesmutter mit den Schwachen Geduld haben, wie es Paulus fordert, übersah aber, daß dieses Recht und diese Pflicht von dem Apostel nur dem eingeräumt wird, der stark ist in Christo, nicht dem, der selber aus seiner Schwäche nicht herauskommt. Die Bilder sollten nach wie vor bleiben und daran nicht gerührt werden. Für Laski handelte es sich bei diesem Erlaß nicht um die Bilder allein; er sah in dem schwächlichen Nachgeben ein Antasten der evangelischen Freiheit; es war für ihn ein Pakt, in dem menschliche Rücksichtnahme mit dem lauteren Worte Gottes verhandelte. Das aber dünkte ihn ein Greuel im Heiligtum. Offen, kühn, mit dem ganzen Freimut einer Seele, die in Christo frei geworden nur sein Diener sein will, trat er auch wider die Gräfin in die Schranke. Das Schreiben selbst, das er an sie richtete, ist uns nur noch in ausführlichen Auszügen erhalten*): ein wertvolles, kostbares Blatt der Reformationszeit, das an Luthers weltüberwindenden Glaubensmut in seinen besten Hervorbringungen erinnert. Laski erinnert die Gräfin daran, wie für ihn Anlaß zur Übernahme seines schweren Postens die Überzeugung gewesen, daß die Gräfin gottesfürchtig sei und begierig, Christi Ehre allerwege zu fördern. Aber das habe er an ihr auszusetzen, daß sie sich in Sachen der Religion allzu leicht nach der einen oder anderen Seite ziehen lasse und glaube, eher der Meinung ihrer Ratgeber als dem Willen Gottes folgen zu

*) Bei Emmius, S. 910, von dem es dann Kupper (II, 558) entnommen.

die Joriſten in der kirchlichen Gemeinſchaft zu behalten, wenn ſie nur lauter und ſchlicht und ohne jegliche Heuchelei die Übereinſtimmung mit der Kirchenlehre befolgen. Das aber kann er nicht gutheißen, daß Joris ſich eine neue und ganz eigentümliche Art der Berufung anzumaßen ſcheine, kraft welcher er weder ſelbſt irren noch getäuſcht werden könne. Anmaßend ſei auch ſeine Behauptung, als ob ganz gewiß die Wahrheit ihm einwohne, und er ihr; die Wahrheit iſt nur ſoweit in uns allen, als Chriſtus durch ſeinen Geiſt in uns lebt und uns beſeelt. Er weiſt den Stolzen auf die Macht der Sünde in uns, die uns täuſcht und andere in die Irre führen läßt. Soweit die in uns herrſcht, können wir nicht in der Wahrheit ſein. Trotzdem ſind wir nicht von der Wahrheit völlig ausgeſchloſſen, weil Chriſtus unſer Herr durch ſeinen Tod uns verſöhnt hat . . . Nicht deshalb hat Chriſtus unſere Schwachheit auf ſich genommen, daß er uns ihrer in dieſem Leben völlig entledigte, ſondern daß er ſich uns bis ans Ende unſeres Lebens als der Hoheprieſter erweiſe, der durch ſein Blut unſere Sünde ſühnt . . .

Wir können nicht dem ganzen Briefe folgen; das Angezogene mag genügen, zu zeigen, mit wie ſanftmütigem Ernſte Laski dem Schwarmgeiſte nachgeht. Es traf ſpäter noch die Antwort von Joris auf das erſte Schreiben ein, von Baſel aus ſchon, wohin ſich der verblendete Menſch im geheimen begeben hatte. Dies zweite Schreiben iſt für die Charakteriſierung des Joris von höchſter Bedeutung*); kaum irgendwo anders entpuppt ſich die rätſelhafte Geſtalt ſo vollſtändig in ihren eigentümlichen, verzerrten Zügen. Laski hatte auf dieſen Brief keine Antwort mehr; es war ihm aus der ganzen Verhandlung und auch durch die genauere Bekanntſchaft mit dem Hauptwerke des Joris, das er ihm zuſtellen ließ, klar geworden, daß mit ihm und ſeinen Anhängern ſtrenger Obſervanz eine Vereinigung nicht erzielt werden könne, auch ruhiges Gewährenlaſſen ihres Treibens unzuläſſig ſei. Die 1545 von der Gräfin erlaſſene Polizeiordnung, die ganz im Geiſte und mit der Zuſtimmung a Lascos verfertigt iſt, verfügt deshalb, daß, da den Daviten (es ſind die Anhänger des Joris

*) Den ausführlichen Gedankengang ſiehe in Zeitſchrift 1863, S. 158 f.

gemeint) in ihrer Lehre nicht zu vertrauen ist, so hält man es für unnötig, sie vor dem Superintendenten zu examinieren. Durch dieses Gesetz waren sie des Landes verwiesen. Strenge Strafe traf die Junker, Amtleute und Beamten, die einen solchen Verwiesenen aufnahmen; wer von den Verwiesenen im Lande ergriffen wurde, der sollte „am Halse korrigiert" werden*).

Anders und freundlicher konnte sich das Verhalten gegen die zahlreichen Mennoniten gestalten. Bereits 1528 waren Wiedertäufer ins Land gekommen und hatten gastfreundliche Herberge gefunden. Anfänglich wenig beachtet. Sie lebten still dahin, mieden jede Berührung mit der Welt, es that ihnen meist nach eben erst überstandener Verfolgung in ihrer Heimat wohl, eine Weile auszuruhen. Das änderte sich, als 1531 Melchior Hofmann nach Emden kam, eine rohe, aufgeregte, fanatische Natur, der sich seit acht Jahren bereits als Kürschnergeselle und Prediger überall herumgetrieben. Auf seinen unstäten Wanderzügen war er bis Dorpat gekommen; der rasch dort gewonnene kleine Anhang löste sich nach seiner Entfernung bald wieder auf, keine Spur seiner Wirksamkeit ist an diesem fernen Vorposten der evangelischen Kirche geblieben. Bald stand Hofmann an der Spitze der Wiedertäufer in Ostfriesland; seine Sendboten durchzogen das Ländchen und verbreiteten seine Lehre bis in die entferntesten Dörfer. Nach seiner Abreise nach Straßburg nahm Jan Matthiesen seine Stelle ein, der bald darauf als Prophet Henoch die berüchtigte Rolle in Münster spielte. Das Trauerspiel von da leuchtete wie blutiger Nordlichtschein auch nach Ostfriesland hinüber. Da war es ein Glück für die friesischen Wiedertäufer, daß an ihre Spitze Menno Symons trat, selber ein Friese und wie sein Volk kräftig, verständig, freiheitliebend. Ernsten, nüchternen Wesens war er ein Gegner der Schwärmerei, des Fanatismus; mit großer Weisheit lenkte er den aufgeregten

*) Zeitschrift 1864, S. 535. Wie aber kann Lasikis Brief an die Gräfin Anna als Belegstück angezogen werden, daß a Lasco der Vertreibung der Sektierer beigestimmt habe, wie es die 76. Anmerkung thut? Etwas anders lautet der angezogene Artikel der Polizeiordnung bei Bertram, S. 180.

Sinn seiner Genossen auf den Herzpunkt ihrer Gemeinschaft, auf die völlige Absonderung der reinen, gläubigen Gemeinde von der Welt, den Ungläubigen und der mit Unglaube und Unsittlichkeit allzu verquickten evangelischen und römischen Kirche. Die Taufe der Wiedergeborenen gliederte in diese gläubige Gemeinde ein, die strengste Kirchenzucht suchte die Reinheit der Gemeinde zu bewahren. Wir haben hier nicht das Falsche und Irrtümliche dieser Absonderung zu zeigen, das Widerchristliche, das sich in diesen Sonderlehren abspiegelt; das muß betont werden, daß auch gesunde, wahre Elemente diese Gemeinschaft in sich aufgenommen hat, denen sie ihren Bestand bis zum heutigen Tage dankt.

Diese mennonitische Gemeinde war in den Tagen Laskis in einem blühenden Zustande. Fast gleichzeitig mit ihm war Menno nach Emden gekommen. Brave, ruhige, sittenstrenge Bürger zählte die Gemeinde in ihrer Mitte. Gegen sie die ganze Strenge der kaiserlichen Gebote zur Anwendung zu bringen und das Land dieser seiner fleißigen, braven, frommen Leute zu berauben, dazu würde Laski nie die Hand geboten haben. Er stand ihnen gegenüber auf dem schönen Standpunkte, den Luther in jenen Glanztagen seiner Wirksamkeit inne hatte, als er die Wartburg verließ und nach Wittenberg eilte, den bedenklichen Brand daselbst zu löschen. „Durch das Wort ist Himmel und Erde geschaffen, dasselbe Wort muß es auch hier thun; durch das Wort ist die Welt überwunden. Darum predigen, sagen, schreiben will ich's; aber zwingen, bringen mit Gewalt will ich niemand."

Und Laski ward nicht müde, in diesem echt evangelischen Sinne mit den Mennoniten zu handeln. Mit Zustimmung der Gräfin und Gutheißung seiner Amtsgenossen hatte er in vieler Gegenwart eine längere Besprechung mit Menno. Die Verhandlung war fruchtlos; es waren hauptsächlich drei Punkte, über welche keine Einigung erzielt werden konnte: über die Menschwerdung Christi, die Taufe und die Berechtigung, den Dienst am Worte in der Gemeinde zu übernehmen. Jede der beiden Parteien, wie das zu geschehen pflegt, sprach sich den Sieg zu. Besonders unter den Mennoniten wurde die Siegesfreude laut geäußert, und es scheint nicht an recht gehässigen Urteilen über die evangelische Kirche und ihre Geistlichen gefehlt zu haben. Menno gab noch

in demſelben Jahre ein Sendſchreiben an Laski heraus, in der er den erſten ſtrittigen Punkt ihres Geſpräches ausführlich behandelte. Laski, der bis dahin geſchwiegen hatte, glaubte dieſer Herausforderung begegnen zu müſſen, zumal Menno Schmähungen wider ihn, ſeine Amtsgenoſſen und die ganze evangeliſche Kirche auch hier reichlich vorgebracht hatte und ſeine Anhänger das bis dahin bewahrte Schweigen als Eingeſtändnis des Unterliegens ausgaben. Trotz des ſchmähenden Tones des Gegners bewahrt Laski ſeine milde, feine Ruhe. „Ich werde dann recht geantwortet zu haben glauben, nicht wenn ich Schmähung für Schmähung zurückgegeben oder dich und die Deinigen bloßgeſtellt habe, ſondern wenn ich nach meiner geringen Kraft meines Herrn Jeſu Ruhm irgendwie gefördert und einen Schritt vorwärts zur Beilegung des ſtrittigen Punktes in einer Lehre gethan zu haben ſcheine, durch die die Kirche Chriſti geſpalten wird, auf die wir doch viel mehr Rückſicht zu nehmen haben als auf uns ſelbſt.“*)

Der ſtreitige Punkt bildete in der Lehre der Wiedertäufer eine gewichtige Rolle. Die münſteriſchen Wiedertäufer hatten eine Münze ſchlagen laſſen mit der Umſchrift: ‚verbum caro factum habitavit in nobis‘, das Wort ward Fleiſch und wohnte in uns. Die zweite Hälfte des Satzes wurde von nicht wenigen unter ihnen in pantheiſtiſcher Weiſe verwertet, die erſte Hälfte diente ihnen zur Hauptſtütze ihrer tiefgreifenden Sonderlehre, daß nicht der Sohn Gottes Menſchengeſtalt an ſich genommen, ſondern daß das Wort Gottes Menſch geworden ſei. Hofmann bereits hatte die himmliſche Abkunft des Fleiſches Chriſti ſtark betont, Menno dieſelbe Lehre wieder aufgenommen und beſonders vonſeiten der Lehre von der Sünde zu ſtützen verſucht. Chriſtus könne nicht unſere ſchuldige, fluchbeladene, ſündige Natur angenommen und zu eigen gehabt haben, ſonſt hätte er uns gar nicht erlöſen können. Er mußte eine reine, göttliche Menſchheit, nicht die verderbte, adamitiſche Natur haben, damit er der zweite Adam würde**). Laski in ſeiner Gegenſchrift***) faßt den

*) Kuyper I, 7.

**) Dorner II, 637. Vgl. auch Erbkam, S. 571.

***) Vgl. Kuyper I, 1—62. Bei Calvin XII, 50 die Angabe, daß

Gegensatz in der beiderseitigen Lehre in dem Wort zusammen: „Das ist aber unser Streitpunkt. Wir, die wir dem Herrn Christo wahre Gottheit und zugleich auch wahre Menschheit zuschreiben, wir sagen: jenes anbetungswerte Wort, das seinem Wesen nach von Ewigkeit zu Ewigkeit Gott ist und auch Geist, ist auch jetzt was es war, aber nun hat es sich für uns also mit dem Herrn Christus verbunden, nachdem es unser Fleisch an sich genommen, daß es in Wahrheit ist, was sein Name bekundet, Immanuel, Gott mit uns. Du aber lehrst: das Wort, das einst Geist war, ist durch irgendwelche Verwandlung Fleisch geworden, aber es ist nicht unser Fleisch, sondern aus dem heiligen Geiste empfangen und abgeleitet.“*)

Wir stehen der Streitfrage heute zu ferne, um Lust zu verspüren, die ganze weitläufige Auseinandersetzung im einzelnen wiederzugeben. Laski hielt, was er in der Einleitung versprochen. Sobald der Hauptsatz der Streitfrage aufgestellt war, versuchte er in ernster, würdevoller Weise, der es nur um die Sache zu thun ist, das Recht seiner Auslegung gegenüber der gegnerischen Meinung zu begründen. Seine einzige Waffe entnimmt er der heiligen Schrift. Er greift nicht willkürlich die eine oder andere Stelle aus dem Zusammenhange heraus, wenn sie ihm geeignet scheint, seine anderwärts gewonnene Ansicht zu stützen, als geeigneten Beleg für dieselbe auszunutzen. Mit großer Schriftkenntnis weist er seine Ansicht als nur geschöpft aus der heiligen Schrift nach, aus ihrer Fülle heraus. Seine Auslegung ist ruhig, verständig, zugleich wie bei dem großen Ausleger Calvin in einem Geiste der Erbauung, der man den heiligen, frommen Ernst abspürt, mit dem sein Geist in die Betrachtung des Wortes Gottes versenkt ist. Fern von aller salbungsvollen Rede, mit der mehr wie ein Jahrhundert später so manche sonst tüchtige Schriftauslegung nicht gerade zu ihrem Vorteile verquickt ist, führt hier eine Sprache das Wort, die von der hehren Majestät des Wortes

---

auf Anraten Hardenbergs der Erzbischof von Köln, der sich meist auf seinem Jagdschloß bei Bonn aufhielt, den Druck der Schrift habe besorgen lassen; deshalb ist auch wohl der Druckort Bonn.

*) Kupper I, 10.

Gottes völlig erfaßt ist und ernst, männlich, kraftvoll von der erkannten Wahrzeit zeugt. Es ist eine Erquickung für jeden echten, gesunden Sinn, eine Labung, wie sie uns Calvin, wie sie uns die anderen Reformatoren und Kirchenväter ersten Ranges in unvergänglicher Frische bieten.

Die Schrift fand vielen Beifall unter den damaligen Gelehrten*). Melanchthon nannte sie in einem Schreiben an den Herzog Albrecht in Preußen eine löbliche Schrift**), ja er empfahl sie selbst Luther zu lesen. Das that er um diese Zeit (es war im Sommer 1545) nur dann, wenn er ganz sicher sein konnte, dem alten Herrn durch eine solche empfohlene Schrift nicht neues Ärgernis zu bereiten. Denn der Sakramentsstreit war ja vor kurzem, von Luther neu angefacht, in ungeahnter Stärke wieder ausgebrochen, und Melanchthon und seine Freunde hatten lange Zeit in der Angst geschwebt, daß die Zornesschale des gewaltigen Mannes auch über ihr Haupt ausgegossen würde, und welch ein unsagbares Elend würde ein solch offener Zwist für die evangelische Kirche heraufbeschworen haben. Luther scheint die Arbeit nicht gelesen zu haben; auch in seinen Briefen verlautet kein Urteil darüber, und doch hätte ihm der eine, der andere Satz wohl bedenklich erscheinen können. a Lasco streift ein paarmal jenes Grenzgebiet, wo die Gefahr eines Auseinanderfallens der beiden Gestalten in Christo droht; Luther hielt da scharfe Wache und glaubte nicht ernstlich genug vor dem schmalen Grenzgebiete warnen zu müssen.

Ursprünglich hegte a Lasco die Absicht, auch die beiden anderen Streitpunkte Mennos in gleicher Ausführlichkeit zu behandeln. Im scharfen Gedränge anderer Arbeiten, die von allen Seiten auf ihn anstürmten, fand er nicht die nötige Zeit dazu, und auch die Lust mag ihm allmählich erloschen sein. Es gebrach denn doch dem Gegner an der Vor- und Durchbildung, solche ernste, tiefgehenden Fragen wissenschaftlich zu erörtern; seinen Meinungen und Behauptungen gebrach es an der nötigen Begründung aus der heiligen Schrift, und es fehlte ihm das Bewußtsein solchen

*) Vgl. Bertram, S. 163.
**) Melanchthon V, 791.

Gebrechens. Einem solchen Unvermögen gegenüber erlahmt aber auch der redlichste Eifer zu belehren.

Menno blieb nach diesem Schriftwechsel nicht mehr lange in Emden. Er war das anerkannte Haupt der aus den blutigen Verfolgungen geläutert und gereinigt hervorgegangenen Sekte, deren Glieder fortan nach seinem Namen genannt wurden und die es hauptsächlich seiner frommen Betriebsamkeit zu danken haben, daß sie aus den ihnen so unholden Tagen in eine Zeit größerer Duldung hinübergerettet wurden. Wie ein Sohn dieser duldsameren Zeit gewährte ihnen unser Laski schon in den Tagen der Reformation milde Fürsorge. Nur wenige widerspenstige, lärmige Glieder wurden des Landes verwiesen; die Mehrzahl kühn und fest auch dem drohenden Kaiser gegenüber geschützt. Unbehelligt haben diese Mennoniten bis zur Stunde zumal in Emden ihres Glaubens gelebt, stille, friedliche Leute, die sich möglichst von der Berührung mit der argen Welt ferne halten, sie selber doch nicht mehr so streng in den Fußtapfen ihrer Altvorderen wandelnd und die Kirchenzucht nicht mehr so unerbittlich handhabend, der sich einst auch fast widerwillig Menno selbst hatte beugen müssen.

c) Die Arbeit mit der Kelle in der Hand.

Wir wenden uns nun dem anderen bedeutsamen Teil der Reformationsarbeit a Lascos zu, was er zum Aufbau des ihm übertragenen Werkes in seiner zweiten Heimat gethan. Dieser Teil hebt sich nicht in der Weise reinlich von dem anderen ab, daß er ungehindert auf dem von der Reformation gelegten Grundstein nur weiter zu bauen gehabt habe: auch hier galt es in mannhafter Entschlossenheit sich Bahn zu brechen und die nur allzu losen Zügel in fester Hand stramm anzuziehen.

Es waren für die Kirche Ostfrieslands schwere Zeiten vorausgegangen; das unsichere Gefühl aus lauter Versuchen nach verschiedenen Seiten hin noch nicht zum entschiedenen Betreten einer klaren, festen Richtung gelangt zu sein, hatte seinen Höhepunkt erreicht; überall zeigten sich die verderbenbringenden Spuren der

Haltlosigkeit, der Zerfahrenheit der kirchlichen Verhältnisse: Zucht und Ordnung fehlten, der Einzelne wirtschaftete nach Gutdünken, die Gemeinden wurden in den Wechsel der aufeinanderfolgenden Meinungen mit hineingezogen. Der alte, wackere Graf Edzard war von ganzem Herzen der Reformation geneigt und anhänglich; die wunderbaren ersten Schriften Luthers und sein kühnes, glaubensstarkes Auftreten hatten es seiner echten Friesennatur angethan. Der zuerst in zündender Beredsamkeit von der Kanzel aus der Reformation Eingang verschafft, Aportanus, neigte in seinen theologischen Anschauungen vorwiegend auf Seiten der oberrheinischen Städte und der Schweiz; seine bedeutende Persönlichkeit drückte dies ihr Gepräge seinem Heimatlande fest ein; die Friesen fühlten sich stark und frei genug, sich des übermächtigen Einflusses des deutschen Reformators zu erwehren und das älteste Bekenntnis des Landes zeigt, wie sehr in entscheidenden Hauptpunkten es ihnen gelungen war. Dann kamen aber Geistliche, die ihre Ausbildung in Wittenberg erlangt und zu den Füßen Luthers und Melanchthons gesessen und was sie da gelernt, mit Ernst und Eifer daheim geltend zu machen suchten. Graf Enno zog wohl gern die reichen Klostergüter ein, aber ihm fehlte die starke, fromme Kraft eigener Überzeugung. Er ließ lieber den Dingen ihren Lauf und verschiedene Strömungen brachen sich Bahn. Auch einmal eine, die den engsten Anschluß an Luther forderte. Sie fiel zusammen mit dem Einfluß, den Herzog Karl von Geldern durch seinen Sieg über Enno 1534 auf die Geschicke des Landes gewonnen. Unter den herben Forderungen des Siegers stand die Herstellung der alten Kirche in Ostfriesland; einstweilen nur gewährte der katholische Herzog das Zugeständnis, sich noch für Jahresfrist die Einführung des Augsburgischen Bekenntnisses mit dem sächsischen Kirchenwesen gefallen zu lassen*). Infolge solch harten Beschlusses sollten die sakramentiererischen Prediger das Land verlassen, und der strenglutherische Herzog von Lüneburg, der Schwager des römischen Herzogs von Geldern, Prediger senden, das Luthertum in Ostfriesland einzuführen. Wie ein Danaergeschenk erschien den Friesen,

*) Cornelius, S. 42.

was die Lüneburger in schroffem Eifer zuwege zu bringen suchten; zähen, ausharrenden Widerstand setzten sie den fremden Predikanten entgegen, die unter dem Schutze des katholischen, harten Siegers standen. 1538 starb der Herzog; gleichzeitig mit ihm sank der Einfluß der Lüneburger zu Boden. Ihre Kirchenordnung, die nie Wurzel geschlagen, verfiel; aber nun war die Verwirrung noch größer und der stolze Freiheitssinn in Zügellosigkeit ausgeartet. Es war die allerhöchste Zeit — sollte das schwergeprüfte Ländchen nicht ganz verkommen —, daß dem Unwesen gesteuert werde und eine machtvolle Hand in die Speichen des abwärtsrollenden Rades greife.

a Lasco war auch ein Fremdling, wie jene unbeliebten Lüneburger Prädikanten, aber kein Fremdling im Schutze eines römischgesinnten, harten Siegers, sondern aus der Heimat verbannt, arm, schutzlos, nur in der Rüstung seines Herrn, dem er alles freudig geopfert. Die Friesen hatten den fremden, freien Mann liebgewonnen, der mutvoll seine Stimme für des Volkes Gerechtsame auch gegen den Mächtigsten erhob, der dies Recht anzutasten wagte. Die verrotteten Zustände lagen klar zutage, die Notwendigkeit ihrer Abhilfe drängte sich jedem auf, dem des Landes Wohl zu Herzen ging. Es war ein Sehnen da, Abhilfe zu schaffen und das feste Vertrauen, wie bei der Gräfin, so auch bei dem Volke, daß der fromme edle Pole, der seit ein paar Jahren still und ernst im Lande lebte, die geeignete Persönlichkeit sei.

Das war keine Täuschung. a Lasco hatte erkannt, was der Landeskirche vonnöten war, und mit staunenerregendem Geschick gab er ihr festes Gepräge, so daß er mit Recht als der Reformator Ostfrieslands dasteht. Er trat nicht unvorbereitet an die schwere Arbeit heran, und wir können kaum bemerken, als ob er erst über der Arbeit für sie die volle Reife erlangt hätte. Fest, ohne Schwanken, wie einer, der sich seiner Aufgabe und der zu ihrer Erreichung nötigen Mittel von Anfang an klar bewußt ist, tritt er auf den Plan, einem Baumeister gleich, der den Riß vollendet hat und nun an die Ausführung geht. Keine ungünstige Vorschule mag ihm die hohe Stellung gewesen sein, die er in der alten Kirche jahrelang bereits inne gehabt, sein Auge war für die

Leitung einer Kirche in höherem Grade geschärft, als ein einfacher evangelischer Prediger den Blick dafür gewinnt. Die gewonnene Übung war aber nun die Handhabe eines ganz anderen Geistes. Laski steht auf fester, evangelischer Unterlage; was die Reformation bis dahin in der Lehre von der Kirche aus dem Schachte der göttlichen Wahrheit gehoben, hat er verwertet, den Schatz erweitert und ihm das Gepräge seines Geistes eingedrückt. Wir können die Spuren der Anregung von Zwingli noch nachweisen, stärker noch die nahe Berührung mit Calvin. So sehr aber auch seine Leistung in Ostfriesland an die Wirksamkeit des großen Reformators an der Grenzmarke der Schweiz erinnert, daß man nicht selten in früheren Tagen Emden das nordische Genf genannt, so wird uns der Gang der Ereignisse zeigen, wie selbständigen Geistes doch auch wieder a Lasco auf dem ihm zugewiesenen Gebiete gearbeitet hat*).

Die vorliegenden Notstände der kirchlichen Verhältnisse Frieslands drängten a Lasco vor allen Dingen auf dem Gebiete der Kirchenzucht die Hebel seiner reformatorischen Thätigkeit einzusetzen. Die Mißstände langer, zuchtloser Zeit waren erschreckend. Das Lästern und Schelten der Prediger auf den Kanzeln, ihr nicht von jedem Vorwurfe freier, oft ärgerlicher Lebenswandel, die eingerissene Sorglosigkeit in den Gemeinden inbetreff der Schulen, der Armenversorgung hatten viele und ernste Gemüter der Kirche entfremdet. Sie lebten eine Weile stille für sich, nur dem Studium des Wortes Gottes in ihren Häusern hingegeben; für die Wiedertäufer, die so strenge Kirchenzucht unter den Ihrigen hielten, zu gelegener Zeit dann eine leichte, sichere Beute. a Lasco erkannte scharfen Auges den Schaden. „Ich sagte den Ratsleuten, es würde uns an Sektierern nie gebrechen, so lange wir gegen

*) In seiner sehr fleißigen und eingehenden Dissertation: „Disquisitio historico-theologica exhibens Joannis Calvini et Joannis a Lasco de ecclesia sententiarum inter se compositionem“ (Amstelodami 1862, 188 S.) hat Kuyper die Übereinstimmung sowohl wie den Unterschied der beiden Reformatoren in diesem Lehrpunkt hervorgehoben. Wir können hier nur auf die tüchtige Arbeit verweisen und müssen uns für unseren Zweck daran genügen lassen, im Laufe der Schilderung den einen oder anderen Punkt hervorzuheben.

andere ſtreng ſeien, dagegen aber nachſichtig gegen die Laſter in unſerer eigenen Mitte. So lange die unter uns herrſchten, müßten wir auch in unſerer Kirche einen Unterſchied machen zwiſchen denen, die ſich den kirchlichen Ordnungen fügen, und denen, die die Kirche Gottes und ihre Zucht verachten." *) Es erhob ſich großes Geſchrei über ſolche Zumutung; man hielt die Freiheit für angetaſtet, wo doch nur der Zügelloſigkeit Schranken angelegt werden ſollten, um der wahren Freiheit Schutz zu gewähren.

Endlich drang doch a Lasco durch, zunächſt in der Hauptſtadt des Landes. Er fand alte Bräuche vor, die ſeinen Beſtrebungen entgegenkamen und die er in kluger Weiſe zu verwerten verſtand. Schon ſeit den Tagen des Mittelalters hatten ſich die Frieſen eine viel größere Teilnahme an den kirchlichen Angelegenheiten zu bewahren gewußt, als die römiſche Kirche anderwärts unter gefügigeren Völkern den Laien einzuräumen noch gewillt war. Die Gemeinden wählten ſich von altersher ihre Prediger ſelbſt, die ſie vor den Zumutungen des Cölibats länger wie irgendwo ſonſt zu ſchützen wußten. Sogenannte Kirchgeſchworene hatten Anteil an der Ausübung der Kirchenzucht; auf Synoden begegnete man ſtimmberechtigten Laien **). Das Bewußtſein einer Berechtigung, ja auch Verpflichtung an Gemeindeangelegenheiten thätig teilzunehmen, war rege erhalten. Auch die Lüneburger Kirchenordnung hatte ſich genötigt geſehen, auf dieſe feſt eingebürgerten Verhältniſſe Rückſicht zu nehmen ***).

Auf dieſes alte Herkommen fußend ſetzte a Lasco es im

---

*) Kupper II, 574.

**) Kirchenzeitung 1870, S. 346.

***) So heißt es z. B. bei Meiners I, 592: „und up dat de gemene zik nicht to beklagen hebbe, alze wolde men ze oerer gerechticheit gar und gantz beroven in der wale der Kerkendeneren, zo zehen wy vor guedt an, dat ock etliche ut der Gemene, to welke de examinandus schal togelaten werden, nömelick de Godtfruchtichste und ervarentste, dre oder veren, de dar toe erwelet schoelen werden mit weten der Overricheit, ock jegenwoerdich zyn, dat he ziner vocation ein gewisse tuichnisse hebbe." Aus dieſer und ſo mancher anderen Stelle der Kirchenordnung (opstel) der Lüneburger Prädikanten iſt leicht zu erſehen, daß die Heranziehung von Gemeindegliedern nur eine Anbequemung an vorgefundene leidige Verhältniſſe, nicht aber dem Weſen der Ordnung ſelbſt entſtammt iſt.

Sommer 1544 durch, daß den Geistlichen an der Hauptkirche in Emden vier Männer aus der Gemeinde zugesellt wurden, ernste, würdige, fromme Leute, mit der ihnen von der ganzen Gemeinde (ecclesia) gestellten Aufgabe, gemeinsam mit den Pastoren den Lebenswandel der Bürger zu beaufsichtigen, jeden an seine Pflicht zu gemahnen und mit der Macht auch, im Namen der ganzen Kirche diejenigen aus der Gemeinde auszuschließen, die solche Vermahnung verachteten*).

Der vorgefundene Notstand hatte a Lasco diese Einrichtung an die Hand gegeben; sie war ihm aber wesentlich Ergebnis seiner Studien des Wortes Gottes, ebenso wie bei Calvin. Er war der festen Überzeugung, daß es ohne Kirchenzucht keine wahre Gemeinde Christi geben könne**). Darum machte er auch sein Bleiben in Emden abhängig von dem Bestand dieser segensreichen Einrichtung. „Wenn die Unsrigen sich die Kirchenzucht gemäß dem Worte Gottes gefallen lassen, so bleibe ich ihr Prediger; wenn nicht, dann werden sie wahrscheinlich auch mich vertreiben. Denn mit Wissen und Willen werde ich niemanden schonen und glaube deshalb wohl, daß sie mich nicht lange ertragen werden. Ich aber überlasse alles dem Herrn und bitte ihn nur um das eine, daß er mein Amt zum Ruhm seines heiligen Namens und zur Erbauung seiner Kirche dienen lasse.“ ***)

Kräftig und ohne sich durch die mannigfaltigen Schwierigkeiten und Hindernisse aufhalten zu lassen, wurde auf der eingeschlagenen Bahn vorwärts gegangen. Laski und seine Amtsgenossen machten Visitationsreisen im ganzen Lande. Genau wurde auf denselben untersucht, wie die Vermögensverhältnisse und der Zustand der einzelnen Kirchen, wie die Lehre, der Wandel, der Eifer der Geistlichen sei. Nachdem auf diese Weise ein genauer Einblick in die oft recht traurigen Verhältnisse gewonnen war, legte auch da Laski alsbald thatkräftig eine reformierende Hand an. Seiner ganzen Richtung nach war er zumeist beflissen, alle Streitigkeiten

*) Kuyper II, 575.

**) So hebt mit Recht Lechler S. 57 hervor.

***) Kuyper II, 575. Laski mochte wohl bei obiger Stelle an seinen großen Geistesverwandten Calvin gedacht haben, der, ein paar Jahre früher aus Genf vertrieben, nach Straßburg gezogen war.

beizulegen und um die Kirchen des Landes und ihre Geistlichen ein Band segenbringender Eintracht zu schlingen. Auch hier mit dem ganzen heiligen Ernste des Reformators, der die Kirchenzucht als den Lebensnerv des Kirchenwesens bezeichnet und die Kirche ihrem Wesen nach für die freie und brüderliche Genossenschaft der Kinder Gottes hält, die das ganze Menschengeschlecht zur Heiligung führen soll. Deshalb war sein Augenmerk darauf gerichtet, den Lebenswandel der Geistlichen in gesetzlichen Schranken zu ordnen, Ärgernisse unter ihnen zu verhüten, Unwürdige von dem Amte auszuschließen und die rechte Lehre unter ihnen zu fördern*).

Um dies Ziel zu erreichen, richtete er mit Gutheißung der Gräfin und des obersten Senates die Predigerversammlung, den sogen. coetus, ein, wohl die bedeutsamste und tiefgreifendste Satzung Laskis, die glänzendes Zeugnis seiner reformatorischen Begabung ablegt. Wohl lohnt es, einen genauen Einblick in diese eigengeartete „Synode" zu gewinnen. Von Ostern bis Michaelis hatten die Geistlichen des Landes sich alle Montag Vormittag in Emden zu versammeln. Die Versammlung wählte für die ganze Sommerzeit einen Vorsitzenden und einen Schriftführer aus ihrer Mitte. Die Sitzung wurde mit einem Gebet eröffnet, das der Vorsitzende hielt. Sein Wortlaut ist uns noch erhalten**); es ist nicht schwer, Laskis Stimme aus den kraftvollen, innigen pastoralen Worten herauszuhören, zumal wenn wir dies Gebet mit den zahlreichen seiner später zu erwähnenden Liturgie vergleichen. In der Weihe solchen Gebets schritt dann die Versammlung zur Sittenprüfung der einzelnen Geistlichen. Was über das Leben und den Wandel der einzelnen bekannt geworden war, wurde in amtsbrüderlicher Offenheit zur Sprache gebracht und genau untersucht. Erwiesen sich die Klagen als gegründet, dann erfolgte ernste, brüderliche Vermahnung. Niemand war von dieser censura morum befreit, jeder war ver-

*) Emmius, S. 927.

**) Meiners I, 284. Daß doch solche Gebete auf unseren Predigerzusammenkünften recht oft vernommen werden möchten!

pflichtet vorzubringen, was ihm Ungünstiges zu Ohren gekommen und auch den Gemeindegliedern war es gestattet, ihre etwaigen Klagen an den coetus gelangen zu lassen. Nachdem dieser wichtige Punkt erledigt, schritt die Versammlung zur Prüfung der Predigtamtskandidaten. Niemand wurde zum Amte zugelassen, der nicht genügende Zeugnisse seines gottseligen, ehrbaren Lebenswandels vorbringen konnte. Der als tüchtig erfundene Kandidat mußte darauf vor dem coetus eine kurze Rede halten, um daraus seine Predigtgabe zu ermessen. Von dem Urteil der Versammelten hing dann ab, ob man dem Kandidaten ein Zeugnis seiner Reife ausstellen könne oder nicht.

Nach Beendigung dieser praktischen Sachen kamen Verhandlungen über die vornehmsten Punkte der christlichen Lehre, hauptsächlich über Streitfragen des Tages. Der coetus stellte die zu behandelnden Gegenstände auf, zwei Prediger wurden zu Referenten und Korreferenten bestimmt und ihre Thesen acht Tage voraus bekannt gemacht, auf daß ein jeder Gelegenheit hatte, sich auf die Verhandlung vorzubereiten.

Leider sind die Protokolle aus dem ersten Jahrhundert des Bestandes verloren gegangen*), ein sehr beklagenswerter Verlust. Denn von welcher Bedeutung doch wäre es gewesen, wenn wir gerade die Anfänge einer Einrichtung hätten verfolgen können, die sich durch die Jahrhunderte hindurch erhalten und von der aus zumal in der ersten Zeit ein so reicher Segen auf die Kirche des Landes ausgegangen! Der französische Prediger in Emden, Pastor Fremaut, bezeugte noch im siebzehnten Jahrhundert von diesem coetus: „Diese Versammlung dient zur Bewahrung der Eintracht und des Friedens unter den Geistlichen und Gemeinden. Sie ist eine gute Schule für junge Prediger, die Lust an ihrer weiteren Ausbildung haben; ich bekenne, mehr da gelernt zu haben als auf der Hochschule.“ **) Der Einblick in diese ersten Protokolle würde uns aber auch ein anschauliches Bild von dem Walten Laskis im Kreise seiner Amtsgenossen geboten haben. Denn unser Freund war, was Ostfrieslands bedeutender Geschichtsschreiber

*) Das älteste vorhandene Protokollbuch beginnt mit dem 18. April 1642.
**) Meiners I, 283.

an ihm rühmt*), offenen Wesens, der seine Ansichten, zumal über göttliche Dinge, in klarer und offener Rede darzulegen pflegte. Aus den zu seiner Zeit noch vorhandenen Protokollen hat Emmius wohl das Urteil geschöpft, wie a Lasco in diesen Versammlungen gewohnt gewesen, alle zur Eintracht aufzurufen. In vollgültigen, runden Worten habe er seine Meinung vorgebracht, ihre Wahrheit mit tüchtigen Gründen gestützt; die Zweifelnden oder Andersmeinenden habe er ruhig angehört, belehrt, auch ertragen, wenn er sie nicht überzeugen konnte, und als Brüder anerkannt, wenn sie nur den Frieden gewahrt, und daß man so handeln müsse, die Übrigen belehrt, um nur ja nicht wegen verschiedener Meinung die Eintracht aufzulösen oder die Einheit zu gefährden. — Auf solche Weise gewann unser Reformator in dieser mustergültigen Predigersynode die meist übersehene, so wesentliche Ergänzung jeder wahrhaft gesegneten Kirchenzucht: die mit den Kirchenältesten über den Lebenswandel der Gemeindeglieder zu wachen berufen waren, sah die Gemeinde als fortwährend selbst unter ernster Kirchenzucht stehend.

Wenn auch nicht als einen Ersatz für die verlorenen ältesten Protokolle, so doch als einen gedämpften Nachhall der theologischen Besprechungen im coetus dürfen wir vielleicht die Abhandlung über die Lehre der Kirchen Ostfrieslands von Laski ansehen**). Jedenfalls giebt uns die bedeutsame Arbeit einen fesselnden Anhalt für den theologischen Standpunkt unseres a Lasco in jenen Tagen, dem er zugleich bemüht war Geltung in der seiner Leitung anvertrauten Kirche zu verschaffen. Alleinige Quelle der christlichen Lehre ist Gott und was er in klaren Worten in der heiligen Schrift verkündet hat. Menschliche Meinung hat nur insoweit Geltung, als sie sich der Analogie des Glaubens

*) Emmius, S. 927.

**) Bei Kuyper I, 481 zum erstenmale im Drucke erschienen unter dem Titel „Epitome doctrinae ecclesiarum Phrisiae orientalis. Autore Joanne a Lasco, 1544.“ Vgl. dazu des glücklichen Finders Erzählung seiner mühseligen Nachspürungen IX—XII, und seine einleitenden Notizen XLVII—LIII.

und dem Worte Gottes unterordnet. Zwei Hauptpunkte sind es, um die sich die ganze christliche Lehre dreht: die Erkenntnis Gottes und unserer selbst. Gott kann richtig nur aus dem Worte Gottes, welches ist Christus, erkannt werden. Es lehrt uns Gott als unseren Herrn, als gerecht und wahrhaftig und barmherzig erkennen. An die Gotteserkenntnis reiht sich die Selbsterkenntnis; jene bietet dieser den Spiegel dar. Gott hat den Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen, und zwar gut, wenn auch im Unterschiede von ihm selbst mit der Möglichkeit des Sündigens. In Adam haben wir alle gesündigt; von da an sind wir behaftet mit angeborener und wirklicher Sünde. Dem ewigen Tode sind wir verfallen, wenn wir keinen Arzt haben, der unser Leben von dem furchtbaren und anderswie unvermeidlichen Untergang erlöst. Gott hat uns in seinem Sohne erlöst, nicht um unsertwillen, noch weniger wegen unserer Verdienste, sondern allein um seines heiligen Namens willen. Alle Verheißungen zielen auf Christum. Er allein ist Weg und Wahrheit und Leben, der einige Mittler zwischen Gott und den Menschen; ohne ihn gelangt niemand zum Vater. Der Glaube ist ein Affekt unseres Geistes, durch den heiligen Geist in uns vermittelst der Predigt des Wortes Gottes bewirkt, durch welchen wir Gott glauben, ihn lieben, ihm fortan allzeit anzuhangen uns vornehmen, obgleich wir wegen unserer Schwachheit fortwährend sündigen. Um dieser unserer Schwachheit zu begegnen, giebt uns Gott Mittel, durch die wir unseren Glauben stärken und erneuern. Als solche Mittel stehen da die Predigt des Wortes Gottes und die sichtbaren Zeichen seiner Gnade, durch die er in unseren Herzen besiegelt, was er durch das Zeugnis seines Wortes uns verheißen hat. Zwei Sakramente im Neuen Bunde, Taufe und Abendmahl, entsprechend der Beschneidung und dem Passa im Alten Bunde. In weiter Ausführlichkeit handelt darauf Laski von der Kindertaufe und weist die Angriffe der Gegner zurück, die ja in Emden so stark und entschieden sich verlauten ließen.

Kürzer wird von dem Abendmahl bei dieser Gelegenheit geredet; vielleicht, weil Laski fast um dieselbe Zeit sich veranlaßt gesehen hatte, ausführlicher darüber in einem offenen Send-

schreiben einem Freunde gegenüber sich auszusprechen*). Der Brief ist ein wertvoller Beleg für seine Anschauung über diesen umstrittensten Lehrpunkt, mehr noch ein köstliches Zeugnis der weitherzigen Gesinnung unseres Freundes. Die Abfassung fällt in das Jahr 1544, in eine Zeit also, in welcher der unglückselige Abendmahlsstreit, von neuem angefacht, überall in Deutschland hell aufloderte. Luther hatte in Anlaß des Kölner Reformationsentwurfes, an welchem, wie wir sehen werden, Laski nicht unbeteiligt gewesen, und bei Ausführungen dieser Schrift über das Abendmahl geäußert: „Das Buch ist den Schwärmern nicht allein leidlich, sondern auch tröstlich, viel mehr für ihre Lehre, als für unsere.“**) Dem scharfen Urteil folgte bald die tiefbeklagenswerte Schrift des Reformators: „Kurz Bekenntnis Dr. Martin Luthers vom heiligen Sakrament“, in der er sich bis zu der Äußerung fortreißen läßt: „Denn ich, als der ich nun auf der Grube gehe, will dies Zeugnis und diesen Ruhm mit mir vor meines Herrn Richterstuhl bringen, daß ich die Schwärmer und Sakramentsfeinde, Karlstadt, Zwingel, Öcolampad, Stenkefeld (Schwenkfeld) und ihre Jünger zu Zürich und wo sie sind, mit ganzem Ernst verdammt und gemieden habe nach seinem Befehl (Tit. 3, 10).“***) Von solch unchristlichem Grolle des großen Reformators, der sich von da wie ein verhängnisvoller Schatten über seine nächsten Jünger gelagert und dem Wiederaufkommen der römischen Kirche den größten Vorschub geleistet, davon in Laskis Schreiben kein leisester Wiederhall, von dem neu entbrannten Streite dringt kein Lärm in die Stille des Schreibers; kein Vorwurf, keine Klage, überall die schöne, feierliche Ruhe, die Erbauung, die das Sein im Heiligtum der Geheimnisse Gottes wirkt. Er schreibt dem

*) Kupper war so glücklich, auch diesem Schreiben, das verloren gegangen zu sein schien, auf die Spur zu kommen; es hat den Titel: „Epistola ad amicum quendam doctum scripta dum aegrotarem de verbis coenae Domini, ut vocant, qui nostram de Coena doctrinam ex Patrum et Conciliorum autoritate impugnare, amice tamen, conabatur“ (vgl. Kupper I, 557).

**) Luther LVI, 121.

***) Ebd. XXXII, 396.

Freunde, daß es keine innigere, aufrichtigere, dauerndere Liebe gebe, als die, welche aus der Betrachtung der göttlichen Gaben in uns entſpringe. Eines jeden Chriſten Pflicht iſt es, alle ſeine Gaben zum Ruhme des Gebers zu verwenden. Aber nicht leicht iſt die Aufgabe, nach dem alten Spruch: „Schwer iſt das Schöne (χαλεπα τα καλα).“ Die Erkenntnis des Göttlichen hängt nicht ſo ſehr von der Schärfe unſeres Geiſtes, von der Geſchicklichkeit unſeres Urteils, von der Unverdroſſenheit der Arbeit ab; das alles hat auch dabei ſein Gewicht und ſeine Stelle, denn es ſind ja Gottes Gaben, aber ſie nehmen doch nur eine untergeordnete Stellung ein gegenüber der frommen Geſinnung, der Gottesfurcht (θεοσεβεια), wie die Griechen ſagen . . . Feſt müſſen wir im Gedächtnis bewahren die Lehre des Herrn, der nur die Kirche für die Seine anerkennt, die auf ſein Wort allein hört. So müſſen alle geſinnt ſein, die in dem Heiligtum des Wortes Gottes verkehren wollen. Denn auf einen nur bezieht ſich jene göttliche Stimme: „Den ſollt ihr hören“, nämlich Chriſtum; außer ihm und neben ihm hat keinen Raum das Wort der Pythagoräer: „Er hat es geſagt (αυτος εφα).“

Doch wir müßten den ganzen Brief wiedergeben, wollten wir die ſchöne, lautere, milde Geſinnung Laskis mitten im Gelärme des ſo heftig entbrannten Streites zu ihrem vollen Ausdruck gelangen laſſen. In der weiteren Ausführung ſeiner Aufgabe berückſichtigt a Lasco nur den Chryſoſtomus, mit dem unſer Freund ſo manchen geiſtesverwandten Zug hatte, zumal in der feſſelnden Vereinigung verſtändiger Klarheit der Schriftauslegung mit der Innigkeit frommen, chriſtlichen Herzens, die begeiſtert und begeiſternd ſeine Schriften durchzieht. Hauptſächlich die bekannte 82. Homilie über das Evangelium Matthäi wird herangezogen, zu zeigen, daß auch der Biſchof von Konſtantinopel an der Wende des vierten Jahrhunderts von einem nur geiſtigen Empfangen des Herrn im heiligen Abendmahle geredet habe. Aber Laski will ſeine Auffaſſung auch nicht auf Chryſoſtomus gründen: „Wenn auch alle Kirchenväter und alle Konzilien gegen uns wären, ſo iſt uns die heilige Schrift ausreichend zur Begründung unſerer Lehre, auf ſie ſtützen wir uns allein; allein auf ſie haben ſich alle zu ſtützen, ſie allein iſt es, die alle Gewiſſenskämpfe beilegen und

ſtillen kann und ſoll." Auch Karlſtadt und Zwingli ſieht er nicht als ſeine Lehrer oder Autoritäten an. Milde anerkennt er bei beiden ſo heftig vom Gegenpart Angefochtenen die Frömmigkeit ihrer Geſinnung, bei dem Schweizer dann noch im beſonderen die mit größter Gelehrſamkeit verknüpfte ungewöhnliche Urteilsgabe: aber ihrer Abendsmahlslehre kann er nicht beipflichten. Gerade ſeine entſchiedene Durchführung, ſich nur auf das Wort Gottes zu gründen, macht a Lasco ſo unabhängig von Menſchenſatzung und ſo gerecht und anerkennend doch auch wieder in der Beurteilung auch des Gegners.

In der Aufſtellung ſeiner eigenen Anſchauung taucht auch ſchon in dieſer früheſten Kundgebung der Lieblingsgedanke auf, das Wörtlein „dies iſt", nicht zu beſchränken auf „Brot", ſondern auf die ganze vorangegangene Handlung des Brotbrechens, der Dankſagung und Austeilung, eine geiſtvoll-ſinnige, aber denn doch (vgl. die Worte der Kelchſpendung 1 Kor. 11, 25) unhaltbare Auslegung, ſo bedeutſam und richtig auch die Betonung der engen Zuſammengehörigkeit der Worte „das Brot, das wir brechen" iſt. Dem pauliniſchen Worte „Gemeinſchaft des Leibes und Blutes Chriſti" räumt Laski im Zuſammenhang der Stelle nur die paſſive Anwendung ein, ſo daß dies der Worte Sinn ſei: „Wir, die wir das Brot des Herrn bei ſeinem Mahle eſſen, haben dadurch auch zugleich Gemeinſchaft an dieſes Brotes Geheimnis (mysteria), d. i. an dem Leibe des Herrn." *) Die Zeichen des Mahles ſind, weil Sakrament, Siegel und zwar Siegel unſerer Gemeinſchaft mit dem Herrn, alſo daß, wenn wir ſie gemäß der Einſetzung des Herrn nehmen, ſie in der heiligen Handlung (mysterium) uns dieſe Gemeinſchaft mit dem Herrn vor Augen rücken und in unſeren Seelen erneuern und uns durch Wirkung des heiligen Geiſtes ganz in feſtem, ungezweifeltem Glauben ihm verſiegeln, wenn ſie uns auch keine phyſiſche und reale Einſchließung des Leibes und Blutes des Herrn bieten **).

*) Kuyper II, 569.

**) Ebd., S. 571. Ebrard (II, 534) weiſt noch im beſonderen auf jene Stelle im Zwiegeſpräch Laskis mit Brenz, wovon ſpäter die Rede ſein wird, hin, wo Laski ſagt: „Wir glauben und bekennen, daß Chriſtus der Herr, ebenſowohl wahrer Gott als wahrer Menſch, wahrhaftig und wirk-

Das Sendschreiben über das Abendmahl ging von Hand zu Hand und wurde am Rhein, in der Schweiz und anderwärts gelesen. Eine viel größere Beschränkung in der Mitteilung erfuhr die vorhin erwähnte Abhandlung und zwar aus einem höchst ehrenhaften Beweggrund. Laski wußte wohl, daß er hier in wichtigen Punkten mit Sonderanschauungen auf die Walstätte trete. Er scheute davor zurück, das Getöse der gerade in diesem Augenblicke so hochgehenden theologischen Wogen durch neue strittige Punkte zu vermehren, und wollte deshalb vor der Veröffentlichung erst die Ansicht derer hören, deren Urteil ihm von Gewicht war. Nur drei oder vier Abschriften wurden angefertigt. Die eine erhielt sein Freund Entfelder in Königsberg*); eine zweite auf seine Bitte der Herzog Albrecht von Preußen, der in jener Zeit Laski in seine Dienste zu ziehen suchte**), eine dritte Abschrift wurde dem in Straßburg gerade weilenden Hardenberg zur Mitteilung an die Freunde Bucer und Bullinger zugestellt***). Das Urteil war kein günstiges, weder in Wittenberg, wohin Herzog Albrecht sein Exemplar an Melanchthon gesandt, noch auch in Zürich. Von da kam die Antwort: „Ich bezweifle nicht, daß du in der heiligen Schrift so sehr bewanderter Mann, rechtgläubige Anschauung hegst; aber ich muß offen gestehen, daß ich nach Durchsicht deiner neuesten Schrift keine Ansicht finde, die ich mit fester Zustimmung mir aneignen, bekennen oder verteidigen könnte, noch auch eine solche, die klar von dem Worte Gottes überliefert wäre.“†) Noch abfälliger lautete Melanchthons Urteil††). Es ist ihm nicht recht, daß

---

lich uns im Abendmahl gegenwärtig ist“, um zu zeigen daß auch a Lasco gleichzeitig mit dem Essen des Brotes und Trinken des Weines einen realen, neuen Mitteilungsakt Christi an den Gläubigen stattfinden läßt. Sehr bezeichnend und wahr ist der hier gebrauchte Ausdruck: „gegenwärtig im Abendmahl“, eine Art Richtigstellung und Verklärung der oben angegebenen Laskischen Auslegung von „das ist“.

*) Kuyper II, 765.

**) Ebd., S. 575.

***) Ebd., S. 569. 582.

†) Gabbema, S. 59.

††) Melanchthon V, 574. 790.

Laski eine frühere Warnung*) inbetreff seiner Lehre von der Taufe unberücksichtigt gelassen; er übertreibt zwar, wenn er den Worten Laskis die Lehre entnimmt, als ob die Kinder aller Völker sündlos seien und gerettet würden, aber allerdings hat sich Laski an diesem Punkte, wie bei der Unterscheidung der verzeihlichen und der Todsünden Blößen gegeben, die ein Beleg sind, daß seine Hauptkraft nicht auf dem spekulativen Gebiet ruhe, zugleich aber auch von seinem lebhaften Wunsch, durch keine strenge, dogmatische Schulung gezügelt, den ihn umgebenden Sekten so nahe wie möglich entgegenzukommen, um sie dann zu der Lehre des Evangeliums herüberzuziehen und für die Kirche zu gewinnen. Laski hörte auf die Ratschläge der Freunde von da und dort; die Schrift erschien nicht im Drucke. Jetzt erst nach über 300 Jahren, wo von einem bedenklichen, verwirrenden Einfluß auf die Gemeinde keine Rede mehr sein kann, ist sie, glücklich in ihrem Versteck aufgefunden, den Gesamtwerken einverleibt worden.

Die besprochene Abhandlung gewährt uns einen Einblick in die Bemühung a Lascos, durch die theologischen Beratungen im coetus möglichste Einheit der Lehre unter den Geistlichen des Landes anzubahnen. Aber diese Übereinstimmung in der Lehre der Diener am Worte sollte vor allen Dingen der Gemeinde zum Segen gereichen, dem Teil der Gemeinde auch, dem die evangelische Kirche von Anfang an besondere Aufmerksamkeit zugewandt, der Schuljugend.

Ostfriesland erfreute sich frühe des Segens guter Schulen. Es war ja die Hauptthätigkeit der „Brüder vom gemeinsamen Leben" das Schulwesen ihrer Zeit umzugestalten, und unser Ländchen lag zu nahe der Heimstätte dieser Brüder, um nicht ihren wohlthätigen Einfluß auf diesem Gebiete wie aus erster Hand zu erhalten. Schon zur Zeit des großen Edzard waren selbst auf den Dörfern Schulen, und die ersten evangelischen Pre-

*) Der betr. Brief Melanchthons, auf den diese Stelle anspielt, ist leider bis jetzt nicht gefunden worden, vielleicht gänzlich verloren; aber die Antwort a Lascos ist erhalten (vgl. Kuyper II, 563).

diger des Landes, zum größten Teil bei den Brüdern in Zwolle, Deventer, Gröningen erzogen, nahmen sich mit rechtem Ernste des Unterrichtes an. In ihre Fußtapfen trat a Lasco. Die berühmte Polizeiordnung der Gräfin Anna vom Jahre 1545, auf deren Fassung der Superintendent und einflußreiche Ratgeber der Gräfin so wesentlichen Einfluß ausgeübt, bestimmt inbetreff der Schulen:

„Wy willen juw Pastoren und Kerken-Diener ok ernstlik vermahnt hebben, dat ji eene flietige Upsicht hebben up ju husittende Armen, die in juwer Stadt, Fleck oder Dorp gebohren und wohnhafftig sinnen, die sick des Brodes schamen tho bidden, und die durch Oltheit und Kranckheit mit ihren Leden nichts vordenen können. Wor ak die Oldern mit Kinder beladen, de vyf offte söß Jahr oldt sindt, tho der Scholen gesettet werden, dat die den Geloven, die tein Gebade Gades und dat Vater Unse lehren; so die Oldern dajegen streven und nicht wolden, schölen von die Borgemeesteren und Amt-Luiden, so ghy öhne dat verstendigen, darhen gedrungen werden, und dat Schole-Geld, so denn de Olderen so vermögen nich sind, gy vor se schölen uht geven. Und wenn sie dat Vader Unse, die tein Gebade und den Geloven gelehret, und se oldt und starck sind, beyde Fentckens und Mägdekens, dat sie die Kost verdeenen können, so schall man sie in einen Dienst brengen, und nicht lenger vergünnet werden, by dem Huse so te bedelen laten. So dann oek van den Oldern geschege, dat se de Kinders nicht wolden in einen Dienst tehen laten, datselviges schall der Overigheit angeseyt werden, dat die Olderen darum gestrafft werden. Man soll oeck sodanige Oldern geene Handreeckinge doen, se hebben denn öre Kinders in einen Dienst gebracht, ein jeder na syner Starckheit und Gelegenheit. Worde oeck van den Pastoren und Karken-Deenern in Wahrheit befunden, dat under den armen Kindern 1, 2 oder 3 weren, de dorch den Almechtigen mit ein sonderlyck Verstand begavet, de schall men na Gelegenheit der Stadt, Flecken oder Dorp, mit Hülpe der Gemeine bey der Schole holden, und blyven laten tho der Tydt, dat se so oldt, und ein Fudament tho lehren erlanget, und vor nütte wert angesehen, buten Landes se in andere Scholen tho senden, dat men

alsdenn der Obrigheit tho erkennen geven schall, up dat sy wieder mit Nothdurfft versehen werden." *)

Als Hauptaufgabe dieser Schulen wird angegeben, die Kinder das Vaterunser, die zehn Gebote und den Glauben zu lehren. Es sind die alten, bekannten Stücke der christlichen Unterweisung. Die Fassung der Worte läßt darauf schließen, daß zur Zeit der Bekanntmachung dieser Polizeiordnung (1545) a Lasco einen Katechismus noch nicht ausgearbeitet hatte. Das Bedürfnis eines solchen mußte aber von Tag zu Tag dringender werden. Die Veröffentlichung seines „Auszug der christlichen Lehre" hätte wohl für eine Weile dem Bedürfnis nach der Seite hin genügen können, daß wenigstens die Geistlichen einen gemeinsamen Faden der Lehre gehabt hätten; da aber der Druck des Buches unterblieb, war die Herausgabe eines Katechismus um so dringender. Laski machte sich 1546 gemeinsam mit seinen Amtsbrüdern, doch so, daß er als der geistige Urheber anzusehen, an die Aufgabe und löste sie auch mit bedeutendem Geschick. Die Verbreitung war zunächst nur eine handschriftliche; es ist, als ob Laski, zumal nach den eben gemachten Erfahrungen, scheu geworden wäre, in den Wirren der Zeit mit einem Werke hervorzutreten, in welchem er klar und offen seine Ansicht kundgethan und das hätte beitragen können, die Wirrnis zu vermehren. Es wurde angeordnet, daß an den Sonntag-Nachmittagen die Geistlichen über diesen Katechismus in fortlaufender Reihenfolge derart predigen sollten, daß zweimal binnen Jahresfrist der ganze Inhalt der Gemeinde ausgelegt und der Schuljugend eingeprägt würde. Die Beweggründe, die ein Jahrzehnt später der coetus als für diese Einrichtung maßgebend bezeichnete**), galten auch bereits 1546. Mit allem Ernste wollen die Geistlichen zur Heilung des Sabbats in den nachmittäglichen Gottesdiensten den Katechismus erklären, um

*) I Bartels, S. 7. Wir haben um ihrer Wichtigkeit willen die ganze Stelle ausgezogen; Bartels macht mit Recht darauf aufmerksam, daß hier wohl eins der frühesten Beispiele des Schulzwanges vorliege. Bedeutsam ist auch, daß die ganze Gemeinde die Verpflichtung hat, für die Schule aufzukommen, und ferner die obrigkeitliche Weiterhilfe bei den besonders Begabten.

**) Kuyper II, 496.

eine Gemeinde Gottes zu ſammeln und ſie von Jugend, ja von der Kindheit an in dem Willen Gottes in Chriſto Jeſu zu unterweiſen und ſie dadurch vor der Nichtigkeit und der Luſt dieſer Welt zu bewahren*). Von jenen handſchriftlichen Exemplaren iſt uns keins erhalten; die Arbeit wäre ſomit verloren, hätte nicht Utenhove, der Freund unſeres Laski, für die Fremdlingsgemeinde in London eine flamändiſche Überſetzung angefertigt, die 1551 in London im Druck erſchien**).

Der ſehr ausführliche Katechismus — enthält er doch 250 Fragen und Antworten, letztere oft von einem Umfange, daß auf ein Auswendiglernen bei den meiſten Verzicht geleiſtet werden muß — zerfällt in 4 Teile, die Gebote (1—103), der Glaube (104—193), das Gebet (194—214), die Sakramente (215—250). Die Teilung iſt die alte, vielfach zur Anwendung gelangte; es wäre feſſelnd, zu erfahren, was Laski veranlaßte, die Einteilung Calvins, der in ſeinem Katechismus zwiſchen die Lehre vom Gebet und den Sakramenten als Hauptſtück noch die Lehre vom Worte Gottes einſchob***), zu verlaſſen und doch auch nicht die Dreiteilung zu erwählen, die noch in der Polizeiordnung vom Jahre zuvor anklingt und die dann der Heidelberger Katechismus in ſelbſtändiger und ſo muſtergültiger Form aufgenommen hat.

---

*) Kuyper II, 496: „Bidden derhalven, gy willen unsen flyth juw gefallen laten unde dessen Catechismum am sabbath Dage in juwer Gemene, den kinderken unde einföltigen tho güde, mith flyte lehren unde dryven: up dat ja de kinder, dem Heren in der Döpe thogedragen, mögen in reyner unde rechter Lehre, tho aller Godtsalicheit dem Heren upgetogen werden, unde de gemene Man sick van der enthilligenge des sabbath dages, van drunken drinken, spelen, lopen, kopen, arbeyden, unde andern knechtlicken wercken entholde, unde den sabbath in dem dehl nha dem befele Gades hillige."

**) Über ihre Entſtehung, ſowie über das Verhältnis des Londoner Katechismus zum Emdener vgl. die meiſterhafte Unterſuchung von Kuyper I, LXXXI—XCVIII. Von einem ſolchen Forſcher hätte man gerne auch eine weitere Unterſuchung über das Verhältnis des Laskiſchen Katechismus zum Calviniſchen und Heidelberger Katechismus angeſtellt geſehen.

***) Vgl. über dieſe auch in andere reformatoriſche Katechismen übergegangene Eigentümlichkeit Zezſchwitz II, 298, deſſen konfeſſioneller Standpunkt leider ſeine meiſterhafte Arbeit in der Beurteilung der nichtlutheriſchen Katechismen trübt; er vermag ihnen nicht in allen Teilen gerecht zu werden.

Schon in London machte sich das Bedürfnis fühlbar, zumal für den Gebrauch der Jugend einen Auszug aus diesem Katechismus herzustellen, eine Arbeit, mit der der dortige Prediger Micronius betraut wurde*). In 41 Fragen wird der große Katechismus zusammengezogen, in selbständiger Behandlung, die nicht wortgetreu die gemeinsamen Punkte wiedergiebt — von einer solch ängstlichen Gebundenheit an den Text einer Bekenntnisschrift wußte man in den großen, freien Tagen der Reformation nichts —, aber in voller Übereinstimmung mit dem Geiste und der Gesinnung, die den großen Katechismus durchdringt. Das starke, lautere Gefühl dieser Einheit durchbrach leicht und gern die Schranke der genauen Übereinstimmung in der Form: überall frischquellendes Leben, das sich immer wieder von neuem seine Gestalt in kühnem Vertrauen, in fröhlicher Schaffenslust giebt. Der Auszug war nicht bestimmt, die weitere Ausführung des großen Katechismus zu verdrängen; er bildete nur eine Art Vorhalle, die die Jugend durchschreiten sollte, um zur tieferen und gründlicheren Erfassung der Heilswahrheit geführt und angeregt zu werden.

Die gleiche Absicht veranlaßte auch die Emdener Geistlichkeit

*) Sie ist in die Werke Laskis mit Recht aufgenommen (Kuyper I, 478, in flamändischer Sprache). Sie findet sich ein zweites Mal in lateinischer Sprache aufgenommen in dem Werke Laskis Fides ac ratio (Kuyper II, 127). Die beiden Texte stimmen nicht wörtlich überein; Kuyper bezeichnet den durchgehenden Unterschied zutreffend: „in universum observatu dignum est in editione belgica omnia magis ad eum, qui respondere debeat, ipsum, — in ed. latina magis ad universam Ecclesiam referri". Ein weiterer, wesentlicher Unterschied ist, daß die lateinische Ausgabe 45 Fragen enthält, die flamändische nur 41. Hinzugefügt sind in der lateinischen die wichtige Frage 11 „quid est fides?" und 12 „quidnam igitur nobis est credendum, ut servari possimus?" mit ihren zutreffenden Antworten, die ein so schönes Echo im Heidelberger Katechismus gefunden; ferner die 36ste: „quomodo est coena domini christi institutio etc.?" und endlich die 41ste: „est igitur Magistratus minister gladii in ecclesia christi, perinde atque Doctores ac Pastores sunt verbi Divini ministri, ut quemadmodum isti flagitia omnia verbi divini autoritate ex ecclesia profligare debent juxta disciplinae apostolicae usum, ita Magistratus quoque per gladii ministerium illa puniat et publicam tranquillitatem cum omni pietate conjunctam tueatur?"

zur Anfertigung eines solchen Auszuges im Jahre 1554. Scharfsinnig hat der verdienstvolle Herausgeber der Werke Laskis nachgewiesen, wie diese Arbeit, wenn sie sich auch in der schönen Vorrede an die Geistlichkeit Ostfrieslands als eine gemeinsame ausgiebt, doch hauptsächlich aus der Feder Laskis geflossen sein muß*). Der Emdener Auszug mit seinen 94 Fragen ist reichhaltiger als der Londoner; er bewegt sich noch freier und selbständiger in der Wiedergabe des Stoffes, wie richtig bemerkt wurde, als sprechender Beleg, daß er von Laski angefertigt, weil sich leichter und ungehinderter der Verfasser beider Werke bewegen kann, als der Fremde, der pietätvoll ein Vorhandenes in gedrängter Form wiederzugeben versucht.

Eine sehr bedeutende Stellung in der einschlägigen Litteratur nimmt der Katechismus unseres Laski ein, zumal in dem Emdener Auszug, der für lange, lange Jahre Landeskatechismus in Ostfriesland wurde, ein wertvolles Kleinod, an dem Geschlecht um Geschlecht sich erbaute und die Waffenrüstung seines Glaubens besaß. Er hat tief und entscheidend in das Leben des Volkes eingegriffen; neben dem Bibelbuch und dem Gesangbuch fand es sich in jedem Hause, aber nicht als „Urväter Hausrat" verstaubt und unbeachtet in der Ecke, vielmehr in lebendigem Besitze der Einzelnen. In der Kirche legte des Sonntags Nachmittags der Diener am Worte das Buch aus, daheim unterwies der Hausvater sein Ingesinde in dem Bekenntnis seiner Kirche, und der Lehrer in der Schule fing frühe an, den Kindern einzuprägen, was sie dermaleinst zu bekennen hatten, um als rechte Glieder der Gemeinde zu gelten. Denn nur der durfte der Kirche sich anschließen und am Abendmahle teilnehmen, der die Fragen des Katechismus genau beantworten konnte**). Es war dies eine ernste, heilsame Zucht, ohne welche nie eine kraftvolle, lebendige Kirche, die auch um ihres Glaubens willen leiden kann, entstehen und bestehen wird. Denn eine christliche Gemeinde ist nicht eine

*) Kuyper I, xcff. Der Text selbst unter dem Titel: „Catechismus, effte Kinderlehre, tho nütte der Jöget in Ostfriesslandt dorch de Deners des hilligen Godtlicken Wordes tho Embden, uppet korteste vernatet" bei Kuyper II, 496f.

**) Kuyper II, 135.

Vereinigung tausendfältiger Meinungen und Ansichten über die Wahrheit, sie ist Haushälterin über Gottes Geheimnisse, die sie in ihrem gemeinsamen Bekenntnis bewahrt und unter das sich freudigen Geistes als unter Gottes Wahrheit alle die beugen, die dieser Gemeinde lebendige Glieder sind. Das hohe Ansehen, das sich nach ein paar Jahrzehnten in raschem und wohlberechtigtem Siegeslaufe der Heidelberger Katechismus in fast allen reformierten Landen erwarb, drängte den Emdener Katechismus in den Hintergrund zurück; es bleibt ihm aber unbestritten der Ruhm, nicht unwesentlich auf die Fassung einzelner Punkte des jüngeren Meisterwerkes eingewirkt zu haben*).

Es war Laskis Absicht, die verschiedenen Einrichtungen zur Herstellung eines nach evangelischen Grundsätzen geregelten Kirchenwesens in einer „Kirchenordnung" zu begründen und festzustellen**). Er kam in Emden im Gedränge der vielen Arbeiten, bei den mühseligen Bestrebungen, seinen Einrichtungen in Ostfriesland Heimrecht zu erstreiten, nicht dazu; viel später erst und nach den weiteren Erfahrungen, die er auf diesem Gebiete anderwärts gemacht, fand er die Muße zu dem wichtigen Werke; wir werden von dieser seiner vollendetsten Arbeit deshalb erst später ausführlich reden.

Ja, es war mühsame Arbeit, diesen so segensreichen kirchlichen Ordnungen in Ostfriesland den Boden zu ebnen und sie fest einwurzeln zu lassen. Des ganzen Aufgebotes seiner starken Glaubenskraft, in der er die Arbeit als einen Auftrag Gottes mit begeisterter Hingabe trieb, seiner Milde und Geduld bei

---

*) Seifen (S. 177 f.) bietet eine solche Nebeneinanderstellung einzelner Fragen, aus denen sich die Benutzung auf das schlagendste ergiebt. Ausführlicher geht Sudhoff (S. 89) auf diese Benutzung ein, aber auch seine Ausführung entspricht den gegenwärtigen Anforderungen nicht mehr. Wir haben bereits unser Bedauern ausgedrückt, von Kuyper keine eingehende Behandlung der interessanten Frage zu besitzen. An dieser Stelle ist es nicht möglich, genauer den wichtigen Punkt zu beleuchten; wir müssen uns die lockende Aufgabe für eine andere Gelegenheit aufbewahren.

**) Kuyper II, 575.

aller unerschütterlichen Festigkeit der Überzeugung bedurfte es, nicht zu erlahmen und den heftigen Anläufen der Gegner mannhaft gegenüber zu stehen. Oft glaubte unser Freund von dem Kampfplatze weichen zu müssen und er war geneigt, diesem und jenem Rufe in die Ferne zu folgen; denn das stand ihm fest, daß er mit dem Gegner in keiner Weise mit Preisgabe auch nur eines Punktes von dem, was er als göttliche Wahrheit erkannt, in Unterhandlung zu treten Willens war.

Die Züge eines Teiles der Gegner sind denen nicht unbekannt, die den Kämpfen Calvins in Genf zugeschaut. Es sind die satten Gesichter der Weltleute — Epikuräer nennt sie unser ernster Streiter um die Ehre Gottes*) —, denen jede Hemmnis des gewohnten behaglichen Lebens ein Ärgernis dünkt und die durch keine in Gottes Wort gegründete Zucht in ihrem Wohlleben eingeschränkt sein wollen. Die Leute waren auch zahlreich in Ostfriesland vorhanden, durch die Unordnung und Zügellosigkeit auf kirchlichem Gebiete der letzten Jahre verwöhnt und in ihren Anschauungen durch das Treiben am benachbarten niederländischen Hofe bestärkt. Unvermögend mit ernsten, gewichtigen Waffen wider die anzugehen, die in der Kraft wahren Glaubens den guten Kampf kämpfen, sind sie willige und darum nicht unbedenkliche Trotzknechte zur Verfügung derer, die aus ernster Gewissensüberzeugung ihre Lanze wider solche Einrichtungen einlegen zu müssen glauben.

Auch solche Gegner erwuchsen unserem Freunde. So lange wir nicht aus klaren Zeugnissen des Gegenteils überführt werden, hüten wir uns bei diesen Gegnern die Lauterkeit ihrer Überzeugung anzutasten, so sehr wir auch den Streit um der evangelischen Kirche willen auch heute noch beklagen. Wir haben schon wiederholt auf die verschiedenen kirchlichen Strömungen hingewiesen, die sich in dem Ländchen und im Wechsel auch seiner politischen Geschicke in den letzten Jahren Bahn gebrochen. Die Lüneburger Periode mit ihrem Eifer, die reine lutherische Lehre zur Geltung zu bringen, war nicht ganz spurlos vorübergezogen; in der einen oder anderen Kirche war ein Pastor geblieben, der ein treuer

*) Kuyper II, 574.

Anhänger Wittenbergs war und sich im Gewissen verpflichtet fühlte, seine Anschauung, unabgesehen davon, ob nicht sein Vorgänger im Amte anderer Richtung gewesen und die Gemeinde ihr seit Jahren gefolgt, auf der Kanzel und im Leben zur Geltung zu bringen. Keine feste Kirchenordnung wehrte solchem Beginnen. So lange die milde Wirkung der Wittenberger Konkordie in den deutschen Landen anhielt, trat die verschiedene Richtung auch in Ostfriesland nicht grell hervor. Aber jetzt war durch Luthers Auftreten in seinen letzten Lebensjahren der unglückselige Sakramentsstreit, der eine Zeit lang nur im stillen fortgeglimmt hatte, von neuem angefacht, und die helle Lohe leuchtete überall auf. Auch in Ostfriesland hielten sich die, die in den alten Lüneburger Gleisen gingen, berufen, als Wächter für die gefährdete Lehre aufzutreten und gegen die neuen, presbyterialen Ordnungen vorzugehen. Ihr Stimmführer war der Prediger in Norden Lemsius, aus Antwerpen gebürtig, und in der Lüneburger Zeit 1536 ins Land und auf die Kanzel gekommen, von der ein Jahrzehnt früher das oben erwähnte Abendmahlslied*) des damaligen Prädikanten, oder wie ihn seine Gemeinde lieber nannte „Norder Evangelisten" Hindrik Rese erschollen. Drei oder vier andere Pastorate, wie Aurich, Strickhausen, Friedeburg, Brockmer**), schlossen sich dem eifrigen Gegner an. Zunächst weigerte man sich entschieden, an dem coetus teilzunehmen; dann ging es zu einem offenen Angriff wider die Lehre Laskis, der als Sakramentierer verschrieen wurde, — in jenen aufgeregten Tagen ein schwerwiegender Parteiruf. Es erging ein gräflicher Befehl an die säumigen Pastoren, dem coetus beizuwohnen, dem jedoch von den Widerspenstigen keine Folge geleistet wurde. Sie wußten, daß sie unter den Hofleuten keinen geringen Anhang von über die Kirchenzucht Unzufriedenen hatten, der ihnen in ihrem Widerstand wider den lästigen, so ernsten Zuchtmeister erwünschten Rückhalt bot. Schriftlich setzte sich der Kampf weiter fort; leider sind die darauf bezüglichen Urkunden verloren gegangen: in welcher Form dieser Streit von a Lasco geführt wurde, dafür haben

*) Vgl. S. 194.

**) Bertram, S. 209.

wir gar manchen ſchönen Beleg in den zahlreichen Briefſtellen jener Tage. Ein Beiſpiel nur hier. So ſchreibt er in der ſchwerſten Zeit der Angriffe an ſeinen Freund Bullinger: „Pellikans Sohn hat hier die noch nicht geordnete Geſtalt unſeres Kirchweſens geſehen und war Zeuge des heftigen Widerſtands einiger, die es wagen, Verwirrung in die Übereinſtimmung unſerer Lehre zu bringen. Ich glaube, daß ſolche Leute deshalb uns zugeſellt ſind, um uns zu üben und geſchickt zu machen, die wahre Lehre zu verteidigen. Wir ſuchen unſere Widerparter ſo viel wie möglich durch Milde und Geduld zu beſiegen und erbitten ihnen eine beſſere Einſicht.“*)

Aber unerbittlich war Laski, wo es ſich ihm um den Schwerpunkt ſeiner Lehre handelte. Er wußte wohl, daß zumal von den Weltleuten am widerwilligſten ſeine Forderung der Kirchenzucht ertragen wurde. „Der letzte Grund aller Angriffe, ich weiß es, iſt kein anderer, als daß die, welche bis dahin ohne jegliches Geſetz ſich alles erlauben zu dürfen glaubten, wonach ihnen gelüſtete, nun es ſich nicht wollen gefallen laſſen, von uns getadelt und zur Ordnung gewieſen zu werden, was ich doch thun muß, wenn ich meinem Dienſte genügen will. Von allem iſt mir das aber das Gewiſſeſte, daß ich Chriſti Diener bin, gegen den mit ſo vieler Anſtrengung Welt und Teufel anlaufen, und ich danke Gott meinem Vater durch Jeſum Chriſtum meinen Erlöſer, daß er mich in ſolche Schule ſchickt, und bitte ihn nur, daß er mich tüchtig mache, ſei es im Leben oder im Sterben, ſeinen Ruhm zu verherrlichen.“**) Seinem Freunde Hermann Lenthius, dem Sekretär der Gräfin, ſchüttet er während der drangſalvollſten Zeit in den männlich-ſchönen Zeilen ſein übervolles Herz aus: „Mein Hermann! Faſt muß ich annehmen, daß es aus Haß wider mich kommt, daß ich keinen Fortſchritt auf kirchlichen Gebiete machen kann. Denn was in aller Welt iſt denn in der ganzen Zeit meiner Amtsführung vor ſich gegangen außer einer größeren Einheit in der Lehre! Und nun unterfangen ſich einige, wie ich höre, auch dieſe wieder zu verwirren. Wenn die Gräfin

*) Kuyper II, 595.

**) Ebd., S. 588.

oder der Magiſtrat oder irgendwer ſonſt mich für untauglich oder untreu in meinem Amte hält, ſo ſage man mir doch nur das einzige Wort: lege es nieder! Wenn die Sache der Gräfin nicht am Herzen liegt und ſie meint, daß es nicht ihres Amtes ſei, den wahren Gottesdienſt in ihrem Berufe zu befördern, wozu bedarf ſie dann meines Dienſtes? Wahrhaftig dieſes Magiſtrats, den ich jeder Frömmigkeit ledig ſehe, Diener will ich nicht ſein. Meine Hoffnung hatte ich auf die Gräfin geſetzt, die mich hier auch feſtgehalten hat; aber auch ſie ſehe ich nachlaſſen, und wenn ſie nicht bald andere Beweiſe ihres Eifers für die Religion an den Tag legt, ſo werde ich gezwungen, zu glauben, was ich nicht möchte. Ich wenigſtens, mein Hermann, will ein verachteter Diener des Wortes Gottes nicht ſein. Wenn andere in ihrem Amte es geſchehen laſſen wollen, daß die Würde des Wortes Gottes der Verachtung preisgegeben werde, ſo muß ich das ja wohl ertragen; aber daß aus Feindſeligkeit wider mich die Geltung des Wortes Gottes in meinem Dienſte verachtet werde, wahrlich das kann ich nicht ertragen. Iſt es nicht eine Schande, daß ich es nicht erlangen kann, daß eine gerechte Berückſichtigung der Armen ſtatthabe, daß die Bilder entfernt werden, deren Anbetung wir mit unſeren eigenen Augen wie zum Spott unſerer Amtsführung ſehen müſſen? Unſere Sache ſei es nur, ſo höre ich, zu predigen. Darauf erwidere ich, daß wir keineswegs Schweinen und Hunden zu predigen haben, d. h. Leuten, die ihre ſchlecht verdaute Speiſe irgendwohin ausbrechen. All' die Jahre hindurch iſt gepredigt worden, welcher Erfolg ſolcher Predigt kann denn nun aufgewieſen werden? Wir ſehen nach wie vor den offenen, verabſcheuungswürdigen Götzendienſt der Mönche, und niemand darf ihn antaſten. Wir ſehen abgeſchafft und unterdrückt jegliche Kirchenzucht. Wir ſehen geplündert und verſchleudert faſt alles, was zum Unterhalt des öffentlichen Gottesdienſtes und zur Aufmunterung der Studien beſtimmt war. Wir ſehen eine Zufluchtſtätte aller Sekten; die Mücken unter ihnen haben wir verfolgt, die Weſpen aber und Horniſſen füttern, wir und die Raben laſſen wir unbehelligt. Ja wir ſehen eine ſolche Nachſicht gegen die Laſter, daß, wer nur ein wenig enthaltſamer lebt, für einen Sektierer gehalten wird. Das ſind die ſichtbaren Früchte

des so lange nun schon gepredigten Evangeliums, und immer wird uns noch gesagt: predigt nur. Wir sollen lehren, so höre ich, daß die Bilder keine Götzen seien. Aber werden wir das wohl denen beibringen, die das Heil des Vaterlandes von dem Bewahren oder der Entfernung der Götzen abhängig sein lassen? Welch größerer Götzendienst giebt es als die Satzung, daß sicher alles sei, wenn die Bilder beibehalten werden, das Vaterland aber zugrunde gehe bei ihrer Entfernung? Können das die Bilder bewirken, daß ihre Bewahrung unser Schutz, ihre Entfernung unser Verderben ist? Ist das nicht alles Unfrömmigkeit, ja Gotteslästerung? Und dabei noch zu behaupten, daß niemand die Bilder verehre! Wenn das sie nicht verehren heißt, was in aller Welt ist denn Bilderdienst? Doch ich muß schließen; auch kann ich nicht weiter vor Herzeleid und Leibesschwachheit. Das aber wünschte ich, mein Hermann, daß du die Gräfin unter vier Augen und zwar recht ernstlich an ihre Pflicht gemahnest. Denn das steht bei mir fest: wenn ich nicht andere Zeichen der Frömmigkeit bei der Gräfin sehe, dann werdet ihr mich nicht mehr lange haben." *)

Es war unserem Streiter vollkommener Ernst mit dieser Drohung. Noch ein paar Monate sah er zu; aber als er bei den Pastoren weder die erstrebte Einheit in der Lehre noch auch die Aufrechterhaltung irgendwelcher Zucht unter sich bemerkte und auch den Magistrat säumig nach dieser Seite hin fand, legte er zu Beginn des Jahres 1546**) seine Stelle als Superintendent

*) Kuyper II, 596.

**) Es muß Ende Februar oder Anfang März gewesen sein, denn am 23. März schreibt er an Bullinger: „Mit schwerem Herzen habe ich endlich gethan, was zu thun ich all' die Zeit hindurch mich gesträubt habe. Ich habe das Bischofsamt wegen der unfrommen Gesinnung (impietas) des Magistrats und einiger falscher Brüder niedergelegt. Der Magistrat wünschte wohl, daß ich den Namen des Bischofs (der Ausdruck wechselt, bald episcopus, bald superintendens, hier nun wieder inspector) beibehalte, gestattete mir aber keine Anwendung der Kirchenzucht gegen offenbare gottlose und gotteslästerliche Mietlinge, um nicht zu sagen: Hirten. Da ich nun die Würde unseres Herrn Christus in meinem Amte nicht länger der Verhöhnung preisgeben wollte, so habe ich das Amt, das ich nicht rechtmäßig verwalten kann, freiwillig niedergelegt. Meine Stelle als Prediger habe ich

nieder und blieb nur einfacher Pastor an der großen Kirche zu Emden und auch dieses nur unter der einen Bedingung, daß ihm da völlig freie Hand gelassen würde. Lange freilich konnte dieser Zustand nicht währen. Alle Welt erkannte, welch' eine bedenkliche Einbuße die Kirche durch diesen Entscheid erlitt. Eben hatte sie begonnen, sich zu kräftigen, den reichen Segen einer solch starken Leitung zu genießen, und nun fehlte die bewährte Hand am Steuer. Schon im Mai beginnen Unterhandlungen. Nur wenn man willig ist, mit beiden Füßen dem Herrn nachzufolgen, nur dann will unser Freund wieder nach seinem Vermögen der Landeskirche dienen. Mitte Juni waren die Unterhandlungen zu einem glücklichen Abschluß gelangt*): dem heftigsten Gegner Lemsius wurde von der Gräfin Schweigen auferlegt, allen Geistlichen unter Androhung ihrer Absetzung die Teilnahme an dem coetus befohlen; kein Prediger durfte in sein Amt eingeführt werden, der nicht mit seiner Unterschrift seine Zustimmung zu der Lehre der Kirche gegeben. Die Widerspenstigen beugten sich dem strengen obrigkeitlichen Erlaß; sie waren denn doch nicht willens, für ihre Anschauung den hohen Preis der Verzichtleistung auf ihre Stelle zu zahlen. Völlig sich gebunden geben, dazu hatten sie nun freilich auch keine Lust. Was ihnen im Lande verwehrt war, versuchten sie durch Druck vom Auslande her durchzusetzen. Von Bremen, Hamburg, Braunschweig und Wittenberg, das noch über dem frischen Grabe Luthers trauerte, sammelten sie Urteile wider das Reformationswerk Laskis. Ohne Erfolg. „Unüberwunden ist die Wahrheit und sie weicht nicht menschlicher Weisheit, wenn auch der ganze Erdkreis erschüttert wankt" (etiamsi fractus illabatur orbis), meldet mit glaubensstarker Siegesfreude unser humanistisch gebildeter Freund seinem Hardenberg**).

Fast gewinnt es den Anschein, als ob der ernste Kampf und das scheinbare Unterliegen nur dazu gedient habe, zu zeigen, wie

---

nicht niedergelegt und werde es auch nicht thun, es sei denn, daß ich von hier vertrieben werde, worauf hin freilich die Ereignisse zielen. Übrigens überlasse ich alles völlig Gott und bin mit Gottes Gnade nicht willig, der Wut der Welt zu weichen." (Kuyper II, 602.)

*) Ebd., S. 607.

**) Ebd., S. 608.

ſehr die reformatoriſche Beſtrebung auch in dieſer beſtimmten Faſſung bereits im Lande Wurzel gefaßt und heimiſchen Boden gewonnen; ſo zeigen ſich nun nach der ſiegreichen Überwindung die lange entbehrten Früchte der ganzen tiefgreifenden Neuordnung. Die Gegner weder im Lager der Geiſtlichen noch auch unter den Weltleuten waren überwunden — darüber täuſchte ſich auch a Lasco nicht —, ſie waren nur zurückgedrängt und in den Hintergrund geſchoben von der machtvollen Perſönlichkeit, die durch die Hoheit ihrer Beſtrebung, durch die Lauterkeit ihrer Geſinnung, die rückſichtsloſe Thatkraft in der Durchführung deſſen, was ſie als den Willen Gottes und zu ſeines Namens Ehre für notwendig erachtete, den größten Einfluß ausübte. Unwillkürlich und faſt auf Schritt und Tritt ruft uns a Lascos Wirkſamkeit Calvin vor die Seele. Es iſt, als ob der Schattenriß dieſer Rieſengeſtalt von der fernen Schweiz bis hierher an die Meeresküſte falle und in dem Fremdling Fleiſch und Blut angenommen habe. Was unſerem a Lasco im Vergleiche mit dem großen Geiſtesverwandten an Schärfe und Tiefe ſpekulativen Erkennens abgeht, in die Lücke tritt, ohne ſie freilich auszufüllen, ein reicheres Maß von Milde und Empfänglichkeit, auch anderem Standpunkte gerecht zu werden, und dies rückt unſeren Freund uns menſchlich näher. Aber beide Männer beſeelt bei dem verſchiedenen Maße der anvertrauten Pfunde der einzige Gedanke voll und ganz: die heilige Majeſtät Gottes, wie ſie in der Dahingabe des eingebornen Sohnes ſich verherrlicht hat, mit dem Einſatz der ganzen Perſönlichkeit, in der Gemeinde des Herrn, die Chriſtus durch ſein Leben und Sterben ſich erlöſt und erkauft hat, durch ihre Heiligung zur Geltung gelangen zu laſſen. Beide Männer waren bis dahin in keine perſönliche Berührung getreten; ſie ſtehen auch nicht zu einander in dem Verhältnis von Meiſter und Jünger, wie etwa Calvin zu Knox. Wohl iſt der Einfluß zu bemerken, den die Schriften Calvins voll religiöſen Tiefſinns auf alle Welt und auch auf a Lasco ausübten, aber ſelbſtändigen Geiſtes doch ſind beide, der ſo viel größere Picarde und unſer Pole, im Gange der Reformation auf die gleiche, notwendige Arbeit hingewieſen worden, die unter dem gemeinſamen Banner der Rechtfertigung allein durch den Glauben geſammelte evangeliſche Kirche

der Reformation auszugeſtalten zu einer Gemeinde, die ſich heiligen will ihrem Herrn.

Die Kunde von dem, was unter der Führung a Lascos die Kirche Oſtfrieslands erſtrebte und mälig ward, drang weithin und auch nach Genf. Mit reger Teilnahme ſah Calvin einer Entwickelung zu, die mit ſeinen eigenen Beſtrebungen ſo nahe ſich berührte. Er hatte von der Bildung des coetus Nachricht erhalten*); einige Geiſtliche desſelben hatten ihn aufgefordert, einen Katechismus für die Jugend zu ſchreiben; der Genfer Reformator willfahrte dem Wunſch und widmete ſeinen Katechismus der oſtfrieſiſchen Geiſtlichkeit**). In weiten Kreiſen ſprach man

*) Ich ſchließe dies aus den Worten (Calvin VI, 7): „nonnulli ex vestro coetu“, ein Ausdruck, der, wenn er nicht gerade an die oſtfrieſiſche Geiſtlichkeit gerichtet wäre, gewiß nicht notwendig auf dieſe beſondere Art der Vereinigung zu deuten wäre. In dem Briefwechſel Calvins ſind uns noch einige Stellen erhalten, die uns die Quellen ſeiner Kunde über Oſtfriesland und a Lasco, abgeſehen von ſicherlich empfangenen mündlichen Nachrichten, aufweiſen.

**) Vgl. Calvin VI, 7. Das Datum der gedruckten Widmung iſt vom Dezember 1545; handſchriftlich war derſelbe bereits im Juli 1545 in Emden, wie der Freund Laskis Gerard zum Camph an Bullinger meldet (vgl. Calvin XII, 154). Das Bedürfnis eines Katechismus war alsbald rege geworden, nachdem a Lasco ſeine reformatoriſchen Beſtrebungen zu verwirklichen begonnen; die ungünſtige Beurteilung ſeiner handſchriftlich nur verſandten Epitome hatte ihn ängſtlich gemacht, unmittelbar an die Herausgabe einer ſo bedeutſamen Arbeit zu gehen (für wie bedeutſam ſie in den Augen der Reformatoren galt, dafür bietet die Widmung Calvins einen feſſelnden Beleg, als ob ſie den zögernden a Lasco in ſeiner Scheu beſtärken wollte); nun bot ſich Calvins Katechismus dar, nicht wohl um die ſchmerzlich empfundene Lücke auszufüllen — denn es liegt kein Zeugnis vor, daß man beabſichtigt habe, dieſen Katechismus in Oſtfriesland einzuführen —, vielleicht aber, um als Vorbild zu dienen bei der Anfertigung eines eigenen Katechismus. Calvins Katechismus mag als Vorbild dienen, inwieweit auch Hauptpunkte der Lehre zurückzutreten haben, wenn es gilt, eine zarte Jugend ihrem Verſtändnis entſprechend in die Heilswahrheit einzuführen. Calvin verſuchte durch die Herausgabe dieſes Katechismus die Erinnerung an ſeinen Katechismus von 1537 zu verdrängen; es gelang auch ſo völlig, daß ſelbſt die unermüdlichen Forſcher Reuß und Baum für ihre meiſterhafte Ausgabe der Werke Calvins kein Exemplar der franzöſiſchen Originalausgabe ausfindig machen konnten. Vor 2 Jahren erſt hat ein günſtiges Geſchick ein ſolches Exemplar in der Nationalbibliothek zu Paris zutage ge-

in anerkennendſter Weiſe von dem, was in Oſtfriesland geſchah; die Kirche dort übte eine ſtarke Anziehung, zumal auf die umliegenden Lande aus, und grade die tüchtigſten jüngeren Kräfte ſtrebten danach, in den Verband dieſer Kirche aufgenommen zu werden*).

d) Der Reformator in ſeinem Privatleben in Oſtfriesland.

Es ſind nur ſpärliche Nachrichten, die wir mühſam und oft an recht entlegenen Punkten über das Privatleben unſeres Freundes haben aufleſen können. Man war in jenen großen Tagen karg an ſolchen Mitteilungen; hinter den gewaltigen Ereigniſſen auf der Weltbühne trat das Privatleben auch der hervorragenden Zeugen in beſcheidenen Hintergrund; es dünkte den Männern ſelbſt, ſo lieb und traut ihnen ihr Heim auch geweſen ſein mag, zu gering, um von ihm gegenüber den hohen Aufgaben ihres öffentlichen Lebens viel verlauten zu laſſen. Nur hie und da und faſt zufällig mehr eine eilige Notiz in dem Privatſchreiben an einen Freund und dann auch meiſt ſo flüchtig, ſo unvermittelt auftauchend, daß ſie den größeren Anſprüchen unſerer Tage auch

---

fördert und Albert Rilliet und Theophile Dufour haben durch vorzügliche Einleitungen den Wiederabdruck dieſer Schrift bereichert. („Le catéchisme français de Calvin.“ Genève 1878. CCLXXXVII u. 143 S.)

*) Kuyper II, 595: „Recht übel nehmen es die Brabanter Theologen auf, daß tagtäglich viele von dort zu uns herüberkommen und meinen Namen für ſolchen Entſchluß vorſchützen. Sie mühen ſich deshalb auf alle Weiſe um meine Vertreibung ab, denn ſie fürchten, daß das Groninger Gebiet und ganz Weſtfriesland durch meine Gegenwart zu unſerer Ketzerei herübergezogen werde. Denn die tüchtigſten Paſtoren von da verlaſſen ihre Götzendienerei und flüchten zu mir, und hier bemühe ich mich, ſie in unſeren Kirchen anzuſtellen. Sie ziehen nicht wenige andere mit ſich herüber. Durch regen fortwährenden Briefwechſel decken ſie ihren heimiſchen Gemeinden, die ſie verlaſſen haben, die Höhe der herrſchenden Götzendienerei und Gottloſigkeit auf und drängen ſie, ſich davon loszuſagen. Ich aber werde für dies alles verantwortlich gemacht, und ſie glauben, durch meine Vertreibung würde ſolches alles aufhören.“

nach dieſer Seite hin ſo gar nicht recht genügen wollen. Es iſt dies kein Vorwurf gegen jene große Zeit, nur ein Bedauern der vielleicht ungerechtfertigten Wünſche unſerer Tage.

Wir wiſſen bereits, daß auch bei a Lasco das erſte öffentliche Zeichen ſeines endgültigen Bruches mit der römiſchen Kirche ſeine Verheiratung mit der ihrem Mädchennamen nach uns unbekannt gebliebenen Löwener Bürgerstochter geweſen. Den für die evangeliſche Kirche ſo bedeutſamen Schritt haben in jenen Tagen faſt alle Reformatoren und Prediger des Evangeliums gethan: die Anfänge des evangeliſchen Pfarrhauſes und damit die Quelle reichen, tiefen Segens für das ganze Gemeindeleben der Folgezeit, ſtehen dicht an dem Beginn der Reformation, ſind aufs engſte mit ihrem ganzen Weſen verknüpft. Zwölf Jahre nur währte dieſer Treubund. Im Jahre 1551 traten in London die erſten Spuren der Schwindſucht auf, wahrſcheinlich Folge kurz vorher beſtandenen Faulfiebers, das in der Themſeſtadt um jene Zeit ſo furchtbar wütete. Ein Jahr ſpäter erlag die Dulderin ihren Leiden in der Fremde. a Lasco hat ſie herzlich lieb gehabt; ihr Heimgang beugte ihn tief nieder, das Leid um ſie gefährdete einen Augenblick ſeine eigene, ſo ſchwache Geſundheit. Er nennt ſie ſein anderes Teil, das der Tod von ſeiner Seite geriſſen; und rühmt an ihr zumal ihre Frömmigkeit, die ganze Rechtſchaffenheit ihres Weſens*).

Der Ehebund war reich mit Kindern geſegnet. Das erſte Kind, ſein Töchterchen Barbara, haben wir ſchon bei einem Beſuche der Großeltern begrüßt**); der Spanier Dryander hat in den Zügen der Kleinen ganz das Ebenbild des Vaters wiedererkannt; 1558 begegnen wir ihr wieder und zwar in Krakau, ſie und ihre jüngere Schweſter Ludovica, beide verlobt***). Hocherfreut ward a Lasco 1546 durch die Geburt eines Sohnes. „Ich habe den wunderſchönen Jungen noch nicht getauft" — ſchreibt er dem Freunde Hardenberg —, „indem ich noch auf deine in Ausſicht geſtellte Ankunft warte. Kommſt du nicht bald,

*) Kupper II, 675.
**) Vgl. S. 196.
***) Gerdes III, 140.

dann wird der Knabe getauft und empfängt den Namen Paulus; o daß er doch in die Fußtapfen Pauli treten möchte, aber jenes Paulus aus Tarsus, nicht des anderen, der jetzt in Rom auf dem Throne Satans sitzt.“*) Schon nach einem Vierteljahr starb das Knäblein, in einer Zeit schweren körperlichen Leidens unseres Freundes. „Er ist uns vorausgegangen zu Christus, und wir werden ihm, so Gott will, bald folgen, denn meine Krankheit ist mir ein sicheres Anzeichen, daß ich meine Wohnstätte hier auf Erden zu verlassen habe, um mit Christo, wie ich hoffe, in der Kürze schon zu sein.“**) Es blieben ihm noch zwei Knaben von dieser Frau, Johannes und Hieronymus, in deren Namen sich wie in dem seiner beiden Töchter traute Familienerinnerungen von daheim wiederspiegeln. Als die beiden Jungen so weit waren, daß sie einen gründlichen Unterricht bedurften, nahm er einen tüchtigen Erzieher, Wengius, zu sich ins Haus. Bei der später zu berichtenden schmachvollen Vertreibung aus Dänemark sind diese beiden Knaben, denen anfänglich um ihres zarten Alters willen das Recht der Überwinterung in Dänemark zugesichert war, die aber dann doch mitten in der größten Kälte das traurige Los der übrigen teilen mußten, beinahe im Packeis des Meeres ums Leben gekommen.

Als a Lasco mit seinem jungen Weibe 1539 von Löwen nach Emden übersiedelte, wohnte er die ersten Jahre in einem Privathause. Er glaubte nicht, daß sein geschwächter Körperzustand die Unbill des feuchten, kalten Klimas in diese sturmgepeitschten Niederungen der Ems und dazu die Unwirtlichkeit der bescheidenen, fast dürftigen Wohnungen auf die Dauer ertragen würde, und lange Zeit war er wie auf dem Sprunge, nach einer gesunderen Gegend überzusiedeln. Aber es zeigte sich keine, die zugleich seinem Glauben das schöne geschützte Asylrecht geboten hätte. Sobald er dann den Bitten nachgegeben und Superintendent des Landes geworden, erhielt er seine Wohnung im Franziskanerkloster angewiesen, das hinter seinen starken Mauern schon besseren Schutz wider Sturm und Kälte bieten konnte. In

*) Kuyper II, 607.
**) Ebd., S. 609.

den Kämpfen der ersten Jahre glaubte er oft das Land verlassen zu müssen, und jeder Gedanke, sich eine eigene Heimstätte zu erwerben, blieb ihm fremd. Als aber auch der letzte, schwere Angriff der Gegner, ihn von seiner Stelle zu verdrängen, siegreich zurückgewiesen war und somit gegründetere Hoffnung seines Bleibens im Lande sich einstellte, da entschloß er sich — es war im Herbste 1546 —, ein kleines Landgütchen in der Nähe von Emden zu kaufen.

Unweit der Straße, die von Emden nach Aurich geht, dicht bei Loppersum, liegt das Gehöfte Abbingwehr*), ein einfaches Landhaus mit umliegendem Ackerland und Wiese. Viertausendfünfhundert Thaler war der Kaufpreis**). a Lasco war unvermögend, die ganze Summe selbst zu bezahlen. Wir wissen, daß er, der in den glänzendsten Verhältnissen geboren und groß geworden, arm Kirche und Vaterland dahinten gelassen. Von dem Bruder war ihm wohl ein kleines Erbteil zugefallen, aber auch dieses war ihm durch Unredlichkeit eines Verwandten verkürzt worden, daß ihm nur höchstens 1500 Thaler geblieben waren. „Was soll ich thun?" — rief er bei der Kunde aus. „Ich will mit Hiob sagen: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, sein Name sei gelobt!"***) Er mußte also, um den geforderten Kaufschilling zu bezahlen, fremdes Geld aufnehmen.

---

*) Es ist von der Straße aus sichtbar; im Morgengrauen zeigte es mir der Postillon; einen Abstecher dahin zu machen lohnt nicht, da keine irgendwelche Erinnerungen an den einstigen berühmten Besitzer mehr nach Aussage der Ortskundigen vorhanden sind und auch die baulichen Veränderungen seitdem die Spuren der damaligen Einrichtung verwischt haben.

**) Kuyper II, 609. Wie groß das Gut gewesen, ist aus den vorhandenen Nachrichten nicht mehr ersichtlich; der Wert des Kaufpreises läßt sich vielleicht daraus entnehmen, daß für diese Summe um jene Zeit (1545) 150—170 Paar Ochsen hätten erstanden werden können. (Vgl. Klopp I, 411.)

***) Kuyper II, 593. Von den meisten wird die Frau des a Lasco als arme Bürgerstochter aus Löwen bezeichnet; weder bei Emmius (S. 915) noch auch bei Gerdes (III, 147) wird ihre Armut besonders hervorgehoben, zuerst wie mir scheint, bei Bertram (S. 9) und nach ihm Meiners (S. 229); aber läßt nicht vielleicht die Stelle bei Kuyper II, 597: „etiamsi uxor mea in sua navi partem quandam habeat", auf etwas Vermögen schließen?

Nach viel Mühe und Beschwernis kam der Handel so zustande, daß er noch mehrere Mitkäufer fand, denen gegenüber er nur das Vorrecht hatte, sich von ihnen durch frühere oder spätere Bezahlung ihres Einsatzes lossagen zu dürfen. Hier auf dem freundlichen Gütchen richtete er sich nun häuslich ein. Die Landluft, der Aufenthalt im Freien, die reichlichere Bewegung thaten seinem geschwächten Gesundheitszustand wohl. Gerade die letzte Zeit in der Stadt war er wieder, mitten unter den schwierigsten Kämpfen, so sehr von seinem alten Übel geplagt worden, daß er im Mai 1546 infolge eines Augenübels fast erblindet war; auch nachdem dasselbe gehoben, war ihm alles wie in Nebel gehüllt. Nur mit Hilfe einer Brille vermochte er es, mühsam ein paar unleserliche Zeilen aufs Papier zu bringen, nur mit großer Vorsicht und in längeren Pausen durfte er lesen und schreiben, der arme Dulder, der in jenen Tagen seine Superintendur niedergelegt hatte! Ein Jahr, nachdem er Gutsbesitzer geworden, war seine Gesundheit soweit erstarkt, daß er in den kalten Wintertagen ein paarmal den Weg von der Stadt nachhause zu Fuße zurücklegen konnte. Die treue Lebensgefährtin besorgte daheim die nun so sehr erweiterte Wirtschaft. In der Milchkammer weiß sie guten Bescheid; ein Töpfchen Butter, selbstgefertigte Käse wird dem alten Hausfreund, der nun in Bremen Pastor geworden, zugestellt*); es scheint, als ob die emsige Hausfrau den Ertrag des Feldes und die Arbeit der Spinnstube auf den Markt gesandt und so mitgeholfen habe, die auf dem Gute lastende Schuld zu tilgen. Ganz freudig und scherzend unterschreibt a Lasco seine Briefe vom Landgut: „ex regno nostro Abbingweerensi“ — aus unserem Reiche Abbingwehr.

Zum Sparen freilich war unser a Lasco so gar nicht veranlagt. Das kommt ja einen Polen bei seiner von altersher gewohnten sorglosen Freigebigkeit doppelt schwer an, und unser Freund verleugnete auch in dieser Beziehung seine Heimat nicht. Auch jetzt bei so wesentlich veränderten Verhältnissen, die ihm bei seiner wachsenden Familie nur ein kümmerliches Auskommen gewährten, büßte er seine edle Uneigennützigkeit, seine hochherzige

*) Kuyper II, 617.

Opferwilligkeit nicht ein. Sein alter Freund Hardenberg war säumig in der Rückzahlung einer Schuld. „So sende ich dir weitere 20 Thaler" — schreibt ihm unser Laski —, „mehr habe ich augenblicklich nicht zur Hand. Wenn du uns besuchst, wollen wir die nötige Berechnung anstellen. Wenn ich dich einmal reich weiß, dann will ich von dir fordern, was du mir schuldest. Wenn du es aber nicht bist, dann will ich auch noch weitere Gaben zufügen. Denn längst schon habe ich dir den Mitbesitz all' meiner Habe zugesichert; du hast nur, wo immer du bist, zu sagen, wann du es bedarfst."*) Vertrauensvoll hat er einem Adeligen Empfehlungsbriefe in die Schweiz und namentlich an Calvin mitgegeben, die dieser schnöde mißbraucht und zu Gelderpressungen ausgenutzt hatte. Sobald nur a Lasco davon Kunde erhält, erklärt er sich zur Wiedererstattung bereit: „Sei versichert" — so schreibt er Calvin —, „daß es mir in hohem Grade dankenswert wäre, wenn ich dir bei diesem Verlust irgendwie helfend beispringen dürfte, laß es mich nur um unserer brüderlichen Liebe und gegenseitigen Offenheit willen wissen. . . . Leichter ertrage ich es, daß der Heuchler mich getäuscht, als daß er, um andere zu täuschen, meinen Namen gemißbraucht und selbst meine Handschrift; ich kann nicht sagen, wie sehr es mich schmerzt."**)

Mit dieser liebenswürdigen Uneigennützigkeit ging Hand in Hand eine ergreifende Demut inbetreff der eigenen Wertschätzung. Das schöne Bekenntnis ist ihm voller Ernst: ich unterfange mich mit meinem kleinen Pfunde der Kirche Christi zu dienen und erbitte mir Gottes Erbarmen, daß er unter all' den großen Darbringungen der anderen nun auch mein geringes Opfer nach dem Beispiel jener Witwe im Evangelium nicht verschmähen wolle***).

Alle diese Züge seines Wesens und die übrigen auch, die noch hervorgehoben zu werden wohl verdienten, waren bei ihm verklärt und geweiht, ja erst zu ihrer vollen, schönen Entfaltung

---

*) Kuyper II, 577.
**) Ebd., S. 650. 654.
***) Ebd., S. 583.

gelangt durch seine völlige Hingabe an Christum als seinen Heiland. Nur sein Knecht will er sein. Das giebt ihm den freien, frohen Mut allen Menschen gegenüber, das verleiht ihm die Ruhe und Selbständigkeit in all den schweren Drangsalen seines wechselvollen Lebens. Von dieser hohen, sicheren Warte aus, daß ihm Christus allein sein Meister und das Wort Gottes die einzige, aber auch unbedingte Richtschnur seines Lebens, seines ganzen Denkens war, sah er unbefangener wie so mancher Zeitgenosse in die hochgehenden Wellen und Wogen der Tageskämpfe, nicht wie ein müßiger Zuschauer, der vom geschützten Ort aus dem Streite zuschaut, mit dem heilig-ernsten Verlangen vielmehr, soviel er nur kann, zur Beilegung beizutragen, auf daß nur Christus und sein Reich gefördert werde. Eine Reihe fesselnder Gestalten treten um jene Zeit auf, deren ganzes edles Streben darauf gerichtet ist, den klaffenden Riß in der evangelischen Kirche auszufüllen: wir kennen kaum einen anderen unter diesen Helden, der uns in solchem köstlichen Thun liebenswerter und auch zugleich hervorragender erschienen wäre. Mit scharfem Blick — die folgenden Ereignisse werden manchen bedeutsamen Beleg dafür bieten — sah er den tiefen Schaden der Teilung der einen Reformationskirche; keinem anderen ist im Gange seiner besonderen Lebensführung das Schwert dieser Zerklüftung so tief und schmerzensreich in die Brust gedrungen wie ihm, daß er sein heißestes Sehnen für die Kirche und sein Vaterland an dieser furchtbaren Klippe scheitern sah, und dennoch wollte er nicht Frieden um jeden Preis. Er stand in seiner friedensvollen Gesinnung dem befreundeten, edlen Bucer in Straßburg sehr nahe, aber er konnte dem vielgeschäftigten Manne nicht überall die Hand bieten in der unverdrossenen Rastlosigkeit, Formeln aufzufinden, Worte zusammenzustellen, die mehr geeignet waren, für den Augenblick den Riß zu überdecken, als ihn für die Dauer auszufüllen. „Für die Aufhebung des Streites in der Lehre, für den Frieden innerhalb der Kirche" — so kann er dem Freunde in voller Überzeugung zu einer Zeit schreiben, wo er vonseiten konfessioneller Heißsporne die allerschwerste Drangsal zu erdulden hatte —, „dafür bin ich und war ich allzeit so sehr eingenommen, daß ich darin keinem nachstehe, aber doch nur in der Weise, daß die Wahrheit

zutage tritt, nicht daß sie verdunkelt oder irgendwie um Menschengefälligkeit willen entstellt werde. Ich will nicht, soweit ich es vermag, Menschen zulieb aus der Zahl der Knechte Christi ausgeschlossen werden.“*)

Bezeichnend für diese seine edle Gesinnung sind die Urteile, die er da und dort über die Tageshelden gefällt hat. Nur ein paar aus reicher Fülle. Seine ganze Führung hatte a Lasco nicht in nähere Berührung mit Luther gebracht. Die in Basel im Zusammenleben mit Erasmus gewonnenen Eindrücke mögen lange bei seiner Beurteilung dieser Heldengestalt des deutschen Reformators mitgewirkt haben, und als er dann selbst in reifen Jahren in die Arbeit eintrat, war es fast wie von selbst geboten, daß er der Richtung folgte, der die Fortentwickelung der reformatorischen Gedanken wie ein schönes Erbe zugefallen. Von 1543 an hielt die evangelische Kirche der Reformation ihren ferneren Eroberungszug in der von Calvin gewiesenen und geführten Richtung. Auch unser Freund hielt selbständigen Geistes diese Richtung inne. Aber er warnt die Gesinnungsgenossen, sich durch Parteinahme gerechtes Urteil nicht trüben zu lassen. Wie schön seine Bitte an Bullinger, dessen Lehre gerade wieder in der allerheftigsten, schmerzlichsten Weise Luther, als er den Sakramentsstreit von neuem entzündet, verdammt hatte. „Beim Durchblättern eurer Bekenntnisschrift“ — es ist die Antwort der Züricher auf „Kurz Bekenntnis Dr. Martin Luthers vom heiligen Sakrament“ — „habe ich eine herbere Sprache wider Luther gefunden, als ich wohl gewünscht. Ich leugne nicht, daß sich Luther allzu sehr in Schmähungen wider euch hat gehen und die Grenzen christlicher Liebe weit überschritten hat, aber solches muß ihm wegen seiner hervorragenden Verdienste um die Kirche Christi verziehen werden und damit wir nicht an denselben Stein geschleudert werden, den wir an Luther tadeln. Es genügte den Irrtum anzuzeigen, den ihr meiner Meinung nach zutreffend hervorgehoben habt, aber es bedurfte dazu nicht der Schmähung, durch die wir nichts anderes bewirken, als daß wir die Lehre und den Dienst des Evangeliums

*) Kuyper II, 699.

in unſeren Gemeinden bei den Gegnern in üblen Geruch bringen. Meiner Meinung nach wäre es genug geweſen zu ſagen: hier irrt ſich Luther, oder Derartiges, was unſere Unſchuld beſchützt, wenn es Zuſtimmung erhält und dabei doch den Namen und die Ehre des anderen unangetaſtet läßt.“*) Als dann wenige Monate ſpäter die Nachricht von dem Heimgang des großen Mannes eintrifft, ſchreibt unſer Freund an die Schweizer, er hoffe — ach wie hat er ſich in dieſer Hoffnung, ihm ſelbſt zum tiefſten Leide, zur bitterſten Erfahrung in der Folge, getäuſcht! —, daß nach dem Hingang Luthers ein Ende des Sakramentsſtreites eintreten werde. „Wunderbar iſt es, daß der ſo fromme und ewigen Lobes in der Kirche Chriſti würdige Mann (vir ille sanctissimus et aeternis prorsus laudibus in Christi ecclesia dignus) doch in Sachen der Zeichen des Sakramentes alſo fabuliert hat. Das mag uns zum Beweis dienen, daß wir alleſamt nur Menſchen ſind, d. h. voll Irrtum und Lüge, was uns betrifft, auf daß wir uns auf keines irgendwelchen Menſchen Anſehen hier auf Erden ſtützen, ſondern daran feſthalten, daß Holz, Heu und Stoppel menſchlichen Irrtums von dem Feuer des göttlichen Wortes verzehrt, wir aber ſelig werden, wenn wir uns nur auf den einen Grundſtein ſtützen, von dem niemand leugnen kann, daß Luther ſich mit ganzem Herzen darauf geſtützt hat, abgeſehen von dem Gold und Silber und Edelſtein ſeiner Lehre. Gewiß hat er die Sache unſerer Rechtfertigung durch Chriſtum zuerſt vor allen in unſerem Jahrhundert mit ſeltenem Glück beleuchtet (mira felicitate illustravit), hat die Geheimniſſe der Ungerechtigkeit des Antichriſt in einer Weiſe enthüllt, daß ſie auch den Knaben offenbar ſind, die vor ihm, als ob ſie Gott ſelbſt wären, von dem ganzen Erdkreiſe verehrt wurden, hat unzählige Gemeinden nach dem ihm anvertrauten Pfunde eingerichtet, hat den Gegnern des Evangeliums Chriſti mit ſo viel Geiſt, mit ſo großer Beharrlichkeit bis zum Tode widerſtanden, daß er nicht unverdient ſo hohes Lob allen anderen voraus ſich erworben: aber dabei war er denn doch Menſch, was wir nun auch durch ein ſolches Beiſpiel daran wieder ge-

*) Kuyper II, 595.

mahnt inbetreff unserer eigenen Wertschätzung immer vor Augen haben müssen. Ob er zuletzt noch etwas gegen euch geplant, weiß ich nicht, denn ich habe nichts darüber gehört; aber, wenn auch etwas Derartiges vorliegen sollte, wird vielleicht darauf hingearbeitet, daß es nicht erscheine. Ob nun mit Erfolg oder nicht, mein Wunsch wäre es, daß ihr durch öffentliches Lob solch großen Mannes die Reinheit eurer Gesinnung und eure christliche Liebe diesem Manne gegenüber bezeugt mit bescheidener Ausnahmestellung eures Sakramentsstreites. Ihr würdet durch ein so seltenes Beispiel der Bescheidenheit den Mund vieler Gegner verschließen, bei allen Frommen aber würdet ihr großen Dank ernten, und was die Hauptsache ist, ihr würdet der ganzen Kirche Christi ein außerordentliches Zeugnis eurer rechtschaffenen Gesinnung geben. Und auch das würdet ihr vielleicht dadurch bewirken, daß irgendein Ausweg zur Beilegung dieses Sakramentsstreites mit größerem Eifer als je vorher gesucht würde, was allein schon den Ausschlag geben müßte, euch zu solch einem Schritte anzuregen. Denn was kann es Erwünschteres geben, als die Beilegung dieses Streites?"*)

Melanchthon hatte bereits in der veränderten Augsburger Konfession, deren Fassung auf dem entscheidenden Punkte Luther stillschweigend hingenommen, gezeigt, welch mächtigen Einfluß Calvin, zumal auch nach seinem persönlichen Verkehr mit ihm in Frankfurt am Main 1539, auf ihn ausgeübt. Der Genosse Luthers kam damit auch a Lasco geistig näher. Wir haben zwar von seinem Tadel über jene Laskische Schrift bereits Notiz genommen; das hinderte aber nicht, daß die beiden Männer je länger je mehr immer innigere Berührungspunkte fanden und die gegenseitige Achtung stieg. Aber Laski war doch freier, selbständiger, mannhafter in seiner ganzen Wirksamkeit, er hatte sich viel entschiedener von jedem menschlichen Einfluß losgelöst, als es dem Freunde Luthers gelingen wollte; darum war er auch ungehinderter und nicht von dem vielen Rücksichtnehmen in seinen Einschließungen behelligt, wie der arme Mann dort in Wittenberg, der mitten in die Wut der Theologen wie in ein

*) Kuyper II, 603.

Wespennest und dazu mit seiner zarten, empfindsamen Haut hineingeraten war. 1543 schreibt a Lasco dem hochverehrten Manne: „Je länger ich die vielen und ausgezeichneten Gaben Gottes an dir betrachte, um so mehr halte ich dafür, daß du der eine bist, vor dem ich ausschütten kann, was in meiner Seele von Zweifeln entsteht. Und ich will es thun wie mit dem größten Vertrauen so auch mit der höchsten Offenheit in der Hoffnung, daß ich nicht zweifle, du werdest nach deiner humanen Gesinnung und christlichen Liebe Gutes raten.“*) Zehn Jahre später nach manchen mißlichen Erfahrungen mit dem schwankenden Manne lautet sein Urteil weniger günstig: „Den Philippus (Melanchthon) erkenne ich in dem ihm ähnlichen Verfahren. Ich schätze seine Gelehrsamkeit, ich anerkenne seine Frömmigkeit, ich lobe seine Bescheidenheit; aber seiner ängstlichen Gesinnung (μικροψυχίαν) kann ich keinen Beifall schenken.“**)

Es würde uns denn doch zu weit führen, die Blumenlese seiner zutreffenden, maßvollen und auch dem Gegner gegenüber milden Zeugnisse über seine Zeitgenossen weiter auszudehnen***). Aus allen tritt uns das Urteil eines hochgebildeten Mannes entgegen, der mit Ernst jedem Einzelnen gerecht zu werden wünscht und von dem glühenden Verlangen beseelt ist, um Christi willen lieber die Einheit zu betonen, als in Menschendienst der Partei zu gefallen.

In hoher Achtung stand a Lasco bei den Tüchtigsten unter seinen Zeitgenossen. Freund und Gegner, so lange letztere nicht ganz blind waren, zollten der Lauterkeit und Reinheit seiner Gesinnung vollen und warmen Beifall; auch da, wo man der besonderen Ausprägung seiner Lehre die Zustimmung versagen zu müssen glaubte, anerkannte man den Ernst und die Redlichkeit der Forschung, die Höhe der Anschauung, die furchtlose, offene

*) Kuyper II, 565.

**) Ebd., S. 707.

***) Dem Wunsche danach mögen die folgenden Hinweise Befriedigung bieten: über Bullinger II, 568. 585; über Erasmus II, 569. 583 f.; über Ökolampad II, 576; über Schwenkfeld II, 577; über Pellikan II, 582; über Osiander II, 663. 679; über Albrecht von Brandenburg II, 666.

Sprache, das sieghafte Walten eines Geistes, der nur Christi Knecht zu sein begehrt. Was er mit starker und fester Hand in den verwirrten und zügellos gewordenen kirchlichen Verhältnissen Ostfrieslands unter all den heftigen Angriffen zustande gebracht, setzte auch die Zeitgenossen schon in gerechtes Staunen, rückt ihn uns in die vorderste Reihe der Männer, die umgestaltend auf das Leben der evangelischen Kirche eingewirkt. Sein Einfluß ist nach dieser Seite bis zur Stunde nicht erloschen, wir haben an vielen Punkten in seine Schule zu gehen, um den ernsten Forderungen der Gegenwart gerecht werden zu können.

Es konnte nicht fehlen, daß der Einfluß solch einer Persönlichkeit weit über die Grenze seines nächsten Berufes reichte, daß sein Urteil und seine Hilfe auch auswärts erbeten wurde. Wir reden hier nicht von den bis zum Jahre 1544 bemerkbaren Versuchen, ihn in sein Vaterland unter der Bedingung des Rücktrittes zur römischen Kirche zu locken. Selbst mit dem Köder auf einen hohen Bischofsitz! „Aber ich habe diese Leute so abgefertigt, daß sie mir wohl damit nicht mehr kommen werden.“ Es verdient hervorgehoben zu werden, daß Laski, der damals bei nicht wenigen so stark hervortretenden Neigung, überall hin zu wandern und seinen Rat an den verschiedensten Orten zur Geltung zu bringen, mannhaft widerstand: er kann bei gebotener Gelegenheit seinem König Sigismund von Polen bezeugen, daß er während eines Jahrzehntes nur notgedrungen die Stätte seiner Wirksamkeit verlassen und den Wanderstab dann erst ergriffen, als ihm keine Möglichkeit der Weiterarbeit mehr sich bot.

Zu den um der Kirche Christi willen unabweisbaren Arbeiten außerhalb Ostfrieslands gehört in erster Linie sein Aufenthalt bei dem Erzbischof von Köln, dem Kurfürsten Hermann von Wied. Eine ungemein ansprechende Erscheinung dieser edle Kirchenfürst, den Ranke in den knappen Strichen meisterhaft zeichnet: „Hermann von Köln bemerkte endlich, wie er sagt, daß er mit diesen Beratschlagungen (die er im Jahre 1536 mit seinen Suffraganen hielt) darum nicht weiter komme, weil sich doch alles auf menschliche Satzung, nicht auf Gottes Wort gründe. Indem er sich dann der Schrift näherte, aus welcher allein die gottselige Lehre

zu entnehmen, überzeugte er sich, daß ihr Sinn in der Augsburgischen Konfession enthalten sei. Je älter er ward, desto tiefer durchdrang ihn die Macht der gereinigten Lehre. Er befleißigte sich, sie in seinem Leben und Wandel darzustellen. In den Schriften der Zeitgenossen erscheint er als der gute, fromme Herr von Köln, als der alte, Gott liebende Kurfürst, der treffliche Greis (er war 1477 geboren). Er war ein langer Mann, mit schneeweißem Bart, von würdiger Erscheinung und einem Ausdruck, in welchem sich Gutmütigkeit, Ernst und Ehrlichkeit durchdrangen. Nachdem er eine Zeit lang gezögert, entschloß er sich endlich auch für seine Diözese zu thun, was, wie er sich ausdrückt, einem Gottesmenschen gezieme."*) Schon seit 1536 war der Erzbischof in mannigfaltige freundliche Beziehungen zu Protestanten getreten, darin von einem Teil seiner Kölner Stiftsherren freudig unterstützt. Zu diesen Stiftsherren gehörte auch noch der Bruder unserer Gräfin Anna und ihr wackerer Schutzwart gegen die Zumutungen ihres katholischen Schwagers, Christoph von Oldenburg**). Nach dem Reichstag zu Regensburg (1541) und auch in rascher Ausnutzung der daselbst zutage getretenen Stimmung übertrug der Kurfürst Bucer und Melanchthon, die beide zu dem Behufe nach Bonn gekommen waren, die Ausarbeitung eines Reformationsentwurfes. Zugrunde gelegt ist diesem „einfältigen Bedenken", wie der Titel lautet***), die Nürnberger Kirchenordnung des bekannten Osiander. Bucer arbeitete „das Bedenken" aus, Melanchthon billigte es in all seinen Teilen. Es ist diese uneingeschränkte Zustimmung ein fesselnder Beleg, wie Melanchthon auch in der Lehre der Gemeindeverfassung und Kirchenzucht in die Bahnen einlenkte, die von Straßburg und der Schweiz mit so großem, weitreichendem Erfolge betreten waren. Bekannt ist, daß die Artikel über das heilige Abendmahl, auf die

*) Ranke IV, 260.

**) Barrentrapp, S. 88. Die tüchtige Arbeit gewährt den ersten eingehenden Einblick in diesen interessanten Reformationsversuch; für unseren Zweck hätten wir eine größere Berücksichtigung a Lascos gewünscht; es ist denn doch zu wenig der eine kleine Hinweis auf eine Lastische Briefstelle S. 199.

***) Barrentrapp, S. 178.

Amsdorf durch ein ausführliches Gutachten die Aufmerksamkeit Luthers gelenkt, diesem den beklagenswerten Anlaß bot, von neuem den kaum beigelegten Sakramentsstreit und zwar nun in einer für den Fortgang der evangelischen Kirche verderbenbringendsten Weise wieder aufleben zu lassen. Angstvolle Tage verbrachte Melanchthon, daß der zürnende Reformator vielleicht auch das Tischtuch zwischen ihm zerschneiden würde.

An den geistlichen Mitgliedern des Kölner Domkapitels scheiterte dieser Versuch einer friedlichen Reformation. Während das „Bedenken" bis in weite Ferne wertvolle Anregung bot*), gelang es den Gegnern im Erzstifte selbst jede Wirkung des „Bedenkens" zu unterdrücken; die anhebende mißliche Lage der Protestanten im Reiche leistete dem Gelingen entschiedenen Vorschub. Aber der Erzbischof blieb seiner Anschauung treu; die von ihm ins Land gezogenen evangelischen Prediger behielten an ihm, so lange er lebte, festen Schutz. Auch Hardenberg hielt sich an seinem Hofe auf. Wohl auch durch ihn wurde der Kurfürst auf Laski aufmerksam gemacht. Im Januar 1545 war Hardenberg in seiner Heimat gewesen und auf der Rückreise einen Monat in Emden geblieben**). Die beiden Freunde hatten lange nicht ein solches Zusammensein genossen. Kaum war Hardenberg bei dem Kurfürst wieder eingetroffen, als von diesem eine dringende Einladung an a Lasco erging, der er mit Zustimmung der Gräfin Folge leistete. Mancherlei wichtige Gegenstände hatte der greise Kirchenfürst mit dem Reformator zu besprechen; nur von einem Gegenstande ist uns Kunde geworden: über den Austritt von Nonnen aus dem Kloster, der im Erzstift starke Verhältnisse angenommen hatte***). Nur ungern sah der Erz-

*) Die von demselben beeinflußten Kirchenverfassungen verschiedener protestantischer Länder sind aufgeführt bei Varrentrapp, S. 199. Ihre Benutzung wird daselbst auch für Ostfriesland mit Berufung auf die Stelle Kuyper II, 575 in Anspruch genommen; es kann dies jedoch nur mit großer Einschränkung angenommen werden; die Absicht spricht a Lasco unmittelbar nach Empfang der Druckschrift aus, ihre Ausführung aber ist eine sehr fragliche. Dagegen werden wir im weiteren Verlauf der Erzählung Polen den angeführten protestantischen Ländern beizufügen haben.

**) Scrinium III, 687.

***) Ebd., S. 681 und auch Spiegel, S. 58.

bischof Laski scheiden, er hätte ihn gerade in den Tagen, wo sich seine Verhältnisse dem Kaiser und dem Domkapitel gegenüber so sehr verschlimmerten, gern ganz bei sich festgehalten. Das Versprechen wenigstens erwirkte er von ihm, als einer seiner Räte dem Reichstag in Worms beizuwohnen.

Am 16. Mai traf Karl V. in Worms ein, anderen Tages der Kardinal Farnese*). Um die gleiche Zeit auch, wie er dem Kurfürsten versprochen, a Lasco. Auf der Fahrt dahin hatte er in Heidelberg sich ein paar Tage aufgehalten, den Pfalzgrafen Otto Heinrich zu besuchen**). Es war aber in Worms eine Wendung eingetreten zwischen den Tagen auf dem Reichstag zu Regensburg (1541) und noch das Jahr zuvor in Speier. In Trient tagte nun endlich das Konzil; die Protestanten waren dazu nicht geladen. Zwischen Papst und Kaiser war noch Kampf inbetreff der kaiserlichen Kompetenz auf dem Konzil. Schon taucht die Gestalt des ersten deutschen Jesuiten in Worms auf. Der Kaiser war von Köln aus zum Reichstag gekommen; Domkapitel, Universität, der ganze Klerus hatte sich wider den reformationseifrigen Erzbischof aufgelehnt zur großen Genugthuung Karls V. Alles trug dazu bei, die Religionsangelegenheiten nur laß zu betreiben: man hielt es kaum mehr der Mühe wert zu unterhandeln, da man des Ausbruches des Krieges gewiß war und auf seinen günstigen Erfolg rechnete. Laski klagt in einem Schreiben aus Worms über die nachlässige Weise, in der die religiösen Angelegenheiten betrieben würden, und wie man voraussichtlich die Entscheidung wieder einem kommenden Reichstag zuschieben wolle***), wahrscheinlich in der Erwartung, daß bis dahin die blutigen Würfel der Entscheidung auf einem Schlachtfelde gefallen sein würden. Noch vor Schluß des Reichstages, bereits am 10. Juni, verließ a Lasco Worms und war so eilig, heimzukommen, daß er nicht einmal seinen Vorsatz, in Straßburg die Freunde zu besuchen, ausführte. Die Sache des Kurfürsten war verloren. Im Juli erhielt er von dem

*) Sleidan, S. 431.
**) Kuyper II, 718.
***) Ebd., S. 591.

Papste eine Vorladung, sich binnen 60 Tagen in Rom zur Verantwortung zu stellen; die gleiche Vorladung erhielt unter anderen auch der Bruder der Gräfin Anna, der Kölner Stiftsherr Christoph von Oldenburg*). Nicht mehr lange hatte der glaubenstreue Erzbischof das Scheitern seines Reformationswerkes zu überleben: 1552 starb er, standhaft bis zuletzt in dem, was als seinen einzigen Trost im Leben und im Sterben er freudig auch noch im Scheiden bekannte. Es hat Hermann und seinen Freunden an der Kraft des Glaubens gefehlt, die wie Barrentrapp zutreffend hervorhebt, „den Mut giebt, nicht nur zu dulden, auch zu handeln und zu wagen; sie wußten nicht mit Schwärmers Ernst des Weltmanns Blick zu paaren" **). a Lasco war der Kunst nicht unkundig, aber er trat dem Kurfürsten zu spät näher und würde vielleicht auch nicht ausgereicht haben, mit seinem Maße den Mangel der übrigen zu ergänzen.

Noch von zwei anderen Reisen, die in die Emdener Zeit fielen, wäre hier in zeitlicher Folge zu reden: nach England und Preußen; wir verlegen die Schilderung in passenderen Zusammenhang. Ehe wir aber diesen Abschnitt schließen, sei noch einer kleinen Arbeit Erwähnung gethan, die zwar erst im Jahre 1551 durch den Druck veröffentlicht wurde, deren Abfassung aber und handschriftliche Verbreitung im Kreise der ostfriesländischen Geistlichkeit um fünf Jahre früher fällt.

Als a Lasco nach seinem Ausfluge an den Hof Hermanns von Wied nach Emden zurückgekehrt war und in der Zwischenzeit, ehe er nach Worms aufbrach, im April 1545, fühlte er das dringende Bedürfnis, seine Anschauung über das heilige Abendmahl in klaren, offenen Worten niederzulegen. Wir erinnern uns daran, daß der Sakramentsstreit von neuem ausgebrochen war; gerade in Bonn am Hofe des Erzbischofs, dessen „Bedenken" den ersten Grund zum Kampfe geboten, hatte er Muße und Anlaß, seine eigene Anschauung an der brennenden Tagesfrage zu

*) Sleidan, S. 436.
**) Barrentrapp, S. 279.

prüfen und zu rechtfertigen. Zunächst vielleicht nur gegenüber sich selbst. Der Streit drang aber so sehr überall hin ein, forderte so bestimmt in allen Kreisen Entscheidung, daß der coetus in Emden auch Stellung dazu nehmen mußte. Wir haben gesehen, daß auch solche Elemente im Lande waren, die entschieden in dieser Frage auf Seite Luthers standen und, seitdem der Meister mit solch unerbittlichem Zorne gegen die Schweizer sich erhoben, Mut schöpften, in ähnlicher Weise auch hier entschiedene Sprache zu führen. a Lasco glaubte nicht schweigen zu dürfen, aber er wollte doch nicht seine Anschauung als eine Bekenntnisschrift ausgehen lassen und dadurch in seiner einflußreichen Stellung einen gewissen Druck ausüben; er wählte deshalb die harmlosere Form, seine Überzeugung in einem Briefe an einen Freund niederzulegen, den er den seiner Leitung anvertrauten Kirchen zustellte*). Fünf Jahre später schien ihm die Zeit gekommen, den Inhalt des Schreibens zu veröffentlichen. Die erste Hitze des Streites war vorüber, er konnte jetzt eher auf eine ruhige Erwägung hoffen. Bis zuletzt hat a Lasco an der hier niedergelegten Anschauung festgehalten. Noch im Jahre 1555 bezeugt er dem König Sigismund von Polen, daß er zu dieser Lehre, wie er sie zehn Jahre lang in Ostfriesland bekannt, auch heute noch stehe**).

Das Sendschreiben durchdringt ein Hauch wohlthuenden Strebens, die streitenden Parteien zu versöhnen, über dem reichlich vorhandenen Gemeinsame die trennenden Punkte zurückzustellen. Es ist eine wahre Erquickung, nachdem man eine Weile dem lauten Lärm und Hader zur rechten und zur linken gelauscht, nun mit einemmale diese friedfertige Stimme zu vernehmen. „Weil über das Geheimnis (mysterium) des Sakraments des Abendmahls" — so schließt a Lasco sein schönes, von echter Unionsgesinnung durchdrungenes Schreiben — „bei allen Gelehrten kein Streit ist, denn alle anerkennen, daß das Abendmahl des Herrn die Gemeinschaft Leibes und Blutes Christi sei, alle

*) Kupper I, LXXI f.; woselbst auch die betr. Belegstellen.
**) Kupper II, 22.

wahrhaft Frommen lassen sich an dem Wesen des Sakramentes genügen, wenn sie auch die Art und Weise nicht genau darlegen können; deshalb glaube ich, daß es in unserer Zeit genügt, das Volk über das Wesen der Sakramente zu belehren, d. h. über die uns vermittelte Gemeinschaft an dem Leibe und Blut Christi, um eine einstimmige Gemeinschaft in der Lehre zu erzielen, uns aber im Streit über die Elemente im Sakrament zu mäßigen, um nicht Öl ins Feuer zu gießen. Wir müssen eingedenk sein, daß wir all' unsere Macht in unserem Berufe nicht zum Streit, noch viel weniger zur Zersplitterung, wohl aber zur Auferbauung der Gemeinden empfangen haben. Jede Gelegenheit müssen wir deshalb aufsuchen, nicht die schon mehr als genug erregten Fragen noch zu verschärfen, sondern zu mildern und zu besänftigen. Wo immer hier von irgendwem geirrt worden ist: es ist doch nur ein menschlicher Irrtum. Sicher ist, daß alle diese Lehrer, die sich in diesem Punkte von einander unterscheiden, so gesinnt sind, daß, wenn sie durch die offenbare Macht des Wortes Gottes ihres Irrtums überführt worden zu sein merken, mit der höchsten Willigkeit bereit sind ihre Meinung zu ändern. Allen ist ihre Frömmigkeit bekannt, allen auch ihr Eifer in der Ausbreitung des Evangeliums Christi. Wenn Gott, um die Wahrheit seiner Geheimnisse klarer zutage zu fördern und den schmählichen papistischen Götzendienst deutlicher zu zeigen, seine Kirche noch durch die Mannigfaltigkeit der Meinungen üben will, so ist es unsere Pflicht, daß wir uns und unsere Irrtümer gegenseitig in christlicher Geduld und Sanftmut tragen." *)

Das ist die köstliche Sprache des Leiters der ostfriesischen Kirche: wie hebt sie sich rein und lauter ab von der Redeweise damals in Wittenberg und auch in Zürich! Laski stellt zunächst im allgemeinen über die Sakramente den Satz auf, daß sie Einsetzungen Christi sind, zu dem Behufe vorzugsweise seiner Kirche übergeben, daß durch ihren rechtmäßigen Brauch die ganze Kirche in der heilsamen Gemeinschaft mit dem Herrn Christus, durch die allein wir, wenn wir sie im Glauben ergreifen, gerecht sind, versiegelt werde (obsignetur). Dann aber auch, daß sie dessen

*) Kuyper I, 479.

erinnert werde, es sei ihre Schuldigkeit, ein Bild der Gemeinschaft mit Christo auszudrücken, im Glauben an den sie das Siegel empfängt. Auf das heilige Abendmahl nun angewandt, besiegelt uns der Brauch desselben unsere Gemeinschaft mit Christus in seinem Leibe und Blute und damit auch nach seiner Einsetzung unsere Gerechtigkeit, die im Glauben ergriffen wird. „Willig räumen wir auch die Gegenwart unseres Herrn Christus in seinem Abendmahl ein, wirksam zum Heile allen, die durch den Brauch des Abendmahles in seiner Kirche ihre Gemeinschaft mit ihm und seine mit uns bezeugen. Über die Art seiner Gegenwart machen wir uns keine Sorgen, wir müssen uns nur, so lange noch die Meinungen der Gelehrten darüber auseinandergehen, vor jeder neugierigen Untersuchung vor dem Volke mäßigen, weil es uns genügt Christum zu haben." Bei dieser Anschauung sind nur die drei Meinungen entschieden abzulehnen, die päpstliche Verwandlungslehre, die örtliche und natürliche Einschließung des Leibes und Blutes Christi und endlich die andere Lehre, die die Sakramente nur leere Zeichen sein läßt.

Der Standpunkt a Lascos ist klar. Er berührt sich am nächsten mit der calvinisch-melanchthonischen Auffassung, wie sie ihren gültigen Ausdruck in dem veränderten Augsburger Bekenntnis von 1540 gefunden, eine Änderung, die ja auch Luther, stillschweigend wenigstens, hatte geschehen lassen.

Aber die friedevollere, stillere Zeit in dem Leben und der Wirksamkeit unseres Freundes eilte ihrem Ende zu. Nur drei Jahre durfte er sich seines Landsitzes ungestört erfreuen, dann zogen die unholden Zeiten auch durch das von dem Mittelpunkt so fern abgelegene Ländchen. Die Persönlichkeit Laskis dort am Meere ragt zu hoch wie eine mächtige deutsche Eiche empor, als daß ihn bei dem gewaltigen Gewittersturm, der durch das Land tobte, der Blitz nicht in erster Linie getroffen hätte. Sich dem kaiserlichen Drohen zu fügen wider das Gewissen, das trauten auch die Gegner dem glaubensstarken Manne nicht zu. So mußte er wiederum zum Wanderstab greifen, hinaus in eine unbekannte Ferne, getrosten Mutes auch dieses Mal, denn sein Auge schaute glaubensvoll auf die Wege, die Gott ihm zeigte.

e) Das Interim in seiner Wirkung auf Laskis Geschick.

Was zu dem Scheitern des Kölner Reformationsversuches so wesentlich beigetragen, das Unvermögen „mit Schwärmers Ernst des Weltmanns Blick zu paaren", das machte sich in schwer verhängnisvoller Weise nun auch im Fortgang der evangelischen Bewegung geltend. Als ob diese Ungeschicklichkeit unentäußerlicher Zug im deutschen Wesen sei! Und Deutschlands tüchtigste Kraft stand damals bereits im Heerlager der Protestanten. Auch das ungeübte Auge mußte erkennen, daß unabwendbar die Geschicke sich in einer Weise zusammendrängten, die nur durch die Waffen ausgetragen werden konnten. Wie leicht wäre es dem Schmalkaldener Bunde auch noch im Sommer 1546 gewesen, die schlaue, mit feinster Berechnung alles zu dem einen Ziele verwertende Politik des Spaniers zu durchkreuzen, mit nur geringer diplomatischer Kunst die arge Spannung zwischen Kaiser und Papst zu eigenem Vorteil auszunutzen! Aber harmlos, fast ohne Ahnung der Sachlage und ihrer Verwertung trieben die protestantischen Fürsten in ihr Geschick. Auch als der Schmalkaldensche Krieg schon ausgebrochen war, lag die Entscheidung noch in ihrer Hand. Im Thüringer Wald hatten sie bei 20,000 Mann gerüstet zur Hand, im Württemberger Lande lagen 12,000 Mann im Felde und der Kaiser mußte noch mühsam seine weitzerstreuten Truppen zusammenziehen. Dem wackeren Schärtlin wäre es in jenen Tagen nicht schwer gefallen, den Zuzug kaiserlicher Truppen aus dem Süden zu hindern; der protestantische Kriegsrat aber war vor lauter Rücksichten wie mit Blindheit geschlagen. Dazu dann noch die durch ihre Folge zur Freveltat an der evangelischen Kirche gewordene Besetzung Kursachsens durch Herzog Moritz. Also auch auf politischem Gebiete die Erhebung der Sonderinteressen über die gemeine Wohlfahrt, die Spaltung im Bunde, welche wie die so bald schon zutage tretende kirchliche Trennung nur dem Gegner zugute kam. Auf der Lochauer Heide bei Mühlberg traf im Frühjahr 1547 der entscheidende Schlag. Der

Kampf war nicht so furchtbar blutig, aber doch fielen in ihm die Würfel von weltgeschichtlicher Bedeutung und sie fielen zugunsten des Kaisers: er hatte den protestantischen Mächten einen fast tödlichen Schlag versetzt. Der Kurfürst von Sachsen war gefangen. Seinen Kurhut empfing Moritz, in die Stadt Luthers zog eine kaiserliche Besatzung; in weiterer Folge dieses Sieges mußte sich sieben Wochen später (19. Juni) der Landgraf von Hessen auf Gnade und Ungnade ergeben.

Das Geschick der evangelischen Kirche lag, menschlich geredet, in der Willkür des Kaisers. Nur in Niedersachsen waren noch ein paar Zuckungen zu verspüren, sich wider die Gewalt des Spaniers aufzulehnen. Christoph von Oldenburg, der streitbare Degen und kampfesmutige Anwalt der Protestanten, — wir sind diesem Freunde Laskis oft schon begegnet — stellte sich mit Albrecht von Mansfeld an die Spitze einer Schar von Reitern und Landsknechten. In der Gegend von Dronkenborg stieß man auf die Kaiserlichen unter Führung des Herzogs Erich von Braunschweig. Hier wenigstens siegten die Protestanten; freudig ward das Pfingstfest in Bremen gefeiert. Aber der kleine Gewinn verschlug nicht bei dem unersetzlichen Verlust: der Kaiser hielt es nicht einmal für geboten, weiter den Erfolg der Niedersachsen zu beachten; der geringfügige Erfolg der Protestanten mußte von selbst verschwinden, wenn ihm das Glück hold blieb, alle Früchte seines Sieges bei Mühlberg zu pflücken.

Es war doch nicht ein Kampf ausschließlich zwischen Rom und Wittenberg, der hier zum endgültigen Austrag gekommen war, auch nicht einmal in politischer Beziehung. Für den evangelischen Teil war ein glückverheißendes Zeichen der tiefe Zwiespalt, die scharfe Spannung, die jetzt zwischen dem Kaiser und dem Papst offen zutage trat. Es lag Paul III. mehr daran, sein weltliches Ansehen dem Kaiser gegenüber geltend zu machen, als im Bunde mit ihm der evangelischen Kirche in diesem günstigen Augenblicke Gewalt anzuthun, und Karl V. war eher bereit, den Gewinn des Sieges daranzugeben und die Sache der römischen Kirche zu opfern, als auch nur im geringsten seine kaiserliche Macht sich schmälern zu lassen. Dem Papste soll damals in seiner Wut das gotteslästerliche Wort entschlüpft sein: er werde

sich helfen so gut er könne, und sollte er die Hölle zur Hilfe rufen*). Ein Bund des Papstes mit dem Sultan hielt man nicht für unmöglich, während der kaiserliche Gesandte in Rom daran dachte, sich im Namen des Kaisers der Engelsburg zu bemächtigen. Diese Sachlage wirkte wesentlich und man darf trotz der schmerzlichsten Schädigung, die das Interim der evangelischen Kirche zufügte, sagen günstig bei der Regelung mit den unterworfenen Protestanten ein. Denn es machten sich Stimmen in der Umgebung des Kaisers geltend, die kurzer Hand die letzten dreißig Jahre aus der Geschichte wegwischen wollten, und jedermann fühlte, daß Deutschland in diesem Augenblick wieder einmal ein Oberhaupt von durchgreifender Gewalt besaß. Freilich wer will leugnen, daß dann nicht vielleicht die allzu gespannte Sehne des Bogens zerrissen und das kleine Häuflein dort in Bremen zur Lawine angeschwollen wäre, die das ganze Reich überzogen hätte?

Unter solchen Verhältnissen trat im Herbst 1547 der Reichstag in Augsburg zusammen. Ein Vierteljahrhundert trennte ihn nur von dem denkwürdigen Reichstag von Worms, aber welch eine Geschichte in dieser Spanne Zeit! Und dieses Mal hatten die Protestanten keinen Luther mehr, dem Kaiser und Reich mutvoll allein in der Kraft Gottes gegenüberzutreten! Karl V. selbst war zugegen, im Vollgefühl seiner Macht bereit, die Früchte seiner siegreichen Politik einzuernten. Als seine dringendste Aufgabe sah er den Erlaß einer religiösen Ordnung für Deutschland an. Die kirchliche Spaltung sollte beigelegt werden, in der Form freilich, wie sie dem katholischen Machthaber beliebte. Ein christliches Konzil sollte die Ausgleichung zuwege bringen. Das Konzil hatte nun freilich schon begonnen; in welchem Sinne es diese Arbeit ausführen würde, das konnte den Protestanten aus den bereits vorliegenden Protokollen nicht zweifelhaft sein. Ein Glück

*) „Que hara lo que pudiere y se ajutara con el diablo." Ranke V, 10 entlehnt das Wort aus den wichtigen Depeschen des kaiserlichen Gesandten Diego de Mendoza, des gewiegtesten Staatsmannes der spanisch-kaiserlichen Politik. Mit welcher Schärfe, mit welchem Hohne tritt Mendoza dem Papste und seiner Politik entgegen und dabei doch an den Lehrsätzen seiner Kirche fest hangend!

noch, daß gerade dieses Tridentiner-Bologneser Konzil der Streitapfel zwischen Papst und Kaiser war und somit unfähig, den erwarteten Einfluß auszuüben. Bis das Konzil eine Entscheidung getroffen haben würde, sollten unterdessen (interim) gewisse Vereinbarungen zwischen der Mutterkirche und den Sekten gelten: hier das gewährte Zugeständnis der Priesterehe, des Laienkelches, der Fastenerleichterung, dort das geforderte Zugeständnis des päpstlichen Primates, der sieben Sakramente und Transsubstantiation, der Fürbitte der Heiligen, der Prozessionen und anderen Zeremonieen.

Es ist ein schmerzensreicher Gang, der Einführung dieses Interims in den einzelnen protestantischen Gebieten Deutschlands zu folgen. Mit nur ganz geringen Ausnahmen beugten sich, wenn auch widerwillig, die Fürsten; schwer bedroht von dem kaiserlichen Zorn auch mit oft ergreifendem Widerstreben die Stadtmagistrate. Leider war selbst Melanchthon gefügig, im sogen. Leipziger Interim eine Hand zu bieten, die als Unwesentliches sich gefallen lassen wollte, was Tausenden eine schwere Verletzung ihres evangelischen Glaubens dünkte. Aber viele Pastoren wollten lieber Stelle und Unterhalt preisgeben als ihre evangelische Freiheit eines Christenmenschen. Von Haus und Hof verjagt sind sie ins Elend gezogen; es dünkte ihnen der bittere Gang doch noch besser, als unter schweren Gewissensnöten im behaglichen Amte bleiben.

Auch in unser vom Weltverkehr so entlegenes, halb vergessenes Ländchen am niedrigen Meeresstrand drang die Wirkung dieses Interims und zwar verhängnisvoll für unseren Freund. Mit gespanntester Aufmerksamkeit war er dem Gang der Ereignisse gefolgt. Der Aufenthalt in Bonn, dann in Worms hatte ihn dem Mittelpunkt der Bewegung nahe gebracht; dann waren die schweren Tage des Krieges gekommen, sein beklagenswerter Ausgang. Es muß ihn in der schwülen Zeit erfrischt haben, das Land, das er lieb gewonnen, denen zugesellt zu sehen, die das protestantische Banner in allem Wogendrang hoch hielten. Er war Zeuge von dem, was Ranke in den schönen, wahren Worten zusammenfaßt, „daß der Norddeutsche erst ein großes Mißgeschick

erleben muß, um sich der tieferen Antriebe seines geistigen Lebens vollkommen bewußt zu werden."*) Als sein Gönner, Herzog Christoph von Oldenburg, als Sieger in Bremen einzog und dort Pfingsten hielt, war Freund Hardenberg bereits, nachdem er seine Stellung bei dem Kurfürsten niedergelegt, Pastor am Dom zu Bremen geworden. Auch dem Fortgange der Ereignisse konnte unser Freund wie aus der Nähe folgen. Dem Reichstag zu Augsburg wohnte als Botschafter Polens Stanislaus Laski bei**). Das brüderliche Verhältnis der beiden war, wenn auch freundlich, doch kein so inniges wie mit dem verstorbenen Hieronymus. Der Briefwechsel war in den letzten Jahren ins Stocken geraten. Melanchthon meldet unserem Freunde, daß ein Sohn des Stanislaus von seinem trunkenen Diener am Hofe des Herzogs Moritz von Sachsen umgebracht worden sei. Laski bezweifelt die Meldung, weil er nicht weiß, wie sein Neffe an den deutschen Hof gekommen sein sollte***). Die Augsburger Tage frischten den Briefwechsel wieder auf; Stanislaus hält den Bruder auf dem laufenden. Seine Stellung sowohl als auch seine persönliche Bedeutung gewähren dem polnischen Gesandten einen Einblick auch in die verborgeneren Strömungen der herrschenden Politik. Dem fesselnden Berichte eines hervorragenden Zeitgenossen, der auch in Augsburg gewesen, entnehmen wir die kurze Schilderung, daß der Botschafter Polens „ein prächtiger, weit versuchter, gelehrter, wohlberedter, ansehnlicher, im vertrauten Umgang lieblicher und holdseliger Mann gewesen."†) Die uns bei den Laskischen Brüdern bereits bekannte hohe Sprachengabe erweckte auf dem Reichstage Staunen. Man sah den Bei von Tunis, Muley Hassan, der in Augsburg kaiserliche Hilfe begehrte, fast immer in der Nähe und Ge-

*) Ranke IV, 420.

**) Eichhorn I, 94. Dem polnischen Gesandten war von seinem König der Auftrag geworden, für die Befreiung der beiden, so schmählich gefangen gehaltenen deutschen Fürsten zu wirken, ebenso für die Herstellung der kirchlichen Einheit in Deutschland durch das ökumenische Konzil und auch für eine kräftige Unterstützung wider die drohenden Türken.

***) Kuyper II, 593.

†) Grote, S. 240.

sellschaft des polnischen Gesandten, weil dieser mit ihm in seiner Muttersprache verkehren konnte. Auf solche Weise bedient, besaß unser Laski Nachrichten, wie niemand, auch die Gräfin nicht, sie so zuverlässig und rasch erhalten konnte. Er hatte bald erfahren, daß der vom Kaiser an den Papst gesandte Kardinal von Trident — es war Madrucci — nichts bei Paul III. habe durchsetzen können und so die Entzweiung der beiden Mächte in offene Feindschaft ausgeartet sei; er wußte schon im Februar, daß der Papst Piacenza belagere, das nach der Ermordung von Pier Luigi Farnese, eines Sohnes des Papstes, vom kaiserlichen Befehlshaber in Mailand, Ferrante Gonzaga, besetzt worden war*). Nicht viel Hoffnung flößten trotzdem diese Nachrichten unserem Laski ein, der ein scharfes Auge für das Verständnis weltlicher Dinge besaß und, was wichtiger, zugleich die Grenze ihres Einflusses auf geistliche Dinge zu ermessen vermochte. Gerade in jenen Tagen schrieb er das prophetische Wort, für alle Zeiten gültig: „Wie immer so denke ich auch heute noch über die Reichstage inbetreff religiöser Angelegenheiten. Wenn wir es unternehmen, Religionssachen durch menschliche Vorsicht und Klugheit zu leiten und zu fördern, geht es mit ihnen von der Zeit an bergab, wo wir sie mit menschlichem Schutze stärken zu können meinen."

a Lasco hatte sich über den endgültigen Ausgang der kirchlichen Angelegenheit auf dem Reichstag nicht getäuscht. „Möge der Herr seine Kirche in seinen Schutz nehmen!" ruft er wehmütig nach Erlaß des Interims aus. Das Leipziger Interim, „dem die Züge Philipps eingeprägt sind", bereitet ihm tiefen Schmerz. Er will wohl aus Achtung gegen Melanchthon auch im vertrauten Freundesbrief nicht ausdrücken, was das Buch bei ihm geweckt; nur der eine Stoßseufzer entringt sich seiner müden Seele: „Aber wenn alles das, was in der Schrift als Adiaphoron nicht getadelt wird, derart ist, daß man es wieder annehmen kann, wo hinaus soll es mit denen, die gelehrt haben, man müsse auch mit Darangabe des Lebens das bekämpfen, was sie nun nicht bekämpfen, und für wie viele war es doch Anlaß,

*) Kuyper II, 615.

daß sie um deswillen hingeschlachtet wurden. Ach komm Herr Jesu!"*)

Auch nach Emden kam Ende August 1548 der kaiserliche Bote, der die Unterwerfung unter das Interim gebieterisch forderte. Die Gräfin war gerade außer Landes, als der Bote eintraf, in Heidelberg bei dem Pfalzgrafen Otto Heinrich, sich mit ihm über kirchliche Dinge zu beraten; a Lasco war auf dem Sprunge, einer dringenden Einladung nach England, bei der Ordnung der dortigen kirchlichen Verhältnisse mitzuwirken, Folge zu leisten. Die Gräfin hatte ihm bereits den nötigen Urlaub bewilligt, vorbehaltlich jedoch seiner Rückkehr in den ferneren Dienst der ostfriesischen Kirche. Laski hielt es für das geratenste, wenn auch schweren Herzens, seine Zusage der schleunigen Abreise auch jetzt nicht zurückzunehmen; konnte er doch hoffen, durch seine und der Gräfin Abwesenheit die Entscheidung hinauszuziehen, und das schien in jenen drangsalsvollen Tagen schon gewinn. Wie schwer die Zeit auf allen lastete, welche Gefahren den Häuptern der evangelischen Kirche drohte, ist daraus zu entnehmen, daß unser Freund nur verkleidet und unter fremdem Namen die Reise auszuführen wagte. Schon auf der Reise von Antwerpen aus, später dann wiederholt im Laufe des Winters von England, richtete a Lasco aufmunternde Trostschreiben an seine Kirche unter dem Kreuze. Leider sind diese Sendschreiben bis jetzt noch nicht wiedergefunden worden; Emmius scheint sie noch vor Augen gehabt zu haben, wenn er ihnen entnimmt, daß die Prediger doch nur ausharren und guten Mutes sein möchten. Werden sie von Haus und Hof weggejagt, dann hat ihnen ihr treuer Superintendent in England eine Zufluchtstätte bereitet, da können sie mit vielen um ihres Glaubens willen Flüchtigen ungestört und gastfrei leben. Aber nur treu sollten sie ausharren. Das sei das Los der Frommen in diesem Jahrhundert, Verfolgung zu leiden. Die letzten Zeiten seien angebrochen, Satan wüte, um das Reich Christi zu zerstören, aber Christus werde siegen und den Seinen aushelfen, er sei ja der starke Löwe vom Stamme Juda. Groß und mächtig sei wohl

*) Kupper II, 617.

der Kaiser, der gebietet, größer und mächtiger aber Gott, der verbietet. Dem Kaiser müsse man wohl gehorchen, aber nur bis an die Schwelle des Altars*).

Die Gräfin war unterdessen heimgekehrt, niedergebeugt und ratlos, denn auch in Heidelberg war man unschlüssig, was zu thun, und bleiern lag die Angst auf allen. Es war ein gefährliches Spiel für Land und Leute, den Zorn des Kaisers durch Unbotmäßigkeit auf sich herab zu beschwören. Und der Kaiser war in bedenklicher Nähe. Von Augsburg war er nach Brüssel gegangen, seinem Sohne Philipp, den er von Spanien hatte kommen lassen und der durch Deutschland eben die, fast möchte man sagen, Brautreise auf Wunsch des kaiserlichen Vaters gemacht, um im voraus um die Liebe dieses Landes bei der künftigen Kaiserwahl zu werben, die Leitung der Niederlande zu übergeben**). Zunächst versuchte es die Gräfin, durch Bitten und Flehen der Unterwerfung unter das Interim zu entgehen. Der Kaiser möchte doch Geduld und Nachsicht mit einer hilflosen Witwe haben und gestatten, daß bis zur Entscheidung eines Konzils die kirchlichen Angelegenheiten in ihrem armen Ländchen unberührt bleiben. Der Kaiser wollte aber auf diesem Punkte auch das Weib nicht schonen und forderte unbedingte Unterwerfung. Noch ein Versuch von Emden aus im Februar 1549. So lange war es denn doch schon geglückt, die Durchführung des Interims hintanzuhalten. Der Staatsmann Friedrich ter Westen wurde nach Brüssel an den Kaiserhof gesandt und mit der Führung der schwierigen Angelegenheit betraut. Er war nicht der Mann dafür im Geiste Laskis. In seinem eingesandten Bericht führt ein Staatsmann das Wort, der sich von dem Kaiser hat einschüchtern lassen und dem nichts peinlicher dünkt, als um Glaubenssachen willen sich und sein Land der Heimsuchung preiszugeben. Ja, er ist denn doch der Sadducäer, als welchen ihn Ostfrieslands Geschichtsschreiber schildert***). Er weiß geschickt der Gräfin ihre Angst zu verstärken, den Gewissenszwang,

*) Emmius, S. 936.
**) Maurenbrecher, S. 241.
***) Emmius, S. 937.

den das Interim ausübte, abzuschwächen, fälschlich ihr vorzuspiegeln, wie sich mit nur verschwindenden Ausnahmen alle Welt demselben gefügt und es dann doch befremdlich erscheinen müsse, daß sie als Weib und für ihr Ländchen Anstand nehme zu thun, was die mächtigsten protestantischen Regenten bereits gethan.

Während die Gräfin, durch die geschickt abgefaßten Berichte ihres Gesandten am Brüsseler Hofe eingeschreckt, ins Schwanken inbetreff ihrer Haltung dem Interim gegenüber geriet, traf a Lasco in Ostfriesland wieder ein. Nur ein paar Tage hält er sich um seines Reisegefährten aus England willen (Graf Mansfeld) in Emden auf, dann eilt er (20. März 1549) hinüber nach Aurich, wo sehnsüchtig die Gräfin ihn erwartet. Er fand sie im Banne des Hofmannes und weltlichen Ratgebers, der auf Unterwerfung unter den unbeugsamen Willen des Kaisers drang. a Lasco hatte rasch die Sachlage begriffen und war auf das Äußerste gefaßt. „Wir erwarten hier" — so schreibt er einem Freunde in England Mitte April — „aufs gewisseste Kreuz und Verfolgung und muntern uns gegenseitig zur Ertragung desselben in dem Herrn durch Anrufung seines heiligen Namens auf, damit wir durch Geduld und Treue im Ertragen alles das überwinden, was der Herr gegen uns zuzulassen zu seines Namens Ehre und zu unserer Besserung beschließen mag. Sicherlich sorgt sich der Herr um uns und ist so mächtig, daß er all' unsere Feinde, wie viele ihrer auch sind, mit einem einzigen Worte aus seinem Munde zu Boden werfen kann; der Herr ist aber auch so gut, daß auch nicht ein Haar von unserem Haupte ohne seinen Willen fallen kann und wenn auch die ganze Welt wider uns anstürmen wollte. Gott vermag so wenig jemals uns Übles zu wollen, wie eine Mutter ihrem Kinde oder das Augenlid dem Auge, ja so wenig wie er jemals nicht Gott zu sein vermag. Er ist in allem zu preisen, was er gegen uns zuläßt, weil er nichts anderes jemals gegen uns zuläßt, als was zu unserem Heile dient. Ihm haben wir insgesamt unsere Sache befohlen; mit aller Geduld erwarten wir, was er gegen uns zuzulassen willens ist."*)

*) Kuyper II, 621.

Den schönen Worten heldenhaften Gottvertrauens fühlt man ab, daß es unserem Freunde rasch gelungen war, den gesunkenen Mut seiner Geistlichen mit frischer Kraft anzufachen. Nicht auf unfruchtbaren Boden fiel die Anregung des Führers: wir werden es bald erkennen. Rührig, nach allen Seiten hin thätig, schaute er aus, wie er dem verderblichen Interim begegnen, wie er die evangelische Kirche vor der Vergewaltigung des Kaisers schützen könne. Wenn auch nur erst noch im blauen Duft der Ferne und in schwankenden Umrissen schien eine Rettung vor der fast übermächtigen Gewalt des kaiserlichen Gegners der Reformation sich zu zeigen: begierig wendete a Lasco den Blick darauf hin, bereit zur Mithilfe, wenn man seiner dabei bedürfe. In dieser Bereitschaft entschloß er sich noch einmal für ein paar Monate Ostfriesland zu verlassen, in der Hoffnung, durch den etwaigen Erfolg der Reise von größerem Nutzen der evangelischen Kirche zu sein, als wenn er in Emden müßig dem schleppenden Verlauf der Dinge zusehen würde.

Wie eine eiserne, schwere Decke lag die Macht des Kaisers und sein Interim auf dem protestantischen Deutschland; aber darunter wogte und wühlte ungebrochen und auch in grimmer Auflehnung wider die maßlose Gewalt des Spaniers und Katholiken die deutsche und evangelische Gesinnung des Volkes. Es konnte den schnöden Hohn nicht verwinden, mit dem der Kaiser die beiden gefangenen deutschen Fürsten behandelte; um so weniger, da man darin zugleich eine Drohung erkannte, wessen man sich diesem Machthaber gegenüber in seinen heiligsten Interessen zu versehen habe. Es gärte in der Tiefe. „Lieber Beil als Feder, lieber Blut als Tinte": das entschiedene Wort des Markgrafen Johann von Brandenburg, mit welchem er die Unterschrift zum Interim ablehnte, fand bei manchem Fürsten Wiederhall. Und es blieb nicht bei solchem Worte. Der edle Herzog Otto von Braunschweig machte schon im Anfang des Jahres 1548 den ersten Versuch zur Schließung eines Fürstenbundes wider die Zwingherrschaft des Kaisers*). Es galt im weiteren Fortgang

*) Raumer (1857), S. 19.

besonders den Herzog Albrecht von Preußen für den Bund zu gewinnen, weiter dann England, Polen, den alten Erbfeind Karl V. und andere Mächte. In Polen hatte Sigismund August vor kurzem den Thron seiner Väter bestiegen. Große Hoffnungen setzten die Protestanten auf den König, der dem Evangelium zugethan schien. Auch Laski teilt diese Hoffnung. Kaum erfuhr er, daß der ganz evangelisch gesinnte Prediger des Königs, Lorenz Prasnicius, die Absicht hege, seine Stelle niederzulegen, als er ihn in einem Schreiben aufs dringendste bat, von diesem Vorhaben abzustehen. „Du weißt, mein Bruder, wie groß die Ernte und wie wenige Arbeiter sind. Du schrickst vor dem gottlosen Treiben am Hofe zurück; du brauchst nicht zu schmeicheln, stelle die Sünde an den Pranger, aber so, daß man erkennt, daß du nicht die Personen, sondern ihre Laster hassest. Denn so auch urteilt Gott über unsere Fehler, während er uns selbst liebt und als seine Kinder anerkennt, so lange nur eben nicht wir mit Wissen und Wollen ihn und seine gnadenvolle Wohlthat in Christo verachten.“*) In Riesenburg kam Herzog Albrecht von Preußen mit dem Woiwoden von Marienburg, Achatius von Zemen, zu einer Beratung zusammen. Der eifrige Graf Volrad von Mansfeld war nach England gegangen, um den Anschluß des Lord-Protektors zu gewinnen. Laski hatte auf demselben Schiffe mit ihm von da die Rückreise gemacht; er war in die Pläne des Grafen völlig eingeweiht, sei es durch ihn selbst, sei es durch den Herzog Christoph von Oldenburg. Unmittelbar nach seiner Heimkehr nach Emden kann er dem Erzbischof von Canterbury ausführlichen Bericht über den Stand der Dinge zur Übermittelung an den Herzog von Somerset mitteilen.

Nun war es, als ob die berühmte Laskische diplomatische Ader auch bei unserem Johannes zu schwellen angefangen. Zum erstenmale und auch nur veranlaßt von der Aussicht, auf diesem Wege der Vergewaltigung der evangelischen Kirche steuern zu können. Die Reise geschah im geheimen. a Lasco war nach Bremen gegangen, nach ein paar Tagen weiter nach Hamburg,

*) Kuyper II, 623.

von wo er bald eine Schiffsgelegenheit nach Danzig fand. Es ist uns leider verborgen geblieben, was er die folgenden acht Wochen hier in der berühmten Hafenstadt seiner Heimat gethan. Es scheint hauptsächlich eine Wartezeit gewesen zu sein. Laski sah sich allzeit als Pole an, dem Willen seines Königs unterworfen. Er war nach Danzig gekommen, die königliche Erlaubnis zu erhalten, einem Rufe Heinrichs VIII. Folge leisten zu dürfen, wenn nicht vielleicht das Vaterland selbst seine Mitarbeit bei einer zu erhoffenden Reformation beanspruche*). Der König von England hatte selbst deshalb an den König von Polen geschrieben**), von der Meinung ausgehend, daß unter dem neuen Regenten das Evangelium in Polen einziehen werde und mit dem Wunsche, daß dann eine so bedeutende Kraft wie Laski seinem Vaterlande nicht verloren gehen möchte. Auch Laski hatte an den König geschrieben und sich ihm zur Verfügung gestellt, wenn er sich seiner in einem der Lehre Christi entsprechenden Kirchendienste bedienen wolle. Mitte Juli begegnen wir Laski in Königsberg, wo er ein paar Wochen weilte.

Der Name a Lasco war dem Herzog Albrecht von Preußen kein fremder. In all den blutigen Kämpfen und Sträußen, die der wackere Hohenzoller als Hochmeister des deutschen Ritterordens seit 1512 mit Polen führte, weil er sich weigerte, seinem Oheim, dem mächtigen König von Polen, den Lehnseid zu leisten, fast immer wenn es zu Friedensverhandlungen oder zum Abschluß eines Waffenstillstandes kam, stand im Vordergrund der Leitung auf Seiten Polens der hochangesehene Erzbischof von Gnesen. Als 1525 — es war am Palmsonntage — Herzog Albrecht in Krakau Friede schloß und mit Darangabe der Hochmeisterwürde und mit Verlusterklärung des Landes Preußens für den Orden das Land als erbliches Lehen aus der Hand des Königs von Polen empfing, da legte er den Lehnseid über dem Evangelienbuch ab, das der Erzbischof von Gnesen dem Könige in den Schoß gelegt hatte***); ein anderer Laski hielt

*) Kuyper II, 31.
**) Ebd., S. 624.
***) Hase, S. 33.

während dieser glänzenden, weltgeschichtlichen Feier den vierjährigen Königssohn und Thronerben, Prinz Sigismund August, auf den Armen. Mehr wie einmal dann befand sich Hieronymus a Lasco als Botschafter in Königsberg. Aber auch unser Laski war dem Herzog nicht fremd. Der ernste, fromme Herzog, in seiner Jugend von dem Erzbischof Hermann von Köln erzogen, hatte, durch Predigten des Osiander in Nürnberg für das Evangelium gewonnen und mit Ratschlägen Luthers unterstützt, der Reformation freie Bahn in seinem Lande geöffnet. In Königsberg predigte und dichtete Paul Speratus; hier im Lande traten die Bischöfe Georg von Polentz und etwas später Erhard von Queis offen der Reformation bei. Dem Schulwesen wandte der thatkräftige Herzog große Sorgfalt zu. Der Gründung eines Gymnasiums (Partikular genannt) reihte sich bald die Stiftung der Universität an (eingeweiht am 17. August 1544). Rektor des Partikulars und auch Lehrer an der Universität war ein Freund Laskis, Wilhelm Gnapheus, um des Evangeliums willen aus seiner holländischen Heimat wie viele andere seiner Landsleute nach dem Asyl flüchtig, das sich in dem neugegründeten Herzogtum Preußen den um ihres Glaubens willen Verfolgten alsbald geöffnet hätte; mit Entfelder, Professor der Theologie, auch aus den Niederlanden, stand Laski seit Jahren in Briefwechsel*). Es war von Anfang an unseres Freundes geheimer Wunsch, in Preußen eine geeignete Thätigkeit zu finden. Seiner glühenden Vaterlandsliebe wäre es süßer Trost gewesen, wenigstens an den Thoren Polens zu leben und ganz in der Nähe sein Geistesauge auf den Fortgang des Evangeliums in der Heimat gerichtet zu halten. Auch Herzog Albrecht wünschte die bedeutende Kraft seinem Lande zu gewinnen. Er schätzte ihn hoch wegen seiner hervorragenden Geistesgaben, ebenso sehr auch wegen seiner heldenhaften Gesinnung, wegen seines tugendhaften Wandels. Einst äußerte der Herzog, er könne sich nicht genug wundern, wie von denselben Eltern leibliche Brüder (er meinte Stanislaus und Jo-

*) Es ist uns — meines Wissens — nur noch ein sehr interessanter Brief erhalten (Gabbema, S. 49).

hannes) so verschiedener Geistesrichtung entsprungen seien, der eine lobenswert in den Werken des Friedens und der Frömmigkeit und im Kirchendienst so hervorragend und bedeutend, der andere dagegen ein rechter Krieger, ruhelos, in Verachtung der Gefahr der Tapfersten einer*).

Schon frühe wurden Unterhandlungen mit dem ostfriesischen Superintendenten angeknüpft**). Sie fallen sogar bereits in die Zeit, als er noch als Privatmann in Emden zurückgezogen lebte und von der Unbill des rauhen Klimas schwer leidend seine Blicke nach einer anderen Zufluchtsstätte richtete. Mehrmals hatte sich schon Herzog Albrecht brieflich an ihn gewandt; die Verhandlungen scheiterten aber, wahrscheinlich wegen Verdächtigungen seines theologischen Standpunktes, welcher mit der in Preußen damals herrschenden Richtung nicht stimmte. Die Niederländer, die sich vor den Verfolgungen Karls V. in Preußisch-Holland friedlich unter dem gewährten Schutze des Herzogs niedergelassen, waren von Speratus in seiner Schrift „Ad Batavos vagantes“ (1536) heftig angegriffen worden; gleiches Los würde auch unserem Laski von den Königsberger Hoftheologen widerfahren sein. Wir erinnern uns, wie a Lasco seinen Auszug der ostfriesischen Kirchenlehre dem Professor Entfelder handschriftlich zustellte und wie Melanchthon den Herzog vor dieser Schrift warnte***). Trotzdem tauchte der Wunsch einer Übersiedelung auf beiden Seiten noch ein paarmal auf; in greifbarerer Gestalt gerade jetzt, wo Verhandlungen mit Polen stattfanden und die Hoffnung frisch auflebte, die Heimat nicht nur auf Seiten derer zu sehen, die einen Bund wider den Kaiser zu schließen bemüht waren, sondern auch in kirchlicher Beziehung mit diesen Gegnern Karls V. gleicher Gesinnung.

Es waren heißbewegte Tage für das kirchliche Leben, die paar Wochen, die a Lasco in Königsberg verbrachte. Vor einem halben Jahre (27. Januar 1549) war Osiander, um des Interims willen aus Nürnberg vertrieben, bei dem Herzog eingetroffen und Pfarrer an der altstädtischen Kirche an Stelle des

*) Gabbema, S. 51.

**) Kuyper II, 575.

***) Vgl. S. 257.

Magiſter Funk geworden, den der Herzog zu ſeinem Hofprediger gemacht hatte. Schon im April brachen die Streitigkeiten aus. Oſiander hatte in den Theſen, in welchen er den Antritt ſeiner Profeſſur an der Univerſität feierlich beging, ſeinen Gegenſatz wider die durch Luther eingeführte Lehrweiſe von der Rechtfertigung als einem nur gerichtlichen Akte Gottes über den Gläubigen ſcharf hervorgekehrt. „Rechtfertigen kann heißen" — ſo lautet es in dieſen Theſen — „für gerecht erklären; nach dem Evangelium iſt es zu verſtehen gerecht machen. Wenn die Rechtfertigung geſchieht durch den Glauben, ſo iſt die Ausdrucksweiſe eine verkürzte, denn nicht der Glaube als etwas Formales, ſondern Chriſtus, an den wir glauben, als der Inhalt des Glaubens iſt's, der gerecht macht. Niemand wird gerechtfertigt, ohne zugleich auch lebendig gemacht zu werden."*) Der disputierluſtige Profeſſor Lauterwald griff ihn heftig an und nun tobte der Streit herüber und hinüber und zog alle Welt in Mitleidenſchaft, während die Peſt in grauenerregender Weiſe in der ſchwer heimgeſuchten Stadt wütete. a Lasco wohnte bei Lauterwald während ſeines Königsberger Aufenthaltes**); an dem Streite nahm er keinen Anteil. Er teilte Oſianders Lehre nicht***). Schmerzlicher berührte ihn die zwei Jahre ſpäter von Oſiander wider die Wittenberger, zumal wider Melanchthon erlaſſene kleine Schrift. „Es iſt jetzt Mode geworden, neue Lehrzwiſtigkeiten auszuſäen und die Wittenberger Schule anzugreifen, durch die doch der ganze Erdkreis in der Erkenntnis des Evangeliums gefördert wurde, ja der auch Oſiander, wenn er wie billig es eingeſtehen wollte, zu gar großem Dank verpflichtet iſt. Aber ach, ſo ſind nun einmal die Geſchicke unſerer Tage!" ſeufzt der edle Mann mit dem klaren, tiefen Blick in die ſchmerzlichen Wunden, die die evangeliſche Kirche ſich ſelbſt in dieſen heftigen Fehden ſchlug†). Während dieſer theologiſchen Streitigkeiten unter-

*) Haſe, S. 133.

**) So vermutet wenigſtens Kuyper II, 627.

***) Kuyper II, 663: „Osiandri neque doctrinam neque institutum probo quod quidem ad causam justificationis attinet."

†) Kuyper II, 663 und noch ausführlicher in ſchönem Freimut in dem Schreiben an den Herzog: II, 666.

hält sich a Lasco mit dem Herzog über ernste Gegenstände des Glaubens. „Ich kann nicht sagen, welche Freude mir die Schreiben Eurer Hoheit gewährten, aus denen leicht zu ersehen ist, wie sehr Dir die Religion am Herzen liegt und wie Du sorgest, die Reinheit der christlichen Lehre zu bewahren. Daß doch solch ein Eifer nicht nur auch bei den anderen Fürsten, sondern auch bei den meisten Theologen, die doch für Säulen der Kirche gehalten sein wollen, angetroffen würde, und zwar zugleich im schönen Bunde mit der Bescheidenheit, die liebevoll den Grund jeglicher Lehre aufsucht und in christlicher Liebe erst anhört, ehe sie ihr Urteil, um nicht zu sagen Vorurteil, fällt. Weil Eure Hoheit in großer Milde und Humanität also handelt, darum müssen alle wahrhaft Frommen solche Bescheidenheit und Menschenfreundlichkeit lieben.“*) Warum doch konnte es nicht geschehen, daß a Lasco eine Stellung in der Nähe des Herzogs gefunden! Es ist ein schmerzliches Verhängnis. Denn die beiden wahrhaft frommen Männer haben so viele kostbare Berührungspunkte, und eine Kirchengestalt wie a Lasco würde wahrhaftig dem Lande zu höherem Segen gereicht haben, als die Funk und Staphilus und Mörlin und wie immer sie heißen. Die ganze Geistesrichtung und Sinnesweise unseres Freundes schien wie zubereitet zu einem Hohenzoller-Hofprediger!

Während a Lasco in Königsberg auf Schreiben seines Königs, wie es scheint, vergeblich wartete und von dem Herzog auch in die geheimen Gänge der Politik des Fürstenbundes eingeweiht wurde**), trafen Briefe aus Emden ein, die seine schleunige Abreise erheischten. Am 1. August befand er sich in Danzig, nach 13tägiger Seefahrt von da zuhause. Der Herzog war gespannt über den Fortgang der Dinge in Ostfriesland; ein ausführliches Schreiben a Lascos führt den fernen herzoglichen Freund und auch durch ein günstiges Geschick uns Spätgeborne in den raschen Verlauf der Ereignisse ein***). Gleich nach der Abreise Laskis

*) Kuyper II, 624.

**) Ebd., S. 628, in welchem Briefe er sich der Chiffrenschrift bedient, die auch die Kunst von Kuyper nicht ganz entziffern konnte. Unter dem Chamäleon möchte ich ter Westen vermuten.

***) Ebd., S. 628.

waren drängende Befehle zur unverzüglichen Einführung des Interims in Emden eingetroffen. Die Gräfin sah keinen Ausweg. Einige Hofleute setzten eine neue Formel auf; man ist versucht, sie das Emdener Interim zu nennen. Es ist ein Sammelsurium: das Augsburger Interim, verquickt mit Anklängen an die längst schon hinfällig gewordene Lüneburger Kirchenordnung aus den Tagen Ennos*). Die Emdener Geistlichen verweigerten die Zustimmung zu dem hinter ihrem Rücken gefertigten Formular, auch zu einem anderen, das man mit ihnen beraten wollte; die Bürgerschaft stellte sich auf Seiten der Geistlichen. Den Widerspenstigen wurden die Kirchthüren verschlossen. „Das stehe wohl in der Macht der Gräfin", erklärten die treuen Bekenner, „die Kirchthüren zu öffnen oder zu schließen, aber um ihrer Berufung willen dürften sie nicht auf den Befehl der Regentin schweigen." Der Gottesdienst wurde auf dem Kirchhofe gehalten, unter noch größerem Zulaufe als früher in der Kirche. Hier auch, zwischen den Gräbern der Verstorbenen, wurden die Kinder getauft, die Ehepaare getraut. Nur in Norden hatte sich Lemsius und die übrigen lutherisch gesinnten Pastore dem Interim gefügt.

So war der Stand der Dinge bei der Rückkehr Laskis. Es war ihm eine Herzensfreude, den opferwilligen Glaubensmut seiner treuen Pastoren, den festen und regen Eifer der Bürgerschaft zu sehen. Sehr ernst redete er der Gräfin ins Gewissen wegen ihrer Fügsamkeit unter den kaiserlichen Befehl. Auf diesem Punkte kannte der strenge Christ keine Schonung, er redete ohne Menschenfurcht als Anwalt und Diener des Herrn. „Sie habe sich durch ihre Botmäßigkeit an dem Herrn Christus und dem heiligen Geist versündigt und Hand angelegt an die ihrer Leitung anvertraute Kirche Christi. Habe sie solches aus Unklugheit gethan", so tröstete er dann wieder die Gräfin, „so sei größer noch als ihre Sünde die Barmherzigkeit Gottes dann, wenn sie dieselbe anrufe, nachdem sie ihre Sünde erkannt und mit der Kirche, die sie in Verwirrung gebracht, sich ausgesöhnt. Thue sie

*) Meiners (I, 308) giebt dieses Formular vom 16. Juli 1549; der Vergleich mit der Lüneburger Ordnung (ebenfalls bei Meiners I, 143) zeigt, daß das neue Formular denn doch, wie Meiners sagt, gar sehr „met het paapsche zuurdeeg doorkneedt is".

das aber nicht, dann werde der Zorn Gottes sie und alle die Ihrigen treffen" u. s. w. u. s. w. Wahrlich unter dem Drucke des Interims eine kühne, furchtlose Rede eines evangelischen Seelsorgers auch gegenüber dem Regenten! Er erklärt der Gräfin, so lange sie nicht Buße thue, könne und wolle er ihr Seelsorger nicht mehr sein; er lege aber deshalb sein öffentliches Amt nicht nieder, zu dem er nicht durch sie, auch nicht durch die oberste Behörde, sondern durch die ganze Gemeinde in öffentlicher Wahl berufen worden sei. Nur wenn diese Gemeinde aus freien Stücken ihn entlasse, nur dann erst werde er gehen; sonst nur offener Gewalt weichen.

So hielt a Lasco noch eine Weile die gewohnten Gottesdienste auf dem Kirchhof, und allwöchentlich auch trat der coetus zusammen, worin der Superintendent seine Mitstreiter, die mit Verzichtleistung auf ihren Gehalt treu im Dienste ausharrten, kraftvoll stärkte. Aber am Hofe des Kaisers war man nicht gewillt, den gefürchteten Mann länger in Ostfriesland zu dulden. Zwei schwere Anklagen brachte man gegen ihn vor: durch Privatschreiben verbreite er seine Irrlehre auch in dem Stammlande des Kaisers, und die Reise nach England und Polen habe keinen anderen Zweck gehabt, als irgendwelche Praktiken gegen kaiserliche Majestät auszurichten. Was half ihm seine Verteidigung, daß seine Lehre keine Irrlehre sei und daß aus allen vorliegenden Schreiben deutlich hervorgehe, daß seine Reise ganz andere Zwecke verfolgt habe? Der Argwohn war am kaiserlichen Hofe geweckt und die gegenwärtige Zeitlage günstig, sich des hervorragenden Mannes in der Nähe zu entledigen. Namentlich die letzte Anklage wurde wieder und immer wieder von Brüssel aus betont und die Gräfin, die sich zu ohnmächtig fühlte, den gewaltigen Bußprediger zu schützen, bat ihn, um der Wohlfahrt des Landes willen, ihr Gebiet zu verlassen. a Lasco gab endlich der Bitte nach. Er verließ Mitte Oktober die Stätte seiner fast zehnjährigen Wirksamkeit, die ihm zur zweiten Heimat geworden war. Es war keine Dienstentlassung, wir werden es später sehen, keine eigentliche Amtsniederlegung, nur ein Weichen aus dem Lande, bis bessere Zeiten angebrochen sein würden.

Der ehrenhafte Abschied, den die ganze Gemeinde a Lasco

bereitete, legte glänzendes Zeugnis von der hohen Achtung ab, die man dem frommen, furchtlosen Manne zollte. Hundert gottesfürchtige Männer und ebenso viele Frauen wurden von der ganzen Gemeinde erwählt, dem scheidenden Superintendenten und den Geistlichen, die sich dem Interim nicht gefügt und die man unbehelligt ihre Gottesdienste auch fernerhin auf dem Kirchhofe halten ließ, ein Festmahl am 24. September zu bereiten. Ein Ehrengeschenk der ganzen Kirche schlug der selbstlose, unbemittelte Mann aus. Nachdem das Mahl genommen und die Tische weggeräumt waren, verbrachte man den übrigen Teil des Tages in ernsten Ermahnungen zum Ausharren im Bekenntnis des Glaubens und im Gebet. Darauf gab man unter viel Thränen dem Superintendenten das Geleite nachhause und verabschiedete sich mit dem Friedenskusse von ihm. Auch die Gräfin wandte sich nicht von dem Manne, der mit so erschütterndem, fast rücksichtslosem Freimut ihre Sünden ihr vorgehalten. In einer uns noch erhaltenen Urkunde stellte sie a Lasco das Zeugnis aus, daß er sich länger als sieben Jahre hindurch an der Spitze der ostfriesischen Kirche, sowohl in Förderung der reinen Lehre des Evangeliums Jesu Christi als auch in seinem öffentlichen Lebenswandel tadellos erwiesen, so daß sie ihn um seines Glaubens, seiner Frömmigkeit, Gelehrsamkeit, Rechtschaffenheit und Unermüdlichkeit willen — welchem Zeugnis alle ihre Unterthanen, so weit ihnen die christliche Religion und Frömmigkeit wahrhaft am Herzen liegt, beipflichteten — am liebsten all' die Zeit ihrer Regierung behalten hätte. Aber der Kaiser habe ihn nicht ferner im Lande geduldet und da ein längeres Verweilen ihm, seiner Familie, dem ganzen Lande gefahrdrohend geworden sein würde, so habe sie ihn vermocht, anderswohin zu ziehen, wozu er sich auch unter der Bedingung entschlossen, daß die Kirche ihm die Erlaubnis dazu erteile. Mit schwerem Herzen habe sich die Kirche angesichts der drohenden Gefahr dazu entschlossen*), jedoch mit der Bitte zu-

*) Emmius erzählt (S. 939), daß die Gemeinde einstimmig die Entlassung abgewiesen und ihm nur gestattet habe, zeitweilig wegzugehen und der Wut des Antiochus zu weichen, bis zu gelegener Zeit sie ihn wieder zurückrufen würden.

gleich, zurückzukehren, wenn Gott seiner Kirche wieder ruhigere Zeiten gewähren würde*).

So mußte denn unser Freund wiederum den Wanderstab ergreifen und zum zweitenmale um seines Herrn Christus willen in die Verbannung ziehen. Es mag ihn hart angekommen sein, ähnlich wie vor zehn Jahren, als er von seinem Polen Abschied nahm. Aber es entschlüpft keine Klage dem ergebungsvollen Helden. Er zieht weg, nach seinem Herrn schauend, welches Land er ihm wohl nun zeigen werde. Zunächst lenkte er seine Schritte nach Bremen, im gastfreien Pastorate des alten Freundes zu ruhen und in der Nähe des Landes zu sein, das er während eines Jahrzehntes so lieb gewonnen. Er sah sich doch noch als der verwaisten Kirche Seelsorger an und fühlte sich verpflichtet, tröstend ihr in schwerer Zeit beizustehen. Ein köstlicher Trostbrief an seine Emdener Amtsbrüder ist uns erhalten**). Sorge und Teilnahme für sie und die ganze ostfriesische Kirche kann und will er zeitlebens nicht aufgeben. Er bittet sie treu zu bleiben, die Gemeinde zusammenzuhalten, sie zum Ausharren in ihrem Bekenntnis, aber auch zur Duldung in Milde und Danksagung zu ermahnen. Das Schreiben schließt mit den Worten: „Laßt uns den Herrn bitten, daß er sich seiner so in Verwirrung gebrachten Kirche erbarme und uns in seinem Dienste also mit seinem heiligen Geiste lenke und leite, daß wir einst, mit unserer Gemeinde auferweckt, jenes ersehnteste Wort vernehmen können: kommt her ihr Gesegneten meines Vaters.“ Auch an andere Privatpersonen in Emden gehen ernste Mahnschreiben ab. Ein sehr beachtenswertes z. B. an seinen Freund, den Sekretär der Gräfin, Lenthius. „Ich bitte Dich, mein Lenthius, harre aus in Deiner Stellung, aber sei dabei immer eingedenk jenes ‚bis an die Schwelle des Altars‘. Es ist ein Schweres, sich an dem Leib und Blut des Herrn zu verschulden. Von der Schuld dieses Verbrechens kann sich einst vor dem Gerichte Gottes niemand befreien, wer sich irgendwelchen Ratschlägen wider die Kirche

*) Kupper II, 635.
**) Ebd., S. 637.

Christi und sein Amt so zugesellt, daß er nach dem Maße seiner Berufung sein Mißfallen daran nicht bezeugt, geschweige denn, wenn er mit Wissen und Wollen seine Hand dazu bietet."*)

Seine Familie hatte er auf dem Landgute zurückgelassen; er wollte sie wohl den Wechselfällen eines noch unstäten Umherziehens mitten im Winter entheben. Sie blieb der treuen Obhut seiner Gemeinde befohlen**). Es hatte sich wirklich ein Mensch gefunden, der sich trotz aller Warnungen Laskis, daß seine Entfernung nur eine zeitweilige sei, trotz aller Mahnbriefe von den verschiedensten Seiten, Mühe gab, die Stelle eines Superintendenten in Emden zu erlangen und damit Laski als seines Postens endgültig enthoben der kaiserlichen Partei zur Freude hinzustellen, Nicolai Buscoducensis***), dessen Bruder, den Hofprediger in Dänemark, wir leider bald schon Gelegenheit haben werden kennen zu lernen. Laski will solch ein Verfahren eines evangelischen Predigers nicht für möglich halten. „Sollte er doch es wagen, so wird ihn Gott strafen, auf daß die anderen abgeschreckt werden."

Über den Aufenthalt Laskis in Bremen ist uns nur wenig bekannt. Bezeichnend ist, daß unser Freund während seines Weilens in der Stadt das heilige Abendmahl aus der Hand des strengen Lutheraners Timann empfing. Es erregte dies damals keine Mißstimmung, obgleich die Bremer Geistlichen genau über die Anschauung Laskis unterrichtet waren. Denn er hatte zu derselben Zeit in einem leider verloren gegangenen Sendschreiben an die Bremer Geistlichen diese seine Anschauung, vielleicht in Anlaß einer Besprechung, ausführlich entwickelt†). Aber man dachte 1550 denn doch noch nicht inbetreff der Zulassung zum Tische des Herrn so streng und herb, wie wenige Jahre später††).

In den ersten Tagen des April 1550 begab sich a Lasco nach Hamburg. Er war im Laufe des Winters zu dem Ent-

*) Kuyper II, 640.

**) Ebd., S. 638.

***) Über ihn vgl. auch Wolters, S. 97 u. a. a. O.

†) Kuyper I, LIII.

††) Vgl. Spiegel, S. 140.

ſchluſſe gelangt, da an eine günſtige Wendung der Dinge in Oſtfriesland ſo bald nicht zu denken war, einen Ruf nach London anzunehmen. An der Elbe hoffte er eher eine Schiffsgelegenheit zu finden als an der Weſer. Einen Monat etwa hatte er hier zu warten, während welcher Zeit er viel bei dem Hauptpaſtor der Stadt, Aepinus, verkehrte. Was a Lasco um des Interims willen erduldet, ließ den ſtreng lutheriſchen Paſtor an dem Verbannten die Lehrunterſchiede überſehen, die ſie trennten; war doch Aepinus einer der entſchiedenſten Gegner des kaiſerlichen Erlaſſes. Auch mit Weſtphal verkehrte in den Tagen unſer Verwieſener freundlich. a Lasco hat ein Jahrzehnt ſpäter dieſen ſeinen heftigſten Gegner, den wir als den für die evangeliſchen Kirche verhängnisvollſten Vertreter lutheriſcher Orthodoxie halten und dem wir leider auf den folgenden Blättern noch ſo oft zu begegnen haben werden, an jene Hamburger Tage erinnert. Offen habe er vor ihm bei gar mancher traulichen Unterhaltung die Lehre entwickelt, die er allzeit in Oſtfriesland verkündet; aber damals ſei ſie Weſtphal nicht gottesläſterlich erſchienen, wie er ſie ein paar Jahre ſpäter ſchmähte, und er habe um ihretwillen den Umgang mit ihm nicht gebrochen*).

Hier in Hamburg trafen unſeren Freund wichtige, lange erwartete Schreiben. Von dem Könige von Polen erhielt er das erbetene ſchriftliche Zeugnis, daß er niemals etwas wider Karl V. mit ihm geplant habe. Leider nur dieſes Zeugnis; an der anderen Hoffnung, in ſeine Heimat zurückgerufen zu werden, um das Evangelium zu verkündigen, geht das königliche Handſchreiben ſtillſchweigend vorüber. „Er will, daß ich noch warten ſoll. Deshalb will ich auch noch nicht die Hoffnung aufgeben.“ **) Wann kann denn ein Pole in ſeiner ergreifenden Vaterlandsliebe eine ſolche Hoffnung der Rückkehr aufgeben? Die Schreiben aus England enthielten wichtige politiſche Nachrichten, die er ſich beeilt, dem Herzog Albrecht mitzuteilen. Die Abſender ſind uns unbekannt, aber ſie müſſen hohe Staatsſtellungen inne gehabt haben und es iſt ein Zeichen des großen Vertrauens, das ſie a Lasco

*) Kuyper II, 639.
**) Ebd., S. 22.

zugewandt, ihm solche Mitteilungen zu machen, die er teilweise nur in Chiffern dem Herzoge zu übermitteln wagt.

Die Briefe waren aber auch die Boten, a Lasco zu melden, wie sehr man in London auf seine Mitarbeit zähle, und sobald nur das Fieber gewichen — in den ersten Tagen des Mai — segelte er hinüber in das Land, das ihm so gewiß wie Ostfriesland sein Herr Christus zur Stätte reichgesegneter Wirksamkeit angewiesen.

9.

In England.

Welch einen ſo ganz anderen Gang doch nahm die Reformation auf dem Kontinent als in England in ihren Anfängen!

Es war die ruheloſe Sorge um ſeiner Seele Seligkeit, die den Auguſtinermönch in die Tiefen der heiligen Schrift geführt, und ſobald er der Schrift Herzpunkt gefunden, Jeſum Chriſt als unſere einige Rechtfertigung vor Gott, da war es der Stachel der Gotteswahrheit, die ihn in herzlichem Erbarmen hinaustrieb unter ſein Volk, zu zeugen von dem, was er ſelbſt ihm zum Heile erfahren, die ihn in frohem, freiem Mute vor Kaiſer und Reich treten ließ, ſein Kleinod zu ſchützen vor aller Welt. Sein Wort wirkte wie eine Erlöſung auf das deutſche Volk, das für ihn aufſtand und ſeine Sache zur eigenen machte, unbekümmert um alle Folge, ſorglos, welchen Gewinn oder Schaden aus ſolchem Thun für das Ganze entſpringe, ſich an dem Frieden genügen laſſend, den das Evangelium dem Gemüte bot. Drüben in England iſt es ein gewaltthätiger, ſtreitfertiger König, der zunächſt wider Luther die Lanze einlegt und ſich freut, von Leo X. für ſeinen litterariſchen Waffengang den Beinamen „Verteidiger des Glaubens“ (defensor fidei) erhalten zu haben. Derber wohl, aber zutreffender war der Name, mit dem der deutſche Reformator das gekrönte Haupt von England belehnte, indem er ihn in übermütiger Laune den „tollen Heinz“

schalt. Der König schien die Bezeichnung schier rechtfertigen zu wollen. Die Lust, sich der Katharina von Arragonien, mit der er seit langen Jahren verheiratet, zu entledigen, um ihre Hofdame, Anna Boleyn, zur Königin und Gemahlin erheben zu können, gab den ersten Anstoß, sich von der Macht des Papstes, der die Einwilligung zur Scheidung verweigerte, loszulösen. Wäre nur dies der Grund gewesen, er hätte doch nicht ausgereicht, einen so tiefeingreifenden Schritt mit Erfolg auszuführen. Aber schon vor Heinrich VIII. und zumal mit glänzendem Erfolg unter dem thatkräftigen Eduard IV. war die Macht des Reiches und Hand in Hand damit auch die des Regenten gefestigt worden. Um Englands Gunst bewarb sich Franz I. und fast gleichzeitig Karl V. (1520 und 1521); in dem einflußreichen Ratgeber des Königs, dem in jungen Jahren schon zum Kardinal erhobenen Thomas Wolsey, vermuteten nicht wenige, und er selbst unter den Vordersten, den künftigen Papst. Welch' kühne Pläne knüpfte der ehrgeizige Kandidat, der ungeduldig den Tod Hadrians erwartete, an die Erfüllung seines Wunsches, der sich ihm nun doch nicht erfüllen sollte! Als, der päpstlichen Würde müde, schon nach Jahresfrist der redliche Hadrian VI. starb, wurde Julius Medici Papst und blieb es, bis in England die entscheidungsvollen Würfel gefallen waren. Klemens VII. zögerte, die Ehe Heinrichs VIII. für ungesetzmäßig und damit die Cousine des Kaisers, Maria, die aus dieser Verbindung entsprungen, zu einem unehelichen Kinde zu stempeln. Heinrich VIII. fühlte sich stark genug, das Zögern mit der entschlossenen Entscheidung zu beantworten, daß die Gewalt des päpstlichen Stuhles über England erloschen sei. In der berühmten Suprematsakte von 1534 besiegelte das Parlament die königliche Bestimmung, daß der König das einzige Haupt auf Erden der Kirche von England sei. Es war zu spät, daß Paul III., der eben den päpstlichen Stuhl bestiegen und alsbald die ganze Gefahr für die römische Kirche erkannte, einzulenken versuchte. Der Beschluß entsprach so ganz den Wünschen des Königs und auch seines Volkes, der englische Klerus selbst hatte zum Teil in Hoffnung, durch diese Zustimmung das ihm größer dünkende Übel der Reformation von England abzulenken, dem Beschlusse seinen Beifall geschenkt: in

England war erreicht, was die Päpste vergeblich erstrebt, auf einem Haupte die Doppelgewalt vereint. Für sein Reich war Heinrich VIII. König und Papst.

An eine Reformation dachte Heinrich VIII. zunächst nicht. Er hatte erreicht, was er wollte. Jede Verbindung mit dem Bischof in Rom war abgebrochen, kein Peterspfennig durfte mehr in die päpstliche Kasse fließen; alle kirchlichen Fälle, die bis dahin nur in Rom ihre Erledigung finden konnten, wurden fortan in England zum Abschluß gebracht. Die Kirchenordnung war geändert, die Kirchenlehre ließ der defensor fidei unangetastet. Mächtiger aber wie ein König, wie ein ganzer Klerus, ist der Geist, der eine Zeit beherrscht und ihr sein königliches Siegel wie ein Gotteszeichen eindrückt. Es konnte in jenen Tagen nirgendwo an eine kirchliche Frage gerührt werden, und hätte sie auch am äußersten Umkreis der Kirchenpolitik gelegen, ohne daß sie in den Strom der Reformationsbewegung hineingezogen worden wäre, der die ganze christliche Welt durchdrang. So herrisch und gewaltsam, ja auch blutig Heinrich VIII. als Papstkönig seine Kirche vor dem Eindringen der reformatorischen Lehre zu schützen suchte: er selbst geriet auf diesem Punkte zum Teil durch die Gewalt der Politik, zum Teil durch den wechselnden Einfluß der Familien, aus denen er so rasch hinter einander seine Frauen wählte, ins Wanken; und auch ohne dasselbe: die Reformation drang trotzdem ein, weil von dem Geiste Gottes beseelt, der weht, wo er will.

Anknüpfungspunkte zeigten sich da und dort im Lande. Wycliffes Predigt, wenn auch schon seit fast zweihundert Jahren verstummt, war doch nicht völlig im Volke verklungen. Das hat überall für solche Worte ein wunderbar treues Gedächtnis. Der Einfluß der Lollarden war im Laufe der Zeit und unter ihrem unholden Druck ins Dunkel zurückgedrängt, trat aber nun wieder an Stellen zutage, wo man ihn kaum mehr vermutete. Das Volk griff begierig zur Bibel; das Wort des Doctor evangelicus, welchen Beinamen Wycliffe erhalten, war ihm vorzugsweise in der Erinnerung geblieben, daß allein in der heiligen Schrift Gewißheit zu finden sei. Und nun empfing es die Bibel in seiner Muttersprache wieder, und zwar nicht wie bei Wycliffe aus

der Vulgata übertragen, sondern wie die anderen Völker der Reformation unmittelbar aus dem lebendigen Born der Ursprache geschöpft. In der Verbannung in Antwerpen arbeitete der fromme Tyndale an der Vollendung der großen Arbeit, doppelt eifrig, seitdem sein treuer Mitarbeiter Fryth daheim den Tod eines Märtyrers gestorben*) (1534). Jedes Schiff fast, das von der Schelde nach England segelte, hatte die verbotene Frucht an Bord, und dort wanderte das Buch von Hand zu Hand, überall das heilige Samenkorn ausstreuend, das ausrichtet, dazu es gesandt ist**).

Es waren seltsame, verwirrte Zeiten unter dem Regimente des gewaltthätigen Papstkönigs über das Land gekommen. Ein Ringkampf zweier Mächte: auf der einen Seite der König, der keinen Widerspruch duldete und doch einen scharfen Widerspruch in seinem eigenen Innern trug, daß er mehr wie einmal für seinen Gegenpart zu streiten schien, auf der anderen Seite das ermahnende Gewissen des Volkes im Morgenschein der Reformation, aber es fehlte noch der Dolmetscher und Führer, kühn und klar und unumwunden mit heiligem Zorn die Sache des Evangeliums zu vertreten. Kam es doch vor, daß auf demselben Scheiterhaufen Evangelische und Katholiken als Märtyrer ihrer Überzeugung ihr Leben lassen mußten***). Den bedeutendsten Einfluß hatte nach dem Hingange Wolseys Thomas Cranmer gewonnen, wie unser Laski in seiner Jugend eifriger Schüler von Faber Stapulensis und Erasmus. 43 Jahre erst alt, wurde der hochbegabte Humanist, der bereits ein Weib gewonnen — die Nichte des Nürnberger Reformators Osiander —, Erzbischof von Canterbury; er war dem König wert geworden, seitdem er bereits 1528 in einem schriftlichen Gutachten die Ehe des Königs

*) Die Schilderung des Märtyrertodes, zusammen mit einer zeitgenössischen Abbildung siehe bei Foxe V, 16, der auch für den Märtyrertod Tyndales in Antwerpen Schilderung und Zeichnung bietet (V, 127).

**) Wie scharfe Wache man auf das gefährliche Buch hatte, zeigt, daß von der ersten, in 3000 Exemplaren erschienenen Auflage der Tyndaleschen Übersetzung nur ein einziges Exemplar bis jetzt aufgefunden wurde (vgl. Hardwick, S. 196).

***) Ranke, S. 164.

mit der Schwägerin für ungültig erklärt hatte. So an die Spitze der englischen Kirche gerückt wurde Cranmer infolge der Suprematsakte Primas von ganz England; mit seiner Überzeugung gehörte er der Reformation an; aber es fehlte ihm noch an der durchschlagenden Kraft des Glaubens, der alles vermag. Das Antlitz war den Reformatoren zugewandt, die Füße aber waren noch bei Erasmus wie festgewurzelt. Und doch hat die englische Kirche ihren Bestand vielleicht nur dem zu danken, daß gerade solch' eine Persönlichkeit lange Jahre hindurch das Steuer führte; er war in schwerer, sturmbewegter Zeit Meister in der Kunst, zu kreuzen, zu lavieren und dadurch das Schiff vor dem Scheitern an dem Riff solch eines Königs zu bewahren. Für Cranmer war die Überzeugung, daß der König Gottes Statthalter und innerhalb seines Reiches Stellvertreter Christi sei, eine Art Glaubensartikel. Das läßt gar manches befremdliche Thun des Mannes in milderem Lichte erscheinen, denn es ist nicht der Ausfluß der Feigheit, sondern die furchtlose Geltendmachung seiner Überzeugung, ehrenhaft, auch wenn wir die Überzeugung selbst nicht teilen können. Seinem Könige sah er eine Aufgabe zugewiesen, wie einst beim Volke Gottes dem Könige Josias; ihm bei dieser Aufgabe zu helfen, dünkte ihn fromme Pflicht. Er hat es nicht selten klug verstanden, aus den widerwärtigen Ehesachen des Königs doch noch Gewinn für die protestantische Kirche zu ziehen, er wurde nicht müde, auch dem Eigensinn des Königs Vorteile für seine religiöse Überzeugung abzuringen. Seine zur Vermittelung stark neigende Natur ließ ihn sich auch in manche Laune des Königs fügen; er rettete dadurch die von ihm vertretene Sache in günstigere Zeiten hinüber.

Die günstigere Zeit brach mit dem Tode Heinrich VIII. an (1547). Viel länger hätte auch England sein Regiment nicht auszuhalten vermocht: nun mußte das Land sich entscheiden, ob es dem Protestantismus oder Katholicismus angehöre. Die Zwittergestalt, in der Heinrich VIII., darin dem Wunsche des Volkes nun freilich begegnend, es festgebannt, konnte nicht mehr vorhalten. Nächster Erbe des Thrones war nach der Verfügung des Königs sein neunjähriger Sohn Eduard VI., über dessen Geburt die junge Mutter, Jane Seymour, des Königs dritte

und liebste Gemahlin, dahingestorben war. Als unmittelbar nach dem Tode das Testament des Königs geöffnet wurde, ergab die Wahl der 16 Männer, die bis zur Volljährigkeit des Königs den Regierungsrat bilden sollten, daß die der Reformation günstige Partei das Übergewicht habe. Noch entscheidender machte sich dasselbe geltend, als diese Männer fast einstimmig den Oheim des Königs, den Grafen Hertford, bald schon in Ausführung eines Wunsches des verstorbenen Königs zum Herzog von Somerset erhoben*), zum Lord-Protektor des Reiches erwählten. Die Hauptgewalt lag nun in den Händen zweier Männer, die offen der protestantischen Sache huldigten und stark und ungehindert genug waren, ihre Überzeugung auch gegenüber der Einsprache der Gegenpartei durchzusetzen. Sie hatten vollen Einfluß auf den König, der seinen Jahren weit voraus willig und mit Freuden solchem Einfluß folgte. Denn von früh auf war er in diesen Anschauungen unterwiesen und seine Erzieher gehörten der gleichen Richtung an. Bei seiner Krönung schon stellte der Primas dem Knaben Josias zum Vorbilde auf; ihm ähnlich solle auch er in seinem Reiche den Bilderdienst zerstören und die wahre Verehrung Gottes einführen. Cranmer selbst hielt es für seine heilige Pflicht, dem Minderjährigen nach dieser Seite hin den Weg zu ebnen.

Ungesäumt machte man sich ans Werk. Die altgläubigen Bischöfe wurden zurückgedrängt, allmählich entfernt; frische Kräfte traten an ihre Stelle, teils solche, die um ihrer evangelischen Überzeugung unter dem früheren Könige Kerkerhaft erduldet, teils solche, die, um ihr zu entgehen, auf den Kontinent geflüchtet und nun in Straßburg, Zürich, Genf und anderswo freundliche Herberge gefunden. Den Dank für das gewährte Asyl, in jenen Tagen nicht überall willig und schonend geboten, erstatteten die heimkehrenden Flüchtlinge dadurch, daß sie den Anschauungen in ihrem Vaterland den Sieg verschafften, in denen sie selbst während ihrer Verbannung gefestigt worden waren. Die Bilder, an denen die abergläubige Menge wie an Hauptartikeln ihrer Religion hingen, wurden aus den Kirchen entfernt, nicht selten in

*) Burnet II, 9.

unholder, bilderstürmerischer Weise*); die Totenmesse wurde ebenso wie die Kelchentziehung an die Gemeinde untersagt, bald auch schon die Transsubstantiationslehre verworfen, eine Kirchenvisitation durch das Land hin angeordnet. Ihr Ergebnis war wie überall ein höchst beklagenswertes: das Volk in Dingen des Glaubens in erschreckender Unwissenheit erhalten; die Geistlichen unfähig, das Evangelium zu verkündigen und das Licht des Wortes Gottes in die dunkle Nacht des Aberglaubens dringen zu lassen. Der Erzbischof ließ eine Sammlung von Homilien über die wichtigsten Lehrgegenstände erscheinen**), die zum Vorlesen auf den Dörfern benutzt werden sollten; außerdem wurden die tüchtigsten Prediger den Kirchenvisitatoren zur Hand gegeben, an den verschiedensten Orten zu predigen. Es waren dies nur Aushilfsmaßregeln; zu einer gründlichen Besserung mußte tiefer gegriffen werden. Es galt, schon auf der Universität für geeignete Lehrkräfte zu sorgen, einen tüchtigen Predigerstand zu bilden. England konnte diese Kräfte noch nicht selbst heranbilden; auf dem Kontinent war man bereit, helfend einzutreten. Bereits ein paar Monate nach der Thronbesteigung Eduards sehen wir hervorragende Männer wie Peter Martyr Vermigli***), Bernardino Ochino†) und andere in England thätig, jener in Oxford das Wort Gottes in seiner klaren, tiefen Weise den Studenten auslegend, dieser zunächst als Prediger der italienischen Flüchtlinge in London und in reger, litterarischer Thätigkeit in der unmittelbaren Umgebung des Erzbischofs.

Im glücklichen Fortgang dieser wesentlichen Neuerungen erweiterte sich bei dem Lord-Protektor und dem Primas das Gebiet ihrer anzustrebenden Wünsche. Cranmer sah den Augenblick nahen, wo die Reformation ihren vollen Einzug in England halten würde; er mochte sich nicht ganz sicher fühlen, die dann zur Entscheidung drängenden Fragen allein oder nur in Beratung mit

*) Vgl. Foxe V, 697 f.; hauptsächlich auf ihn gestützt Burnet II, 17 f.

**) Von diesen 12 Homilien, die 1547 erschienen, sind drei von Cranmer selbst (vgl. Hardwick, S. 211).

***) Vgl. Schmidt, S. 75 f.

†) Vgl. Benrath, S. 209 f.

den ihm geistesverwandten Mitarbeitern im Lande zu beantworten und sehnte sich nach dem Rat und der Mithilfe der hervorragendsten Reformatoren des Kontinents. Die dortigen drückenden Verhältnisse infolge des schmerzlichen Ausganges des Schmalkaldener Krieges, noch mehr des Interims erschienen dem Erzbischof günstig, seinen Plan auszuführen. Den von Haus und Hof Verjagten konnte er im gastfreien England sicheres Asyl verheißen. Wer war in jenen Tagen seiner Wirksamkeit sicher, soweit die gewaltige Macht des Kaisers reichte? Nach allen Seiten erfolgten Einladungen nach England zu kommen. In welch herzlich-dringender Weise, dafür nur eine Stelle aus einem Schreiben Cranmers an Bucer vom 2. Oktober 1548: „. . . Inzwischen müssen alle die, die bei dem herrschenden Sturm [des Interims] mit ihrem Schiff nicht auf die hohe See ausfahren können, Schutz in einem Hafen suchen. Euch, mein Bucer, wird deshalb ein ganz sicherer Hafen unser Reich sein, in welchem durch die Gnade Gottes der Same der wahren Lehre glücklicherweise ausgestreut zu werden begonnen hat. Komm deshalb herüber zu uns und werde mit uns ein Arbeiter hier im Weinberge des Herrn. Du wirst, so lange du unter uns bist, zu keinem geringeren Segen für die Gesamtkirche Gottes sein, als wenn du deine gegenwärtige Stellung inne behältst. Dazu kommt, daß du noch besser imstande sein wirst, aus der Ferne die Wunden deines unglücklichen Vaterlandes" — Straßburg hatte damals noch die Unterwerfung unter das Interim verweigert*) — „zu heilen, als du es durch deine persönliche Gegenwart thun kannst. Schiebe also alle Zögerung auf die Seite, komme herüber zu uns so bald wie möglich."**) Über den Plan, den Cranmer bei Berufung dieser bedeutenden Männer im Auge hatte, belehrt uns sein Schreiben an a Lasco: „Wir wünschen unseren Kirchen die wahre Gotteslehre zu bieten und eine wahre, deutliche, der Norm der heiligen Schrift entsprechende Lehrform unseren Nachkommen zu hinterlassen, um sowohl allen Völkern ein ruhmwertes, durch das gewichtige Ansehen von gelehrten und frommen Männern

*) Baum, S. 542.
**) Original I, 20.

gestütztes Zeugnis unserer Lehrer zu geben, als auch unseren Nachkommen eine Lehrregel zu bieten, der sie nachfolgen können. Um solch' eine Absicht auszuführen, achten wir die Anwesenheit gelehrter Männer für nötig, die, ihr Urteil mit dem unsrigen verbindend, alle Lehrzwistigkeiten heben und ein vollständiges System (integrum corpus) der wahren Lehre aufstellen."*)

Bei der Ausführung solch eines weitgreifenden, wichtigen Planes dünkt es uns fast selbstverständlich, daß auch unser Freund zu dieser Tafelrunde und zwar in erster Linie zugezogen wurde. Sein Name hatte guten Klang. Er hatte in wenigen Jahren ein Werk in Ostfriesland ausgeführt, das in weitesten Kreisen staunende Bewunderung weckte**). Zwei Männer waren es hauptsächlich, die den Primas von England auf Laski aufmerksam machten: Peter Martyr, der unseren Freund in Straßburg kennen und achten gelernt, und der Leibarzt Dr. Turner. Derselbe hatte vor Jahren um seines Glaubens willen England verlassen müssen und lebte während der Zeit in Emden, in nahem und warmem Umgang mit a Lasco. Von dem Lord-Protektor als Leibarzt des Königs in die Heimat zurückberufen und hier an dem Fortgang der Reformation regen Anteil nehmend, unterließ er es nicht, wiederholt auf die bedeutende Kraft in Ostfriesland aufmerksam zu machen. Schon im Frühjahre 1548 kamen die ersten Anfragen aus London, wiederholt dann im Sommer, mit der dringenden Bitte zugleich, alle Überredungskunst anzuwenden, daß auch Melanchthon an der Arbeit teilnehmen möchte. a Lasco hat es nicht an Bitten in Wittenberg fehlen lassen. „Da du nun siehst, mein Philippus, wozu und wohin du berufen wirst und zugleich mit welchem Eifer von allen Menschen, die dich und die wahre Religion lieb haben, so weiß ich nicht, mit welchem Gewissen du diesen Ruf übersehen kannst, besonders wenn du im Auge hast, daß du keine sichere andere Berufung hast, welche du mit Recht dieser entgegensetzen könntest. Wenn

*) Das Original bei Gabbema, S. 108; eine englische Übersetzung in Original I, 17.

**) Welch rühmendes Zeugnis seiner Befähigung für diese Arbeit stellt Emmius unserem a Lasco bei dieser Gelegenheit aus (Emmius, S. 935).

du bei einer ähnlichen Berufung unserem ehrwürdigen Greise, dem Kölner Bischof, keine Schwierigkeit machtest, so wird es dir wahrhaftig jetzt in einer so viel wichtigeren Angelegenheit nicht gestattet sein. Ich weiß, wie ungern dich die Deinigen gerade in dieser Zeit dahin entlassen werden, und wie ungern auch du sie verlässest, aber ich fürchte, daß nicht alle dort, so wie wir möchten, auf dich hören.“*)

Melanchthon reiste nicht. Es waren ja schwere Tage für ihn angebrochen. Dem Landtage zu Meißen (1. Juli 1548), auf dem er eine so gründliche und scharfe Kritik des Interims geliefert**), hatten sich in rascher Folge ein paar Konvente angeschlossen, deren endlicher Ausgang das Leipziger Interim war. Wäre er nach England gegangen, sein Name würde nicht mit diesem „Flickwerk“***), um keinen ärgeren Ausdruck zu gebrauchen, verknüpft sein. a Lasco erkannte die hohe Bedeutung der Berufung nach London; die Gründe, mit denen er Melanchthon zu gewinnen suchte, waren für ihn maßgebend. Es fiel ihm auch nicht leicht, wenn auch nur für ein paar Monate, sein Ostfriesland gerade jetzt zu verlassen. Aber mit dem schweren Opfer hat er bei seinem weiten, großen Blicke für die Gesamtkirche des Herrn einen Einfluß auf die Entwickelung der englischen Kirche gewonnen, der bis zur Stunde nachhält.

Cranmer und der Lord-Protektor wollten beraten sein; Wittenberg versagte den Rat in entscheidungsvoller Stunde. Wundern wir uns deshalb nicht, wenn die Lehre der englischen Kirche ein Gepräge erhalten hat, das nicht aus der Schule Luthers stammt. Sie hätte es damals noch erhalten, vielleicht müssen wir uns im Hinblick auf Anbahnungen im Jahre 1538 genauer ausdrücken, auffrischen und bewahren können.

a) Erster Aufenthalt in England.

Drei Tage, nachdem der kaiserliche Bote in Emden eingetroffen war, Ende August 1548, verließ mit Zustimmung der

*) Kupper II, 619.
**) Vgl. Melanchthon VII, 13 f.
***) I Schmidt, S. 508.

Gräfin a Lasco Ostfriesland. Die Reise war eine gefährliche; überall fahndeten kaiserliche Häscher auf die hervorragenden Häupter der Protestanten; gerade a Lasco würde ihnen eine willkommene Beute gewesen sein. Und dazu mußte er seinen Weg durch feindliches Land nehmen. Während der Kaiser bereits in Brüssel sein Hoflager aufgeschlagen, ritt unser Pole verkleidet und unter fremdem Namen durch Holland, Brabant, Flandern. Niemand erkannte ihn; ungefährdet gelangte er an die See nach Calais, damals noch im Besitze der Engländer. Hier fand sich immer leicht Schiffsgelegenheit nach der englischen Küste. Anfangs September traf unser Freund wohlbehalten in London ein.

Einen fesselnden Kreis geistesverwandter Männer des Kontinents, der sich fast von Woche zu Woche erweiterte, fand Laski bei seiner Ankunft bereits vor, alle von dem ernsten Wunsche beseelt, dem Erzbischof und den ihm gleichgesinnten Männern Englands ratend und thatend bei seinem großen Reformationswerke zur Seite zu stehen. In Oxford wirkte mit bedeutendem Erfolge nun schon seit fast Jahresfrist Peter Martyr, gleichzeitig mit ihm war Ochino eingetroffen (20. Dezember 1547); er war zum Domherrn von Canterbury ernannt worden; Arbeit fand er unter seinen zahlreichen, aus Italien flüchtigen Landsleuten.

Später waren Bucer und sein Gesinnungsgenosse Fagius als Gäste bei Cranmer, eifrig bemüht, die heilige Schrift aus dem Urtext in die lateinische Sprache zu übertragen*). Auch Franzisco de Enzinas (Dryander) war auf warme Empfehlung von Melanchthon nach England gekommen, und rasch wurde die alte, innige Bekanntschaft aus Löwen mit a Lasco erneuert**). Ein ruheloses Leben hatte der evangelische Spanier seit einem Jahrzehnt führen müssen; schon wollte er nach der Türkei in der Hoffnung wandern, dort irgendwo größere Duldung zu finden als im weitem Gebiete des kaiserlichen Spaniens***). Er hatte sich kurz vor seiner Abreise nach England in Basel mit Margareta Elter verheiratet, — eine Wahl, zu

*) Vgl. Cranmer, S. 423.

**) Kuyper II, 619.

***) Böhmer I, 151.

der ihn Laski herzlich beglückwünscht. Noch zwei Gestalten vom Kontinent begegnen wir in London, deren Leben fortan eng mit dem Geschicke Laskis verknüpft bleibt. Zunächst Johann Utenhove*), ein uns schon bekannter Name, Sprosse einer hochangesehenen, alten Familie in Gent, ein Bruder jenes Karl, den a Lasco bei Erasmus kennen und lieben gelernt und mit dem er die Reise nach Oberitalien gemacht**). Johann war frühe für die Sache des Evangeliums gewonnen; damit war seine Heimat ihm verschlossen (seit 1544)***). Auf vielen Reisen begriffen taucht seine nur leicht umrissene Gestalt bald in der Schweiz, bald unter den Straßburgern auf; von nun aber sehen wir ihn als treuesten Gefährten im Gefolge von Laski. Durch des Genters warme Empfehlung wurde Valérand Poulain nach England berufen, ein Edelmann aus Lille, der sich der Reformation angeschlossen und Theologie studiert hatte. Wie Ochino unter seinen Landsleuten in London seelsorgerlich thätig gewesen, so Poulain in gleicher Weise unter den Franzosen, die ihre der evangelischen Bewegung so unholde Heimat verlassen, um in dem willig geöffneten Asyl an der Themse ihres Glaubens leben zu können. Durch ihre beiden Frauen waren Enzinas und Poulain in nahe verwandtschaftliche Verhältnisse getreten†). Es sind dies nur die hervorragenderen Namen der evangelischen Tafelrunde, die der englische Erzbischof zu sich geladen, eine schöne Musterkarte aus fast aller Herren Länder, aus Deutschland, Polen, Spanien, Frankreich, Belgien und der Schweiz, in der Muttersprache der Gelehrten das bequeme Mittel des Gedankenaustausches besitzend, aber in dem Evangelium das schöne Heimatland, das sie als Brüder und eines Stammes im Glauben sich erkennen ließ. Sie hatten fast alle ihr Vaterland um ihres

*) Es ist uns unbekannt, ob der schon vor einem Vierteljahrhundert ausgesprochene Wunsch Kists (Kerkhistorisch Archief II, 419) in Erfüllung gegangen, daß doch von diesen beiden Brüdern eine ausführliche Biographie erscheinen möchte! Eine Reihe interessanter Briefe von ihnen und an sie im Serinium IV, 429 f. 662 f. u. s. w.

**) Vgl. S. 123.

***) Calendar. Domestic., p. 144.

†) Böhmer I, 151.

Glaubens willen verlaſſen, viele waren flüchtig vor dem mächtigen Grimm des römiſchen Kaiſers, hier aber an der freundlich geöffneten Zufluchtſtätte bereit ihr Beſtes zu bieten, um der jüngſten evangeliſchen Schweſter den Segen zur Feuertaufe zu geben. Die Taufe nahte bald ſchon, nach kaum mehr als einem Luſtrum, aber ihr Segen iſt geblieben und auch bis zur Stunde das ſchöne Malzeichen an jene Männer aus der Fremde erkennbar, daß es der evangeliſchen Kirche Englands heilige Luſt iſt, das Evangelium aller Welt zu verkünden!

Als a Lasco in England eintraf, war Cranmer gerade abweſend von London. Er erwartete ihn in ſeinem Schloſſe, in den erſten Tagen noch etwas im unklaren, was er ſich von den Abſichten des Primas inbetreff der Aufrichtung der Kirche hierzulande verſprechen kann. „Aber es iſt ſchon ein Großes, zu dieſer Zeit eine Zufluchtſtätte zu wiſſen, wo wir für uns und die Unſrigen, die das Band desſelben Geiſtes mit uns in dem Herrn verbindet, in dem Bekenntnis unſeres Glaubens leben können.“*) Man fühlt dieſen erſten Zeilen aus England das Wohlgefühl ab, nun geborgen an einem Ufer zu ſtehen, an das die hochgehende Brandung des Interims nicht anſchlägt. Nach ein paar Tagen traf der Primas von England ein und nahm den Neffen des einſtigen Primas von Polen in ſeinem gaſtfreien Hauſe, im Schloſſe Lambeth, auf. Er blieb ſein Gaſt während der faſt acht Monate ſeines Aufenthaltes in England, und bald bildete ſich eine innige Freundſchaft zwiſchen den beiden Männern. Auf die Zeit ihres Zuſammenlebens zurückblickend, bezeugt ſpäter Cranmer dem Melanchthon, daß er all' dieſe Monate hindurch mit a Lasco, dieſem vortrefflichſten Manne, auf dem vertrauteſten und liebevollſten Fuße geſtanden**). Viele geiſtige Berührungspunkte beſaßen die beiden hervorragenden Perſönlichkeiten. Waren ſie einmal durch dieſelben vertrauensvoll einander nahe getreten, dann konnte es nicht anders geſchehen, als daß Laski einen Einfluß auf den Erzbiſchof ausüben mußte.

---

*) Kuyper II, 620.

**) Cranmer, S. 425: „Johannes a Lasco, vir optimus, mecum hosce aliquot menses conjunctissime et amantissime vixit.“

Cranmer war wohl ein Jahrzehnt älter (geb. 1489); seine Stellung im Staate und in der Kirche überragte auch an Bedeutung weit die bescheidenere des Reformators in Ostfriesland. Aber a Lasco war der stärkere, unbeugsamere Charakter; er stand festgewurzelt in seiner evangelischen Überzeugung, die er mit dem schweren Opfer der Verweisung aus seinem Vaterlande sich rein bewahrt und besiegelt; von menschlichen Rücksichten ließ er sich, frei allein in seinem Herrn, nie beeinflussen; mit unerschütterlichem Mute lebte er ohne Menschenfurcht, sorglos im festen Vertrauen auf seinen Gott nur seiner Überzeugung, von dem feurigen Drange beseelt, ihr wie in einem heiligen Dienste des Herrn Geltung zu verschaffen. Heinrich VIII. würde nicht lange gezögert haben, solch einer Gestalt den Stempel eines Blutzeugen aufzudrücken. Dazu kam, daß sich der ostfriesländische Reformator, wenn auch innerhalb engerer Verhältnisse, in einer Arbeit bewährt und reiche Erfahrung in ihrer Ausführung gesammelt, die der Erzbischof gerade eben für England erst in Angriff nehmen wollte und für die er Mithilfe begehrte.

Daß man schon nach ein paar Monaten diesen nachhaltigen Einfluß Laskis auf den Primas auch in weiteren Kreisen verspürte, dafür sind Belege zur Hand. Ein Brief eines Schweizers, Johann von Eschen (ab Ulnis), aus England vom 18. August 1548 meldet, daß der Erzbischof träge geworden und die Protestanten in ihren Erwartungen sehr herabgestimmt seien. Als Beweis wird die unter seinem Namen erschienene Übersetzung eines Katechismus angeführt, in dem noch sehr bedenkliche Zugeständnisse an die römische Kirche sich befänden*). Etwas über

*) Der Titel des Katechismus lautet: „A short Instruction into the Christian Religion; for the syngular commoditie and profite of children and young people. Set forth by the most Reverend Father in God, Thomas, Archbyshoppe of Canterbury." Es war mir leider nicht möglich, ein Exemplar dieses Katechismus aufzutreiben; in die beiden von der Parker Society herausgegebenen Bände der Werke Cranmers ist er nicht aufgenommen; nur der Brief ist vorhanden, mit welchem der Erzbischof ein Exemplar an König Eduard sendet (Cranmer, S. 418). Eine kleine Notiz nennt daselbst den Katechismus von Justus Jonas als Original. Die Andeutungen unseres obigen Briefschreibers und die unklaren Auszüge bei Burnet II, 113 lassen nicht erkennen, inwieweit Cranmer sich an einer

vier Monate ſpäter berichtet derſelbe Schreiber freudig nachhauſe, daß England kräftige Schritte vorwärts thue, ſich aus Schwäche und Irrtum herauszuarbeiten. „Auch Thomas Cranmer", ſo fährt der Schreiber fort, „hat ſich in ſtarkem Grade von ſeiner gefährlichen Lethargie erholt by the goodness of God and the instrumentality of that most upright and judicious man, master John a Lasco."*) Auch anderen Zeitgenoſſen fiel der Wandel in den Anſchauungen Cranmers in dieſem Winter (1548 auf 49) auf**). Engliſche Forſcher ſind geneigt, die auf-

bloßen Überſetzung hat genügen laſſen, inwieweit er ſelbſtändig gearbeitet. (Vgl. auch Hardwick, S. 211.) In jener Briefſtelle lautet das raſche und abſprechende Urteil: „I would have you know this for certain, that this Thomas (Cranmer) has fallen into so heavy a slumber, that we entertain but a very cold hope, that he will be aroused even by your most learned letter. For he has lately published a Catechism, in which he has not only approved that foul and sacrilegious transsubstantiation of the papists in the holy supper of our Saviour, but all the dreams of Luther seem to him sufficiently well grounded, perspicuous and lucid." (Original, p. 381.) Cranmers heftiger Gegner Stephen Gardiner, Biſchof von Wincheſter, bezieht ſich mehrmals in ſeinem Werke „An explication and assertion of the true Catholic faith touching the most blessed sacrament of the altar" auf dieſen Cranmerſchen Katechismus, und Cranmer in ſeiner Erwiderung muß ſeine Zuflucht dazu nehmen, daß die aufgegriffene Stelle geiſtlich verſtanden ſein will (ſ. z. B. in Cranmers „Answer to a crafty and sophistical cavillation", p. 227 u. a.). — Bereits 1525 wurden Juſtus Jonas und Agricola von Luther beauftragt, einen Katechismus auszuarbeiten. Die Arbeit ſcheint Luther nicht befriedigt zu haben (Preſſel, S. 129 und Zezſchwitz II, 320); denn ſie hielt ihn nicht ab, bald darauf ſeine eigene klaſſiſche Arbeit des kleinen Katechismus anzufertigen. Ob dieſer Jonasſche Katechismus von 1525 derſelbe iſt, wie der ſogen. Brandenburg-Nürnbergiſche, den Jonas 1539 ins Lateiniſche überſetzte, weiß ich nicht; nur das iſt gewiß, daß Cranmer dieſe lateiniſche Überſetzung ſeiner Arbeit zugrunde legte. Intereſſant wäre es wohl zu wiſſen, was den Erzbiſchof bewogen hat, gerade dieſem Katechismus Eingang in England zu verſchaffen. Nach den Ausführungen von Kawerau (S. 41. 70) iſt die Jonas-Agricolaſche Arbeit gar nicht im Drucke erſchienen; 1527 hat Agricola dann während ſeines Aufenthaltes in Eisleben eine Art Katechismus herausgegeben: „Eine Chriſtliche kinder zucht vnn Gottes wort und lere. Aus der Schule zu Eisleben 1527."

*) Original, p. 383.

**) Vgl. Hardwick, S. 215.

fallende Wendung auf den Einfluß des damaligen Bischofs von Rochester, Dr. Ridley, zurückzuführen. Es sei ferne, auch auf diesem Punkte das hohe Verdienst dieses hervorragenden Führers der Reformation in England schmälern zu wollen; aber so lange nicht thatsächliche Beweise dafür vorgebracht werden, spricht denn doch eine größere Wahrscheinlichkeit für den Haupteinfluß a Lascos auf den Primas des Reiches. Warum sollte der Bischof von Rochester diese Wirkung gerade in den Monaten ausgeübt haben, in denen Laski täglicher und innig befreundeter Hausgenosse des Erzbischofs in Lambeth gewesen?*) Es mag nicht wenigen heutigen Engländern die Thätigkeit der Fremden und ihre Bedeutung auf die Gestaltung ihrer heimischen Kirche peinlich sein und daher dann der Wunsch, sie auf ein bescheidenstes Maß zurückzuführen; in jenen großen Tagen aber der Reformation zog man noch nicht die engen nationalen Schranken auch auf dem Gebiete der Kirche. Das Wiederaufleben der Wissenschaften, das Humanitätsstudium hatte eben den Blick geweitet und den Gelehrten ein gemeinsames geistiges Vaterland geöffnet; vertieft und erweitert wurden die Grenzen dieses heimatlichen Gebietes durch die Reformation, die ein inniges, brüderliches Band um die verschiedensten Völker schlang.

Der Winter, den a Lasco im Schlosse zu Lambeth und im Mittelpunkt der geistigen Bewegung verbrachte, war für den Fortschritt der Reformation in England ein sehr bedeutsamer. Schon im vorangegangenen Frühjahr war eine lebhafte Bewegung inbetreff des Abendmahls entstanden**). Nicht lange vor der Ankunft Laskis hatte Calvin sich an den Lord-Protektor, den Herzog von Somerset, in ein paar Schreiben gewandt, ihn zur Reformation der anglikanischen Kirche aufmunternd. Er hatte ihm eben seinen Kommentar über die Briefe an Timotheus ge-

*) Auch von auswärts kamen Briefe, die den zögernden Erzbischof zu größerem Eifer anstachelten. Ich bin geneigt, den datumlosen Brief Calvins an Cranmer (Calvin XXIII, 682) in diese Zeit zu verlegen; die dort angegebenen 3 Jahre sind nicht notwendig auf den Regierungsantritt Eduards VI. zu beschränken und lassen das Jahr 1545 als Zeit a quo zu. (Vgl. Froude IV, 196f.)

**) Kuyper II, 616.

widmet*). Im November trat das Parlament zusammen. Cranmer konnte demselben ein Gebetbuch zur Begutachtung vorlegen, durch welches die lateinischen Gebete in der englischen Kirche abgeschafft und die Kirchenlehre aufgestellt werden sollte. Bemerkenswerte Parlamentssitzungen! „Das Parlament verhandelte über den Glauben Englands, und Laien entschieden über die Lehren, welche die Geistlichkeit fortan zu lehren hatten.“**) Die Arbeit war die Frucht langer und reiflicher Verhandlungen. Schon vor längerer Zeit war eine Kommission von 16 Bischöfen, die beiden Erzbischöfe von Canterbury und York an ihrer Spitze und unterstützt von 6 Laien, zusammengetreten, die verschiedenen Gottesdienstordnungen im Lande einer Prüfung zu unterziehen und aus ihnen eine geeignete neue zusammenzustellen***). Die Sitzungen wurden in Windsor gehalten†). Unmittelbaren Anteil an diesen wichtigen Arbeiten nahmen die fremden Theologen nicht; es ist uns leider kein Schriftstück zu Gesicht gekommen, aus welchem wir entnehmen könnten, ob und einen wie großen mittelbaren Anteil an diesen Vorverhandlungen unser Freund genommen. Aus einem flüchtigen Briefchen an Calvin können wir nur entnehmen, daß Laski auch in Windsor mit Cranmer gewesen, an schwerer Krankheit freilich daniederliegend††).

So in der unmittelbaren Umgebung des Erzbischofs fortwährend lebend, war unserem Laski reichlich Gelegenheit geboten, mit den hervorragendsten Männern der evangelischen Partei in nahe und befreundete Beziehung zu treten. Voll Hochachtung und mit lauter Anerkennung begegnete man dem Manne, von dem es bekannt war, daß er daheim die höchsten Stellen in der

*) Calvin XIII, 18.

**) Froude IV, 382. Der älteste Titel dieses Common prayer book lautet: „The booke of the common prayer and administracion of the sacramentes and other rites and ceremonies of the Churche: after the use of the Churche of England. Londini in officina Edouardi Whitchurche. Cum privilegio ad imprimendum solum.“ Anno dom. 1549, Mense Maji. (Vgl. „Two liturgies“, p. 10 sq.)

***) Vgl. Burnet II, 98 f. und IV, 272 f.

†) Burnet II, 204.

††) Kuyper II, 620. Mit Recht hat der Herausgeber das Vomsor in des Originals in Windsoriae verbessert.

Kirche um des Evangeliums willen niedergelegt, dessen glänzende Leistung in Ostfriesland allen vor Augen war. Als der berühmte Hugh Latimer am 22. März 1549 seine dritte Predigt vor dem jungen König hielt, erwähnte er darin auch Laskis: „... ein großer, gelehrter Mann und, wie man sagt, in seinem Vaterland vom Adel, der war hier und ist wieder weggezogen. Ich wünschte, daß Männer wie er in unserem Lande wären; das Land würde gedeihen, wenn es sie fesselte. ‚Wer euch aufnimmt, nimmt mich auf', sagt Christus, und der König sollte seine Ehre darein setzen, solche Männer aufzunehmen und warm zu halten."*) Ein paar Namen, an die Laski nach seiner Rückkehr Grüße sendet, führen uns etwas in den Kreis seiner englischen Freunde. Das Schreiben ist an William Cecil gerichtet, der erst 27 Jahre alt Privatsekretär des Lord-Protektors wurde. Laski scheint viel und vertraut mit ihm verkehrt zu haben: seine Verhandlungen in Angelegenheit des Fürstenbundes betrieb er durch Cranmers und Cecils Vermittelung mit dem Herzog von Somerset**). Auch seine Frau läßt er grüßen. Der junge Cecil war bereits zum zweitenmale verheiratet mit Sir Anthony Cooks ältester Tochter Mildred***). Im Hause Cecils hatte Laski auch Sir John Cheke kennen gelernt, Cecils Schwager aus erster Ehe, mit Cook zusammen die beiden Erzieher des Königs, die völlig auf Seiten des Evangeliums standen †). Dazu kam noch Sir Morison, der gerade um jene Zeit einer der sechs königlichen Visitatoren war, die dem Oxforder Gespräch über das Abendmahl zwischen Peter Martyr und Fresham beizuwohnen hatten (28. Mai 1849)††). Viel verkehrte Laski auch mit dem berühmten Dr. William Turner, der ihn schon in Emden schätzen gelernt und hauptsächlich zu seiner Berufung nach England beigetragen.

Der a Lasco gewährte Urlaub war im Frühjahr 1549 ab-

*) Sermons, S. 141.

**) Kuyper II, 621.

***) Froude IV, 344.

†) Interessante Briefe der beiden, wenn auch aus späteren Jahren, siehe Original, p. 189—147.

††) Schmidt, S. 92 und Foxe VI, 298f.

gelaufen. Cranmer und mit ihm der große Kreis der in England erworbenen Freunde drang in ihn zu bleiben und den ruhigen Hafen, in dem sich ihm ein so reiches Feld der Thätigkeit öffnete, nicht wieder mit dem Sturm draußen auf hoher, brandender See zu vertauschen. Aber unser Freund kannte keine Furcht vor Gefahr, nur die Pflicht, an dem Posten bis zuletzt auszuharren, auf den er sich von seinem Herrn gestellt wußte. England hatte es aber auch ihm angethan; oftmals war ihm im Gespräch mit Freunden der Gedanke gekommen, daß, wenn er in Ostfriesland der Gewalt weichen müsse und Polen ihm noch verschlossen bliebe, dann wohl England die erwählte Zufluchtsstätte des zwiefach Verbannten sein würde. Aber jetzt trieb es ihn mit Macht zurück zu der seiner Leitung anvertrauten Kirche. Die Stunde der Entscheidung nahte; sie sollte ihn auf der Walstätte gerüstet vorfinden.

Mitte März verließ a Lasco London. In äußerst günstiger Segelfahrt lief das Schiff schon am dritten Tage, nachdem es die englische Küste verlassen, wohlbehalten in der Ems ein. Mit an Bord war der Graf Mansfeld gewesen, der die Unterhandlungen wegen Beitritts Englands zum Fürstenbunde mit dem Lord-Protektor geführt. Wohl um seinetwillen hatte der Protektor als Schiffsführer einen sehr tüchtigen und zuverlässigen Mann gegeben, der den Grafen weiter noch von Emden nach Bremen führte*).

b) Zweiter Aufenthalt in England.

Am 13. Mai 1550 traf unser Freund wieder in London ein, etwas über Jahresfrist, seitdem er die Stadt verlassen**). Die Fahrt war keine so günstige, als die Heimfahrt nach Emden im verflossenen Jahre. Dreimal war das Schiff aus Hamburg ausgelaufen und dreimal mußte es wieder, kaum auf die hohe See gelangt, wegen furchtbarer Stürme nach dem schützenden

*) Kuyper II, 621.
**) Original, p. 560.

Hafen zurückeilen. Dazu kam, daß das alte Fieber Laski wieder tüchtig schüttelte und ihn so unfreiwillig ein paar Wochen in Hamburg zurückgehalten hatte. Diese Unbill war aber nun bald vergessen: mit offenen Armen wurde der ersehnte Mann aufgenommen. „Seine Ankunft bereitete allen gottesfürchtigen Menschen große Freude“: so heißt es in einem Briefe aus jenen Tagen*). Sein Absteigequartier nahm er zunächst für 6—8 Wochen wieder in dem gastfreien Lambeth-Schloß bei seinem Freunde, dem Erzbischof von Canterbury.

I. Einleben und kirchliche Thätigkeit in London.

Es galt eine geordnete Thätigkeit für die Jahre ausfindig zu machen, die a Lasco voraussichtlich in London verbringen werde. Die nächste Absicht war, die zahlreichen deutschen Protestanten zu einer Gemeinde zu sammeln und ihnen das Wort Gottes zu verkündigen. Die deutschen Kaufleute besaßen seit Jahrhunderten in ihrem prachtvollen Stahlhof an der Themse etwas stromaufwärts von der Londoner Brücke ihre großartige Faktorei. Die bedeutenden Gerechtsame, durch welche diese Hanseaten lange Jahrzehnte hindurch fast den ganzen Handel an sich gerissen, waren ihnen gerade um diese Zeit recht sehr geschmälert worden; aber trotzdem bildete ihre Gilde noch eine ansehnliche, hervorragende Körperschaft. Nicht wenige unter diesen Kaufleuten huldigten dem Protestantismus; schon im Anfang der zwanziger Jahre konnte man im Stahlhof Luthers Schriften finden und Hunderte von Tyndales Bibeln hielten durch diese deutsche Faktorei ihren verbotenen Einzug in England. Dazu kam jetzt eine große Menge deutscher Flüchtlinge. Man zählte im englischen Heere über dreitausend deutsche Landsknechte, meist Protestanten, die infolge des traurigen Ausgangs des Schmalkaldener Krieges nach England geflüchtet waren und da zum Teil aus Not Kriegsdienst genommen hatten**). Auch aus den Niederlanden waren nicht wenige

*) Original, p. 560.
**) Burnet II, 133.

gekommen, ferner Wallonen und Franzosen, unter Eduards Schutz ruhig ihres angefochtenen Glaubens leben zu können*). Wir haben schon gesehen, daß Poulain seine französischen, Ochino seine italienischen Landsleute und Glaubensgenossen seit 1548 in Privatwohnungen zum Gottesdienst sammelten und seelsorgerlich bedienten; die Hanseaten im Stahlhof waren in der nahgelegenen Allerheiligenkirche eingepfarrt, der alten Seemannskirche, wo sie in den katholischen Zeiten ihren eigenen Altar hatten und dann auch blieben, als sie und die Kirche der protestantischen Lehre Herz und Thüre öffneten**). Die Niederländer und Norddeutschen, soweit sie nicht Insassen des Stahlhofes, waren noch in geistlicher Beziehung unversorgt. Und sie durften nicht mehr lange so bleiben, sollten sie nicht den auch zahlreich herübergekommenen eifrigen Sektierern anheimfallen. Eine bunte Musterkarte derselben trieb sich bereits in den Straßen Londons herum, zum Teil alte Bekannte, Wiedertäufer, versprengte Anhänger von David Joris***), ja selbst schon Antitrinitarier†).

*) Aus jener Zeit ist mir keine Tabelle über die Ziffer der protestantischen Flüchtlinge zu Gesicht gekommen; die früheste, mir bekannt gewordene ist die vom Bischof von London 1567 aufgestellte, die vielleicht mit der Ziffer vor der Verfolgung unter der blutigen Maria übereinstimmen mag. Der Bischof giebt folgende Zahlen der in London ansässigen Fremdlinge an: „Venetians 10, Frenche 512, Duche (darunter auch die Deutschen) 2993, Portingalls 23, Skottes 36, Blackmores (Neger) 2, Spaniards 34, Gretians 2, making 3760 to be the sum total of all the strangers aforesaid.“ Dazu kommen dann noch 1091 in den Vorstädten Londons, somit eine Gesamtziffer von 4851. (Burn, S. 6.)

**) Pauli, S. 166.

***) Vgl. darüber die interessanten Ausführungen bei Barclay, S. 25 f.

†) Es verdient wohl hervorgehoben zu werden, daß die Katholiken damals schon einen Plan im Auge hatten, ähnlich dem jetzt (während diese Zeilen geschrieben werden, feiert die deutsche Heimat den zehnjährigen Jahrestag von Sedan) vor einem Jahrzehnt in Frankreich von einzelnen Chauvinisten aufgestellten, durch infizierte Kleider Seuche in das deutsche Heer einzuschmuggeln und so einen Feind zu bewältigen, den man sich ohnmächtig fühlte in offener Heeresschlacht zu besiegen. Der katholische Bischof Gardiner erhielt aus Delft am 12. Mai 1549 ein Schreiben „acquainting him that, in consequence of the projected organisation of the Reformers, it became necessary to introduce divisions among them, and that this would be best effected by preaching up the Anabaptists doctrines“ (Hardwick, S. 88).

Vor dem Einflusse dieser Sektierer wollte Laski die Deutschen und Niederländer dadurch schützen, daß er sie zu gemeinsamem Gottesdienste sammelte. Sein Vorhaben fand in höheren Kreisen Beifall. Cranmer und die ihm gleichgesinnt zur Seite standen, sahen die täglich wachsende Zahl der fremden Protestanten, erkannten die drohende Gefahr für die evangelische Landeskirche, wenn die regsamen, unruhigen Sektierer über kurz oder lang Eingang und dann auch Einfluß bei ihren in der evangelischen Lehre noch nicht festgewurzelten Landsleuten finden würden. a Lasco schien ihnen nach seinen Leistungen in Ostfriesland die geeignetste Persönlichkeit dieser Gefahr vorzubeugen. So erweiterte sich schon nach wenig Wochen der ursprüngliche Plan Laskis bei den englischen Machthabern dahin, sämtliche Protestanten fremder Zunge zu einem kirchlichen Organismus zusammenzuschließen und den wohlbewährten Superintendenten Ostfrieslands zum Superintendenten dieses Kirchenwesens der fremden Protestanten in London zu machen. Es fiel dem Primas und dem königlichen Rat nicht schwer, für diesen auch den englischen Protestanten zugute kommenden Vorschlag die Bestätigung des Königs zu erwirken*).

Den 4. Juli 1550 erschien der Erlaß des Königs, durch welchen die Deutschen (Germani) und anderen Fremdlinge als eine evangelische Gemeinde anerkannt wurden. Sie erhielten eine Kirche zum Eigentum, ein Superintendent und vier Geistliche zunächst standen der Gemeinde vor, die für ihre kirchlichen Angelegenheiten die größte Selbständigkeit empfing und in keiner Weise der Landeskirche eingegliedert war**). Damit nicht genug,

*) Wie sehr der Gedanke an den Einfluß der Sektierer bei dem Könige den Ausschlag gab, hebt a Lasco in einem Schreiben an Eduard VI. hervor (Kupper II, 289); der König selbst trägt bereits unter dem 29. Juni in sein Tagebuch die Mitteilung der Gabe mit der Bemerkung ein: „it was appointed that the Germans should have the Austin-Friars for their Church to have their Service in, for avoiding of all Sects of Anabaptists and such-like“ (Burnet IV, 210).

**) Die Charter abgedruckt bei a Lasco am Schlusse seiner „Forma ac ratio“ (Kupper II, 279) und sonst häufig (vgl. auch Burnet IV, 308). Lasco wird in der Akte näher bezeichnet als „homo propter integritatem et innocentiam vitae ac morum et singularem traditionem valde cele-

ſetzte der junge König aus ſeiner Privatſchatulle unſerem unbemittelten Freunde einen Jahresgehalt von 100 Pfund aus*). Es iſt aus der Stelle nicht erſichtlich, ob die nicht unbedeutende Summe dem von dem Könige hochgeachteten Polen perſönlich zugute kam oder dem ganzen unter ſeiner Aufſicht ſtehenden Kirchenweſen.

Die reiche, königliche Gabe eines eigenen, großen Grundſtückes war das Auguſtinerkloſter (Austin Friar), gegenwärtig in gewinnbringendſter Geſchäftslage mitten in der City unfern von Cornhill- und Biſhopsgate-Straße, mit der ſchönen Kloſterkirche, Jeſustempel damals genannt**). Das Kloſter war um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts von Humphrey Bohun, Earl of Hereford and Essex, erbaut und blieb unter dem Schutze dieſer alten Familie, bis Heinrich VIII. auch dieſes reichgewordene Kloſter und ſeine Güter einzog. Der prachtvolle Kirchenraum blieb nicht ganz unbenutzt; ſchon vor der Schenkung ſcheinen die in London anweſenden Holländer hier ihre erſten Gottesdienſte gehalten zu haben***). Bereits nach ein paar Monaten (16. Oktober 1550) erwarben die Wallonen, um ungeſtörter ihren Gottesdienſt zu jeder beliebigen Zeit halten zu können, ganz in der Nähe

---

bris." Ein paar bemerkenswerte Stellen der wichtigen Urkunde: „Quod idem superintendens et ministri in re et in nomine sint et erunt unum corpus corporatum et politicum de se per nomen ‚Superintendentis et ministrorum Ecclesiae Germanorum et aliorum peregrinorum ex fundatione Regis Eduardi Sexti in civitate London' per praesentes incorporamus ac corpus corporatum et politicum per idem nomen realiter et ad plenum erigimus, ordinamus, facimus et constituimus per praesentes et quae successionem habeant . . . dedimus totum illud templum habendum et gaudendum, tenendum de nobis, haeredibus et successoribus nostris in puram et liberam eleemosynam . . . damus et concedimus praefatis ministris et successoribus plenam facultatem, potestatem et auctoritatem ampliandi et majorem faciendi numerum ministrorum et nominandi et appunctuandi de tempore in tempus tales et hujusmodi subministros ad serviendum in templo praedicto, quales praefatis Superintendenti et ministris necessarium visum fuerit etc. etc."

*) Vgl. den jetzt zum erſtenmale veröffentlichten, ſehr eingehenden Brief Utenhoves an Calvin vom 23. Auguſt 1550. (Calvin XIII, 629.)

**) Burn, S. 186.

***) Malcolm II, 346.

in der Threadneedle-Straße eine eigene Kirche, die zu dem Antoniushospital gehörte*). Nur ein paarmal im Jahre hatten die Wallonen, um ihre Zusammengehörigkeit mit der Mutterkirche zu bekunden, Gottesdienst in der Jesuskirche, dagegen trug Austin Friar aus seinen auch damals schon nicht unbeträchtlichen Einkünften die Hälfte der Ausgaben der Wallonen für ihre Kirche. Um dieselbe Zeit auch schlossen sich die italienischen protestantischen Flüchtlinge zu einer kleinen Gemeinde, ebenfalls unter der Superintendur Laskis, zusammen**). Sie benutzten für ihre Gottesdienste die Jesuskirche; ihr erster Prediger war Michael Angelo Florio.

So hatte denn a Lasco nach kaum einem Vierteljahre in London wieder eine Stellung gefunden, wie sie seiner besonderen Begabung nicht angemessener sein konnte und die günstige Gelegenheit bot, diese seine Gabe nach einer neuen und — wie wir sehen werden — bemerkenswerten Seite hin zu entfalten. Er verließ nun die freundlich gewährte Herberge im Schlosse des Erzbischofs, um näher der Stätte seiner Wirksamkeit und dazu auch wieder am eigenen häuslichen Herde zu sein. Der Abstand in der Wohnung war wohl ein greller. Das prachtvolle Lambeth-Schloß lag weit vor der Stadt themseaufwärts mitten in schöner, gesunder Parkanlage, fern von dem Lärm und auch schon Dunst der engen Straßen. Und gerade in einem recht schmalen, verkehrsreichen Gäßchen hatte sich unser Freund seine bescheidene Wohnung genommen in Bow Lane, einem Seitengäßchen, das von Cannonstraße nach Cheapside führt. Er scheint keine Dienstwohnung in Austin Friar gefunden zu haben. Bow Lane bildete damals — der flüchtige Blick in die alte Stadt meiner Väter mag um des längeren Aufenthaltes willen unseres Freundes wohl gestattet sein — ziemlich den Mittelpunkt Londons, gleichweit fast entfernt von dem Aldgate-Thor an der Festungsmauer im Osten, wie im Westen vom Ludgate-Thor am Fuße des Hügels von St. Paul. Wohl eine gute Viertelstunde Weges hatte der Su-

*) Burn, S. 24.
**) Kuyper II, 645.

perintendent bis zu seiner Kirche zurückzulegen, damals schon die Hauptader des Verkehrs, längs den Straßen die unteren Geschosse mit reichhaltigen Kaufläden versehen. Galt es einen Gang oder Ritt zu dem Erzbischof — eine kleine Reise für unseren Freund —, so führte ihn sein Weg über den St. Pauls-Hügel mit seiner herrlichen alten Kathedrale und dem in edelster Gotik ausgeführten Kapitelhaus*). Da konnte es wohl damals schon geschehen, daß a Lasco Zuhörer einer evangelischen Straßenpredigt war; eine dort angebrachte Art Kanzel wurde an Sonn- und Festtagen oft benutzt, den Vorübergehenden das Evangelium zu verkündigen. Gelehrte bogen dann gern in Paternoster Row ein; die engen dumpfen Kaufläden boten nicht bloß Rosenkränze und Heiligenbilder feil, seit Wycliffes Zeiten bereits auch Flugblätter und Bücher, und wer mit den Händlern gut bekannt war, der konnte dort zu Heinrichs Zeit im Hinterstübchen sich auch eine Tyndalesche Bibel erwerben; jetzt aber unter Eduard war man sicher, was die Frankfurter Messe an neuen Schätzen bot, hier alsbald vorrätig zu finden**). Nicht weit vom Ausgange des Gäßchens, damals noch enger, weil es Sitte war, über dem steinernen Erdgeschoß die oberen Fach- und Holzstockwerke weit vorspringen zu lassen, gelangte man durch das Stadtthor über die Fleetbrücke hinaus ins Freie. Eine alte, mir vorliegende Karte von 1560 zeigt freilich bereits durch die Fleetstraße und den Strand bis nach Westminster eine ununterbrochene Linie von Häusern; aber man hatte doch das Gefühl, der Stadt entronnen zu sein und frische Landluft zu atmen. Denn auf der Südseite dieser Linie lagen die herrschaftlichen Prachtbauten der höheren Geistlichkeit und des Adels (man denke an die gewaltigen Bauten,

*) Pauli, S. 367.

**) So schreibt Laski einmal seinem Freunde Hardenberg (Kuyper II, 652): „Hic magna est librorum advectitiorum copia, sed est summum omnium pretium. Est Calvinus in totum Paulum et omnes canonicas epistolas, sunt Bullingeri quinque decades sermonum utilissimae et Musculus in totum Psalterium, opus ingens, Calvinus in Esajam, item de scandalis, Brentius in Esajam, Bibliander de ratione temporum. Brevi habebimus Martyrem in Corinthios, sed haec incompacta non minoris emuntur undecim taleris juxta monetae nunc hujus elevationem.“ (Über das Sinken des Geldwertes in jener Zeit vgl. Froude IV, 350.)

die sich in jenen Jahren gerade der Herzog von Somerset aufführen ließ und die heute noch als stumme Zeugen jener Zeit dastehen) mitten in Parkanlagen, die bis zum Themse-Ufer reichten, und auch auf der Nordseite standen Landhäuser, deren Gärten, zum Teil alte Klostergärten (St. Martins Lane), weit hinauf bis zu der Landstraße reichten, die bei Holborn und dem Dorfe St. Giles angebaut zu werden begann. Dichter zusammen drängten sich dann wieder die Häuser und bildeten mehrere Straßen zwischen Charing Croß, Whitehall nach Westminster hin*). Dort stand schon dicht bei der Kathedrale das Parlamentsgebäude. Die Straßen hier konnten auch den Superintendenten nicht lange fesseln: es hatten sich in dieser vom Verkehr und Erwerb so fernen Gegend nur wenige Fremde niedergelassen. Der weitaus größte Teil seiner Gemeindeglieder wohnte in der Stadt (city) und gegenüber auf dem anderen Themse-Ufer in Southwark. So eilte denn Laski rasch durch diese angebaute Gegend hinunter an das Themse-Ufer, wo der Fährmann ihn etwas stromaufwärts nach dem gegenüberliegenden erzbischöflichen Palast brachte. Den Heimweg nahm a Lasco dann schwerlich auf der rechten Themseseite. Die Gegend war bis zum Hetzplatz für Bär und Stier (Bear-Baiting, Bull-Baiting) in Southwark sehr öde und in jenen raufluſtigen Tagen nicht recht geheuer. Hatte a Lasco, wie es häufig geschah, drüben in Southwark zu thun, so wählte er den sicheren Weg am Stahlhof vorbei über die Londonerbrücke, der einzigen stehenden Verbindung nach der anderen Flußseite. Der Gang über die Brücke gewährte keinen offenen Blick stromauf- und abwärts; zu beiden Seiten erhoben sich Häuser, in ihrem Erdgeschoß mit Kaufläden aller Art besetzt.

Für einen Augenblick noch wollen wir mit unserem Freunde an seinen eigenen warmen Kamin in Bow Lane einkehren. Da waltet nun schon die tüchtige Hausfrau, um sie die frohe Kinderschar, die wohl rascher als die Bürgerstochter aus Löwen in die neuen, fremden Verhältnisse sich eingelebt haben mag. Sobald nur Laski etwas festen Boden unter seinen Füßen hatte, ließ er seine Familie, von der er seit Monaten getrennt, nachkommen, mit ihr

*) Knight VI, 260f.

zugleich wie ein unzertrennliches Familienglied seine Bücherei, bei ihrem starken Umfang ein sicheres Zeichen, daß er auf einen langen Aufenthalt in England rechnete. Mit den Freunden in Deutschland wurde reger Verkehr unterhalten, der mit Bremen sogar bei so günstiger Schiffsgelegenheit die Gestalt eines Tauschhandels annahm. Hardenberg sendet Leinenzeug und Mehl, Laski dagegen ganze Stücke von dem damals schon geschätzten englischen Tuch*). Aus letzterer Zusendung erwuchs unserem Freunde ein recht verdrießlicher Handel. Ein vor zwanzig Jahren erlassenes, für unsere modernen Anschauungen etwas befremdliches Gesetz untersagte den Verkauf solchen Tuches an Fremde; die verbotene Ware wurde im Zollhause an der Themse entdeckt und als Schmuggelware angehalten, zum nicht geringen Ärger der Kaufleute, die so wenig etwas von dem Inhalte der Kisten wußten, als unser harmloser Theologe und Fremdling von dem alten Gesetze.

Nicht lange sollte sich a Lasco hier am fremden Orte ungetrübten Familienglückes erfreuen. In den heißen, dumpfigen Sommertagen 1551 wütete zum letztenmale**) in London die furchtbare Seuche des sogen. „englischen Schweißes". König Eduard berichtet in seinem Tagebuch darüber, daß am 10. Juli 100 Menschen daran starben, am folgenden Tage gar schon 120 und er sich infolge davon aus London weg nach Hampton Court begeben habe***). Auch in die Familie unseres Freundes brach die unheimliche Krankheit ein. Zuerst ward von ihr die Frau befallen, anderen Tages bereits, durch ihre Pflege angesteckt, Laski selbst, und zwar so heftig, „daß wir alle an seinem Leben verzweifelten. Aber er hat sich wieder erholt; denn der Herr hat Mitleid mit uns gehabt. Wäre er uns entrissen worden, so haben wir Grund, zu fürchten, daß die Fremdlingsgemeinde mit seinem Scheiden zu-

*) Kuyper II, 652. 664.

**) Northouck, S. 125.

***) Burnet IV, 218: „At this time came the Sweat into London, which was more vehement than the Old Sweat; for if one took cold, he died within three hours and if he escaped, it held him but nine hours or then at the most: also if he slept the first six hours, as he should be very desirous to do, then he roved and should die roving."

grunde gegangen wäre."*) Auch dem Primas bangte für das Leben des Freundes; sein Verlust würde ihm in den Tagen eine bittere, fast unersetzbare Einbuße in der raschen Entwickelung der kirchlichen Angelegenheiten Englands gewesen sein. In zuvorkommendster, liebenswürdiger Weise ließ er den wiedergenesenden, so unentbehrlichen Mitarbeiter mit seiner ganzen Familie auf seinen schön gelegenen erzbischöflichen Landsitz Croydon**) kommen, sich da fern von den engen, infizierten Gäßchens Londons in den prachtvollen Parkanlagen zu erholen. Die Frau bekam trotz der reinen, gesunden Luft im Schloß einen Rückfall der heimtückischen Krankheit; sie genas zwar wieder, aber ein fieberischer Zustand mit schleichendem Charakter blieb zurück, der langsam in Auszehrung überging. Sie erholte sich seitdem nicht mehr; im August 1552 erlag sie ihrem langen, mit frommer Geduld getragenen Leiden***). Der Heimgang der Lebensgefährtin schlug unserem Freunde eine tiefe Wunde. Er selbst an seinen alten Übeln schwer leidend, vier Kinder, die alle noch der Erziehung und mütterlicher, sorgfältiger Pflege bedurften, der Vater in ernstem, schwerem Berufe fast Tag und Nacht beschäftigt und der Dinge der Haushaltung völlig unkundig und unlustig: wir können es begreifen, wenn er seinem Freunde Bullinger gegenüber auch nicht einmal versucht, die schweren häuslichen Sorgen zu schildern, können es aber auch verstehen, daß er nach Jahresfrist eine neue Lebensgefährtin heimführt. „Niemals hätte ich bei meiner geschwächten Gesundheit den Forderungen des Hauswesens und gleichzeitig des Berufes genügen können. Aber wie mich Gott durch den Tod meiner ersten Frau prüfen wollte, so hat er nun nach seiner göttlichen

---

*) So meldet der treue „Achates", wie er vielfach genannt wird, Martin Micronius, an Bullinger (Original, p. 576).

**) An der sehr alten Stadt eilt jetzt der Jagdzug vorüber, der von London aus nach dem beliebtesten Seebad Brighton geht. Selten nur macht ein Reisender in der lachenden, freundlichen Gegend Halt. Der Palast, in dem Laski sich erholt, ist heute nur noch eine Ruine; wo er in den schönen Räumen mit dem Primas und seinen zahlreichen Gastfreunden gespeist, da ist jetzt eine Waschanstalt und die alte Hauskapelle dient einer Schule zum Aufenthalte.

***) Kuyper II, 653. 664.

Güte den Schmerz meiner Seele durch die zweite Frau gelindert. Denn er hat mir wiederum eine fromme und, wie ich hoffe, treue Lebensgefährtin geschenkt, an der ich bis jetzt nichts von ihren Obliegenheiten vermisse."*) Die Hochzeit hatte den 29. Januar 1553 stattgefunden. Nur der Vorname dieser zweiten Frau ist uns erhalten geblieben, dank dem einzigen Briefe, den wir von ihrer Hand besitzen: Katharina**). Die Freunde billigten den Schritt; Peter Martyr, der um dieselbe Zeit in Oxford seine Frau verloren, schreibt an Utenhove, daß, wenn er so viele Kinder in so zartem Alter hätte, wie a Lasco, „der Mann Gottes", er den gleichen Schritt der Wiederverehelichung thun würde, welchen Schritt er durchaus empfehle und billige***). a Lasco scheint seine zweite Frau herzlich geliebt zu haben; auch ein Kosenamen entschlüpft einmal seiner sonst so ernsten Feder. Er dankt dem Landgraf von Hessen für die Wohlthaten, die er seinem Weibchen erwiesen (uxorcula nostra)†).

Fast ein halbes Jahr noch verstrich, bis die Fremdlingsgemeinde in den thatsächlichen Besitz des von dem Könige ihr gewährten Grundes und Bodens gelangte: ein doppelter Festtag für unseren Freund; denn an demselben Tage schenkte ihm seine Frau den ersten Sohn in ihrer kindergesegneten Ehe††). Der Grund der Verzögerung lag in den großen Schwierigkeiten, die namentlich der Bischof von London, Ridley, der Bildung dieser Gemeinde entgegensetzte und die zu überwinden es der ganzen Klugheit Laskis, aber auch seiner bereits in den höchsten Kreisen erworbenen Achtung und Bedeutung bedurfte. Der Bischof von London beanspruchte Aufsichtsrecht nun auch über diese Gemeinde seines Sprengels und forderte von ihr, ihren Gottesdienst der

*) Kuyper II, 675.

**) Ebd., S. 766.

***) Scrinium III, 667.

†) Kuyper II, 751.

††) Ich schließe den Kinderreichtum aus einer Briefstelle des Pastor Stanislaus Lutomirski, ein halbes Jahr nach dem Tode Laskis geschrieben, wo von neun überlebenden Kindern die Rede ist, von denen vier von der ersten Frau sind (vgl. Scrinium III, 546).

englischen Liturgie entsprechend einzurichten; Laski wies die Forderung mit größter Entschiedenheit zurück — ihre Erfüllung wäre ein Todesstoß seiner Gemeindeordnung gewesen — und berief sich auf die königliche Charter. Diese sprach deutlich zu seinen Gunsten*). Aber sollte man diesen Fremdlingen gewähren, was man den eigenen Landeskindern abschlug und wofür ein Mann wie Hooper augenblicklich im Gefängnis schmachtete? Man griff zu Nergeleien. Weil die Kirche ein königliches Geschenk, so sollte sie auch in einem königlichen Zustand übergeben werden; aber wie langsam schleppte sich die Ausbesserung hin. Laski forderte den Kirchenschlüssel, um wenigstens Sonntags einen Gottesdienst halten zu können. Es wurde abgeschlagen. Entweder solle man sich den Zeremonieen des englischen Gottesdienstes unterwerfen oder nachweisen, daß sie unbiblisch seien**). Laski gab nicht nach. Es bedurfte des Machtspruches des Königs, der ihnen die Pforte ihres Eigentums öffnete; freilich war es der Gegenpartei gelungen, eine Klausel durchzusetzen, daß der Gebrauch der Sakramente ihnen in ihrer Kirche verwehrt wurde. Jahr und Tag ging noch vorüber, bis sich unser Freund auch dieses Recht erstritten und so erst volle Selbständigkeit seiner Gemeinde erworben***). Auch später muß Laski noch manchmal seinen Freund Lord Cecil um Schutz angehen, wenn z. B. der Bischof von Ely drüben im Southwark-Stadtteil Glieder der Fremdlingsgemeinde zur Teilnahme am Abendmahl in der nächsten englischen Parochialkirche unter Androhung von Gefängnisstrafen nötigen wollte†).

a Lasco wartete nicht mit der Ordnung der Gemeindeverhältnisse und der Sammlung der durch die ganze Stadt zerstreut lebenden Fremdlinge bis zur Beilegung dieses Streites. Unmittelbar nach Erlaß der königlichen Charter begannen die regelmäßigen Gottesdienste; einige englische Bürger hatten bis zur Eröffnung der Jesuskirche die Mitbenutzung einer anderen ermög-

*) Vgl. hierzu auch Kuyper II, 10.

**) Original, p. 569.

***) Die fesselnden Briefe von Micronius und Utenhove (Original, p. 557—604) führen uns auch lebhaft in diese Kämpfe ein.

†) Kuyper II, 672.

licht*). Gleichzeitig auch arbeitete der Superintendent mit seinen vier Gehilfen die Gemeindeordnung aus; Johann Utenhove wurde der erste Kirchenälteste. Es waren denn doch andere Verhältnisse hier, als vor acht Jahren in Emden. Die jetzigen Gemeindeglieder waren aus verschiedener Herren Länder zusammengeströmt, nicht einmal die gleiche Sprache bildete ein Band der Gemeinschaft, nur das Evangelium, um dessentwillen sie meist Haus und Hof verlassen mußten. Sonst keine gemeinsamen Sitten und Bräuche, nicht einmal in ihrem kirchlichen Leben altgewurzelte, übereinstimmende Gewohnheiten. Diesen Fremdlingen in London, sich selbst fast auf allen Gebieten fremdartig gegenüberstehend, war die größte Selbständigkeit in der Ordnung ihrer kirchlichen Angelegenheit gewährleistet; die Kehrseite dieser bedeutenden Vorrechte war nun anderseits, daß a Lasco die weltliche Obrigkeit in keiner Weise zur Durchführung seiner Kirchenzucht heranziehen konnte, wie es in Ostfriesland möglich und wirklich war. Aber er hatte gerade dort auch die unendliche Schwierigkeit — sagen wir lieber Unmöglichkeit — einer reinen, vollständigen Verwirklichung der Kirchenzucht mit staatlicher Hilfe reichlich kennen gelernt. Wie oft war er bis zur äußersten Erschöpfung und Mutlosigkeit durch die saumselige oder widerwillige Mithilfe der Obrigkeit oder gar das völlige Ausbleiben gekommen! Hier in London war ihm auch die Möglichkeit eines erneuten Versuches genommen. Und man darf wohl sagen, zum Glück. Die Gemeinde, allein auf sich selbst angewiesen, hatte nun aus eigener Mitte die Wege zu einer gesegneten Kirchenordnung, Kirchenzucht einzuschlagen: wir werden im weiteren Verlauf erkennen, welche richtigen Wege a Lasco eingeschlagen, daß die Einrichtung seiner Fremdlingsgemeinde einen wesentlichen Fortschritt in der Entwickelung der Presbyterialverfassung bildet und ihr großer Einfluß heute noch sowohl in der schottischen Kirche als auch bei den Independenten deutlich sichtbar ist.

Zunächst stellte a Lasco in Gemeinschaft mit seinen vier Mitarbeitern ein Bekenntnis auf, das jeder unterzeichnen mußte, der in die Fremdlingsgemeinde aufgenommen werden wollte. Denn

*) Original, p. 570.

mit Recht betonte er, daß zum Begriffe einer lebendigen Gemeinde die Übereinstimmung in der Lehre das Hauptmoment bilde. Nur dadurch auch konnte er einen wirksamen Damm gegen die Sektierer errichten, die von allen Seiten herandrängten. Interessant wäre es, zu erfahren, ob den Fremdlingen, die sich weigerten, das vorgelegte Bekenntnis zu unterschreiben und damit Gemeindeglied zu werden, das Asylrecht gekündigt wurde. Wir haben leider keine daraufhin bezügliche Notiz aufspüren können. Die Unterschrift fand vor den Presbytern statt; nur nach ihrem Vollzug wurde die betreffende Familie in das Gemeindebuch eingetragen. Dem staunenswerten Spürsinn Kuppers ist es geglückt, die erste Ausgabe dieser confessio Londinensis in der Bibliothek des Trinity college in Dublin ausfindig zu machen und seiner meisterhaften Gesamtausgabe der Werke Laskis einzuverleiben*).

Diese „Londoner Bekenntnisschrift", die bereits 1551 im Drucke erschien, ergeht sich nicht über alle Punkte der Lehre; einige wesentliche, wie die Lehre über die Sakramente, sind absichtlich übergangen. Der Inhalt faßt sich in dem Hauptgedanken zusammen, der am Schlusse dem Aufzunehmenden in aller Kürze die weitere Auseinandersetzung der Schrift wiederholt. Der Satz, eine Ausführung des Wortes, daß Jesus ist der Christ, der Sohn des lebendigen Gottes, ist wichtig genug, um ihn hier vollständig wiederzugeben. „Die Kirche Christi ist die Gemeinde (coetus) der Menschen und ihres Samens, die von unserem Urvater Adam an bis ans Ende der Welt durch das Wort Gottes, das durch die Engel, Propheten, Christum und seine Apostel verkündigt, aus dem ganzen Menschengeschlecht auf dem weiten Erdenrunde berufen ist und noch wird, glaubt und im stillen und öffentlich mit ihrem Munde und durch Haltung der gottesdienstlichen Bräuche (caeremoniae), die von Christus eingesetzt sind, sowie durch Darbietung der Leistungen, wie sie eines jeden Berufung erfordert, bekennt, daß jener Sohn der Jungfrau Maria wahrhaftig Jesus sei, das heißt, Mensch von einem Menschen, nämlich der jungfräulichen Mutter, durch Mitwirkung des heiligen Geistes empfangen und geboren, auf daß er unser Bruder in unserem

*) Kuyper I. LXXIV u. II. 285.

Fleiſche ſein und endlich an unſerer Statt für unſere Sünde ſterben könne, auf daß er auch außerdem in ebenderſelbigen Gemeinſchaft unſeres Fleiſches der vollgenügende Erlöſer*) der ganzen Welt und ſomit auch Gott ſei, denn niemand außer Gott ſelbſt kann Erlöſer ſein. Ferner glaubt und bekennt dieſe Gemeinde, daß dieſer ſelbige Jeſus jener wahrhaftige Chriſt ſei, der durch die Weisſagungen der Engel und Propheten von Anbeginn der Welt an verheißen wurde, das iſt, jener einige und höchſte und ewige König, Prophet und Hoherprieſter der ganzen Welt, der durch das Licht ſeiner Ankunft alle Vorbilder des fleiſchlichen Geſetzes verſcheucht und fernerhin aufgehoben hat**). Endlich glaubt und bekennt dieſe Gemeinde, daß dieſer ſelbige Jeſus Chriſtus der wahre, natürliche und eingeborne Sohn Gottes des Vaters ſei, aus Gott ſelbſt dem Vater in derſelbigen Weſenheit (existentia) ſeiner Gottheit entſtanden (genitus), wie er als Menſch aus einem Menſchen empfangen und geboren werden wollte, nämlich aus der jungfräulichen Mutter, auf daß er Menſch würde und die Sünde der ganzen Welt ſühnete, zu preiſen zuſamt mit dem Vater und dem heiligen Geiſt als der wahre und einige Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen.“***)

Einzelne Stellen auch in dieſer knappen Zuſammenfaſſung weiſen auf die Einſprache hin, die er ſeinerzeit wider Menno und ſeine Anhänger erhoben und nun in London zu erneuern ſich veranlaßt ſah. Der weitere Gegenſatz gegen alles ſektiereriſche Treiben tritt in der Betonung der Zuſammengehörigkeit dieſer Lehre und ſomit auch der Gemeinde mit der wahren, katholiſchen, einen Kirche Gottes und Chriſti zutage. Gerade auf dieſe Über-

*) Der lateiniſche Originaltext hat servator, die von Johann Utenhove bereits in demſelben Jahre gefertigte flämiſche Überſetzung hat in ihrer in Emden 1565 gedruckten 3. Auflage das Wort überſetzt: „Voorts, dat hy oock is in de ghemeynschap ons vleeschs volgenoechsaem Salichmacker der gätscher Werelt“ (Kuyper II, 333).

**) „Qui adventus sui luce typos legis Carnalis omnes dispulerit prorsusque aboleverit.“ Flämiſch: „die door de toekomste zyns Lichts, alle de bedieningnen des vleeschelicken Wets gantschelick te niet gedaē heeft“.

***) Kuyper II, 332.

einstimmung in ihrer Lehre haben die Reformatoren gegenüber den Sektierern ein Hauptgewicht gelegt. Es handelte sich für sie um eine Reformation, nicht um eine neue Kirche, losgelöst von dem historischen Zusammenpunkt. Wie scharf betont dies a Lasco in diesem Bekenntnis! *) Auf einen wichtigen Punkt in der näheren Ausführung des Hauptsatzes sei noch hingewiesen. An der Stelle des Bekenntnisses, an welcher Laski das königliche Amt des Herrn näher ausführt, heißt es: „Weil der Herr Jesus als der Christ (sub Christi titulo) der oberste, ewige und bleibende König der Gemeinde Gottes ist, so müssen alle seine Gesetze für uns in diesem Leben bleibend und unveränderlich sein, daß wir sie anders nicht, als sie gegeben sind, vor aller Menschen Gesetze und Satzungen allzeit beobachten und in keiner Weise auf die hören, die entweder wer weiß was für eine neue Kirchenordnung auf Erden erwarten, welche die uns von unserem Christus gegebenen Gesetze aufhebt, oder die sich für Stellvertreter seiner Herrschaft in diesem seinem Reiche (qui se Regni in Regno hic suo vicarios fingunt) vorgeblich halten, als ob er selbst nicht allzeit bei uns gegenwärtig wäre, oder die sich unterfangen, ihren Gesetzen und Anordnungen eine gleiche, um nicht zu sagen größere Autorität als den Gesetzen Christi zuzusprechen.“ **) Der Satz führt in noch entschiedenerer Weise das königliche Amt Christi aus, als wir es selbst bei Calvin finden. Die besonderen Verhältnisse der Fremdlingsgemeinde haben diese Ausgestaltung nahe

*) Vgl. Kuyper II, 300: „Una est igitur atque eadem semper Dei Ecclesia, et quae Christum futurum adhuc expectabat expectationemque hanc suam contestabatur typicis suis symbolis atque elementis et quae jam Christum sibi exhibitum esse re vera credit, fidemque hanc suam rei exhibitae symbolis atque elementis contestatur et exercet. Quare longe absunt ab hac vera ac una Dei Ecclesia, qui suarum Ecclesiarum nescio quam diversorum temporum originem atque progressum imaginantur adeoque et scindunt unitatem hanc aeternam verae atque individuae Ecclesiae Christi. Hic ruit malignans Turcarum Ecclesia, quae suam originem ad Mahumetem refert 600 post Christum annis. Nec Papae Ecclesia consistere potest, cujus initium longe post Christum coepit. Nec Anabaptistarum, quae adhuc est recentior in sua separatione. Nec Davidis, quae in postremis temporibus originem suam ponit.‘

**) Ebd., S. 306.

gelegt; sie ist von hier aus zu grundlegender Bedeutung zumal in der schottischen Kirche und bei den Independenten Englands gelangt*).

Diejenigen Fremdlinge nun, die ihre Unterschrift zu diesem Bekenntnisse vor den Presbytern der Gemeinde gegeben, wurden erst dann öffentlich in die Gemeinde aufgenommen und zu dem heiligen Abendmahle zugelassen, wenn sie sich am Schlusse des vormittäglichen Gottesdienstes vor dem Prediger und den Presbytern einer kleinen Prüfung unterworfen. Der Inhalt dieser Fragen und Antworten ist uns noch erhalten: es sind 41 kleine, leicht dem Gedächtnis einzuprägende Sätze über die Gebote, das Glaubensbekenntnis, die Sakramente, das Gebet**). Hat der Kandidat die Fragen beantwortet, so wird er aufgefordert, vorzubringen, wenn er über irgendeinen Lehrpunkt noch Zweifel hegt. Sind auch diese ihm berichtigt und hat er endlich auch verheißen, bei dieser Lehre beharren, der Welt absagen und ein christliches Leben fortan führen, sich auch der Kirchenzucht unterwerfen zu wollen, dann erst nach dieser langen und eingehenden Prüfung wurde er völlig in die Gemeinde aufgenommen.

Es ist nicht unsere Absicht, jetzt schon einen eingehenderen Blick in das Leben der Fremdlingsgemeinde zu werfen, die mit so tiefem Ernst über die Aufnahme in ihrer Mitte wachte. Wir lassen erst ein paar Jahre verstreichen, während welcher Zeit sich die einzelnen Ordnungen ausgestalteten und festwurzelten. Hier sei nur noch auf ein paar Punkte hingewiesen.

Mit dem Unterschreiben jenes „Londoner Bekenntnisses", mit der wohlbestandenen Prüfung in der Heilslehre bei der Aufnahme in die Gemeinde war der Forderung des Bleibens in der guten Lehre des Evangeliums lange nicht genuggethan. Durch das ganze Leben setzte sich in dieser Mustergemeinde die Arbeit der Bewahrung und Vertiefung in der christlichen Lehre fort. Nach zwei Seiten hin trat dies deutlich und in anerkennenswerter Weise zutage. Laski wies mit tiefem Ernst und in schöner, über-

*) Vgl. die nähere Ausführung bei Ritschl (S. 78) und dem daselbst in der Anmerkung gegebenen Hinweise.

**) Kuyper I, xcix u. II, 477 f.

zeugender Weise nach*), daß mit der Kindertaufe für die Gemeinde die heilige Verpflichtung erwachse, die Täuflinge als Glieder Christi, als Bundesgenossen und Kinder Gottes in der christlichen Lehre zu unterweisen. Das ist aber in jungen Jahren Aufgabe der Eltern. Sie haben, sobald ihre Kinder 5 und 6 Jahre geworden, denselben die Hauptstücke des kleinen Katechismus zu lehren, und zweimal im Jahre finden Prüfungen über das Gelernte in der Kirche statt. Zu diesem Behufe ist die ganze durch die Stadt zerstreut lebende Gemeinde in drei Teile geteilt; der eine Teil umfaßt die Glieder, die innerhalb der Stadtmauer, der andere Teil, die außerhalb der Thore in den Vorstädten und umliegenden Dörfern, und der dritte Teil, die jenseits des Flusses in Southwark wohnen; nach diesen Stadtteilen gesondert, finden die Prüfungen an verschiedenen Sonntagen statt. Vom elften Jahre an beginnt der Unterricht im großen Katechismus**), entweder von den Eltern oder von besonders dazu angestellten Lehrern erteilt, der dann weiter seine Fortsetzung oder Ergänzung in den sonntäglichen Katechisationen in der Kirche während des Nachmittagsgottesdienstes hat. Haben die Kinder das 14. Lebensalter erreicht und genügende Probe bestanden, daß sie die Hauptlehren der Religion innehaben, so legen sie vor versammelter Gemeinde ihr Gelübde ab, daß sie mit Gottes Gnade in diesem Bekenntnis ihres Glaubens beharren und demgemäß ihr Leben der Kirchenzucht unterwerfen wollen. Nur wenn sie feierlich mit Ja auf diese Fragen geantwortet, werden sie zum heiligen Abendmahl zugelassen***).

Aber auch nach der Konfirmation hört die Unterweisung und die Möglichkeit der Fortbildung in der Lehre für die Erwachsenen nicht auf. Dafür sorgt die sogen. „Prophetie“ †), doppelt gestaltet

*) Kuyper II, 93.

**) Vgl. über ihn S. 261.

***) Wohl eins der ältesten Zeugnisse der Konfirmation in der evangelischen Kirche!

†) Wenig bekannt dürfte sein, daß diese „Prophetieen“ in weiteren Kreisen der englischen Kirche Anklang fanden. Gefährlicher Mißbrauch kann sich leicht einschleichen, zumal wenn der Geistliche nicht selbst die Führung in seiner Hand behält; interessant ist, daß im Jahre 1577 die Königin Elisabeth

in der deutschen und in der französischen Gemeinde. In der deutschen Gemeinde darf an jedem Sonntage nach der Predigt, aber noch vor versammelter Gemeinde, jedes Gemeindeglied etwaige Zweifel oder Bedenken, die ihm im Laufe der Woche bei den verschiedenen gottesdienstlichen Versammlungen aufgestoßen sind, vorbringen, und die Geistlichen und Kirchenältesten haben sie zu widerlegen. Um jedem etwaigen Mißbrauch vorzubeugen, müssen die betreffenden Fragen zuvor besonders dazu ausgewählten frommen Männern zur Entscheidung vorgelegt werden, ob sie sich zu einer gemeinsamen Besprechung eignen. Die Prophetie in der französischen Gemeinde fand Mittwochs statt und bestand in der fortlaufenden Erklärung ganzer Bücher der heiligen Schrift, nicht in Form der Predigt, mehr unseren Bibelstunden entsprechend, nur mit dem wesentlichen Unterschied, daß auch die Gemeindeglieder zur Erklärung der Schriftstücke zugelassen sind. Es wird dabei in der Auslegung so lange fortgefahren, als noch irgendeiner in der Versammlung sich inbetreff des vorliegenden Schriftstückes zum Worte meldet*).

Wir danken dieser „Prophetie" eine der hervorragendsten Schriften Laskis, die nach zwei Seiten hin tief in die Entwickelung der evangelischen Kirche in England und Deutschland eingreift. a Lasco hatte im Frühjahr 1551 in seinen Bibelbesprechungen an den Montag-Abenden begonnen, das Evangelium Johannis auszulegen. Bei der Taufe Johannis des Täufers war er mehrere Male auf die Sakramente zu sprechen gekommen. Seine Zuhörer — darunter auch viele Engländer, denn er hielt die Erklärungen in lateinischer Sprache — baten ihn um eine zusammenhängende Darstellung der Sakramente. An fünf Abenden entsprach er diesem Wunsche**). Was die Zuhörer nun

---

diese Prophetieen, die etwas an das „Stundenhalten" in Württemberg, an die „Stundisten" in der russischen Kirche erinnert, untersagt. (Vgl. Grindal, S. 467. In dem betr. Reskript heißen sie: „which manner of invasions they in some places term prophesyings, and in some other places exercises".)

*) Kuyper II, 105.

**) Kuyper I, 108.

„mit großer Bewunderung und vielem Gewinne" — wie einer von ihnen berichtet*) — gehört, wollten sie im Drucke bewahren. Auch diesem Wunsche glaubte sich Laski nicht entziehen zu dürfen. 1552 erschienen sie im Drucke, fast die umfangreichste Abhandlung, die wir von seiner Hand haben**).

Die Abhandlung ist in freudig-hoffnungsvoller, gehobener Stimmung geschrieben. Drei Jahre früher — im Mai 1549 — war zwischen Calvin und Bullinger die berühmte „Züricher Übereinkunft" (Consensus Tigurinus) abgeschlossen worden: Zwinglis einseitige Abendmahlslehre war hier innerlich überwunden und die so viel tiefere Auffassung Calvins siegreich anerkannt. Eine um wie viel wahrere, fruchtbringendere Konkordie, als die Wittenberger vor länger als einem Jahrzehnt! Sehr bald nach Abschluß derselben, noch in Abschrift, da man mit der Drucklegung zögerte, sandte Bullinger ein Exemplar seinem Freunde Laski, der mit herzlicher Freude die stattgefundene Vereinigung begrüßte. „Zunächst danke ich dem Herrn unserem Gotte, daß er das Reich seines Sohnes durch euren Dienst dort in Zürich fördert und mehrt, und wünsche ich euren Kirchen von Herzen Glück zu der zwischen euch und Calvin hergestellten Übereinstimmung in der Lehre von den Sakramenten und hoffe, daß von Tag zu Tag noch mehr Kirchen dieselbe unterschreiben werden. Wir hier folgen ganz derselben Lehre, wenn wir ihr auch in den Worten einen anderen Ausdruck geben."***) Laski teilte Bullingers Zuschrift Cranmer mit, auf den sie einen bedeutenden Eindruck machte und der ihr seine volle Zustimmung schenkte†). Bereits 1546 hatte Bullinger handschriftlich an Calvin und an Laski in Erwiderung der heftigen Ausfälle

*) Original, p. 587.

**) „Brevis et dilucida de sacramentis ecclesiae Christi tractatio." Bei Kuyper I, 97—232.

***) Kuyper II, 646.

†) Die Herausgeber der Werke Calvins haben in der berühmten Simmlerschen Sammlung in Zürich das wichtige Schreiben von Laski an Bullinger aufgefunden, das dem Spürauge von Kuyper entgangen war und in welchem er ausführlich seine Bemerkungen über den Consensus Tigurinus mitteilt. (Vgl. Calvin XIII, 578.)

Luthers wider die Züricher im Jahre 1544 einen Aufsatz „von den Sakramenten" gesandt, der freilich erst 1548 in seine Hände gelangte. Laski hatte das Schriftstück, nachdem es mit seiner Bücherſammlung aus Emden eingetroffen war, Cranmer mitgeteilt und es auf seinen dringenden Wunsch im Drucke herausgegeben. Auch die „Züricher Übereinkunft" fügte Laski seiner Abhandlung über die Sakramente bei; die Schriften haben am meisten dazu beigetragen, die darin vorgetragene Abendmahlslehre in der englischen Kirche einzubürgern.

Laski widmete seine Abhandlung dem Könige von England. Das Sendschreiben ist nach mehr wie einer Seite hin wichtig und wohl wert, auch heute noch gelesen zu werden. In kurzen, klassischen Worten giebt unser Freund seiner Überzeugung Ausdruck. „Die römische Kirche ist zu Falle gebracht. In unserem Jahrhundert ist dies hauptsächlich mit Gottes Hilfe durch die Arbeit eines Menschen geschehen, eines von der ganzen Welt wohl verachteten und heftig angegriffenen, aber in den Augen Gottes zweifellos ein auserwähltes Rüstzeug, ich meine nämlich Martin Luther." Laski zeigt dann, wie trotzdem die Schlange mit ihrem Schwanze noch ausschlage darin, daß sie Zwistigkeiten zwischen den Protestanten ausstreue und nähre. Aber an ihrer Beilegung werde eifrig gearbeitet. Am meisten habe dafür gewirkt Martin Bucer, „seligen Angedenkens" (dieser Freund Laskis war vor kaum Jahresfrist — 28. Februar 1551 — in Cambridge gestorben). „Dasselbe Ziel verfolgten noch mehrere andere ebenso gelehrte wie fromme Männer, und Gott gab Gnade, daß die Hauptkirchen der Schweiz, welche früher entgegengesetzter Ansicht waren, nun zuerst von allen übereinstimmen. Diese Übereinstimmung in der Lehre hub an weithin sich auszubreiten, wenn sie auch nicht in den gleichen Worten ihren Ausdruck findet, und drang bis nach Ostfriesland vor, ja selbst bis zu dem in voller Blüte stehenden England, und wird hier mit beiden Armen festgehalten."*) Der Widmung an den König reiht sich noch eine sehr beherzigenswerte, erbauliche Vorrede an den frommen Leser an, in der unser Freund mit aller Entschiedenheit betont, daß ihm allzeit der

*) Kuyper I, 102.

Sakramentsstreit zu gering erschienen sei, als daß um seinetwillen die Kirchen, die das Evangelium Christi bekennen, auseinandergerissen werden sollten.

Es würde uns zu weit führen, der gehaltvollen Schrift Schritt für Schritt nachzugehen; wir müssen uns selbst eine Blumenlese der bezeichnendsten Stellen versagen. In der Kürze nur dies. Laski giebt zunächst eine Darstellung der Entwickelung der Sakramentslehre in der römischen Kirche und zeigt bei großer Belesenheit in den Kirchenvätern, wie sich leise der Irrtum angesetzt, bis er sich zur Irrlehre ausgebildet, die eine völlige Verbindung des Zeichens mit der Sache, ja ein Aufgehen und Verschwinden des Zeichens in der Sache behauptet. Nach der Lehre der heiligen Schrift aber ist das Sakrament im allgemeinen eine göttliche Einsetzung, die aus zwei Teilen besteht, aus einem sichtbaren Zeichen und aus einem unsichtbaren Geheimnis (mysterium), dadurch es dem Zwecke, dazu es eingesetzt ist, entspricht*). Im Sakramente ist die bezeichnete Sache oder das mysterium, welches durch die Zeichen der Sakramente bezeichnet wird, die uns geschenkte Vereinigung mit dem Herrn Christus in seinem Leibe und Blute. Alle stimmen nun darin überein, daß das mysterium der Sakramente unsere Vereinigung mit dem Herrn Christus sei, alle auch darin, daß sie diese unsere Vereinigung mit dem Herrn Christus in die Teilnahme an seinem Leibe und Blute setzen. Nur erst in der Festsetzung der Weise unserer Vereinigung mit Christus gehen die Ausleger auseinander; die Einen dichten eine zauberhafte Verwandelung in den Elementen des Herrenmahles, die anderen stellen eine neue Verbindung (connexio) außer der natürlichen auf, die zwischen dem Zeichen und der bezeichneten Sache besteht. Diese Auffassung hatte ihre Zeit und damit auch ihre Berechtigung, als man die Irrlehre der Verwandlung abschüttelte und doch auch nicht dabei beharren konnte in den Sakramenten bloße Zeichen zu erkennen. Gott beugt sich ja barmherzig nieder zu unserer Schwäche und offenbart sich uns nicht plötzlich nach allen Seiten hin, sondern stufenweise nach dem Maße unserer steigenden Kraft. Laski will da keine Namen

*) Kuyper I, 128.

nennen, er betont aber mit mildem Ernſte, daß er außer den Lehrern der Transſubſtantiation alle übrigen in dem Herrn verehre und ihr Andenken, wenn ihnen auch da und dort etwas Menſchliches widerfahren ſein ſollte, heilig halte als von Männern, die von ganzem Herzen die Ehre Gottes ſuchten und mit bewundernswerten Gaben von Gott in ausgezeichneter Weiſe geſchmückt waren. Eine für jene Tage in der That ſelten maßvolle, objektive Sprache.

Inbetreff nun der bei den Sakramenten ſtatthabenden geheimnisvollen Gemeinſchaft mit dem Herrn betont a Lasco, wie ſchon früher erwähnt, daß der Ausdruck communio paſſiv zu nehmen ſei und die Teilnahme an etwas bezeichne, nicht aber die Austeilung ſelbſt. Bei dieſer communio giebt und empfängt jeder etwas, Chriſtus und wir die Genießenden und zwar jeder das ihm Eigentümliche. Das mysterium der beiden Sakramente in der Anteilnahme unſerſeits an Chriſto, daß Chriſtus aus Gnaden uns mitteilt, was das Eigentümliche an ſeinem Leibe und Blute iſt, nämlich ſeine Unſchuld, Gerechtigkeit, Heiligkeit, das ganze Verdienſt ſeines Leidens und Sterbens, den Ruhm ſeiner wunderbaren Auferſtehung. Wahrhaftig und heilbringend iſt dieſe Mitteilung des Leibes des Herrn, real und ſubſtantiell aber nicht.

Zu dem doppelten Zwecke hat Gott die Sakramente eingeſetzt, daß wir volle Ruhe des Gewiſſens durch dieſe unſere Kommunion mit unſerem Herrn Chriſtus haben und wir gewiß ſind, daß nun nichts Verdammliches mehr an uns iſt, ſeitdem wir durch die aus Gnaden uns gewordene Gemeinſchaft an ſeinem Leibe und Blute mit unſerem Herrn Chriſtus vereinigt ſind. Der andere Nutzen dieſer ſakramentalen Verſiegelung iſt die Umwandlung und Erneuerung unſeres Gemütes, die Folge der durch das Sakrament erlangten Gewiſſensruhe. — Was a Lasco in dieſer Weiſe im allgemeinen über die Sakramente geſagt, das weiſt er dann ausführlich an den beiden von dem Herrn eingeſetzten Sakramenten nach; um zuletzt mit den ſchönen Worten zu ſchließen: „Und nun flehe ich demütig Gott an, er wolle allen Zwiſt der Lehre durch ſeinen heiligen Geiſt beilegen und uns alle, die wir ſeinen eingeborenen Sohn als den einigen, wahren, oberſten und ewigen

König, Prophet und Hohenprieſter gläubig bekennen und lehren und für das Bekenntnis ſeines hochheiligen Namens in dieſer Welt ganz ſicher, wie Schafe, die zur Schlachtbank beſtimmt ſind, Marter erwarten, uns alle, ſage ich, wolle er durch das Band ſeines Geiſtes alſo vereinigen, daß wir ihn allein, mit Unterdrückung aller ſelbſtiſchen Empfindung, mit Hintanſetzung jeglichen nichtigen Eigenruhmes, einſtimmig preiſen und durch unſere Vereinigung bezeugen, daß Gott wahrhaft unſer Gott und wir ſein Volk ſeien, durch das Blut ſeines Sohnes erkauft, dem allein mit ſeinem ewigen Vater und dem heiligen Geiſte ſei Ehre, Lob und Preis in Ewigkeit. Amen.“*)

Die klare, maßvolle und milde Behandlung dieſer ſchwierigen und nun auch für England brennenden Frage verfehlte nicht einen tiefen und nachhaltigen Einfluß auf die Ausgeſtaltung der Kirchenlehre auszuüben. Immer ernſter und aufmerkſamer hörte man auf den Rat dieſes Mannes, „ſo lauter, feingebildet, fromm und gelehrt“**), der furchtlos vor hoch und niedrig ſeine Überzeugung enthüllte. Das Gewicht ſeines entſchiedenen Wortes machte ſich auch in den engliſchen Kreiſen bald nach ſeiner Ankunft in einer entſcheidungsvollen Angelegenheit geltend.

Zwei Tage nämlich nach ſeinem Eintreffen in London war zum Biſchof von Glouceſter Johannes Hooper erwählt worden, faſt ein Altersgenoſſe unſeres Laski, jedenfalls aber ein völliger Geſinnungsgenoſſe von ihm. Der frühe ſchon durch Zwinglis und Bullingers Schriften für das Evangelium gewonnene fromme und kühne Prediger mußte um ſeiner Überzeugung willen unter Heinrich VIII. ſein Vaterland verlaſſen: er gehörte zu der großen Schar derer, die die Unduldſamkeit des Königs in die Fremde getrieben, die aber daſelbſt Gottes Hand ſo wunderbar gefeſtigt, dermaleinſt in beſſeren Tagen ihrer Heimat das Wort vom Kreuze zu bringen. Der Zug dieſer flüchtigen Söhne Englands ging in jenen Tagen ſelten mehr nach Wittenberg; ihre

*) Kuyper I, 232.
**) Original, p. 572.

Etappe war Straßburg geworden und dann weiter Zürich und Genf, wo ihnen liebevollste Herberge bereitet war und noch viel mehr. Auch für Hooper. Die Jahre seiner Abwesenheit war die reichgesegnete Sommerzeit seiner Ausreifung im Glauben. Bald nach der Thronbesteigung Eduards kehrte er heim; es währte nicht lange, so war er neben Latimer der volkstümlichste Prediger, der auch vor dem Könige furchtlos die Gebrechen seiner Zeit und auch des Hofes an den Pranger stellte und klar und unumwunden seine Ansicht verkündete*). Die Antwort des jungen, frommen Königs auf das freie Wort war die Berufung des evangelischen Predigers auf den eben erledigten Bischofssitz. Hooper nahm an, aber was er gepredigt, hielt er nun auch entschlossenen Mutes, er weigerte den herkömmlichen Eid zu leisten und in den Bischofsgewändern aus der römischen Zeit aufzutreten**). Gewaltigste Aufregung im ganzen Lande darüber. Hooper beharrte bei seiner Weigerung, auch als sie ihm statt des Bistums Gefängnis eintrug. Die anstößige Stelle im Eid wurde zwar alsbald auf besonderen Befehl des Königs entfernt***); schwieriger war der andere Punkt inbetreff der Bischofsweihe, der sich rasch zu einer Prinzipienfrage

*) Ich denke dabei an seine sieben Predigten über den Jonas, die er im Frühjahr 1550 vor dem Könige hielt und in denen er auch offen und ausführlich seine Anschauung über die Sakramente entwickelte. Er hatte in der dritten Betrachtung unmittelbar den Eid angegriffen, den nach der Verordnung des Königs vom Jahre zuvor die Bischöfe abzulegen haben (vgl Hooper I, 479). Es ist die Stelle: „So helfe mir Gott, alle Heiligen und das heilige Evangelium". (Two liturgies, p. 169: „So help me God, all saints and the holy Evangelist.")

**) Vgl. Original, p. 187: „He will not allow himself to be called Rabbi, or my Lord, as we are wont to say, he refuses to receive the tonsure, he refuses to become a pie and to be consecrated and anointed in the usual way, with many other things." — Die Wahl Hoopers zum Bischof hatte der Lord-Protektor, Herzog von Somerset, durchgesetzt trotz der Einsprache sämtlicher Bischöfe, die wußten, wessen sie sich auf diesem Punkte ihrem neuen Kollegen gegenüber zu versehen hatten. (Original, p. 410).

***) Das Book of common prayer von 1552 schließt im Unterschied mit der vorhin angegebenen Stelle der Ausgabe von 1549 mit den Worten: „So helfe mir Gott durch Jesum Christum". (Two liturgies, p. 339: „So help me God through Jesus Christ." Vgl. auch Original, p. 416. 566.)

zuſpitzte. Der thatkräftige und edle Biſchof von London (Ridley) hielt ſtreng an der äußeren Form und duldete nicht, daß irgendein Teil an der biſchöflichen Kleidung und Weihe geändert würde; ſeine Anſchauung würde ihn heute auf dieſem Punkte in die Reihe der Ritualiſten rücken*). Ihm war es ein tiefer Schmerz, innerhalb ſeines Bistums die Ausgeſtaltung des Gottesdienſtes in der Fremdlingsgemeinde dulden zu müſſen und er fürchtete in Hooper einen Mann, fähig und bereit gleicher Anſchauung in der engliſchen Kirche Bahn zu brechen. Nicht wenige ſtimmten ihm bei, auch unter den hohen Würdenträgern der Kirche. Eine Mittelſtellung nahm Cranmer und mit ihm ein großer Teil Gleichgeſinnter ein. Sie hielten den Gegenſtand für gleichgültig und waren ärgerlich, daß Hooper ihn zu einer ſo ernſten Angelegenheit aufbauſche. Statt Streit darüber zu erheben, ſei es klüger, an dem durch Jahrhunderte geweihten Herkommen nicht zu rütteln und ſich einem Brauche zu fügen, der ſo fernab von den Heiligtümern des Glaubens liege. Unter denen, die dem Erzbiſchof zuſtimmen, befindet ſich auch — man iſt verſucht zu ſagen, ſelbſtverſtändlich — Bucer**), und auch Peter Martyr, die hauptſächlich das Unzweckmäßige eines Streites über ſolche Geringfügigkeiten in einer ſo ernſten Zeit rügten.

Aber mit voller Entſchiedenheit auf Seiten Hoopers ſteht unſer Freund. Für ihn, wie für den neugewählten Biſchof war die Angelegenheit eine tief ins ganze Glaubensleben eingreifende Gewiſſensſache; beide mochten auch davon überzeugt ſein, daß in

---

*) Zwiſchen Ridley und Hooper blieb eine Spannung beſtehen, bis zu der Zeit, wo beide glaubenstreue Männer unter der blutigen Maria im Kerker ſchmachteten und ihre evangeliſche Überzeugung mit dem Märtyrertode beſiegelten. Es iſt uns noch der köſtliche Brief erhalten, in welchem Ridley aus der einſamen Zelle im Tower ſeinem Mitgefangenen im Fleetturm die Bruderhand der Verſöhnung reicht (vgl. Ridley, S. 355; über den ſtreitigen Punkt aber Original, p. 567).

**) Vgl. Hooper II, XIII. — Der Streit erinnert etwas an die Frage von den Bildern in der Kirche. Luther wünſchte ſie ja auch aus den Kirchen hinaus (vgl. in der Walchſchen Ausgabe III, 1566; XX, 85. 193), aber dem bilderſtürmeriſchen Weſen abhold, wollte er zu ſeiner Zeit der Sache noch Raum laſſen, eine Beſſerung und Änderung von der Zukunft erwartend.

solchen Fällen nicht allzu viel von einer kommenden, aufgeklärteren Zeit zu erwarten sei und es in der Zeit des Kampfes gilt, die vielleicht unholde Streitfrage rasch und entschieden bis zum Ende auszutragen. Sie stehen da wie Propheten, unverstanden in ihrer Zeit, aber die Gegenwart giebt ihnen recht: die damals als gleichgültig erklärten Bräuche sind zu Brückenpfeilern geworden, von der Hochkirche den Rückweg in die römische Kirche zu ermöglichen. a Lasco hielt mit Bucer über diesen Gegenstand eine eingehende Verhandlung, deren Hauptpunkte, worin sie übereinstimmen und auseinander gehen, uns erhalten sind*). Auch Bucer räumt das Wünschenswerte der Entfernung der bischöflichen Gewänder als römischer Überbleibsel ein, aber er bemerkt, weil es zuvor noch so viele andere, schwerwiegendere Mißbräuche abzustellen gelte, sei die Zeit noch nicht gekommen, auch mit diesen gleichgültigeren Dingen aufzuräumen. Laski dagegen betont, daß diese Äußerlichkeiten nun eben doch im innigsten Zusammenhang mit dem ganzen römischen Unwesen stünden und, sobald dieser Zusammenhang erkannt, eine Beibehaltung derselben ohne Verletzung der Frömmigkeit nicht mehr möglich sei. Von anderer Seite wurde mit Recht hervorgehoben, daß, wenn diese Sachen wirklich so gleichgültig an sich seien, dann die christliche Liebe es erheische, das Gewissen derer zu schonen, denen sie anstößig sind.

Es ist für uns hier nicht nötig, den weiteren Verlauf der Hooperschen Angelegenheit in den Einzelheiten zu schildern, bis zu dem Austrag, daß der neugewählte Bischof, durch Gefängnishaft mürbe gemacht, zu dem Kompromiß seine Zustimmung gab, bei seiner Einführung wohl die verhaßten Bräuche schweigend geschehen zu lassen, mit dem Rechte jedoch, fernerhin in seiner Diöcese es damit nach Belieben halten zu dürfen**). Bedeutsamer für uns ist der treue Wächterdienst, den auch in der Folge in Anlaß dieser Streitfrage Laski für die seiner Leitung anvertraute Fremdlingsgemeinde übte. Nachdem die Sache mit dem englischen Bischof

*) Kuyper I, LV.

**) Die häufige Bezugnahme auf die Streitsache in dem königlichen Tagebuch (vgl. Burnet IV, 209 f.) zeigt, wie die Teilnahme daran bis in die königlichen Gemächer gedrungen war.

leidlich friedlich beigelegt war, setzten sich die ärgerlichen Angriffe wider die Gemeinde in Austin Friar fort. Warum doch den Fremden gewähren, was man den Landeskindern verweigerte! Und immer wieder sind es die Amtskleider und als weiteres Ärgernis, daß diese Gemeinde sitzend das heilige Abendmahl empfängt. Mannhaft verteidigt sich Laski wider die, die ihm solche nach seiner Überzeugung apostolischen Bräuche wehren wollen. Er wendet sich um Schutz vor diesen fortwährenden Quälereien in einem ausführlichen Schreiben an seinen Freund, den Erzbischof, gerade in der Zeit, wo er auf seinem Landsitze in Croydon in frischer Luft von seiner schweren Krankheit sich zu erholen suchte. Das interessante Schriftstück ist uns erhalten*). Noch ein halbes Jahr später klingt der gleiche Gegenstand in einem Schreiben Laskis an den jungen König an. Denn auch auf diese römischen Überbleibsel bezieht sich das schöne und zutreffende Gleichnis, das Laski dem jungen Könige von dem Vater erzählt, der seine Tochter, der Verführung nahe und schon mit den Kleidern einer Buhlerin angethan, aus dem Hause der Schande noch rechtzeitig rettet und in das Elternhaus heimholt, nun aber auch ihr nicht gestattet die Gewänder zu tragen, die an die furchtbare Gefahr erinnern, in der sie geschwebt**). — Und es gelang Laski, seine Kirche vor diesen Zumutungen zu bewahren und mitten in der Hauptstadt selbst eine blühende Gemeinde herzustellen, die all' jene Erinnerungen an die römische Zeit abgethan.

---

*) Kuyper II, 655.

**) Auch Calvin trat für die von Hooper und Laski verfochtene Sache ein. Vgl. Original, p. 710: „It is true, sire, that there are certain things indifferent, which we may lawfully bear with. But we must always observe this rule, that there must be sobriety and moderation in ceremonies, so that the light of the gospel be not obscured; as though we were still under the shadows of the law, and then, that there be nothing inconsistend with and unconfortable to the order established by the Son of God and that the whole may tend and conduce to the edification of the church." (Das Original dieses Briefes bei Calvin XIV, 38.) Calvin war durch Utenhove mit der ganzen Sachlage bekannt gemacht worden (Calvin XIII, 658). Die Schilderung der Hooperschen Händel bei Froude (IV, 556) in übertriebener Weise parteiisch; weniger einseitig bei Burnet II, 243 und die Nachträge III, 299 f.

Die hier offen zutage getretene entschiedene Stellung Laskis entfremdete ihn nicht von Cranmer, noch weniger drängte sie ihn in eine einflußlose Nebenstellung. Im Gegenteil, sein Ansehen und seine Geltung wuchs und in demselben Maße als der großartige Plan seiner kirchlichen Organisation der Fremdlingsgemeinde je länger je mehr sich ausgestaltete, ward das Verlangen nach seinem Rate und seiner Mithilfe bei der Feststellung der kirchlichen Verhältnisse Englands reger und lebendiger.

Diese endgültige Ordnung der evangelischen Kirche in England war 1552 in lebhaften Fluß gekommen. Im Frühling dieses Jahres hatte der König eine Kommission eingesetzt, die sich mit der Ausarbeitung eines Kirchenrechtes auf evangelischer Grundlage zu befassen hatte. Man hatte bis dahin, obgleich von Rom seit fast zwei Jahrzehnten losgelöst, doch noch sich an die alten päpstlichen Dekrete gehalten; den immer greller zutage tretenden Mißstand sollte die erwählte Kommission heben. Sie bestand aus 32 Mitgliedern, unter ihnen auch zwei Fremde, Peter Martyr und Laski*). Der Anteil unseres Freundes war nicht gering; einzelne Punkte in dem von der Kommission ausgearbeiteten Entwurf, der dann unter der Königin Elisabeth unter dem Titel Reformatio legum veröffentlicht wurde, bin ich geneigt unmittelbar auf ihn zurückzuführen. So in erster Linie den 30. Artikel, der von der Kirchenzucht resp. der Exkommunikation handelt und ganz in seinem Geiste abgefaßt ist, hier nur im Unterschiede von dem in seiner Gemeinde herrschenden Brauche, wo jedes Rückgreifen auf die weltliche Obrigkeit durch die besonderen Verhältnisse zum Glücke abgeschnitten war, während für die englische Kirche eine Inanspruchnahme der weltlichen Macht als zulässig und erforderlich erkannt wurde**). Auch der dritte Artikel inbetreff der Behandlung von Häretikern erinnert an Einrichtungen,

*) Original, p. 503. 580. Die Namen sämtlicher Mitglieder hat König Eduard in sein Tagebuch unter dem 10. Februar mit der Bemerkung eingetragen: „Commission was granted out to 32 persons to examine, correct and set forth the Ecclesiastical Laws." (Burnet IV, 227.)

**) Burnet (II, 314) giebt eine kleine Analyse der Artikel, die mir in ihrem Wortlaute nicht vorliegen.

wie sie Laski in Emden getroffen hatte. In anderen Artikeln erkennt man den Kampf zweier verschiedener Grundanschauungen, die eine vertreten durch die ritualistischen Bischöfe von London und Ely, Ridley und Goodrick*), die andere unter der Leitung von Hooper, der auch in die Kommission gewählt war, kräftig unterstützt von Laski. Nicht überall konnten die letzteren siegreich durchdringen, aber sie erschwerten doch den Gegnern ihren Sieg, den sie mit dem einen und anderen Zugeständnis erkaufen mußten.

Gleichzeitig tagte eine andere Kommission, zumeist aus denselben Mitgliedern zusammengesetzt, die Lehrartikel für die englische Kirche zu beraten und festzustellen. Unmittelbaren Anteil an den Beratungen nahm kein Fremder; der geistige Einfluß aber Laskis und der von ihm vertretenen Anschauung ist ersichtlich. Am Sonntag nach Ostern 1549 war bereits das Common prayer book fertig gestellt und eingeführt worden. Die Aufstellung einer gemeinsamen Liturgie, den alten Gottesdienstordnungen der englischen Kirche entnommen und den neuen Verhältnissen angepaßt, hatte nicht viel Zeit gekostet. Nur eine leise Einwirkung Laskis ist in ihr zu verspüren**); sie war schon fast fertig gestellt, als er und die übrigen geladenen Gäste und zwar nicht um ihretwillen nach England kamen. Anders und schwerer gestaltete sich die Aufstellung einer für das ganze Land geltenden Kirchenlehre. 1543 war das Königsbuch erschienen „Notwendige Lehre und Erkenntnis jedes Christen" (Necessary doctrine and erudition for any christian man), im Grunde nur eine revidierte Ausgabe

*) Über diesen Mann, der im Zusammenhang mit dem Sturze des Herzogs von Somerset neben seiner Bischofswürde Lord-Kanzler wurde, siehe das scharfe, aber zutreffende Urteil bei Burnet II, 291.

**) Vgl. Procter, S. 49. Dieser genaue Geschichtsschreiber des Common prayer book, nachdem er den vermeintlichen Einfluß von Bucer, Peter Martyr, Vallerandus Pollanus auf die Revision des Buches zurückgewiesen, räumt einen solchen unter den fremden Theologen in England nur unserem Laski ein: „The friendly intercourse of this truly influential person with Cranmer would naturally lead to an inquiry as to the form of his worship. In his book (Forma ac ratio) is a form of Confession and of Absolution, in which some phrases resemble the corresponding portions which were added to the Second book of Edward VI."

des Bischofsbuches von 1536*). Bei dieser Aufstellung war es bis dahin geblieben, obschon in den abgelaufenen fünfzehn Jahren die Lehrentwickelung auch in England so gewaltige Fortschritte, zumal seit der Thronbesteigung Eduards, gemacht hatte. Cranmer zögerte anfänglich, die noch im Flusse begriffene Lehre kirchlich zu fixieren; er, selbst noch schwankend in den Hauptlehren, sehnte sich nach Gehilfen und Lehrern aus den Heimatländern der Reformation. Wir haben bereits gesehen, in welcher Weise seinen drängenden Einladungen Folge geleistet wurde. Die erschienenen Gäste gaben den Ausschlag, unterstützt von denen, die unter Heinrich VIII. flüchtig am Rhein und in der Schweiz in ihren evangelischen Anschauungen befestigt worden waren und nun zur ernsten Mitarbeit in ihrem Heimatland zurückkehrten. In vorderster Linie der Einflußreichen haben wir Laski gesehen, den Freund und Hausgast des Erzbischofs gerade in der Zeit, in welcher Cranmer nach eigener Klärung rang. Dieser Einfluß war nur noch gestiegen, seitdem Laski unter den Augen der kirchlichen Würdenträger seine Lehre der eigenen Gemeinde vortrug, in Wort und Schrift mit klarer Beredsamkeit und mit warmer Überzeugung für sie eintrat. Viele Briefstellen aus jener Zeit bezeugen, wie mächtig dieser Einfluß auf den Erzbischof wirkte. Bucer hatte versucht, namentlich in der Abendmahlslehre, seine, wenn auch etwas unklare, so doch entschiedener nach der lutherischen Seite hin gerichtete Anschauung zur Geltung zu bringen; Laski, den Schaden erkennend, wenn nun auch in England der Sakramentsstreit anheben würde, setzte sich mit dem dem Tode schon zueilenden alten Freunde in Cambridge in lebhaften schriftlichen Verkehr; der rastlose Bucer starb darüber hin. Aber die schriftlichen Verhandlungen, die die beiden Männer geführt, lagen auf dem Schreibtische des Erzbischofs, gleichzeitig mit der „Züricher Übereinkunft" und Bullingers Aufsatz über die Sakramente. Diese Anschauung in der vielumstrittenen Lehre gewann die Oberhand bei Cranmer; sie ist seitdem der englischen Kirchenlehre fest eingeprägt**).

---

*) Vgl. Hardwick, S. 50.

**) Es wäre wohl lohnend, auf Grundlage der gegenwärtig reichlicher er-

Schon 1549, vielleicht bereits zu der Zeit, wo Laski noch als Gast bei ihm weilte, hatte Cranmer einzelne Lehrartikel aufgestellt. Die Sache ruhte dann wieder eine Weile, um im folgenden Jahre frisch aufzuleben. 1551 wurden die Artikel den Bischöfen zur Begutachtung zugestellt. In der Zeit, wo unser Laski sich in dem Sommerpalast des Erzbischofs in London von seiner Krankheit erholte, prüfte Cranmer die eingelaufenen Gutachten und sandte eine infolge davon aufgestellte genauere Fassung den Freunden Laskis zur Prüfung zu, dem Sir Cecil und Sir Cheque, „den großen Laienpatronen der Reformation am Königshofe"*). Von ihnen erhielt der König die Artikel. Es verstrichen dann noch Monate, bis sie endlich als die sogen. „42 Artikel von 1553" (1552)**) Gesetzeskraft erhielten. Unter der

---

schlossenen Quellen den Fortgang in der Abendmahlslehre bei Cranmer einer genauen Untersuchung zu unterwerfen. Des Erzbischofs große Arbeit über das Abendmahl gegen Gardiner müßte den Ausgangspunkt bilden. (Vgl. die Notizen bei Strype, S. 254 über die Entstehung des Buches.) Auch noch in äußerlich erkennbarer Weise hatte Laski bei dieser Hauptschrift des Erzbischofs seine Hand im Spiele. Als das ursprünglich in englischer Sprache geschriebene Werk durch Sir Cheque ins Lateinische übersetzt wurde (1553), veränderte er die lateinischen Ausdrücke des nicht theologisch gebildeten Übersetzers in die gangbaren Schulausdrücke. (Strype, S. 261.) Ridley war es wohl zuerst, der Cranmer über die Verwandlungslehre Zweifel beibrachte, kurz vor der ersten Ankunft Laskis in England. Als er noch Vikar in Herne war, fiel Ridley das berühmte Werk des Ratramnus über das Abendmahl in die Hand, worin der kühne Mönch von Corvey im neunten Jahrhundert selbst die leibliche Gegenwart des Herrn im Abendmahl verwirft. Er teilte den Inhalt seinem Freunde Cranmer mit, der an der Kirchenlehre fortan irre wurde.

*) Hardwick, S. 73. Es ist ja eine sehr verdienstvolle Arbeit, das angezogene Buch von Hardwick, wenn auch in einzelnen Auffassungen sein Standpunkt nicht der richtige zu sein scheint. Zu bedauern ist, daß der fleißige Forscher vor dem Erscheinen der Gesamtausgabe der Werke Laskis aus dem Leben abgerufen wurde (1859); er würde dann bei dem Nachweise von den Quellen zu den einzelnen Artikeln sicherlich auch sowohl auf den Katechismus, als auch die Sakramentslehre dieses Freundes von Cranmer hingewiesen haben. Hardwick bezieht sich zum öfteren (vgl. Hardwick, S. 391) auf die Reformatio legum, zu deren Mitarbeitern ja Laski gehörte und zwar als deren Gelehrtesten einer.

**) „Articles agreed on by the Bishoppes and other learned menne

Königin Elisabeth wurden bekanntlich diese Glaubensartikel einer erneuten Revision unterworfen, aus der sie dann in den sogen. „39 Artikeln" als die Bekenntnisschrift der englischen Staatskirche hervorgingen.

Was sich in den Verhandlungen über das Kirchenrecht gezeigt, wiederholte sich bei der Feststellung der Artikel. Die Spuren sind ihnen, wenn auch nur leise, eingeprägt: es ist der Kampf der beiden Richtungen, die in Ridley und Hooper ihren persönlichen Ausdruck finden. Peter Martyr und Laski unterstützten Hooper in seinen Bemühungen, der von ihm vertretenen Anschauung Geltung und Ausdruck in den Artikeln zu verschaffen*). Nicht überall drang dieselbe durch; man beruhigte sich in Hoffnung kommenden besseren Erfolges. Es würde uns zu weit abführen, zu zeigen, wie in den ersten Jahren der Königin Elisabeth diese Hoffnung gar sehr an Boden verlor**), wie dies aber mit dazu beitrug, die „Puritaner" — in gewisser Beziehung die geistigen Söhne und Erben Hoopers — in ihrem Ärgernis, das sie an manchen Bräuchen der Staatskirche nahmen, zu stärken.

II. Politische Thätigkeit in London.

Nicht auf dem kirchlichen Gebiete allein sehen wir Laski während der Zeit seines Aufenthaltes in England an den Vorgängen in dem Lande teilnehmen: er wurde auch bei der Hochflut jener Tage mit hineingezogen in politische Strömungen, deren er sich nicht erwehren konnte, — vielleicht auch nicht einmal wollte. Denn das Politische war mit den kirchlichen, das Kirchliche mit den politischen Vorgängen in jenen aufgeregten Tagen in einer Weise verquickt, daß an ein schiedlich-friedliches Auseinanderhalten der beiden Gebiete nicht gedacht werden konnte, und wer immer

---

in the Synode at London in the yere of our Lord Godde MDLII. for the auoiding of controuersie in opinions and the establishement of a godlie concorde in certeine matters of Religion." (Vgl. den Abdruck bei Hardwick, S. 289).

*) Hardwick, S. 96.

**) Einen genaueren Einblick in diese Vorgänge gewähren Annals I, 53. 174sq.

eine einflußreiche Stellung auf der einen Seite einnahm, der auch unversehens sich in die Bewegung der anderen Seite gezogen sah. Zumal das Glied einer Familie, die in hervorragendster Weise im Vordertreffen der politischen Vorgänge Europas mehr wie einmal gestanden und deren Name auf diesem Gebiete in den verschiedensten Ländern bewährten Klang hatte. Es war nicht ganz ungegründet, wenn Karl V. gegen den Träger dieses Namens, den Superintendenten in Ostfriesland, Argwohn hegte; Laski konnte wohl in gutem Gewissen die daraufhin bezüglichen Verdächtigungen des Brabanter Hofes bis in die Zeit des Interims zurückweisen. Nachher aber dürfte es ihm doch schwer fallen. Von dem höchsten Interesse würde uns der, wie es scheint, leider verloren gegangene Brief des Königs von Polen sein, in welchem Sigismund August seinem Landsmann bezeugt, daß derselbe bei ihm niemals etwas gegen den Kaiser verhandelt habe*). Wohl nicht persönlich mit ihm; aber Laski wußte gar wohl um die Verhandlungen, den Polenkönig für den Fürstenbund zu gewinnen, und er scheint auch an denselben nicht ganz unbeteiligt gewesen zu sein.

Wir haben bereits erwähnt, wie Laski die erste Rückreise von London nach Emden gemeinsam mit dem Grafen Volrad von Mansfeld gemacht, der gerade in dem unserem Freunde nächsten Kreise Versuche angestrengt, England zur mittelbaren oder unmittelbaren Teilnahme am Fürstenbunde zu gewinnen. Wahrscheinlich schon in diesen Kreisen wurde Laski in die geheimen Verhandlungen eingeweiht; denn von Ostfriesland kann er bereits über ihren Fortgang auf dem Kontinent dem Primas Mitteilungen für den Herzog von Somerset machen. Die dann im Sommer 1549 noch nicht völlig aufgeklärte, rätselhafte Reise in seine Heimat nach Danzig, der wochenlange Aufenthalt in Königsberg, während man hätte glauben sollen, daß sein Posten in jenen heißen Tagen nur in Ostfriesland sein konnte, das Vertrautsein mit den Chiffern, deren sich die Häupter des Fürstenbundes zur größeren Geheimhaltung ihrer Bestrebungen bedienten, so manche entzifferte Briefstelle aus jenen Tagen lassen darauf schließen, wie

*) Kuyper II, 639.

er aller dieſer geheimen Vorgänge kundig war, wie ſehr man auf ihn fernerhin zählte. War er doch ein Bruder des berühmten Diplomaten Laski und mußte deshalb wohl mit der Politik des polniſchen Hofes vertraut ſein; hatte er ſich doch jetzt ein halbes Jahr in der nächſten Nähe der Männer in England aufgehalten, in deren ſtarker Hand die Leitung des Landes ruhte!

Als nun Laski zum zweitenmale wie eine Art Landesverwieſener nach England ging, reiſte er mit beſtimmten Aufträgen der Häupter des Fürſtenbundes. Schon während ſeines Aufenthaltes in Königsberg am 3. Juni 1550 hatte ihn der Herzog Albrecht von Preußen bei dem Lord-Protektor als ſeinen Geſandten beglaubigt*). Im Dezember 1551 ſandte der Herzog Johann Albert von Mecklenburg, der eifrige Förderer des Fürſtenbundes, den Baron Joachim Maltzan als ſeinen Geſandten an Eduard VI.; da heftige Stürme die Ausfahrt des Geſandten von Harburg verhinderten, betraute dieſer Sendbote unſeren Laski mit der Führung ſeiner Botſchaft**). Zunächſt galt es, die engliſche Regierung inſofern für die Beſtrebungen des Fürſtenbundes zu gewinnen, daß ſie willig wäre, durch Geldmittel für den Unterhalt einer beſtimmten Truppenzahl zu ſorgen, die Herzog Albrecht ohne Aufſehen zu erregen werben und für den Ausbruch des Krieges bereit halten würde. Laski verhandelte darüber mit dem Primas, er bat um 50000 Thaler für drei Jahre. Der im Juli 1550 bereits gegebene Beſcheid lautete für dieſes Jahr abſchläglich***). Der König habe bereits dem Grafen Volrad von Mansfeld und Hans von Heideck für gleichen Zweck Gelder gegeben†). Aber dennoch erklärte ſich der König bereit, das kommende Jahr eine recht bedeutende Hilfe zu leiſten,

*) Calendar. Foreign., p. 48. In dem betr. Schreiben nennt der Herzog unſeren Laski einen ebenſo lauteren und reinen, wie durch hervorragende Tüchtigkeit ausgezeichneten Menſchen, dem der Lord-Protektor volles Vertrauen ſchenken und mit ihm in einer Weiſe verhandeln könne, als ob er ſelbſt zugegen ſei.

**) Ib., p. 205.

***) Kupper II, 642.

†) Auch durch dieſe Unterſtützung war es möglich geworden im Stifte Bremen einen Streithaufen von 4000 Mann Fußvolk und 300 Reitern zuſammenzubringen. (Vgl. Ranmer [1857], S. 90.)

wenn der Herzog von Preußen und der Markgraf von Brandenburg gemeinsam den König von England bei seiner Bewerbung um die deutsche Kaiserkrone bei der nächsten Wahl begünstigen zu wollen versprechen würden*). Weitere Verhandlungen im Laufe des Herbstes ließen Laski erkennen, daß eher auf ein geneigtes Gehör gerechnet werden könne, wenn das Gesuch nicht von einem einzelnen Fürsten gestellt würde, sondern von dem Fürstenbund gemeinsam und zwar schriftlich und im geheimen, nicht durch eine Gesandtschaft. Als solche verbündete Fürsten bezeichnet Laski seinem Auftraggeber außer ihn selbst den Markgraf von Brandenburg, die Herzöge von Pommern, die Seestädte und etwa auch noch den König von Dänemark, von dem er wußte, welch' große Mühe sich namentlich Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg gab, ihn für den Fürstenbund zu gewinnen. Der Rat Laskis, gemeinsam vorzugehen, fand Beifall; der unerwartete Gang der Ereignisse aber hatte im Frühjahr 1551 eine so entscheidungsvolle Wendung genommen, daß wir unter den gemeinsam vorgehenden Fürsten den Mann im Vordergrund sehen, an den Laski und überhaupt wohl niemand im vorigen Jahre gedacht.

Im Februar 1551 waren Kurfürst Moritz und der Markgraf Hans von Brandenburg zur Zwiesprache in Dresden zusammengekommen. Der Markgraf hatte die Aufforderung anfänglich für unglaublich gehalten und in ihr eine ihm bereitete Falle vermutet; aber am 20. Februar war bereits eine Verbindungsschrift zwischen den beiden hergestellt. Kurfürst Moritz

*) Kupper (II, 643) weist darauf, daß nur an dieser einzigen Stelle solch ein Wunsch des Königs oder vielleicht auch nur seiner Räte auftauche, daß aber der Bericht selbst durchaus glaubwürdig sei. Ranke (V, 160) führt die Geldunterstützung, die Johann Heideck und Graf Volrad von Mansfeld von England erhielten, auf die Vermittelung Laskis zurück und bezeichnet sie als die erste Rückwirkung der Religionsveränderung daselbst. Den Nachweis dafür kann ich nicht finden. Die Gelder wurden bewilligt gerade, als Laski zum zweitenmale nach England kam. Die vorbereitenden Schritte dazu hatte ein halbes Jahr früher mit Erfolg Graf Volrad selbst bei dem Lord-Protektor gethan; Laski mag dabei behilflich gewesen sein; in welchem Grade, ist aber nicht aufgehellt; keine Stelle in seinen Briefen giebt auch nur eine leise Andeutung.

hat seine Sache von der des Kaisers losgelöst; nun will er wieder frank und frei zur Erhaltung der Religion laut der Augsburger Konfession Land und Leute wagen. Und er war nicht müssig und die ganze Sache so recht nach seines Herzens Lust, denn an geheimen Plänen arbeitete seine Seele unaufhörlich*). Ein Vierteljahr später sehen wir die beiden Verbündeten zu einer weiteren Beratung in Torgau, mit ihnen zusammen der Herzog Albert von Mecklenburg und des noch immer gefangen gehaltenen Landgrafen ältester Sohn Wilhelm von Hessen. Frankreich und England sollten um Hilfe, zunächst in Gestalt von Unterstützungsgeldern, angegangen werden. Wegen der Unterhandlung in England wurde, um möglichst jeden Argwohn des bereits Verdacht schöpfenden Kaisers zu verhüten, ein ziemlich unbedeutender Mann nach London gesandt, einer der Sekretäre des Kurfürsten Moritz, Fueß, ihm aber in seinen Verhaltungsmaßregeln aufgegeben, nur nach den Anordnungen Laskis die Verhandlungen mit dem Könige zu führen. Dieses „Bedenken" der Torgauer Verbündeten vom 14. Juli ist uns erhalten**). Das Schwergewicht sollte am englischen Hofe, anders wie in den gleichzeitigen Verhandlungen mit Heinrich II. von Frankreich, dem gegenüber die politischen Bedenken in den Vordergrund gerückt wurden, auf die durch die Politik des Kaisers bedrohten kirchlichen Verhältnisse und die durch den Spanier angetastete Freiheit des deutschen Volkes gelegt werden***). Ohne Gutdünken,

*) Ranke V, 175.

**) Abgedruckt bei Langenn II, 328.

***) „Nemlich es solle der Geschickte (Fueß) sich bei dem Herrn Lasco angeben, und Ime von unser der Chur und Fürsten wegen, neben geburender unsers gunstigen und genediges grus vormeldung, ufs vertraulichste und In hochster Geheim vormelden, Nachdem Ime unverborgen, was gestalt nun eine lange Zeit her unsere heil. christliche Religion der Augspurg. Confession und die vorwandten stende derselben, durch die widerwertigen unserer Lehr und bekenntnuß verfolget, betrübt und In viel wege zum Hochsten beleidigt worden, auch der augenschein und tegliche erfarung gibt, das man ferrer damit umbgehe, dieselben Evangelischen Stende soviel deren noch der Augspurgischen Confession vorwantt und durch Gottes Gnade darbey zuvorharren gedenken, sollents zu bekriegen und gentzlichen auszureutten, darzu auch nebendeme die Hochlöbliche hergebrachte freiheit der Teutzschen Nation unsers

Wissen und Willen Laskis solle der Gesandte nichts unternehmen, ja wenn Laski es für geratener halte, solle ihm Fueß seine Vollmachten abtreten und dieser dann entweder persönlich mit dem König oder durch den Lord-Protektor in Verhandlung treten. Das Gesuch richtete sich auf Subventionsgelder für Truppenwerbung; die Berechnung war für 8- bis 12000 Mann aufgestellt, für die monatlich 56- bis 88000 Gulden beansprucht wurden*). Eine Summe von 300000 Kronen, oder wenn dies nicht möglich, dann doch von 200000 Kronen als Vorschuß für ein paar Monate möge dann in Hamburg oder Danzig erlegt werden. Finde aber Laski den Vorschlag für vergeblich, so solle der Gesandte die ganze Sache im tiefsten Geheimnis auf sich beruhen lassen.

Am 14. September traf Johannes Fueß in London bei Laski ein; fast gleichzeitig mit ihm Briefe des Herzogs von Preußen, in denen unser Freund um seine Mithilfe in Privatangelegenheiten des Herzogs mit der englischen Regierung gebeten wurde**). Laski war nicht dagegen, das Gesuch der Fürsten dem Könige vorzustellen; Cranmer riet ihm, des Herzogs von Preußen Angelegenheit bis zur Erledigung dieser wichtigeren Sache ruhen zu lassen. Nach vier Wochen war die ernstliche Betreibung so weit gediehen, daß das Gesuch der Fürsten dem jungen Könige vorgebracht werden konnte. Die Audienz fand durch Vermittelung des Lord-Protektors und wohl auch in seiner Gegenwart am 13. Oktober in Hampton Court statt, dem prachtvollen Königsschloß, das erst vor wenigen Jahren Kardinal Wolsey erbaut und seinem Könige geschenkt und wo König Eduard noch seit dem Ausbruch der furchtbaren Seuche im Hochsommer residierte.

---

vaterlandts In ein knechtische Servitut und Dinstbarkeit zu bringen das man also der christlichen Religion und der freiheit zu gleich, in Hochster und eusserster gefahr stehen muste."

*) Vom Könige von Frankreich werden 100000 Kronen monatlich erbeten (Langenn I, 479).

**) Kuyper II, 665. Es ist nicht klar ersichtlich, welchen Inhaltes das herzogliche Gesuch war; Kuyper sagt: „aut simpliciter de nummis mutuandis aut de petitione quadam intellige, ut duci Prussiae Consiliarii Angliae regis titulus cum stipendio deferretur, ut haud ita raro tunc fieri solebat."

Es ist nicht genau zu ersehen, ob Laski bei der Audienz zugegen gewesen oder gar, was jedoch nach einigen Andeutungen nicht wahrscheinlich, von seinem Rechte Gebrauch gemacht und die Sache allein vor dem Könige verhandelt habe; nur das steht fest, daß die schön stilisierte lateinische Rede des Gesandten ganz aus der nun auch staatsmännisch gewandten Feder Laskis geflossen*). Die Rede betont zum Beginne die gemeinsamen religiösen Interessen und die daraus entspringende Pflicht gegenseitiger Hilfe, um alle Unternehmungen des Fürsten dieser Welt in der Gestalt des römischen Antichristen zuschanden zu machen**). Es wird im weiteren Fortgange nicht versäumt, den königlichen Jüngling an sein von Cranmer ihm aufgegebenes und lieb gewordenes Vorbild, den König Josias, zu erinnern. Es gelte gegenwärtig, die gemeinsamen Interessen durch einen gegenseitigen Bund sowohl zu bezeugen als auch zu bekräftigen; die weite Entfernung der Genossen dürfe nicht als Hinderung angesehen werden; die bestehe nicht, wo es sich um die lebendigen Glieder ein und desselben Leibes Jesus Christus handle, ja gerade die gegenwärtige Erfahrung an dem Bundesverhältnis der Perser mit dem Kaiser wider die Türken lehre, daß solche ferne, freundschaftlichen Verbindungen von Nutzen sein könnten. Deshalb wünschten die Fürsten ein christliches Bundesverhältnis mit dem Könige zu schließen. Der König unterbrach hier den Redner und erwiderte, daß ihm selbst nichts erwünschter und angenehmer wäre, da sein ganzes Bestreben darauf gerichtet sei, durch die wahre Religion die Ehre Gottes und den Frieden der Kirche Christi und ihres lauteren Gottesdienstes wiederherzustellen und zu schützen. Darauf fuhr der Gesandte fort, daß es zu dem Behufe gelte, einen festen, gründlichen Bund zu schließen; dazu sei er geschickt, entweder daraufhin bezügliche Vorschläge des Königs entgegenzunehmen oder die seiner

*) Das Original der Rede, von Laski selbst geschrieben, aber mit kleinen Zusätzen von fremder Hand versehen, bewahrt in einem interessanten Aktenfascikel das Staatsarchiv in Berlin; sie ist meines Wissens noch nirgends veröffentlicht, scheint auch, so weit meine Kenntnis reicht, noch von keinem Geschichtsforscher benutzt worden zu sein.

**) Den anderen oben erwähnten Punkt von der bedrohten Freiheit der deutschen Nation hat Laski für zweckmäßig gehalten wegzulassen.

Auftraggeber vorzubringen. Im letzteren Falle sei es nicht zweifelhaft, daß, wenn man zu einem Kriege um des Glaubens willen bereit sei, zwei Dinge erforderlich seien, eine gewaltige Kriegsrüstung und dabei doch ihre Geheimhaltung. Es bedürfe vieler Tausende von Truppen und recht bedeutenden Kriegsmaterials. Trotzdem verlangen die Fürsten, um nicht unbillig zu erscheinen, von dem Könige nur 400000 Thaler als ausreichend, um 12000 Mann Fußvolk vier Monate zu unterhalten; anderseits versprechen die Fürsten die gleiche Truppenzahl dem Könige zur Verfügung zu stellen, wenn er angegriffen würde, und sind bereit, darüber genügende Bürgschaft zu stellen. Inbetreff der Geheimhaltung des Zweckes der Rüstung beziehen sich die Fürsten auf die Abmachungen, die vor 3 Jahren der Herzog von Preußen mit Laski abgeschlossen*).

Der König schenkte auch dem Schlusse der Rede seinen Beifall und erklärte, daß er einen Bevollmächtigten erwählen werde, weiter die Sache zu verhandeln; die gemachten Vorschläge mußte der Gesandte schriftlich hinterlassen. Die Verhandlung hatte aber dennoch den raschen und glücklichen Verlauf nicht, wie nach der so sehr günstigen Aufnahme bei dem Könige zu erwarten war. Es war eine der letzten Amtshandlungen, mit der der in Sachen der Regierung fast allmächtige Lord-Protektor und so starke Schutzwart der Protestanten betraut wurde. Vier Tage nur später, am 17. Oktober, war es den Gegnern des Herzogs von Somerset, — an ihrer Spitze der Earl of Warwick, vor kurzem erst zur Würde eines Herzogs von Northumberland erhoben — geglückt, den Oheim des Königs zu stürzen. In den Tower geworfen, vertauschte der große Mann sein Gefängnis nur noch mit dem Schafott; am 22. Januar 1552 ward er enthauptet**). Mit dem Herzog von Somerset war ein mächtiger und warmer Fürsprecher für die angebahnte Verbindung gefallen. Aufgegeben war sie freilich noch nicht. Der König notiert in seinem Tagebuch,

*) Es sind nicht völlig drei Jahre (Juli 1549; vgl. übrigens auch Calendar. Foreign., p. 60). Die Abmachung, auch von Laskis Hand geschrieben, ist dem oben erwähnten Aktenfascikel beigefügt; eine genaue Abschrift liegt mir vor.

**) Burnet II, 294.

acht Tage nach der Gefangennahme des Lord-Protektors, daß er die Lords zusammenberufen und auf ihren Rat die beiden Sekretäre Petre und Sir Cecil damit beauftragt habe, mit dem Gesandten sich in Einverständnis zu setzen und über die verbündeten Fürsten genauere Erkundigungen einzuziehen*). Unter solchen ungünstigen Verhältnissen (gleichzeitig mit dem Protektor fielen Lord Paget, drei weitere hervorragende Räte und vierzehn andere bedeutende Männer) schleppte sich nur langsam die nicht mit rechtem Eifer betriebene Verhandlung hin. Noch giebt am Anfang Dezember Laski nicht alle Hoffnung auf**): er bemerkt, daß sie dem König am Herzen liege und dieser die Selbständigkeit zu beanspruchen und einen eigenen Willen zu bekunden beginne.

Dem Gesandten Fueß dünkte es denn doch zu lange, das Ende der Verhandlung abzuwarten. Den 20. November erhielt er seinen Reisepaß; Laski sollte in seiner Abwesenheit — Fueß war damals der Meinung, im Frühjahr wieder zurückzukehren — seine Bemühungen, das Bündnis abzuschließen, fortsetzen. Aber der Gesandte kam doch noch nicht fort, und Laski hatte um seinetwillen weitere Scherereien. Kurz vor der Abfahrt war der Diener von Fueß mit dem Schiffer in Streit geraten; es war zu Thätlichkeiten gekommen, der Diener hatte mit dem Säbel dreingeschlagen und den Schiffsjungen am Kopfe getroffen. Darüber war der Diener, aber auch sein Herr, ins Gefängnis geworfen worden, und Laski mußte bei Sir Cecil Schritte um seine Befreiung thun. Erst am 12. Dezember fuhr Fueß über Hamburg nachhause. Laski atmete auf***). Aber schon mahte neue Beschwernis in derselben Angelegenheit, und unser armer Freund hatte daheim sein treues Weib langsam zum Tode dahinsiechend. Während Fueß in Hamburg landete, lag dort in Harburg der Baron Joachim Maltzan. Der Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg war nun auch den neuen Vereinbarungen mit Kurfürst Moritz beigetreten, und sein Vertrauter Maltzan sollte in England für den Bund thätig sein. Zwanzig

*) Burnet IV, 222.

**) Kuyper II, 666.

***) Ebd., S. 664: „putabam me jam fore liberum a molestiis istis aulicis, posteaquam causa legati absoluta jam esset".

Meilen von Harburg entfernt hatte das Schiff einen solchen Sturm zu bestehen, daß es in den schützenden Hafen zurückeilte; der wohl nicht ganz seefeste Staatsmann hatte nicht Lust, ein zweites Mal in der Winterzeit die Ausfahrt zu wagen, und betraute mit der Führung der Botschaft Laski*).

Bei diesen Verhandlungen, die durch Zögern und Zaudern der englischen Regierung von den Ereignissen überholt und somit erfolglos wurden, verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß unser Freund sie nur von dem Gesichtspunkte aus betrieb, durch das Bündnis der heiligen Angelegenheit vielleicht förderlich sein zu können, in deren Dienst er willig und mit Freuden sein ganzes Leben gestellt. Er hat auch hier gezeigt, daß er das reiche Erbe an staatsmännischer Befähigung der Laskischen Familie besaß und, wenn er mit ihm gewuchert hätte, wohl in der Welt eine ebenso hohe Stellung sich errungen haben würde, wie die Brüder. Was ihn uns aber so liebens- und achtungswert macht, ist, daß er doch nur armer Diener Christi sein will, bereit, ihm überall zu dienen, wohin immer er sich von ihm gesendet glaubt. Wir haben schon hervorgehoben, wie er aus diesem Grunde das andere Moment inbetreff der gefährdeten Freiheit des deutschen Volkes in seiner Botschaft an den König fallen ließ: er fühlte sich nicht berufen, ihr Anwalt zu sein; seine ganze Kraft gehörte der evangelischen Kirche als dem Reiche Christi auf Erden. Diese feste, fromme Gesinnung sprach er auch klar und unumwunden den verbündeten Fürsten in dem Schreiben aus, in welchem er ihnen von der Ausführung des ihm gewordenen Auftrages redet. Es sind wohl nicht viele Gesandtschaftsberichte in dem gleichen, ernst mahnenden Sinne abgefaßt, und der leutselige Kurfürst Moritz, der scherzend bekannte, daß er wenig bete, mag wohl bei den Mahnungen des Gesandten etwas gelächelt haben, als er in dem Berichte die so tief-wahren, mannhaft-frommen Worte las: „Wenn in der ganzen Angelegenheit etwas anderes erstrebt wird als Schutz der evangelischen und apostolischen Kirche und die Sicherstellung (pacificatio) der diese Lehre bekennenden Kirchen, dann fürchte ich, daß wir mit diesen unseren

*) Calendar. Foreign., p. 205.

Plänen eher unseren Untergang bereiten, als unsere Sache fördern. Ich zweifle nicht an Eurer Frömmigkeit; aber wenn ich an frühere Beispiele bei ähnlichem Vorhaben gedenke, so glaube ich nicht vergeblich zu mahnen, auf daß wir uns durch solche Beispiele gewitzigt sorgfältig hüten. Gott läßt wahrhaftig nicht mit sich spotten und giebt nicht zu, daß wir seinen heiligen Namen zum Deckmantel unserer Gelüste gebrauchen. Wenn wir es uns angelegen sein lassen, menschliche Hilfe uns zu verschaffen, dabei aber die Sorge, uns mit Gott zu versöhnen, gegen den wir uns so schwer vergangen haben, in den Hintergrund schieben, wahrlich dann weiß ich nicht, ob wir in unseren Plänen nicht mehr unseren eigenen Gewinn, als Gottes Ehre suchen. Ach möchten wir doch so viel Eifer und Fleiß anwenden, Gottes Versöhnung zu erlangen, als wir Arbeit dransetzen, menschliche Hilfe zu erlangen, dann würden sowohl alle noch in der Kirche bestehenden und täglich zunehmenden Lehrstreitigkeiten beigelegt, als auch der rechte Brauch der Kirchenzucht längst schon eingeführt sein." *)

Die von Laski geführten Unterhandlungen, inbetreff deren er seinen Freund, den Erzbischof, fortwährend auf dem laufenden hielt, weckten bei Cranmer wieder den alten Lieblingswunsch, die hervorragenden geistigen Führer der evangelischen Kirche zu vereinen, um in gemeinsamem, geschlossenem Vorgehen der römischen Kirche begegnen zu können, die ihre erschütterten Kräfte gerade eben in Trident mit neuem Eifer zu sammeln anhub und deren geistige Heeresführer fortan in dem vor kurzem gestifteten Jesuitenorden auf die Walstätte kühnen, zielbewußten Schrittes traten. Seinen vollen, ungeteilten Beifall schenkte Laski dem Vorhaben: viel, viel wichtiger als der Fürstenbund und dringend geboten erschien ihm ein Bund der Männer der Kirche, die, über die geringeren Lehrunterschiede um des viel größeren unangetasteten gemeinsamen Glaubensbesitzes willen wegsehend, das Reich des Herrn in festgeschlossenem Gliede gegen die römische Kirche zu schützen bereit waren. Cranmer wandte sich wieder an die Männer, die er bereits vor zwei Jahren nach England berufen.

*) Kupper II, 668.

Bullinger, Calvin, Melanchthon erhielten faſt gleichlautende dringende Bitten, ſei es nach England, ſei es irgendwo anderswohin zu einer Art antitridentiniſcher Synode zuſammenzukommen*). Meiſter Philipp wird daran erinnert, wie ſehr religiöſe Uneinigkeit, beſonders in der Lehre von dem Abendmahl, die Kirchen auseinandergebracht hätte und der Schmalkaldiſche Krieg nicht zum Ausbruch gekommen wäre, hätte man dieſen Streit früher beigelegt. Eine Antwort Melanchthons habe ich nicht finden können**), ebenſo wenig eine von Bullinger, von der jedoch Calvin ſpricht. Schön iſt des letzteren Erwiderung. Zwanzig Meere zu durchſchiffen, ſoll ihn nicht verdrießen, wenn er von irgendwelchem Nutzen ſein könne. Selbſt wenn es ſich nur um England dabei handeln würde, wäre ihm dies ſchon Anlaß genug zu kommen***). Und doch muß Cranmer im Herbſt 1552 Calvin melden, daß die Sache ſich zerſchlagen. Melanchthon hatte bis dahin noch gar nicht geantwortet, Bullinger hielt die Zeitläufte†) augenblicklich für zu bedenklich, als daß jemand Luſt haben ſollte, ſeine heimatliche Kirche im Stiche zu laſſen††). Cranmer wollte den Plan zwar nur bis auf eine gelegenere Stunde hinausgeſchoben wiſſen; er ſelber aber erlebte eine ſolche Zeit nicht mehr.

III. Die Fremdlingsgemeinde in London.

Von dieſen geſcheiterten Verſuchen, der drohend heraufſteigenden Gegenreformation rechtzeitig zu begegnen, von den ſtaats-

*) Original, p. 23—26.

**) Der Cranmerſche Brief abgedruckt bei Melanchthon VII, 970.

***) Calvin XIV, 314.

†) Wir denken daran, daß ſeit dem März Kurfürſt Moritz ſeinen Kriegszug gegen Karl V. begonnen; am 4. April zog er ſiegreich in Augsburg ein, faſt gleichzeitig — ach, es erinnert uns ja an eine der dunkelſten, ſchamerregendſten Seiten der deutſchen Geſchichte, die erſt vor zehn Jahren der Hohenzoller Wilhelm und ſeine ſiegreiche Schar unter den Mauern vor Metz wieder gelichtet — Heinrich II. in Metz. Gichtkrank und hilflos lag Karl V. in Insbruck; es vergingen noch bange vier Monate bis zum Abſchluß des Vertrags von Paſſau.

††) Calvin XIV, 370.

männiſchen Beſchwerniſſen unſeres Freundes, denen er ſelbſt ſo gern entgehen wollte, von all dieſen enttäuſchungsreichen Arbeiten weg, ſehnen wir uns lange ſchon, unſer Auge auf einem Lichtpunkte jener ſturmbewegten Tage, auf dem Glanzpunkte der Thätigkeit Laskis eine Weile ausruhen zu laſſen, ehe uns der Fortgang der Geſchichte zur Betrachtung ſeiner ſchmerzensreichſten Erfahrung fortzieht. Wir wollen unſerem Reformator einen Beſuch in ſeinem Heimweſen machen, nicht in ſeiner beſcheidenen Wohnung, in dem wunderbaren Bau vielmehr, den er in der Bildung ſeiner Gemeinde während ſeines dreijährigen Aufenthaltes aufgeführt. Er hat es uns leicht gemacht, trotz der weiten dazwiſchenliegenden Zeit, mit dem Leben und Treiben in der Gemeinde vertraut zu werden. Sein Hauptwerk giebt uns eine ausführliche Schilderung*). Von dem Jünger, den Jeſus lieb hatte, erzählt eine fromme Legende ſo ſchön und ſinnig, daß aus dem Grabeshügel, unter dem man ſeine verwesliche Hülle gebettet, noch nach Jahrzehnten Wohlgeruch aufgeſtiegen ſei, ſüß wie Roſenduft. Denn auch den Körper des Jüngers, der da bleibt, bis der Herr kommt, will die Legende nicht zu Staub und Aſche verfallen laſſen. So auch darf man von unverweslichen Schriften reden, aus denen fort und fort taufriſch eine längſt vergangene Zeit zu uns herantritt und lebensvoll uns grüßt. Die Lieblingsarbeit unſeres Freundes gehört zu dieſen auserwählten Zeugen der Reformation: ſo oft wir in dem Buche blättern und leſen, mutet es uns an, als ob der Hauch jener großen, unvergeßlichen Tage lebenswarm unſere Seele berühre, und wir atmen über dem Leſen auf, wie bei den unvergänglichen Meiſterwerken eines Luther, eines Calvin. Laski hat aber auch in das Buch, das Kunde von ſeiner Lieblingsſchöpfung bringen ſollte, ſeine ganze fromme, treue Seele hineingehaucht; man darf ſagen, er hat die Schrift mit ſeinem Herzblut geſchrieben, ſie lautet wie ein Hymnus auf ſeinen Herrn Chriſtus. Es galt, ſeine Fremdlingsgemeinde vor Verunglimpfungen zu ſchützen und was unſer

*) „Forma ac ratio tota ecclesiastici ministerii in peregrinorum Ecclesia instituta Londini in Anglia.“ (Kuyper II, 1—277 und ſeine ſcharfſinnigen Erläuterungen I, CII.)

Freund als tief aus dem Worte Gottes geschöpfte Gemeindeeinrichtung erkannt hatte, dem das Recht des Bestandes wahren, als ob es das eigene Leben gelte; es galt, dies Buch heimsenden in das geliebte Polenland, damit es dem Könige, dem Senate, seinem Volke Bericht erstatte von dem, was der verbannte Pole in der Fremde gethan, mehr noch, daß das Buch werbe, wie ein Freund des Bräutigams um die Liebe des Vaterlandes für seinen Herrn Christum. Die drei Begleitschreiben, die er dem Büchlein auf seiner Botenfahrt nach Polen mitgab und von denen wir bald reden, sind ein kostbarer Beleg dafür. Der Schrift fehlt wohl, wie ein Kunstkritiker sich ausdrücken würde, die letzte Feile. Sie ist in schwerer, drangsalsvoller Zeit niedergeschrieben; die haften gebliebenen Narben und Nieten reden laut und rührend davon und machen uns das Buch auch in den paar Mängeln der Form lieb und wert. Laski hat die Schrift noch in London um die Zeit des Heimgangs Eduards VI. begonnen, hat sie auf der schmerzensreichen Flucht von England nach Emden fortgesetzt; das Licht der Welt hat sie in Frankfurt erblickt, damals als rastlos Laski unter den zerstreuten Trümmern seiner einstigen Fremdlingsgemeinde in der Mainstadt, wo sie ein Asyl gefunden, weilte. An der Hand dieses Buches ist es uns möglich, unserem Freunde in dem Leben und Treiben seiner Gemeinde den ersehnten Besuch zu machen. Statten wir denselben etwa im Frühjahr 1553 ab, zu einer Zeit, wo die Einrichtungen der Gemeinde sich schon fester ausgestaltet hatten.

An einem Sonntagmorgen wohnen wir dem Gottesdienste in der Jesuskirche in Austin Friars bei. Es ist neun Uhr in der Frühe, die Zeit des Vormittagsgottesdienstes. Wir treten durch die Hauptpforte ein, über der sich das große, schöne gotische Fenster aufbaut. Der Innenraum ist heute noch derselbe wie vor 300 Jahren, der furchtbare Brand Londons von 1666 hat diese Kirche verschont. Wir erinnern uns, wie Monate nach dem Erlaß der königlichen Charter 1550 bis zur endgültigen Besitzergreifung verstrichen, weil die königliche Gabe in einem dem Geber würdigen Zustande ausgeliefert werden sollte. Selbstverständlich war alles entfernt, was an den römischen Messedienst

der früheren Inhaber, der Auguſtinermönche, erinnerte: Bilder, Altäre, Chorſtühle. Nur die unangetaſtet gebliebenen Grabmäler erinnerten und erinnern, daß hier die ſterblichen Überreſte von Edmund, dem Stiefbruder Richards II., von dem Gründer des Kloſters, Humphrey Bohun, und ſeinem Nachkommen, dem armen Edward Bohun, Herzog von Buckingham, der 1521 enthauptet wurde, und von noch ſo mancher hervorragenden Größe ruhen *). Eine kleine Inſchrift an drei gemalten Kirchenfenſtern zeigt uns, daß auch hier eine verbeſſernde Hand frühere Verwahrloſung wieder gut gemacht; es ſind die eingebrannten Worte: „Jesus Tȣple 1550."

Das Zeichen zum Beginne des Gottesdienſtes iſt gegeben, die Gemeinde faſt vollſtändig verſammelt, der Geiſtliche betritt die Kanzel **). Heute iſt es unſer Superintendent, der ernſte, ehrwürdige Mann mit dem weißen Barte, der ihm dicht und voll bis auf die Bruſt fällt. Mit klarer, kraftvoller Stimme fordert er die Gemeinde zum Gebete auf; wir beſitzen noch die erbauungsvollen Worte ***), die mit dem Gebete des Herrn ſchloſſen. Darauf hebt der Geſang eines Pſalmes ohne Orgelbegleitung an; es ſind ein paar Glieder der Gemeinde erwählt, die das Lied beginnen und den Ton halten, die ganze Gemeinde fällt kräftig ein, niemand ſchließt ſich von der Teilnahme an dem Geſange aus. Nun tritt der Prediger wieder von ſeinem Platze hinauf an den Rednerpult und verlieſt den Text. Nicht irgendwelche altkirchliche Perikope, auch kein ſelbſtgewähltes Schriftſtück, mitten aus dem Zuſammenhang herausgeriſſen. In fortlaufender Reihenfolge werden ganze Bücher der heiligen Schrift ausgelegt, denn die Gemeinde ſoll mit dem ganzen Worte Gottes vertraut werden, und ihre regelmäßige Teilnahme bürgt dafür, daß die Schriftauslegung ihr eine ununterbrochene werde. Der Prediger verlieſt nur ſo viel Text, als er während einer Stunde bewältigen zu können glaubt. Zunächſt wird dieſes Schriftſtück in ſeinen ein-

*) Knight V, 166.

**) Als ſtehenden Ausdruck hat die Schrift „suggestus", wobei wir vielleicht eher an ein Rednerpult als eine Kanzel im engeren Sinne des Wortes zu denken haben.

***) Kupper II, 83.

zelnen Teilen erklärt, dann hebt der Diener am Worte die Stellen desselben besonders hervor, an die sich ihm vorzugsweise seine Ermahnung, seine Erbauung anreiht. Laski hat viel und gerne gepredigt, sobald er nur eben Herr der fremden Landessprache geworden, bei der großen Sprachengabe der Laski ihm keine allzu schwere Aufgabe. Als er in Emden seine Superintendentur um der vielen, ihm bereiteten Hindernisse willen niedergelegt, da konnte er sich nicht von der Kanzel trennen und blieb Prediger an der großen Kirche. Leider ist uns keine Probe seiner Predigergabe geblieben und auch von anderer Seite kein Urteil erhalten: aber wenn wir den warmen Brustton glaubensvoller Überzeugung, opferbereiter Thatkraft, willigster Hingabe an seinen Herrn Christum, der in seinen Schriften und Briefen oft in überwältigender Weise verlautet, an unsere Seele dringen lassen, wenn wir das Wort uns belebt denken, jener Gestalt mit den feurigen Augen entströmend, deren feste Züge den evangelischen Prediger zeigen, der sich als ein guter Streiter Christi erweist, dann dürfen wir wohl meinen, daß das beredte Zeugnis der nachhaltigen Wirkung auf die Gemeinde nicht entbehrte und sie ihre reiche und tiefe Erbauung in einer Verkündigung finden ließ, die das Wort Gottes und nur dieses in weihevollem Ernste auslegen wollte, nach unserem weichlicheren Geschmacke, der die sentimentale Weise des Pietismus nicht verwinden kann, vielleicht etwas herbe, aber kraftvoll, schlicht, tüchtig eine Gemeinde zu erziehen, die ein schweres Marthyrium und des Herrn willen zu ertragen imstande ist. Das ist mehr wert, als zarte Leute in kleinen, alltäglichen und oft auch eingebildeten Leiden salbungsvoll zu trösten.

Unmittelbar an die Predigt reihten sich besondere Mitteilungen an die Gemeinde, wenn solche vorhanden waren, an sie dann das Gebet um Bewahrung des Predigtsegens. Es ist eine wertvolle Bitte: „Herr Gott, unser himmlischer Vater! Dieweil Dein Sohn Jesus Christus die allein selig preist, die nicht nur Dein Wort hören, sondern es auch halten und bewahren, niemand es aber zu halten vermag, ohne daß es durch Deinen heiligen Geist in unsere Herzen eingeschrieben werde, darum bitten wir Dich demütiglich, Du wollest Satan von uns ferne halten, daß er uns nicht die Lehre Deines göttlichen Wortes, die wir vernommen

haben, irgendwie raube. Erweiche unſer ſteinernes Herz und befeuchte es mildiglich mit dem Tau Deines heiligen Geiſtes, auf daß nicht die Frucht Deines Wortes, durch Deine Gnade in unſeren Herzen aufſchießend, plötzlich verdorre. Die Sorgen und Mühen dieſer Welt, welche Dein Wort in uns ihrer Natur nach den Dornen gleich erſticken wollen, nimm ſie von unſeren Herzen und mache Du uns zu jenem guten und fruchtbaren Boden, in dem Dein Wort Frucht bringen kann, Deiner würdig zum ewigen Ruhm Deines Namens. Das bitten wir von Dir, barmherzigſter Vater, im Namen Deines eingeborenen Sohnes, unſeres Herrn Jeſu Chriſti. Amen."

Darauf ruft der Geiſtliche die Gemeinde auf, die Gebote Gottes zu vernehmen, die er nach dem Wortlaute der Schrift verlieſt. Der Geiſtliche reiht daran eine kleine Anſprache, in welcher er der Gemeinde ihre Sünden vorhält und ſie dadurch anregt, Gott um Sündenvergebung zu bitten. Ein ernſtes, ergreifendes Bußgebet giebt dieſer Anregung Ausdruck. Dann verkündet der Paſtor der bußfertigen Gemeinde die Vergebung ihrer Sünde in feierlicher Weiſe. „Wir haben die ſichere und unbezweifelte Verheißung des ewigen, unabänderlichen Willens Gottes, daß er allen wahrhaft Bußfertigen, die für ihre erkannten Sünden, deren ſie ſich zeihen, ſeine Gnade im Namen des Herrn Chriſtus anflehen, ihre Sünde vergiebt und austilget und ihrer fernerhin nicht mehr gedenken will. Wir haben aber auch den furchtbaren Spruch göttlichen Gerichtes über alle, die die Finſternis mehr lieben als das Licht und die in Chriſto dargebotene Gnade gering ſchätzen und verachten, daß dieſen allen ewige Verdammnis beſtimmt ſei. Wie viele unter euch deshalb alſo geſinnt ſind, daß ihr euch entſprechend der von uns gethanenen Bitte eurer Sünde ſchämet und ſie vor dem Angeſichte Gottes bereuet, alſo daß ihr mit eurer Selbſtanklage ihre Vergebung von Gott unſerem himmliſchen Vater demütiglich erfleht und nicht zweifelt, daß ſie euch um Chriſti und des Verdienſtes ſeines Todes willen aus Gnaden und völlig vergeben ſei, auch in eurem Herzen beſchließet, fortan mit Gottes Gnaden euren alten Menſchen mit ſeinen Lüſten töten und in einem neuen Leben nach eurer Schwachheit wandeln zu wollen: euch allen, die ihr alſo

gesinnt seid, verkündige ich im Vertrauen auf die Verheißung Christi, daß euch alle eure Sünden im Himmel von Gott unserem Vater in jeglicher Weise erlassen sind um unseres Herrn und Erlösers, Jesu Christi willen, hochgelobet in Ewigkeit. Amen. — Wer aber in seinen Sünden sich also gefällt, daß er nicht so sehr sich selbst in ihnen, als vielmehr sich entschuldigend, die Strenge Gottes anklagt, oder aber auch wer wohl irgendwie seine Sünde anerkennt, aber mit Verachtung der Wohlthat Christi in seinem Tode andere Heilsmittel sich erwählt, diesen allen verkündige ich nach dem Worte Gottes, daß ihnen alle ihre Sünden behalten sind im Himmel, so sie nicht Buße thun. — Wir wollen aber, um zu bezeugen, daß wir uns diesen nicht zuzählen, wie wir bereits durch unser Gebet uns von ihnen losgesagt haben, die Summa unseres Glaubens bekennen." Es geschieht durch Verkündigung des apostolischen Glaubensbekenntnisses.

Nun folgt das Schlußgebet, eine reiche Fülle von Fürbitten für die über die Erde verbreitete Kirche Christi, für die Kirchen des Landes und ihre Prediger, für Eduard VI. („den Du mit Deiner allmächtigen Hand bis dahin vor allen Deinen und seinen Feinden beschützt hast, so wollest Du ihn auch fernerhin beschützen und bewahren und mit Deinem heiligen Geiste also leiten und regieren, daß er mehr und mehr wie an Alter so an Gnade bei Dir wachse und sein Volk unter unser Aller Haupt, Christus, regieren könne, damit wir unter ihm ein stilles und geruhiges Leben in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit nach Deinem Worte und unter Deinem Segen führen können"), für das königliche Haus und die ganze Regierung, für das Volk Englands, für die Stadt London, im besonderen für die Fremdlingsgemeinden, für alle Könige, Fürsten und Obrigkeiten, für alle um ihres Glaubens willen Verfolgte und Leidende („tröste Du sie, Herr, wir bitten Dich darum, durch Deinen heiligen Geist, die Quelle jeglichen wahren Trostes, in aller Trübsal und Kreuz, und stärke ihre Herzen mit Deiner göttlichen Kraft aus der Höhe im wahren Glauben also, daß sie alles, was Du gegen sie geschehen lässest, geduldig tragen und tapferen Mutes und mit Danksagung dazu tüchtig werden unverzagt und treu Deinen und Deines Sohnes Namen sei es durch Leben, sei es durch Sterben in Deiner Kirche

zu preiſen, oder aber reiße ſie nach Deiner Gnade aus ihrem Elend und ihrer Trübſal und erleichtere ihnen ihr Kreuz, wenn Du erkennſt, daß ſolches zum Preiſe Deines anbetungswürdigen Namens und zur Erbauung Deiner Kirche irgendwie beitragen kann"), im beſonderen dann wieder zum Schluſſe der Fürbitten das Gebet für die leidenden, kranken, heimgeſuchten Gemeindegenoſſen („verlaß ſie nicht, heiliger Vater, in ihrer Not, mildere ihr Kreuz nach Deiner väterlichen Güte und Barmherzigkeit oder mehre ihre Kraft und Geduld, daß ſie ſtarken und ungebrochenen Geiſtes alles ertragen, was Du nach Deinem Wohlgefallen gnädiglich über ſie verhängſt"). „Wir ſind voll guter Zuverſicht, o Du unſer himmliſcher Vater, ſolches alles von Dir zu erlangen um Deiner großen Vatertreue und Barmherzigkeit willen gegen uns, und in dieſer Hoffnung rufen wir demütiglich Deinen heiligen Namen an in dem Gebet, das uns Dein einzig geliebter Sohn zu beten geheißen." Ja, zu einer rechten Betgemeinde ward die Fremdlingsgemeinde unter der Hut unſeres Freundes erzogen!

Auf das Gebet des Herrn folgte dann an beſtimmten Sonntagen das heilige Abendmahl, Taufe und Trauung, wenn ſolche da waren, die dieſe Handlung begehrten. An dem heutigen Tage unſeres Beſuches mag es ſich treffen, daß die drei heiligen Handlungen ſich an den vormittäglichen Gottesdienſt anreihten oder, genauer, in denſelben eingeſchloſſen waren. Zunächſt alſo die Austeilung des heiligen Abendmahles und die Vorbereitung dazu.

Jeden erſten Sonntag im Monat wird abwechſelnd entweder in der deutſchen oder in der franzöſiſchen Kirche das heilige Abendmahl ausgeteilt. Vierzehn Tage vorher wird dies der Gemeinde im Gottesdienſte angekündigt und ſie aufgefordert, ernſtlich daheim ſich darauf vorzubereiten. Dieſe Vorbereitung, ſo wird eindringlich ermahnt, habe in fleißiger Erforſchung zu beſtehen, ob wir von Gott und uns ſelbſt die richtige Erkenntnis haben; worin dieſelbe beſtehe, wird der Gemeinde ausführlich ans Herz gelegt. Darauf werden die Gemeindegenoſſen aufgefordert, allen etwa vorhandenen Streit oder Hader unter einander beizulegen, denn wir ſeien geheißen, ſoweit an uns iſt, Friede zu halten mit allen; auch ſei das Mahl des Herrn ein Mahl

unſerer gegenſeitigen Gemeinſchaft, nicht aber der Uneinigkeit unter einander. Dies alles genügte Laski noch nicht, die Heiligkeit des Abendmahls vor jeder Geringſchätzung zu ſchützen. Wir haben ſchon geſehen, welche Vorſichtsmaßregeln bei der Aufnahme in die Gemeinde und ſomit der Zulaſſung zum Abendmahle getroffen waren. Auch die bereits Aufgenommenen hatten ſich ernſter Prüfung vor dem Kirchenrat zu unterziehen. Innerhalb der 14 Tage von der Anmeldung an blieben die Geiſtlichen und Kirchenälteſten nach den nachmittäglichen Wochengottesdienſten in der Kirche zurück, um alle etwaigen Fragen und Bedenken zu löſen oder die Neuaufgenommenen zu prüfen. Dann wurde eine beſtimmte Stunde feſtgeſetzt, an welcher die Gemeindeglieder eines der drei Teile, in welche die Stadt für die Fremdlingsgemeinde geteilt war (City, Southwark und die außerhalb der Wälle Wohnenden) in der Kirche zuſammenkamen. Nach einer kleinen Vorbereitung mußten die Einzelnen zum Kirchenrat herantreten und ihren Namen in die Liſte eintragen laſſen. Dies bot den Predigern und Kirchenälteſten Gelegenheit, beſondere Ermahnungen, wo ſie es für nötig hielten, an die Einzelnen zu richten. Die neuen Liſten wurden mit den alten verglichen, einmal um keine Eindringlinge aufzunehmen, dann aber auch zugleich, um zu prüfen, wer von der Gemeinde ſich des Mahles enthalte. Denn die ganze Gemeinde war berufen, jedesmal an der Feier teilzunehmen. Den Presbytern lag es dann ob, bis zu dem nahenden Sonntage die Säumigen zuhauſe aufzuſuchen und an ihre Pflicht zu gemahnen, auch eine hilfreiche Hand zu bieten, wo es galt, Streitigkeiten zu ſchlichten, private Zwiſtigkeiten beizulegen. Am Sonnabend vor der Austeilung um zwei Uhr Nachmittags verſammelten ſich die Abendmahlsgäſte in der Kirche; der Kirchenrat iſt vorher ſchon zuſammengekommen, über alle die zu verhandeln, die aus irgendeiner Urſache von dem morgenden Abendmahle ausgeſchloſſen ſeien. Ihre Namen werden dem Geiſtlichen, der den Vorbereitungsgottesdienſt leitet, mitgeteilt, um davon, ſei es ohne, oder in verſchärfterem Falle mit Nennung des Namens der Gemeinde davon Anzeige zu machen. Was vor vierzehn Tagen bereits bei der Ankündigung des Abendmahls der Gemeinde ans Herz gelegt worden war, wird von dem Geiſtlichen noch einmal in ernſten,

andringenden Worte den Abendmahlsgäſten vorgehalten, ihnen das Weſen und der Zweck des Abendmahls angegeben. Nach Gebet und vor dem Geſange des letzten Pſalmes wird Anzeige über die von dem Abendmahle Ausgeſchloſſenen gemacht und zwar, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, um die Beſtraften durch einen ſolchen öffentlichen Tadel zur Buße zu rufen oder die auch dann noch Unbußfertigen unter öffentlichem Leidweſen der Gemeinde aus der Kirche auszuſchließen.

Am Tage des Abendmahles ſelbſt nun iſt ein Tiſch, mit weißem Linnen bedeckt, vor den Augen der Verſammelten aufgeſtellt, auf demſelben vier Kelche und dazwiſchen drei Schalen. Auf der größeren Schale liegt unter einem Linnen das zur heiligen Handlung dienende Weißbrot; die beiden kleineren Schalen ſind beſtimmt, zum Herumreichen des gebrochenen Brotes zu dienen. Die Gemeinde hat ſich an dieſen Tagen ſchon um acht Uhr verſammelt; die Geiſtlichen, die Älteſten, die Diakonen ſitzen in der Nähe des Tiſches, im Anblick der ganzen Gemeinde. Einer der Prediger beſteigt die Kanzel und verkündet Weſen und Zweck des heiligen Abendmahls. Es gelte zu achten auf das Zeichen, auf das Geheimnis desſelben und auf ſeinen Zweck. Zeichen ſei nicht bloß Brot und Wein, ſondern die ganze, aus beſtimmten Teilen beſtehende äußere Form, Zeremonie und Handlung, mit einem Worte die von dem Herrn Chriſtus in einer beſtimmten Weiſe eingeſetzte Anteilnahme an Brot und Wein. Das Myſterium des heiligen Abendmahles ſei das, was uns durch dieſe eingeſetzte Anteilnahme an Brot und Wein verſiegelt und dargeſtellt werde, nämlich die für alle Frommen wahre und heilbringende Gemeinſchaft mit unſerem Herrn Chriſtus in ſeinem Leib und Blut; der Zweck des Herrenmahles ſei der, den Chriſtus ſelbſt uns in ſeinen Worten empfehle, nämlich das Gedächtnis an ihn und an ſeinen Tod. In weiter Ausführlichkeit werden dieſe drei Seiten beleuchtet, worauf dann die Gemeinde niederkniet und der Geiſtliche mit lauter Stimme Gottes Segen auf die Feier herabfleht. Die Einſetzungsworte bei Paulus werden verleſen und an des Apoſtels Warnung ein paar Mahnworte geknüpft. Darauf verläßt der Prediger die Kanzel und ruft von dem Abendmahlstiſche aus die frohe Botſchaft der

ganzen Gemeinde zu: „Sehet, geliebte Brüder, wir haben auch ein Osterlamm, das ist Christus, für uns geopfert. Darum laßt uns Ostern halten, nicht im alten Sauerteige, auch nicht im Sauerteige der Bosheit und Schalkheit, sondern in dem Süßteige der Lauterkeit und Wahrheit durch eben denselbigen Jesum Christum, unseren Herrn und Heiland. Amen."

Nun setzen sich zunächst die Geistlichen, Ältesten und Diakonen und, so viel Raum ist, Männer aus der Gemeinde um den Abendmahlstisch herum, der fungierende Geistliche in der Mitte und ohne ein Gegenüber, so daß ihn die Gemeinde fortwährend im Auge behält. Auf dieses Sitzen während des Abendmahls wurde bedeutsames Gewicht gelegt. Es geschah nicht nur, weil es also bei der Einsetzung des Abendmahls gewesen, zumeist auch, um in sinnvoller Weise dem schönen Gedanken Ausdruck zu leihen, daß, während bei dem Passah die Juden um ihre Lenden gegürtet waren und Stäbe in ihren Händen trugen, anzudeuten, daß das Volk noch einen weiten Weg bis ins Land der Verheißung zurückzulegen habe, die Abendmahlsgäste nicht mehr irgendwo auf der weiten Welt ein Land der Verheißung zu suchen hätten, sondern durch den Herrn Christum, ihren wahrhaftigen Josua, um seines verdienstvollen Todes willen in dem wahren Lande der Verheißung eingetroffen seien, da nun wohnten und fortan ausruhten, allzeit im Anschauen des Verdienstes von Tod und Auferstehung Christi und der aus Gnaden uns geschenkten, heilbringenden Gemeinschaft daran*). — Sobald alle Plätze bei Tische besetzt sind, nimmt

*) Kuyper II, 118. Dies Sitzen der Fremdlingsgemeinde beim heiligen Abendmahl war der Staatskirche ein Ärgernis, wurde aber von den nicht mit ihren Bräuchen und Anschauungen Übereinstimmenden (Nonkonformisten) freudig begrüßt. Bis tief in die Zeit der Königin Elisabeth ist die auch dadurch angeregte Spannung zu verfolgen; der eifrige Kämpe für die Einrichtungen der Staatskirche, der spätere Erzbischof von Canterbury und Freund der Königin, Whitgift, hat in seiner berühmten „Verteidigung der Erwiderung auf die Ermahnung" (the defence of the answer to the admonition) auch auf den Brauch bei Laski Rücksicht nehmen müssen (Whitgift III, 94). Cartwright, der begabte Führer der im Sinne von Laski und Hooper gegen die katholisierenden Bräuche der Staatskirche auftretenden Richtung an der Universität in Cambridge, gilt vielfach als der Verfasser der anonym erschienenen Admonition, die so gewaltiges Aufsehen

der Geiſtliche im Anblick der ganzen Gemeinde aus der größeren Schale das Brot, bricht es mit dem Worte: „Das Brot, welches wir brechen, iſt die Gemeinſchaft des Leibes Chriſti“ und füllt mit den gebrochenen Stücken die kleineren Schalen; unterdeſſen werden die vier Kelche mit Wein gefüllt und je zwei Kelche zu einer der beiden Schalen geſtellt. Der Geiſtliche nimmt zunächſt ſelbſt von dem Brote und ſchiebt dann die Schalen ſeinen Nachbarn zu beiden Seiten mit den Worten zu: „Nehmet, eſſet und ſeid deſſen eingedenk, daß der Leib unſeres Herrn Jeſu Chriſti für uns zur Vergebung aller unſerer Sünden in dem Tode am Holze des Kreuzes dahingegeben iſt.“ Wenn dann alle von dem Brote genommen, dann wiederholt ſich mit veränderten Worten der Vorgang mit der Darreichung des Kelches. Alle verlaſſen dann, mit Ausnahme des Geiſtlichen, den Tiſch, an dem ſich die anderen Gemeindeglieder niederlaſſen, wobei Kirchenälteſte und Diakonen acht haben, daß nur Gemeindeglieder und zwar zu dem Genuſſe des Mahles Berechtigte nahen. Einer der Geiſtlichen beſteigt die Kanzel und verlieſt während der Austeilung das ſechſte Kapitel des Johannes. Solches wiederholt ſich, bis die ganze Gemeinde das heilige Abendmahl empfangen. Der Geiſtliche, der die Feier adminiſtrierte, tritt dann mit den anderen Geiſtlichen und Kirchenälteſten vor den Tiſch und fordert die verſammelte Gemeinde zur Dankſagung auf, der er ſelbſt durch ein feierliches Gebet Ausdruck leiht. Eine kurze Mahnrede, die darauf folgt, und ein Pſalmlied ſchließt die hehre Gemeindefeier. Die Überreſte an Brot und Wein werden an die Gemeindearmen verteilt, vorzugsweiſe an Kranke und Hochbetagte.

Wir haben ſchon erwähnt, daß auch die Taufe in den Gottesdienſt eingeſchloſſen war. Von ihr ein paar Worte. Weil die Taufe die ganze Gemeinde angeht, darum ſoll ſie auch vor der ganzen Gemeinde vollzogen werden. Nur Kinder von

zu ihrer Zeit (etwa 1570) machte. Laski wird in dieſer Schrift als ein „notable learned and zealous man“ gerühmt. — Schön und beherzigenswert ſind auch die maßvollen Worte, mit denen Laski über die Bräuche ſeiner Gemeinde, über die gewünſchte und dann auch gewährte Freiheit bei denſelben redet. (Vgl. Kuyper II, 115 f.)

Gemeindegliedern werden getauft; ihre Namen, wie der der Eltern, der Tag der Geburt und die Wohnung werden in ein besonderes Buch eingetragen. Meldet sich ein Erwachsener zur Taufe, Jude, Heide oder noch ungetaufter Baptist, so muß er zuvor christlich unterwiesen werden und kann erst nach abgelegter Prüfung die Taufe erhalten.

Nachdem der Psalm beendigt, fordert der Geistliche die Taufzeugen und Eltern der Täuflinge auf, mit dem Kinde heranzutreten. Die ganze Gemeinde wird darauf über das Wesen der Taufe ausführlich belehrt, auch über die Berechtigung und Verpflichtung der Kindertaufe und der Herr in einem kurzen Gebete um seinen Segen angefleht. Darauf wendet sich der Geistliche im besonderen an die, die das Kind zur Taufe bringen, und richtet an sie die Frage, ob diese Kinder wahrhaftig Sprößlinge der Gemeinde sind, also daß sie gesetzmäßig hier getauft werden können, ferner ob sie, die Taufzeugen, die Lehre, welche sie soeben über die Taufe und ihr Geheimnis vernommen, als die wahre anerkennen und daß unsere Kinder von Natur wie wir alle Kinder des Zornes und des Todes sind, aber um Christi willen mit uns in den göttlichen Bund eingeschlossen mit dem von Christo eingesetzten Siegel sowohl ihrer Annahme als auch seiner Gerechtigkeit, d. i. der Taufe, versiegelt werden sollen und endlich ob sie anerkennen, daß es ihre und der ganzen Gemeinde Pflicht und Schuldigkeit sei, zumal der Väter in Verbindung mit den Müttern dieser Kinder, diese Kinder, sobald sie heranwachsen, in der wahren Erkenntnis Gottes zu unterweisen. Wenn diese Fragen bejaht sind, ruft der Geistliche die Täuflinge bei ihrem Namen auf und berührt sie an der Stirne mit reinem Wasser, die Worte sprechend: „Ich taufe dich N. N. auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Gott der Vater unseres Herrn Jesu Christi besiegle dich und uns allesamt in der Gabe unserer Wiedergeburt und Gerechtigkeit in Christo durch seinen heiligen Geist zum ewigen Leben.“ Daran reiht sich ein Dankgebet und eine Mahnung an die Gemeinde, solche Feier nicht um des Herkommens oder Aberglaubens willen zu begehren, sondern wegen des Glaubens an seine Verheißung, in der der Herr bezeugt, daß er nicht nur die Erwachsenen, son-

dern auch ihren Samen in der Gemeinde mit uns in den Bund Gottes eingeſchloſſen habe und auch die Kinder zur Fülle des geiſtigen Leibes (mysticum corpus) Chriſti gehören.

Als dritte Handlung, die vorkommenden Falles in den Gang der gottesdienſtlichen Ordnung eingeſchoben wurde, haben wir die Trauung genannt. Auch ſie hatte vor verſammelter Gemeinde zu geſchehen, ſowohl um die Ehrbarkeit der Ehe öffentlich zu bezeugen, dann auch um die Gemeinde wiederholt zu ihrer Erbauung an die Pflichten des Eheſtandes zu gemahnen. Schon bei der Verlobung ſollen ein paar ernſte Männer, womöglich Kirchenälteſte, zugezogen werden und dieſe darauf achten, daß dabei keine Verbindlichkeiten eingegangen werden, die einen Rücktritt von der Verlobung unmöglich machen. Nach ſtattgehabter Verlobung wird dieſelbe dem Kirchenrat mitgeteilt, der prüft, ob keine Ehehinderniſſe vorhanden. Sind keine vorhanden, ſo werden die Namen des Brautpaares in das Kirchenbuch eingetragen und an drei Sonntagen der Gemeinde öffentlich Anzeige gemacht. Findet kein Einſpruch ſtatt, wird die Ehe vor verſammelter Gemeinde geſchloſſen. Ohne Geräuſch, ohne theatraliſchen Aufzug tritt das Brautpaar im Geleite von ein paar ehrbaren Männern und Frauen auf einen etwas erhöhten Platz vor die Geiſtlichen und Kirchenälteſten hin, und einer der Geiſtlichen hält mit lauter Stimme die Anſprache, in welcher er zunächſt die Gemeinde um Fürbitte für dieſes Brautpaar bittet und dieſem ſelbſt dann den ganzen Ernſt, aber auch das ganze Glück chriſtlichen Eheſtandes in beredter Sprache ſchildert und zum Schluſſe dem Bräutigam wie der Braut beſondere Ermahnungen ans Herz legt. Er fragt hierauf den Bräutigam, ob er alles, was ihm ſoeben nach dem Worte Gottes vorgehalten ſei, anerkenne und durch die Gnade Gottes in ſeinem Herzen ſich vorgenommen und vor verſammelter Gemeinde bekenne, daß er in ſolcher Weiſe ſein ganzes Leben zuſammen mit dieſem ſeinem Weibe leben wolle, welches er öffentlich hier als ſein einiges, wahres, geſetzliches Weib, von Gott ihm gegeben, anerkenne, alſo daß er ſie ſich zugeſellen und durch das Band der Ehe zuſprechen wolle. In gleicher Weiſe wird die Frage an die Braut gerichtet, und wenn ſie von beiden Teilen

bejaht, legt der Geistliche die Hände des Paares ineinander und schließt ihren Bund mit den Worten: „Der allmächtige, ewige Gott, der euch zur ehelichen Gemeinschaft zusammen berufen hat, vereinige und verbinde euch zu einem Fleische durch das Band seines Geistes in wahrer und dauernder gegenseitiger Liebe und in Scheu vor ihm, daß ihr während eures ganzen Lebens in eurem Ehebunde das wunderbare Geheimnis der Verlobung Christi mit seiner Gemeinde ausdrücken und euch selbst durch die gegenseitige Berufung auf ihn trösten könnt, der Herr unser Gott mache euch fruchtbar und mehre euch zu eurem eigenen Heile und zum Wachstum seiner Gemeinde durch eben denselbigen unseren Herrn Jesum Christum." Darauf verliest der Geistliche aus dem 19. Kapitel des Matthäus die Stelle von der Ehescheidung und wendet sich an das junge Paar mit den Mahnworten, sich vor allem zu hüten, was diesen Bund aufheben könnte. Ein herzliches Gebet für das junge Paar und ein Segensgruß endet die Feier, die die Gemeinde ihrerseits mit dem Gesang des 127. Psalmes abschließt.

Wir müssen nach diesen denn doch nicht allsonntäglich stattfindenden Einschiebungen weit zurückgreifen, um den Faden in der Schilderung des gewöhnlichen Vormittagsgottesdienstes wieder aufzunehmen. Nach Vollendung dieser Amtshandlung stimmen die Vorsänger wieder ein Psalmlied in feierlich-gehobener Weise (magna gravitate) an und die ganze Gemeinde fällt laut in gleich feierlicher Weise ein. Darauf wird die Gemeinde, während die Diakonen an die Kirchthüren sich stellen, das Almosen zu empfangen, mit den Worten entlassen: „Seid eurer Armen eingedenk und bittet einer für den anderen. Gott aber erbarme sich eurer und segne euch. Er wolle mit dem Lichte seines göttlichen Angesichtes euch erleuchten zum Ruhme seines heiligen Namens und euch bewahren in seinem heiligen und heilsamen Frieden. Amen."

Um zwei Uhr beginnt an den Sonn- und Festtagen der Nachmittagsgottesdienst. Die Gemeinde ist wieder fast vollständig versammelt. Der Gang ist fast derselbe wie am Vormittag, nur daß sich an die diesmal eine halbe Stunde währende Schrift-

auslegung die Erklärung des größeren Katechismus anreiht, den die heranwachsende Jugend auffagen muß. Die Knaben und Mädchen sitzen um die Kanzel herum; ihre Namen hat der Geistliche aufgeschrieben und fragt nun die vorliegenden Stücke ab, die darauf erklärt und aus der heiligen Schrift erwiesen werden und zwar in einer Form, daß auch die anwesenden Alten einen Nutzen davon haben. Eine halbe Stunde dauert diese Katechese; Gesang, Gebet und Segen schließen die Feier und wiederum, wie bei allen Gottesdiensten, nehmen die Diakonen beim Ausgang aus der Kirche das Gemeindealmosen für die Armen in Empfang.

Außer diesen sonntäglichen Gottesdiensten kam die Gemeinde noch ein paarmal in der Woche zu gemeinsamer Erbauung zusammen, in der französischen Kirche am Dienstag und Donnerstag, in der deutschen ebenfalls am Donnerstag. Auch bei diesen Wochengottesdiensten bildete die Schriftauslegung den Mittelpunkt der Feier, Gesang und Gebet gab das Geleite; nur die Liturgie nach der sonntäglichen Vormittagspredigt fiel aus. Etwas ganz Eigentümliches, und auch in seinem nachhaltigen Einfluß auf einen Teil der englischen Kirche Bemerkenswertes war die sogen. Prophetie, verschieden gestaltet in der deutschen und in der französischen Kirche, ein bedeutsamer Versuch, das Gemeindeglied zum Forschen in der heiligen Schrift selbständig anzuregen. Die Weise in der deutschen Kirche war also, daß im Anschluß an die Bibelstunde am Donnerstag die Gemeinde versammelt blieb und jeder nun das Recht hatte, seine Bedenken über die eine oder andere Auslegung einer Schriftstelle während der Gottesdienste der abgelaufenen Woche vorzubringen. Zunächst waren dazu ernste, fromme Männer der Gemeinde erwählt, solche Ausstellungen zu machen, um jeden Versuch, nur unnütze Fragen der Neugierde aufzuwerfen, zu vermeiden; um aber doch wieder jedem Gemeindeglied sein Recht ungeschmälert zu lassen, durfte jeder sein Bedenken diesen erwählten Männern vorher anzeigen, und entschieden diese dann, ob sie sich zu einer öffentlichen Besprechung eigneten oder nicht. Der Geistliche hatte über seine angegriffene Auslegung Rede und Antwort zu stehen, ihre Rechtmäßigkeit zu erweisen und die vorgebrachten Bedenken

zu beseitigen. Es hieß für ihn sattelfest sein in der Lehre der heiligen Schrift, denn er hatte sich gegenüber ernste Bibelforscher. Als Lohn für solche nicht leichte Arbeit wurde ihm der Segen, etwaige aufkeimende Sonderlehren alsbald zu entdecken und zu entfernen, ehe sie tiefere Wurzeln geschlagen. Es war ein gegenseitiges Geben und Nehmen; der Geistliche förderte in solch anregendem Zwiegespräch das Gemeindeglied, dieses durch die offene Mitteilung seiner Auffassung den Geistlichen: — ein schönes, lebensvolles Arbeiten in dem Suchen des einen, was not ist; ein reicher Segen, so lange es weiser, gläubiger Leitung gelingt, jede Ausschreitung zu vermeiden. In der französischen Kirche war die „Prophetie" derart eingerichtet, daß im Anschluß an den Wochengottesdienst ein Buch der heiligen Schrift im Zusammenhang ausgelegt wurde. Zunächst gab der Prediger seine Erklärung des vorliegenden Schriftstückes; an diese Erklärung reihte sich vonseiten eines Kirchenältesten oder sonstigen Gemeindegliedes eine weitere, dritte, vierte, bis niemand mehr etwas vorzubringen hatte und der Geistliche die Gemeinde nach dem Gesang eines Liedes entließ. Laski legte großes Gewicht auf diese Prophetieen; sie waren ihm die erwünschten Helfer, die Prediger in dem Worte Gottes zu festigen, die Gemeindeglieder zur Mündigkeit im Glauben heranzuziehen.

Der Gefahren solcher öffentlichen Wechselgespräche über das Wort Gottes war sich Laski wohl bewußt, aber er war nicht gewillt, um ihretwillen eine Einrichtung dranzugeben, deren Anfänge er in den Tagen der Apostel fand und deren reichen Segen er auch für seine Zeit klar erkannte. Gewinnbringender für die Kirche erschien es ihm, wenn die Fragen, die alle Welt aufs lebhafteste bewegten, — was in unseren Tagen die soziale Frage, das war damals die religiöse — vor den Dienern am Worte und öffentlich vor der Gemeinde verhandelt wurden, als daheim in der schwülen Luft von Konventikeln oder durch die, „die hin und her in die Häuser schleichen". Das ist der fruchtbare Boden auch heutzutage für Sekten oder aber auch für den Unglauben, der sich auf die Unwissenheit der Leute inbetreff der göttlichen Wahrheit gründet. Laski konnte die segensreiche Einrichtung und Ausführung des apostolischen Gebotes, reichlich das Wort

Gottes unter uns wohnen zu laſſen, wagen, weil er ſich dabei unterſtützt wußte durch die vorzügliche, ſchier muſtergültige Organiſation ſeines Gemeindeweſens, in ſelbſtändiger Weiſe den Fremdlingsgemeinden in Genf und Straßburg, wie er ſelbſt bezeugt*), nachgebildet. Mit einer Art wehmütiger Luſt wie Heimweh betrachten wir dieſelbe einen Augenblick.

„Wie ein Hausweſen nicht ohne Ökonomie, ein Schiff nicht ohne Steuer, überhaupt kein Staat oder Gemeinweſen ohne irgendeine geſetzmäßige Leitung weder gut regiert ſein, noch auch lange beſtehen kann, ſo iſt es ſicher, daß auch die Gemeinde unſeres Herrn Chriſtus, zumal wo die Schar der Feinde ſo groß, die Gefahren ſo mannigfaltig ſind, weder recht geleitet, noch auch lange bewahrt werden kann, ohne eine geſetzmäßige, d. h. ohne die von dem Herrn Chriſtus eingeſetzte Organiſation.“ Mit dieſen Worten beginnt Laski die Einrichtung ſeines Gemeinweſens in feſſelndſter Weiſe zu ſchildern. Es gilt ihm vor allen Dingen um klare Gliederung der einzelnen Teile des Gemeinweſens, dann aber auch, daß jeder in dem ihm zugewieſenen Teile der Arbeit mit größter Treue, Sorgfalt, Fleiß ſich ſeiner Aufgabe völlig widme. Laski fordert viel von den mannigfaltigen Arbeitern in der Gemeinde; heutzutage würden die meiſten zu gleichem köſtlichen Dienſte Berufenen ſeufzend ausrufen, daß es zu viel ſei. Und doch haben es jene Männer geleiſtet und haben dabei ihrem Hauſe gut vorgeſtanden und ſind treu den Pflichten ihres Werktagberufes nachgekommen und haben über dem allen das Höchſte gelernt, keinen Augenblick zurückzuſchrecken, im gebotenen Falle Märtyrer ihres Glaubens zu werden. Ein hohes Maß Pflichten kräftigt, ein hohes Maß Rechte erſchlafft.

Laski geht bei ſeiner Gemeindeeinrichtung auf die apoſtoliſche Zeit zurück. In ihren Grundzügen beſteht ſie ihm nicht aus Teilen, die nur für eine beſtimmte Zeit vorübergehenden Wert und Gültigkeit haben, ſie hat in ſeinen Augen bleibendes Gepräge, von dem Herrn ſelbſt noch in zum Teil erkennbarer Weiſe eingedrückt.

*) Kupper II, 50.

Nachdem zunächst der Nachweis geliefert, warum wir keine Apostel mehr, wie zur Zeit der Gründung der Kirche, haben können und darum auch einen Teil ihrer Gaben nicht mehr beanspruchen dürfen, zeigt Laski, daß für die Weiterarbeit an dem Bau, dessen Grundstein Christus ist, drei verschiedene Bauleute nötig seien: die Diener am Worte oder Doktoren, ihnen zur Seite als eine Art Wächter in der Gemeinde die Presbyter und die Diakonen. Die Pastoren und Doktoren gehören zu der von den Presbytern gebildeten Gemeindeobrigkeit (magistratus), die Sorge für die Leitung und Erhaltung der Kirche kommt ihnen nur in der Gemeinschaft (coetus) mit den Presbytern zu, und der zwischen ihnen bestehende Unterschied beruht nur darin, daß ihnen im besonderen der Dienst am Wort und in der Lehre anvertraut ist. Darum wird in der apostolischen Zeit auch den Geistlichen der Name Presbyter gegeben und Petrus nennt seine Mitarbeiter Mitpresbyter. Diese drei Ämter gelangen nun in der Londoner Fremdlingsgemeinde zu folgender Ausgestaltung.

Zunächst wird hervorgehoben, daß in der Gemeinde die ganze Leitung in der Hand von zwei Ämtern ruhe, in dem Amte der Presbyter und in dem der Diakonen. Der Rat (coetus) der Presbyter teilt sich wieder in Presbyter, die zugleich mit dem Dienst am Wort betraut sind, und einfache Älteste aus der Gemeinde. An der Spitze dieses Rates steht der Superintendent, nicht ihm übergeordnet, sondern aus seiner Mitte und von ihm zum Vorsitzenden erwählt und von dem Könige dazu bestätigt, ohne Vorrechte inbetreff des Dienstes an Wort und Sakrament oder inbetreff der Disziplin, dem allem wie jedes andere Gemeindeglied unterworfen.

Mit großem Ernste wird bei der Wahl eines Geistlichen vorgegangen. Naht ein solcher Fall, dann wird für die ganze Gemeinde ein Fast- und Bettag angeordnet. Um neun Uhr in der Frühe versammelt sich an solchem Tage die Gemeinde im Gotteshause und nach Absingung eines Liedes hält ein Geistlicher von der Kanzel eine Ansprache, worin in tief-christlichen Worten — es ist uns ein Muster dafür erhalten geblieben*) — die ganze

*) Kupper II, 53f.

Bedeutung der Wahl und die Erfordernisse eines tüchtigen Predigers der Gemeinde ans Herz gelegt werden. Am Schlusse der Rede und vor den allgemeinen Fürbitten wird ein für den besonderen Fall bestimmtes Gebet eingeschoben, wohl wert auch von uns beherzigt zu werden: „Herr Gott, unser himmlischer Vater, durch dessen unverdiente Wohlthat allein es geschieht, daß wir gute und treue Prediger in der Gemeinde haben und ohne dessen Hilfe all unser menschliches Mühen nichts erreichen kann, also daß wir auch nicht einmal aus uns allein rechtmäßige Diener Deiner Kirche zu erwählen imstande sind, wir rufen Deine Güte, heiligster Vater, an, Du wollest dieser unserer Gemeinde, welche Dich zusamt Deinem eingeborenen Sohn und dem heiligen Geist als ihren einen, wahren und ewigen Gott erkennt und bekennt und für welche dieser Dein Sohn sein unschuldiges Blut zu vergießen nicht anstand, Du wollest ihr fromme, treue, fleißige Diener schenken, die ihres Amtes nach Deinem göttlichen Willen zu Deines Namens Ehre und zur Erbauung unserer Gemeinde walten. Lenke und regiere unser aller Herz, Rat und Stimme bei dieser Wahl, daß wir nur Deinen Ruhm vor Augen haben und solche zu Predigern unserer Gemeinde wählen, die, ihr Auge fest allein auf Deines Namens Ehre gerichtet, ihren Dienst rechtschaffen und treu versehen. Erhöre uns, o mildreichster Vater, wir bitten Dich und rufen Deine göttliche Hilfe demütig an durch den einzig Dir geliebten Namen Jesu Christi, Deines Sohnes, unseres Herrn. Amen."

Nach dieser Bitte und den gewohnten Fürbitten wird die Gemeinde mit der Mahnung nachhause entlassen, den ganzen Tag bis zum Abend ohne Speise und Trank im Gebet und im Lesen des Wortes Gottes zu bleiben. Nur wo es die Gesundheit erheischt, soll mit höchster Mäßigkeit Nahrung zu sich genommen werden, auf daß der ganze Tag dem Gebet und Gottesdienst geweiht sei. Am Nachmittage versammelte sich die Gemeinde wieder in der Kirche, weiter aus dem Worte Gottes sich über den Dienst eines evangelischen Predigers zu erbauen. In der nun folgenden Woche reicht jedes Gemeindeglied schriftlich bei dem Rat den Namen des Kandidaten ein, dem er seine Stimme geben will. Wiederum nach einer Woche versammeln sich am anbe-

raumten Wahltage die Geistlichen, Kirchenältesten und Diakonen in der Kirche, prüfen die Wahlzettel und geben ihr Urteil über diejenigen Kandidaten ab, die die meisten Stimmen erhalten haben. Nicht eher wird die Sitzung aufgehoben, als bis sich die Anwesenden über die Wahl eines aus diesen bevorzugtesten Kandidaten geeinigt. Darauf wird der Gewählte zur Sitzung zugezogen, ihm all das, was man von ihm erwartet, vorgehalten, und wenn er sich dann zur Übernahme des schweren, köstlichen Amtes willig erklärt, wird an dem folgenden Sonntag bei dem Vormittagsgottesdienst der Gemeinde Anzeige von der Wahl gemacht und der Gewählte ihr vorgestellt, zugleich aber auch ihr bekannt gemacht, daß, wenn irgendjemand in der Gemeinde eine Einsprache wider diese Wahl, sei es um der Lehre oder des Wandels willen, vorzubringen habe, er dieses im Laufe der Woche bei dem Kirchenrate anzeigen müsse. Wird der Einwand als triftig erkannt, so ist die geschehene Wahl hinfällig und der Rat tritt zu einer Neuwahl aus der Zahl der durch Stimmenabgabe der Gemeinde bevorzugtesten Kandidaten. Ist aber keine stichhaltige Einsprache in der angegebenen Frist geschehen, dann schreitet der Kirchenrat zur Einführung des Gewählten, nachdem zuvor die königliche Bestätigung der Wahl eingeholt worden ist.

In gleich ernster, feierlicher Weise, die in allen Teilen beredtes, schönes Zeugnis davon ablegt, wie sehr die ganze Gemeinde von der hohen Bedeutung ihrer Aufgabe durchdrungen war, vollzog sich dann auch die Einführung des Gewählten. Am Sonntage seiner Einführung tritt der Gewählte an der Stelle des Gottesdienstes, an welcher Raum gelassen war verschiedene feierliche Handlungen zu vollziehen, inmitten der Prediger und Ältesten vor die ganze Gemeinde hin. Nach kurzen einleitenden Worten fragt der fungierende Geistliche den Rat, ob alles nach den der Gemeinde gewährten Privilegien geschehen sei. Nach Bestätigung wendet er sich an den Gewählten mit den Worten, daß er vor seiner Weihe durch Handauflegung nach apostolischer Weise vor Gott und dieser hier versammelten Gemeinde einige Fragen an ihn richten müsse. Es sind vier gewichtige Fragen, deren erste zum Beispiel lautet: „Fühlst du das Wehen des heiligen Geistes in deinem Herzen, der dich treibt, den dir angebotenen Dienst in

dieſer Gemeinde zu übernehmen und zwar alſo, daß du in ihm nicht irgendwelchen Privatvorteil, noch auch deinen eigenen Ruhm ſuchſt, ſondern allein Gottes Ehre und das Wachstum des Reiches Chriſti durch die Predigt ſeines Evangeliums und ſeine Ausbreitung in dieſem deinem Dienſte? Das begehre ich nun jetzt im Angeſichte Gottes, der alles ſieht und weiß, und dieſer ſeiner ganzen Gemeinde von dir zu hören zur Erbauung der Gemeinde und als Zuſtimmung zu dieſem deinem Dienſte in ihr." — Worauf der Gewählte zu erwidern hatte: „Ich fühle das Wehen und bitte Gott, daß, was er in uns angefangen, nun auch zu Ende führen wolle durch Chriſtum, zum Ruhme ſeines heiligen Namens. Amen." Die zweite Frage bezog ſich darauf, ob er an die Lehre der Propheten und Apoſtel im Alten und Neuen Bunde als den einen, wahren, abſoluteſten Grund der katholiſchen Gottesgemeine in Chriſto glaube, als enthaltend alles, was zum Heile notwendig, deſſen Anfang, Mitte, Haupt und Ende allein Jeſus Chriſtus ſei. Die dritte Frage handelte davon, ob er auf ſolchem Grunde ſeinen Dienſt nach beſtem Vermögen weiter führen und der Gemeinde Gold, Silber, Edelſteine bieten, ſie vor Holz, Heu und Stoppeln bewahren wolle. Die vierte Frage endlich bezog ſich darauf, ob er willig ſei, ſich wie jedes andere Gemeindeglied vorkommenden Falles der Kirchenzucht zu unterwerfen.

Nachdem alle Fragen bejaht, fordert der einführende Geiſtliche die Gemeinde zum Gebet auf, dieweil Gott allein dem Wollen das Vollbringen verleihen könne. Darauf nahen alle Prediger und Kirchenälteſte dem Gewählten, legen ihre Rechte auf ſein Haupt, während der fungierende Geiſtliche mit lauter Stimme die Worte ſpricht: „Unſer Gott und himmliſcher Vater, der dich zum Dienſte an ſeinem Worte in dieſer ſeiner Gemeinde berufen hat, erleuchte dich mit ſeinem heiligen Geiſte, kräftige dich mit ſeiner ſtarken Hand und lenke und regiere deinen Dienſt alſo, daß du allezeit in ihm treu und mit Erfolg wirken könneſt zur Ausbreitung des Reiches ſeines eingeborenen Sohnes in ſeiner Kirche durch die von ihm verordnete Predigt ſeines Evangeliums, um eben desſelbigen ſeines eingebornen Sohnes willen, Jeſum Chriſtum, unſeren Herrn und Heiland. Amen."

Nun nach vollzogener Weihe wendet ſich der Geiſtliche wieder

der Gemeinde zu und ermahnt sie inbetreff ihrer Pflichten dem Prediger gegenüber und daß sie nicht müde werden solle, für denselben zu Gott zu beten. Das letzte, ergreifend schöne Wort gilt dann dem eben eingeführten Amtsbruder: „Mein Bruder, habe acht auf dich selbst und sieh zu, daß du würdiglich wandelst in deinem Berufe, wie es einem treuen Diener des Herrn Christus geziemt. Weide die dir anvertraute Herde Christi, sorge dich um sie, nicht wie ein Mietling, sondern von selbst und aus freien Stücken, nicht um schändlichen Gewinnes willen, sondern freigebig, maße dir auch keine Herrschaft an über die Gemeinde, sondern sei ein Vorbild der Gemeinde. In widrigen Fällen — und du hast ihrer allezeit gewärtig zu sein — brich nicht zusammen; Verachtung, Schimpf, Schmähung der Leute, die der Welt zugethan sind, ertrage starken, ungebrochenen Geistes mit aller Geduld, ja freue dich darüber, indem du dir das Beispiel aller Propheten und Apostel, ja unseres Herrn Christi selber vorhältst. Erzeige dich als ein treuer und fleißiger Mitarbeiter des Herrn Christus und des heiligen Geistes, in dem du die Welt strafst um die Sünde und um die Gerechtigkeit und um das Gericht. Erhebe dich nicht, wenn du einmal Erfolg hast und dir dein Thun irgendwie gelingt; noch viel weniger aber verlange nach den Schätzen und Ehren dieser Welt, damit du nicht, von ihnen berauscht, zuletzt einschläfst und dann jener Feind komme, der, während du schläfst, Unkraut in deinen Acker säet. Tröste die Bekümmerten, hilf den Armen nach deinem Vermögen und fordere mit allem Fleiß die anderen auf, das Gleiche zu thun. Zuletzt sei eingedenk der dir anvertrauten Pfunde, daß du mit ihnen wucherst und sie nicht im Schweißtuche verhüllt in die Erde vergräbst. Gieb dir Mühe, daß du mit Eifer und Wagen noch mehr andere Pfunde unserem gemeinsamen Herrn gewinnen möchtest. So wird es dann geschehen, daß nach Vollbringung aller Arbeit du ohne Zweifel, wann der oberste und ewige Herr aller Hirten sich offenbaren wird, die unbefleckte Ehrenkrone davontragen und vor aller Welt jenes holdseligste Wort vernehmen wirst: ei du frommer und getreuer Knecht, gehe ein zu deines Herrn Freude. Gott unser himmlischer Vater wolle nach seiner unendlichen Barmherzigkeit gewähren, daß wir alle dermaleinst dieses Wort vernehmen um

seines geliebten Sohnes willen, unseres Herrn. Amen.“ Damit schloß die ernste, würdige Feier.

Über die Gebühr, so fürchte ich, ist die Schilderung der Einführung eines Geistlichen ausgedehnt worden. Die willige Feder wollte den Lauf nicht hemmen, bis sie das ganze ergreifende Bild festgehalten, und nun sei es auch nicht weggewischt und uns berufenen Geistlichen als ein Spiegel aus den großen Tagen der Gründung unserer teuren evangelischen Kirche vorgehalten! Uns Hirten und unseren Gemeinden thut es ja in unseren Tagen not, in solch einen am Worte Gottes klar geschliffenen Spiegel immer wieder von neuem zu schauen!

Die Wahl eines Kirchenältesten, eines Diakonen vollzog sich in der gleichen ernsten, erbauungsvollen Weise, nur leise den anderen Obliegenheiten gemäß verändert. Auch ihrer Wahl ging ein allgemeiner Fast- und Bettag voraus, denn auch ihr Dienst ward als Gottesdienst geachtet und für die Gemeinde so bedeutsam und wichtig wie der Beruf des Dieners am Worte. Bei dem Gottesdienste an diesem Fasttage wurden der Gemeinde nach dem Worte Gottes die Pflichten der Presbyter oder Diakonen ans Herz gelegt. Inbetreff der Presbyter wurde gezeigt, daß sie zusammen mit den Predigern die ganze Sorge und Hut um die Leitung der Gemeinde, auf die Reinhaltung der Lehre, auf die stiftungsgemäße Ausübung der Sakramente und die Ausübung der Kirchenzucht zu richten hätten. Ihnen liege es ob, Leben und Wandel der ganzen Gemeinde und jedes Einzelnen im Auge zu haben und im geheimen und öffentlich zu mahnen, zu tadeln, auch die Lehre und den Wandel der Prediger, ferner jeden Streit, jede Zwistigkeit in der Gemeinde, in den Familien und unter Privatpersonen zu schlichten, daß so selten wie möglich die Gemeindeglieder ihre Zuflucht zu den öffentlichen Gerichten zu nehmen genötigt seien. Die Kirchenältesten seien zusammen mit den Geistlichen die Hüter der ganzen Gemeinde, zugleich aber auch Mund und Hand der ganzen Gemeinde gegenüber den Predigern und allen denen, die ein öffentliches Amt in der Gemeinde haben. Es wurden dann die Eigenschaften genannt, die ein Presbyter für seinen Beruf besitzen müsse. Wohl sei er dem Geistlichen an

Bildung nicht gewachsen, aber er dürfe ihm nicht nachstehen an dem Ernste seiner sittlichen Führung, an Klugheit, an Unbescholtenheit des Wandels, an treffender Urteilsgabe, vor allem nicht am Eifer in der Frömmigkeit. Zum Schlusse dann wurden der Gemeinde ihre Pflichten gegen den Kirchenrat vorgehalten, daß sie zu achten wären wie die Geistlichen, man solle auf ihre Ermahnungen hören, ihren Anordnungen folgen.

Handelte es sich an einem solchen Gemeindefasttag um die Wahl von Diakonen, so wurde zunächst die Gemeinde darauf hingewiesen, daß auch dieses Amt apostolischen Ursprunges sei und, wenn schon unter dem Volke Gottes keine Bettler sein durften, um so mehr eine christliche Gemeinde die Pflicht habe, für ihre Armen zu sorgen, was ordnungsgemäß nur durch das Amt der Diakonen geschehen könne. Ihre Aufgabe sei es, unverdrossen und emsig das Almosen einzusammeln, treu und klug es zu verteilen. Zu Diakonen seien vorzugsweise Männer zu wählen von erprobter Rechtschaffenheit des Glaubens, von anerkannter Reinheit des Wandels, die dem von dem Apostel Paulus aufgestellten Vorbilde entsprechen. Zuletzt wird dann der Gemeinde ihr Verhalten gegen die Diakonen vorgestellt, daß sie willig und freigebig ihr Almosen darreiche, eingedenk, daß, was sie besitze, Gottes Eigentum sei, sie nur Haushalter desselben, bestimmt dermaleinst Rechenschaft darüber abzulegen. Die Reichen sollten wohl bedenken, daß es nicht einerlei sei, ob sie selbst oder die Diakonen die Almosen verteilen. Alles soll ja zur Erbauung der Gemeinde geschehen; es trage aber nicht zur Erbauung bei, wenn mit den Almosen faule, träge Menschen gefüttert werden. Das verhüte die Sorgfalt der von der Gemeinde verordneten Armenpfleger. Der Armen Pflicht gegen die Diakonen sei, sich mit allem Fleiße zu bestreben, geben zu können, nicht empfangen zu müssen. Der Armut solle sich kein Christ schämen, denn nach Gottes Ratschluß gebe es Reiche und Arme; was sie aber empfangen, sollen sie mit Dankbarkeit und Genügsamkeit hinnehmen und sich an dem Vorbilde Christi trösten, der um unsertwillen freiwillig arm geworden. Sie sollten beherzigen, daß sie die Gaben gleichsam aus Gottes Hand erhalten und so sollten sie sie auch als Gottesgaben genießen, ohne Murren, mäßig, nur zum Notwendigen, nicht aber

zum Wohlleben, denn jeder Mißbrauch der Almoſen ſei eine Sünde.

Der Wahlvollzug der Kirchenälteſten und Diakonen geſchah in der gleichen Weiſe, wie der des Geiſtlichen. Ähnlich auch die Einführung in das Amt, nur daß die geſtellten Fragen ſelbſtverſtändlich entſprechend dem verſchiedenen Berufe verſchiedene ſind. Die Kirchenälteſten werden gefragt, ob auch ſie den Zug des heiligen Geiſtes zur Übernahme dieſes Dienſtes ſpürten, ob ſie feſtiglich an die Lehre der Propheten und Apoſtel, in dem Eckſtein Jeſus Chriſtus zuſammengefaßt, glaubten, ob ſie bereit ſeien, mit aller Kraft ihrem Dienſte obzuliegen, mit Rat und That den Predigern zu helfen und an dem Aufbau der Gemeinde durch das Beiſpiel eines unbeſcholtenen Wandels zu arbeiten, aber auch, wenn ſie ſelbſt fehlten, ſich der Kirchenzucht zu unterwerfen. Bei der Weihe zum Diakonenamt ſind die beiden erſten Fragen ziemlich die gleichen, dann folgt die weitere, ob ſie bereit ſeien, fleißig das Almoſen zur Linderung der Not zu ſammeln und die geſammelten Gaben treu in der Furcht Gottes, weiſe, in aller Lindigkeit, Sanftmut und Beſcheidenheit unter die Bedürftigen zu verteilen ohne Gunſt und Haß, allein mit Rückſicht auf Not und Bedürfnis und endlich ob ſie willens ſeien, dieſen ihren Beruf ſelber durch ein braves Leben, durch einen heiligen Wandel und Erfüllung der Pflichten chriſtlichen Glaubens und Liebe nach beſtem Vermögen zur Erbauung der Gemeinde zu zieren, aber auch ſich andernfalls der Kirchenzucht zu unterwerfen.

Beide, Presbyter und Diakonen, wurden in gleicher Weiſe wie der Geiſtliche durch Handauflegung und Segensſpruch feierlich, nach Bejahung der geſtellten Fragen, in ihr Amt eingeführt. Zum Schluſſe dann erhielten beide zum betreffenden Amte Berufenen und Geweihten vor der Gemeinde köſtliche Verwaltungsmaßregeln, — die Kirchenälteſten: Verachtung und Haß dieſer Welt ſich nicht anfechten zu laſſen; kein Anſehen der Perſon zu achten, ſondern alle, die der Gemeinde Ärgernis bereiten, in gleicher Weiſe mahnen, zurechtweiſen und nach dem Brauch der Kirchenzucht ſtrafen zu wollen; nicht nur die Menge des Volkes, ſondern auch alle Diener genau und fleißig inbetreff ihrer Lehre, Sitte und Lebenswandel zu beobachten, im Vereine mit den Geiſtlichen

Wölfe von der Gemeinde fern zu halten; selber durch Lauterkeit und Frömmigkeit und Liebe der ganzen Gemeinde vorzuleuchten und mit dem ihnen von dem Herrn anvertrauten Pfunde, sei es groß oder klein, in ihrem Berufe zu wuchern, damit sie bei der Erscheinung des Herrn die Krone des ewigen Lebens empfangen könnten. „Und daß doch wir alle dermaleinst das hocherwünschte Wort hörten: Kommt her, ihr Gesegnete, ererbet das Reich, das euch bereitet ist vom Anbeginn der Welt." — Den neu eingeführten Diakonen dagegen: sie sollten sich Stephani Frömmigkeit, Standhaftigkeit und Glauben, nicht aber des Judas Heuchelei zur Nachahmung dienen lassen, treu und fleißig ihres Amtes walten, sich nicht an den Lügen und Schmähungen der Leute ärgern, so lange sie nur selbst aufs beste ihres Amtes walten. Einen anderen Lohn hätten alle Frommen von dieser Welt nicht zu erwarten. Aber sie sollten hinschauen auf den Urheber ihres Dienstes, der, wie er selbst treu ist, es ausrichten werde, daß sie alles zum größten Gewinn für die Gemeinde ertragen könnten, und dermaleinst, wenn sie ausharren, zu ihnen sagen werde: Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich.

Wie ein roter Einschlagfaden, der das Gewebe zusammenhält, schlingt sich durch die ganze Gemeindeverfassung die Kirchenzucht hindurch. Wir haben gesehen: niemand wird in die Gemeinde aufgenommen, der sich ihr nicht freiwillig unterzieht, und auch der Konfirmand wird nur unter dieser Bedingung zum erstenmale zum heiligen Abendmahle zugelassen. Der Prediger, der Kirchenälteste, der Diakon treten nur unter der Bedingung ihrer Willfährigkeit, sich der Kirchenzucht zu unterziehen, in ihr Amt ein. Sie ist die Herzader des ganzen Organismus. Mit heiligem Ernste hat unser Freund für ihre Aufrichtung und Bewahrung in Ostfriesland bereits gekämpft und in London sie durchgesetzt. Laski konnte es durchsetzen, weil er hier keine Landeskirche mit Territorialzwang hatte, sondern eine Gemeinde, deren Glieder freiwillig sich ihren Satzungen unterzogen und auch jederzeit wieder aus ihrem Verbande scheiden und sich der nächsten englischen Parochie anschließen konnten. Nicht war jeder Fremdling als solcher berechtigtes oder verpflichtetes Glied dieser Fremdlingsgemeinde, sondern nur wer von

ihnen willens war, die bereits angegebenen Forderungen eines Gemeindegliedes zu erfüllen. Alljährlich reichte die Gemeinde die Namen ihrer Abendmahlsgenoſſen bei dem Biſchof von London ein, damit dieſer erkennen könne, welcher Fremdling, als nicht zu dieſer Gemeinde gehörig, ſeiner geiſtlichen Obhut unterſtehe*). Sehr genaue Geſetze ordneten dieſe Verhältniſſe, durch die allein zugleich es möglich war, die Gemeinde vor Sektierern zu ſchützen**).

Laski faßt den Begriff der Kirchenzucht in dem Worte zuſammen, daß ſie eine gewiſſe, aus der heiligen Schrift geſchöpfte Einrichtung ſei, in ſtufenweiſer Steigerung chriſtliche Ermahnungen nach dem Worte Gottes unter allen Brüdern in der Kirche Chriſti zu beobachten, auf daß dadurch der ganze Leib und alle einzelnen Glieder in ihrer Leiſtung, ſo weit es möglich iſt, zuſammengehalten werden und wenn dabei etwelche ſich als hartnäckige Verächter ſolcher Ermahnungen erweiſen, daß ſie zuletzt durch Ausſchluß aus der Gemeinde dem Satan übergeben werden (1 Kor. 5, 5), ob vielleicht durch eine ſolche Schmach das Fleiſch in ihnen untergehe, der Geiſt aber zur Buße zurückgerufen und gerettet werden könne***). Es würde uns zu weit führen, die nähere Begründung dieſes Satzes, wie ſie Laski in weiter Ausführlichkeit bietet, zu geben; wir haben es nur mit der Anwendung und Durchführung dieſes ſeines Grundſatzes in London zu thun. Es kann hier nicht die Rede ſein von den brüderlichen Ermahnungen, die im ſtillen unter vier Augen oder mit Heranziehung eines dritten und vierten Bruders ſtattfinden und auch gütlich ausgeglichen werden. Hört aber der ſchuldige Teil auf ſolche brüderliche Ermahnung nicht, oder iſt das verübte Böſe der ganzen Gemeinde offenkundig, dann wird bei dem Kirchenrate Anzeige gemacht, der den Übelthäter vorfordert und ihn brüderlich zur Buße ermahnt. Hört er auch auf dieſe Ermahnung nicht, dann kommt die öffentliche Behandlung zur Anwendung. Dabei iſt zu beachten, daß zwei oder drei glaubwürdige Männer die Anklage zu ſtellen haben, und zwar nur vor dem Kirchenrat, und nur ſolche Klagen angenommen werden, die ſich auf die Reinheit

*) Kuyper II, 136.
**) Ebd., S. 236 f.
***) Ebd., S. 170.

der Lehre oder den Gehorsam unter das göttliche Gebot oder auf Störung des allgemeinen Friedens oder der Ordnung und Leitung der Gemeinde oder der gegenseitigen brüderlichen Genossenschaft beziehen. Kann die Sache noch vor dem Kirchenrat geschlichtet werden, so wird sie hier beigelegt; ist aber die Streitsache offenkundig und der Übelthäter zur Buße bereit, so geschieht dieselbe vor der Gemeinde. Dem Kirchenrat liegt aber ob, zuvor genau zu untersuchen, ob die Reue aufrichtig sei. Darauf wird ein Sonntag angesetzt, an dem der Bußfertige vor versammelter Gemeinde seine Schuld bekennt. Nach der gewöhnlichen, aber an diesem Tage abgekürzten Predigt hält der Geistliche eine Ansprache über die in der Schrift begründete Kirchenbuße; darauf tritt der Reumütige zu dem Kirchenrat vor die ganze Gemeinde hin, und der fungierende Geistliche wendet sich mit einer ernsten Ansprache an den Büßer, dann an die Gemeinde, sie zum gemeinsamen Gebete auffordernd, daß Gott ihm verzeihen möchte. Nachdem das tief-ergreifende Gebet gesprochen, bittet der Geistliche in herzlichen, ernsten Worten den Reumütigen, ein Bekenntnis seiner Schuld öffentlich abzulegen, die Gemeinde um Verzeihung zu bitten, sowie daß sie ihn wieder in ihre brüderliche Gemeinschaft aufnehmen möchte. Kann er es vor Scham oder Aufregung nicht selbst thun, so spricht der Geistliche für ihn die Worte und bezeugt nur, daß es seine Worte seien. Darauf fragt der Geistliche den Kirchenrat, ob ihm mit dem Bekenntnis genuggethan sei. Folgt keine Einwendung, dann nimmt der Geistliche den Gefallenen wieder in die Gemeinschaft der Brüder an und fordert die Gemeinde zu gleichem Thun auf; die ganze Gemeinde fällt auf die Kniee und dankt Gott, daß er den gefallenen Bruder wieder in seine Gnade aufgenommen habe. Darauf fragt der Geistliche den gewonnenen Bruder, ob er auch fernerhin sich der Kirchenzucht unterwerfen wolle, und wenn er es bejaht, verkündigt und versichert er ihm volle Vergebung seiner Sünde; die Geistlichen und Ältesten reichen ihm vor der ganzen Gemeinde die Rechte und drücken ihm den Bruderkuß auf. Nach dem Gesang des 103. Psalmes verläßt die Gemeinde die Kirche.

Schwieriger und auch schmerzlicher gestaltete sich die Verhandlung in dem Fall, daß der Sünder starr und unbußfertig jeden

Schritt zur Vergebung verweigerte. Wenn alle Stufen der Ermahnung, die unter vier Augen, die vor dem Kirchenrat, die vor der ganzen Gemeinde, sich als fruchtlos erwiesen, dann zeigte der Kirchenrat der Gemeinde an, daß zum Ausschluß des Unbußfertigen geschritten werden müsse. Aber nur mit Zustimmung der ganzen Gemeinde kann derselbe in Ausführung gebracht werden. Es wird ein bestimmter Tag anberaumt, bis zu welchem jedes Gemeindeglied das Recht hat, dem Kirchenrat seine Bedenken über den Ausschluß in dem vorliegenden Falle mitzuteilen und um Aufschub zu bitten. Werden solche vorgebracht oder aber zeigen sich Spuren der Reue bei dem Angeklagten, dann wird der Tag des Ausschlusses um eine Woche hinausgerückt, und wenn die Reue sich als aufrichtig erweist, dann wird gegen ihn wie vorhin erwähnt verfahren. Werden aber keine Bedenken geäußert und beharrt der Angeklagte in seiner Unbußfertigkeit, dann kommt die Gemeinde am Vorabend des anberaumten Sonntags in der Kirche zusammen, um noch einmal gemeinsam nach dem Worte Gottes zu prüfen, ob das strenge Urteil nicht hinausgeschoben oder vielleicht gar ganz vermieden werden könne. Giebt die Gemeinde durch Schweigen an, daß sie keine Gründe dafür finden könne, dann vollzieht sich der Ausschluß am kommenden Sonntag, in sehr ernster, feierlicher Weise. Die gewohnte Predigt wird abgekürzt, um Zeit zu gewinnen, der Gemeinde Recht und Pflicht eines solchen Ausschlusses nach dem Worte Gottes und den Segen zu zeigen, der der Gemeinde aus der gewissenhaften Handhabung der Kirchenzucht erwächst. Darauf schreitet der Geistliche zur Exkommunikation selbst. Im Angesichte der ganzen Gemeinde sitzen die Prediger, Kirchenältesten und Diakonen und wendet der Geistliche sich an die Gemeinde, ihr den vorliegenden Fall in seinen Einzelheiten ins Gedächtnis zurückrufend und welche vergebliche Schritte gethan wurden, den unbußfertigen Bruder von seinem verkehrten Wege abzubringen; er richtet darauf an den versammelten Kirchenrat die Aufforderung, durch ihr Ja zu bestätigen, daß sich alles so verhalte. Der Geistliche fordert nun die Gemeinde auf, in einem gemeinsamen Gebet ihren Schmerz über ihren unbußfertigen Bruder Ausdruck zu geben. Es ist ein ergreifendes Gebet, dessen Wortlaut uns noch vorliegt, ein durch-

dringender Schmerzensruf, daß doch Gott um seines geliebten Sohnes willen diesen Unglücklichen von seinem bösen Wege des Verderbens zurückrufen möchte.

Es wird ein letzter Versuch an dem vielleicht anwesenden Unbußfertigen gemacht, ob nicht doch noch gleichsam wie eine Erfüllung des Gebetes Reue in ihm sich rege. Spürt er solche und äußert er sie, dann wird unmittelbar der Ausschluß aufgeschoben und mit einem Dankgebet geschlossen. Giebt aber der Angeklagte weder selbst noch durch einen anderen ein Zeichen der Reue, dann belehrt der Geistliche die Gemeinde über Gottes Strenge gegen solche Unbußfertige. Schrecklich sei es, in die Hand des lebendigen Gottes zu fallen; bei weitem das Elendeste sei, in unserem Herzen den Zorn Gottes wider die Sünde nicht zu spüren. Er flehe deshalb im Namen Jesu Christi, der für unsere Sünde gestorben, wiederholt den Unglücklichen an, daß er doch die Schuld seiner Sünde und Verachtung erkenne und sich mit der Gemeinde versöhne. Erfolgt auch auf diese letzte Bitte kein Gehör des Halsstarrigen, dann verkündet der Geistliche, daß nun zum Leidwesen der ganzen Gemeinde gethan werden müsse, was wir nach dem Befehl unseres Herrn Christus und nach der Anweisung der Apostel zu thun schuldig sind, nämlich durch das Amt der Schlüssel zu bezeugen und zu erklären, daß, wer nach dem Zeugnisse des Wortes nicht zur Genossenschaft unseres Herrn Christus gehört, der auch nicht zu unserer Gemeinde gehöre. Zum Zeichen aber, daß solches im Namen Jesu Christi geschehe, fordert er die Gemeinde auf, niederzuknieen und mit ihm zu beten. In diesem Gebete wird der Ausschluß in den Worten ausgesprochen: „Uns stützend auf Dein Wort und unterwiesen in der Macht Deines Geistes, o Herr, Du unser ewiger König und Prophet und Hoherpriester, schließen wir hier öffentlich im Angesicht Deiner göttlichen Majestät und vor dieser Deiner ganzen Gemeinde aus und lösen in Deinem Namen und kraft Deiner Vollmacht von unserer Gemeinde und ihrer heilsamen Verbindung ab diesen unseren unbußfertigen Bruder, als einen starrsinnigen Verächter aller kirchlichen Ermahnungen, wie ein schädliches Glied an unserem Leibe. Gemäß der Vollmacht unseres Dienstes behalten wir seine Sünde und verkünden sie nach der Lehre Deines Wortes für be-

halten im Himmel und auf Erden und erklären allen Frommen, ihn als einen Ausgestoßenen und wie einen Heiden und Zöllner zu halten. Und, Deinem Apostel Paulus folgend, übergeben wir ihn wehklagend dem Satan zum Verderben seines Fleisches, ob er wohl irgendwie durch die ihm beigebrachten Schläge getötet in seinem Geiste durch Deine Gnade wieder auflebe und gerettet werde. Denn Du bist gekommen, zu retten, was verloren war, und jenes Gewaltherrschaft über uns aufhören zu machen, der durch unsere Sünde die Macht des Todes über uns erhielt, Du Herr, der Du mit Gott Deinem Vater und mit dem heiligen Geist lebst und regierst als dreieiniger Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen."

Nun giebt der Prediger an, wie sich die Gemeinde gegen einen solchen Ausgeschlossenen zu verhalten habe. Wie ein Zöllner und Heide sei er zu halten, aber der Besuch der Predigt bleibt ihm unverwehrt, ob er sich nicht vielleicht doch noch bekehre. Geselligen Umgang mit ihm solle man so viel wie möglich meiden; dagegen aber sei er von Geschäften und staatlichen Angelegenheiten nicht ferne zu halten. Die im Glauben Gereiften sollen keine Gelegenheit versäumen, ihn zu ermahnen und zur Gemeinde zurückzubringen; niemand solle einen solchen Ausgeschlossenen verlachen, verspotten, jedermann sein Los vielmehr von Herzen beklagen.

Taucht nun bei einem solchen Ausgeschlossenen doch noch nach kürzerer oder längerer Zeit Reue über seine Sünde und das sehnsuchtsvolle Verlangen auf, von dem furchtbaren Banne befreit zu werden, so macht er entweder selbst oder durch einen anderen bei dem Kirchenrat Anzeige davon. Der entsendet alsbald ein oder ein paar Glieder, den Unglücklichen zu trösten und ihm Handreichung zu thun, auf den rechten Weg zurückzukehren. Zu gleichem Bemühen werden ein paar seiner früheren Bekannten aufgefordert. Zeigt sich Erfolg, dann erscheint der Reumütige vor dem Kirchenrat, der genau prüft, ob die Zeichen der Besserung lauter sind. Sind sie es, dann wird ein Sonntag zur Wiederaufnahme in der Gemeinde anberaumt und acht Tage vorher die Gemeinde um Fürbitte für den Bußfertigen angegangen. Nur am Sonntag und in möglichst feierlicher Weise findet diese Wiederaufnahme in der Kirche statt. Nachdem die gewohnte, an diesem Tage aber abgekürzte Vormittagspredigt ge-

halten, setzt zunächst der Geistliche der Gemeinde an der Hand der Schrift auseinander, wie es sich mit der Buße und Wiederversöhnung Ausgeschlossener verhalte, und fordert sie auf, nach dem Beispiel des Vaters gegenüber dem verlorenen Sohne mit aller Milde und Versöhnlichkeit dem rückkehrenden Bruder zu begegnen. Nach einem gemeinsamen Gebet hält der Geistliche dem Reumütigen sein ganzes schweres Verhalten vor, und dieser muß ein offenes Bekenntnis seiner Sünde und seiner Buße ablegen oder wenn er dazu vor Scham oder aus einem anderen Grunde unvermögend ist auf bestimmte, ihm vorgelegte Fragen mit einem lauten Ja antworten. Darauf wendet sich der Geistliche an den Kirchenrat mit der Frage, ob ihm solches Bekenntnis genüge, und wenn ja, dann richtet er ein paar ermahnende Worte an die Gemeinde und an den Bußfertigen und spricht ihm ähnlich wie bei dem Ausschluß in einem Gebete, bei dem die ganze Gemeinde niederknieet, die Wiederaufnahme in die Gemeinde zu. „Demütig bitten wir Dich, mildreichster Heiland, Du wollest dies Dein Lamm, das verloren war und wieder zurückgebracht ist, und uns alle mit ihm mit den Augen Deiner Barmherzigkeit anschauen und diesen unseren Beruf in der Wiederaufnahme in die christliche Gemeinschaft des Ausgeschlossenen nun auch vor Dir als gültig erklären. Denn wir sind ja von Dir unterwiesen, daß Du ein solcher Hirte bist, daß Du Deine verirrten Schafe auf Deine Schultern legst und mit Freuden in deinen Schafstall heimträgst u. s. w."

Darauf bezeugt der Geistliche dem Reumütigen seine Wiederaufnahme und ermahnt die Gemeinde, ihn nun wieder als einen Bruder zu halten. Vor der ganzen Gemeinde reicht ihm der Kirchenrat die Bruderhand und den Bruderkuß, während die Gemeinde frohen Herzens den 103. Lobespalm singt. —

Einen wichtigen Abschnitt in der Kirchenzucht bildet ihre Anwendung vorkommenden Falles auch auf die Geistlichen. Das Fehlen dieser Anwendung achtet Laski mit vollkommenem Rechte für einen Rückfall in die römische Kirche. Dem Superintendenten, den Geistlichen kommen ihre besondere Ehre zu; aber was die Leitung und Bewahrung der Gemeinde betrifft, so äußert sich Laski, haben sie vor den anderen Gliedern des Kirchenrats keinen Vorzug und müssen sich auch den gemeinsam gefaßten Be-

ſchlüſſen ebenſo unterordnen, wie jedes andere Mitglied. Deshalb bezeugen Geiſtliche und Kirchenälteſte vor Antritt ihres Amtes öffentlich vor der Gemeinde ihre Willigkeit, ſich ebenfalls der Kirchenzucht zu unterwerfen.

Auf einen Punkt haben wir noch zum Schluſſe unſere Aufmerkſamkeit zu richten: auf die entſprechend den anderen Verhältniſſen in London anders als in Oſtfriesland geſchehene Ausgeſtaltung des Cötus. An jedem Donnerstag verſammelten ſich die Geiſtlichen und Kirchenälteſten der deutſchen Gemeinde, über Gemeindeangelegenheiten zu beraten, Zwiſtigkeiten unter Gemeindegliedern beizulegen u. ſ. w. Am erſten Donnerstag des Monats werden die Diakonen zu dieſer Sitzung zugezogen zu gemeinſamer Beratung über die Armenangelegenheiten; ſie legen dann Rechenſchaft über Einnahme und Ausgabe vor und kann auf Verlangen, da es am Sonntag vorher bekannt gemacht wird, jedes Gemeindeglied dieſer Rechenſchaftsablage beiwohnen. Am erſten Montag des Monats kommen alle unter dem Superintendenten ſtehenden Geiſtlichen, Kirchenräte, Diakonen zuſammen, ſolche Gegenſtände zu beraten, die ſich auf die Fremdlingsgemeinden in den verſchiedenen Sprachen beziehen. Und endlich am zweiten Donnerstag jeden Quartals verſammeln ſich die Geiſtlichen, Älteſten und Diakonen der deutſchen Gemeinde, um gegenſeitig über die Reinheit der Lehre und ihren ſittlichen Wandel brüderlich ſich auszuſprechen. Am Sonntage vorher wird dieſe Sitzung der Gemeinde bekannt gemacht und jeder hat dann ein Recht, zu dem anberaumten Tage Anzeige zu machen, wenn er etwas gegen die Lehre oder den Wandel der Geiſtlichen, Kirchenälteſten und Diakonen vorzubringen hat. Aber was er vorbringe, müſſe er durch zweier oder dreier Zeugen Ausſage bekräftigen können, um ſo einmal jedes falſche Zeugnisreden im verborgenen wider die Vertrauensmänner der Gemeinde möglichſt zu verhüten, dann aber auch jedem Mißbrauch ſolch einer Anklage einen Damm zu ſetzen. Einer der Geiſtlichen hält dann an dem beſtimmten Tage eine kleine Anſprache über die Bedeutung dieſer brüderlichen gegenſeitigen Prüfung, der Superintendent ermahnt, ſich in ſeinen Ausſtellungen nur von dem Geiſte chriſtlicher Liebe und Freiheit

leiten zu lassen und sich wohl davor zu hüten, den Fehler des Kollegen aus Haß zu übertreiben oder aus Freundschaft abzuschwächen. Dann entfernen sich der Reihe nach diejenigen, über welche ein Urteil gefällt werden soll; in seiner Abwesenheit beraten die Brüder, was gegen ihn vorgebracht worden, und ob es derart sei, ihm darüber bei seiner Rückkunft eine brüderliche Ermahnung zu machen, und in welcher Form. Zurückgerufen nimmt der Gemaßregelte die Ermahnung freundlich hin, wenn er sie nicht als unbegründet zurückweisen kann. Unterwirft er sich ihr aber nicht, so wird er seines Dienstes enthoben für so lange, als er die Ermahnung abweist; beharrt er in seiner Weigerung, dann kann die Sache bis zum Ausschluß aus der Gemeinde nach Durchlaufung der verschiedenen Stufen sich zuspitzen. Trifft die Amtsenthebung den Superintendenten selbst, so kann sie nur mit Zustimmung der Kirchenräte aller unter seiner Leitung stehenden Gemeinden stattfinden. Denn auch des Superintendenten soll vorkommenden Falles nicht geschont werden. „Kund und offenbar ist nämlich, daß nichts mehr zum Verfall der ganzen Kirche beigetragen hat und beiträgt, als wenn die Diener der Kirche, welche Stellung immer sie einnehmen, sich von der Kirchenzucht ausschließen, während sie dieselbe den anderen auferlegen, da es doch vielmehr ihre Sache wäre, sie durch ihr eigenes Beispiel den anderen zu empfehlen. . . . Und wir haben es selbst erfahren und erfahren es von Tag zu Tag mehr, daß durch kein ander Verfahren in der Kirche alles Gute erhalten und alles Böse mit Gottes Gnade vermieden werden könne, als allein durch einen ernstlichen und fleißigen Brauch der nach dem Worte Gottes gesetzmäßigen Kirchenzucht.“*)

In breiter Ausführlichkeit haben wir es versucht, ein Bild dieser Fremdlingsgemeinde in London, das Hauptwerk unseres Freundes, zu zeichnen. Wie eine Art Mustergemeinde steht sie da, an die alte, apostolische Zeit in manchem lichten Zuge erinnernd, ihren Gemeinden auch ähnlich, daß sie in solch heilig-

*) Kupper II, 236.

ſtrenger Zucht, die vor niemandem ſcheu zurückwich, zur Pflanzſchule ward, Märtyrer großzuziehen, bereit um ihres Glaubens willen alles preiszugeben und furchtlos in Not, Verfolgung und Elend zu ziehen in der treuen Nachfolge ihres ewigen, einigen, wahren Königs im Himmel. Wir verhehlen uns nicht, daß beſonders günſtige Umſtände die Ausgeſtaltung einer ſolchen Gemeinde erleichterte; aber wir bedenken, daß es auch des ganzen Glaubensmutes, der vollen, rückſichtsloſen Thatkraft Laskis und ſeiner bewundernswerten Begabung bedurfte, die trotzdem ſo großen Schwierigkeiten zu überwinden und mit Gottes Hilfe ſolch einen Bau einer Kirche hinzuſtellen. Nicht in alle Einzelheiten hinein können wir den Bau als muſtergültig für alle Zeiten und alle Verhältniſſe bezeichnen und würden eine ſklaviſche Nachahmung auch nur zu erſtreben nicht einmal in dem Sinne Laskis halten*); aber auf ihn muß zurückgreifen, an ihn anknüpfen,

*) Auf Lasti und ſeine freie, tief in Gottes Wort gegründete Anſchauungsweiſe findet volle Anwendung das treffende ſchöne Abſchiedswort, mit welchem der edle John Robinſon die erſten Pilgerväter auf der „Maiblume“ (May-flower) nach Amerika ziehen ließ: „Ich fordere euch vor Gott und ſeinen geprieſenen Engeln auf, mir nicht weiter zu folgen, als ihr mich unſerem Herrn Jeſus Chriſtus nachfolgen ſeht. Wenn Gott euch irgendetwas durch andere ſeiner Werkzeuge offenbart, ſo ſeid bereit es anzunehmen, wie ihr bereit waret, während meines Dienſtes jede Wahrheit anzunehmen, denn ich bin völlig überzeugt und der guten Zuverſicht, daß der Herr noch mehr Wahrheit aus ſeinem heiligen Worte hervorbrechen läßt. Für mein Teil kann ich nicht genug die gegenwärtige Lage der reformierten Kirchen beklagen, die an einem Wendepunkt angelangt ſind, und ich will jetzt nicht weiter gehen, als die erwählten Werkzeuge ihrer Reformation. Die Lutheraner können nicht dazu gebracht werden, über das hinauszugehen, was Luther geſagt. Welchen Teil ſeines Willens der gute Gott Calvin geoffenbart, ſie würden eher ſterben als es annehmen, und die Calviniſten ſtecken, wie ihr ſeht, feſt an der Stelle, wo ſie der große Mann Gottes verlaſſen, der denn doch noch nicht alle Dinge ſah. Das iſt ein beklagenswertes Übel, denn in wie hohem Grade jene Männer brennende und leuchtende Lichter zu ihrer Zeit geweſen, ſo ſind ſie doch nicht in den vollen Ratſchluß Gottes eingedrungen. Wären ſie noch am Leben, ſie würden ebenſo willig ſein das weitere Licht anzunehmen, als ſie das zu ihrer Zeit angenommen haben. Ich beſchwöre euch, vergeßt das nicht, es iſt ein Hauptartikel eurer Kirchenſatzung, allzeit bereit zu ſein, jede Wahrheit anzunehmen, die immer euch aus dem geſchriebenen Worte Gottes enthüllt werden mag.“ (Barclay, S. 121.)

wer ein Herz für unsere evangelischen Gemeinden besitzt, wen ihre gegenwärtigen Notstände jammern, wer unter die Bauleute berufen ist, in seiner Gemeinde des Herrn Tempel zu bauen.

Die ernsten Schwierigkeiten, die sich bei der Durchführung seines Bauplanes Laski entgegentürmten, haben ihn nicht abgeschreckt, im Gegenteil — wie wir aus den zuletzt angezogenen Worten heraushören — in der Wahrheit seiner Überzeugung bestärkt. Zweimal im Frühjahr 1553 hatte er die Kraft seiner Einrichtung zu erproben. Der schwierigste Teil der Gemeinde war ihr jüngster Sprosse, der italienische Bruchteil. Manches unlautere Element scheint da vorhanden gewesen zu sein und ein Stock glaubenskräftiger Männer gefehlt zu haben, der, in dem Evangelium gefestigt, einen Damm gegen Überschreitungen in der eigenen Mitte gebildet hätte. Man war unzufrieden mit dem Geistlichen und dieser auch seinem schweren Amt nicht gewachsen. Dazu kam die schwere Anklage wider ihn vor den Kirchenrat, sich wider das siebente Gebot versündigt zu haben. Der unsittliche Pastor konnte die That nicht leugnen, der uns von ihm erhaltene klägliche Brief an Sir Cecil bestätigt das Verbrechen und enthüllt uns die bejammernswerte Gesinnung des verblendeten Mannes*). Florio wurde deshalb seines Dienstes enthoben. Das konnte der Mann nicht ertragen; und weil er gegen den Lebenswandel seiner früheren Amtsbrüder nichts vorbringen konnte, ruhte er nicht, Zwistigkeiten in der Lehre zu säen und auszusprengen, als ob im Punkte der Prädestination nicht schriftgemäß gelehrt werde. Unser Freund hatte nämlich mit Recht in seinen Schriftauslegungen hervorgehoben, daß diejenigen irrten, die durch diese Lehre irgendwie das Verdienst und den Wert des Opfertodes Christi abzuschwächen versuchten, was hauptsächlich deshalb geschehe, weil von vielen die Kraft und Verschuldung unserer Sünde in Adam nicht fleißig genug erörtert werde, und daß er denen nicht zustimmen könne, die einzelne Stellen der Schrift über die

*) Vgl. Strype im Anhang S. 143. Strype verlegt die Sache in das Jahr 1551, aber irrtümlicherweise. Der Brief an Cecil hat nur Datum (Februar) ohne Jahresangabe, Laski berichtet aber von dem Falle 1553 (Kupper II, 676); im Februar 1551 war jedenfalls Michael Angelo Florio noch nicht Prediger der Gemeinde.

Prädeſtination ſo zuſpitzen, daß ſie geradezu leugnen, Chriſtum ſei für alle geſtorben. Es war Laski der ganze Handel um ſo verdrießlicher, da er erfahren, daß bis nach Genf darüber berichtet worden ſei, ihm aber nichts peinlicher war, als Calvins Name in die Sache gezogen zu ſehen, „den ich als einen Mann Gottes ehre und liebe“ *). Florio konnte unſeren Laski nicht unmittelbar der Irrlehre auf dieſem Punkte zeihen; er klagte aber einen der anderen Paſtoren daraufhin vor dem Cötus an. Es fiel Laski nicht ſchwer, die Anklage wider ſeinen Amtsbruder zu entkräften.

Schwieriger war der andere Fall um die gleiche Zeit. Einer der Prediger, Deloenus, war, ohne ſich mit ſeinen Amtsbrüdern zuvor beraten zu haben, mit drei neuen Lehrpunkten aufgetreten, die viel Staub aufwirbelten: Paten ſeien bei der Kindertaufe in der Gemeinde unzuläſſig; Gemeinden, die das Abendmahl nicht ſitzend empfangen, machten ſich der Götzendienerei und Verletzung der Einſetzung des Herrn ſchuldig, und der Artikel der Höllenfahrt ſei als nicht ſchriftgemäß aus dem Bekenntnis zu entfernen. Es koſtete viele Mühe, den etwas gar radikalen Mann ſeines Unrechtes in Aufſtellung ſolcher Lehren, und daß er ſie in der Gemeinde verbreitet, ehe er mit ſeinen Kollegen darüber verhandelt, zu überführen. Auch nachdem er ſchriftlich ſein Bedauern ausgedrückt, kam er doch wieder auf dieſe Irrlehre zurück, als ob er ſie vom heiligen Geiſte empfangen habe.

IV. Die Verbannung aus England und Nachklänge aus dem Lande.

Das Endurteil in dieſer peinlichen Angelegenheit war noch nicht gefällt, als Gott nach unerforſchlichem Ratſchluß der ganzen Arbeit Laskis in London ein verhängnisvolles Ende ſetzte. In dem Briefe an Bullinger vom 7. Juni, dem wir obige Mitteilung entnommen, ſteht auch ſchon, noch unverfänglich, die kleine

*) Kuyper II, 676. — Es bezieht ſich wohl kaum auf dieſe Angelegenheit das Schreiben Calvins vom 27. September 1552 (Calvin XIV, 363).

Notiz: „Unser König kränkelt schon seit einiger Zeit; Gott sei Dank erholt er sich aber schon wieder etwas.“*) Es war nur eine trügerische Erholung. Im verflossenen Jahre hatte Eduard VI. Masern, dann Pocken gehabt, sich aber von diesen Krankheiten erholt; nur war eine Neigung zu Erkältung geblieben. Seit Januar litt er an einem starken Husten, der nicht weichen wollte. Das Übel verschlimmerte sich. Mit großer Ergebung in den Willen Gottes trug er sein Leid. Am 6. Juli hauchte er seine fromme Seele aus, 16 Jahre erst alt. „Der gottseligste Josias, unsere Hoffnung auf Erden, ist tot“**): die schmerzbewegte Klage des Volkes konnte man vielfach am Sarge des Königs hören. Es war der schwerste Schlag, der die evangelische Kirche des Landes treffen konnte. Das letzte Gebet des sterbenden Königs: Gott möge sein Land vor dem Papsttum schützen, ward nicht in der Weise, wie er es wohl gewünscht haben mag, erhört. Denn Nachfolgerin auf dem Throne ward seine Stiefschwester Marie, der verstoßenen Königin Katharine von Arragonien Tochter, jetzt bereits 37 Jahre alt und mit ihren schon ergrauenden Haaren, in ihrer schmächtigen, krankhaften Gestalt noch älter erscheinend. Sie hatte ein freudloses, trübsinniges, einsames Leben hinter sich und aus ihm nur die Aufgabe für ihre Regierung aufsteigen sehen, der römischen Kirche, ihrer Trösterin in mancher leidvollen Stunde, zu dem alten Rechte zu verhelfen. Sie legte rasch eine schier fanatische Hand an diese, wie sie meinte, ihr gewordene Aufgabe. Alle Predigt und Schriftauslegung ohne besondere Erlaubnis wurde untersagt; die früheren, katholischen Bischöfe, die nichts von ihren alten Erfahrungen vergessen und nichts in den eben vergangenen, lehrreichen Jahren gelernt, kamen aus Gefängnis oder Verbannung oder müßiger Einsamkeit in ihre alten Sitze zurück; die Cranmer, Ridley, Latimer, Hooper wanderten in die leer gewordenen Zellen, gar bald dann auch in den Märtyrertod, mutvolle, glaubensstarke Blutzeugen des Evangeliums in England***).

*) Kuyper II, 677.

**) Original, p. 365.

***) Ergreifend und erbauend sind die ausführlichen Schilderungen, die Foxe (im VI. u. VII. Bande) über das Ende dieser Blutzeugen giebt. Er

Die scharfen Gesetze trafen auch die Fremdlingsgemeinde, man könnte sagen, in erster Linie. War schon einem Manne wie Ridley der Bestand dieser Gemeinde mehr wie einmal ein Ärgernis, weil sie in ihrem Kultus den entschiedenen Gegensatz gegen die in der englischen Staatskirche noch geduldeten Bräuche der alten Zeit bildete und Männer wie Hooper in ihren Anschauungen bestärkte, um wie viel mehr dann dem ganz päpstlich gesinnten Bonner, der als der ersten einer seinen alten Bischofssitz in London wieder einnahm. Selbstverständlich erhielt keiner ihrer Geistlichen die nötige Erlaubnis zur Predigt. Die Jesuskirche ward geschlossen; jedes Versammlungsrecht den Gemeindegliedern genommen. Laski konnte jeden Augenblick gewärtig sein, daß ihn das gleiche Los der Gefangenschaft treffen werde, wie seine Freunde und Glaubensgenossen. Am 1. September schon ward Hooper in das Fleet-Gefängnis geworfen; er hatte mit Coverdale, dem Bischofe von Exeter, dem Befehle getrotzt und in seinem Bistume die Predigten nicht eingestellt. Laski besuchte den Freund in seinem düsteren Gefängnis*). Als Hooper sieben Wochen später dem treuen Gesinnungsgenossen nach Emden schreibt, da war er in ein engeres, härteres Gelaß in dem Turme gebracht**). Aber der Märtyrer blieb ungebrochenen Sinnes. „Die Lage unserer Kirche", so schreibt der Gefangene unserem verbannten Freunde, „ist eine bejammernswerte und elende. Möge der Herr in Gnaden auf uns schauen und die Gewalt der Gegner brechen. Sie werden von Tag zu Tag wütender und anmaßender. Aber der, der in diesem Augenblick für uns zu ruhen scheint, er wird dennoch sich aufmachen und unsere Feinde schlagen. Sollte der Vater aller Gnade uns solche Gunst noch Zeit unseres Lebens gewähren, so sei sein heiliger Name gelobt, wenn aber anders, so geschehe sein Wille. Er selbst gebietet uns für den Ruhm seines Namens zu sterben. Möge er

---

schöpft bekanntlich meist aus den Sammlungen, die der edle, fromme Grindal rechtzeitig angelegt (vgl. Grindal III und seine Briefe an Foxe S. 219 f.).

*) Erst unter der jetzigen Königin wurde das alte, berüchtigte Gefängnis abgebrochen.

**) Original, p. 101.

gewähren, was er gebietet, und dann mag er noch schmerzlichere Dinge geschehen lassen, wenn es ihm gut dünkt. Ich schreibe euch in Eile und verstohlener Weise im Gefängnis, man hat mich jetzt in eine engere und strengere Haft gebracht als damals, wo ihr uns verließet. Mit Gottes Hilfe bin ich bereit, all dies zu ertragen und auch noch schmerzlichere Prüfungen, die nicht ausbleiben. Grüße mir meinen alten, gottseligen Freund Meister Martin (Micronius), den edlen Utenhove und alle Brüder; und ich bitte euch, mich und meine Mitgefangenen in Christo Jesu unserem allmächtigen Vater im Himmel zu befehlen, auf daß durch unseren Tod sein Ruhm je mehr und mehr über diese so arg befleckte Welt leuchten möge."*)

Laski entging der Gefängnishaft. Man wollte sich denn doch nicht an den Fremdlingen vergreifen; das Regiment der blutigen Maria hatte genügenden Stoff an den eigenen Landeskindern, den furchtbaren Namen sich zu verdienen. Er und seine Gemeinde erhielten den Befehl, das Land in kürzester Frist zu verlassen**). In der Themse lagen zwei dänische Segelböte, die „Kleine isländische Krähe" und der „Mohr", die eigentlich den Auftrag von zuhause hatten, nachdem sie in London ihre Ware gelöscht, an der französischen Küste anzulaufen und Salz für Dänemark zu laden***), deren Schiffsherren aber, durch die Not der Leute und die einträglichere Fracht bewogen, sich bereit erklärten, einen Teil der Gemeinde aus dem ungastlichen Lande fortzubringen. 175 Gemeindeglieder, so plötzlich aus Handel und Wandel unbarmherzig herausgerissen, aber doch willig, lieber in der Fremde mit Weib und Kind das harte Brot der Verbannung zu essen,

*) Die Bitte des frommen Glaubenshelden ging erst den 5. Februar 1555 nach vielen, schweren Peinigungen in Erfüllung. Dreimal mußte das Feuer seines Scheiterhaufens von frischem angezündet werden, ehe endlich, endlich die Flammen ihr Werk vollbracht. Die letzten Worte des Märtyrers waren: „Herr Jesu, erbarme Dich mein, Herr Jesu nimm meinen Geist auf!" (Foxe VI, 658; dabei auch eine bildliche Darstellung des Feuertodes aus jenen Tagen.)

**) Das merkwürdige Schriftstück, das die Fremdlinge binnen 24 Tagen aus England vertreibt und sie teils als Räuber, teils als Sektierer brandmarkt, ist abgedruckt bei Foxe VI, 429.

***) Harboe, S. 29.

als am warmen, häuslichen Herde ihres heiligen Glaubens nicht leben zu können, schifften sich am 17. September ein: es war ihnen nicht einmal Zeit gegönnt, die schweren Herbststürme auf der See abzuwarten. Der jetzt noch zurückbleibende Teil der Gemeinde gab das Geleite die Themse hinab. Dort unten bei Gravesend galt es den letzten Abschied. Auf dem Hügel am Ufer standen traurigen Herzens die Rückbleibenden, und während langsam die beiden Segelböte vorüberfuhren, sangen sie den Lieblingspsalm Laskis, den zweiten *). Unter den Klängen des Liedes entschwanden die Segelböte ihren Blicken. Traurig und wehmütig brachen die Zurückgebliebenen auf, heim in ihre öden Häuser, die sie selbst wohl bald zu verlassen hatten. Als ob es ein Gottesdienst im Freien gewesen wäre — zwei ihrer Prediger, Deloenus und Riverius, waren jetzt noch bei ihnen zurückgeblieben —, so brachen sie nicht auf ohne Gebet und in gewohnter Weise das Almosen unter einander für die Armen gesammelt zu haben **).

Lange noch, bis zur einbrechenden Nacht, stand unser Freund am Steuer und schaute nach der Küste, die allmählich vor seinen Blicken entschwand. Nun wieder einmal um seines Glaubens willen in die Fremde, in eine dunkle, ungewisse Zukunft verbannt! Das dritte Mal nun schon! Sein heißgeliebtes Polen hatte er vor 14 Jahren verlassen müssen, vor drei Jahren das Land, das ihm wie eine andere Heimat geworden und nun auch England, in dem ihm sein Herr Christus ein so reiches und auch gesegnetes Feld der Thätigkeit geöffnet hatte. Ihm war wahrlich in schmerzlicher Weise der Spruch zu lernen gegeben, daß wir hier keine bleibende Stätte haben, aber ungebrochen und glaubensfreudig hat er die zukünftige gesucht, unser lieber Verbannter. Wir hören keine Klage dem fest geschlossenen Munde entschlüpfen, kein Zagen über den Mann kommen, als er auf Weib und Kind und die große Flüchtlingsschar hinblickt, sie alle mittellos, unwissend, was

*) „Hoe rasen so die Heydenen te hoop? End die volcken betrachten ydel dinghen etc.“ (Vgl. Bartels III.)

**) Utenhovius, S. 22.

der nächste Tag ihnen bringen werde und von ihm erwartend, was Gott ihnen senden möge.

Ruhig, gottvertrauend blieb sein Auge auf das Land gerichtet, das die sinkende Nacht vor seinen Blicken verhüllte. Er ließ es nicht aus den Augen alle die kommenden Jahre, wie der Gärtner seinen Acker nicht vergessen kann, dem er die Saat anvertraut hat. Sie sollte ja doch nicht verloren gehen, die kostbare Saat, nun mit dem Märtyrerblut von treuen Arbeitern gedüngt. 288 Protestanten haben während der nur fünfjährigen Herrschaft der blutigen Maria mit dem Leben ihren Glauben besiegelt, unter ihnen die Säulen der jugendlichen, evangelischen Kirche. Solch einen Einsatz hat Gott verheißen hundertfältig zurückzuerstatten: wohl einem Lande, das in der Stunde der Heimsuchung willige Söhne hat ihn zu leisten, denn Gott ist getreu, das hat wahrlich England reichlich erfahren dürfen. Und auch unser Verbannter durfte die Saat noch aufgehen sehen. Gerade die kurzen drei Jahre dort auf der schönen Insel waren für die Wirkung Laskis auf Mit- und Nachwelt die fruchtbringendste Zeit; die schwere Heimsuchung der Fremdlingsgemeinde in ihrer Zerstreuung heimatlos in verschiedene Lande trug wesentlich dazu bei, das Samenkorn seiner Lehre in die weiteste Ferne zu tragen. Ihr Bekenntnisbuch wurde die erste Bekenntnisschrift der reformierten Kirche der Niederlande. Ihr Katechismus ist eine Hauptquelle des Heidelberger Katechismus geworden und damit Ahnherr des Hauptbekenntnisbuches der deutsch-reformierten Kirche. Nach ihrem Psalmbuche — die Verarbeitung der Psalmen zum Gebrauch beim Kirchengesang war hauptsächlich von Utenhove — sang man in Ostfriesland, am Rhein, wohin immer die armen Flüchtlinge verschlagen wurden, und Laskis Werke über die Kirchenordnung in seiner Londoner Gemeinde übte mächtigen Einfluß in allen Landen aus, wo die Presbyterialverfassung zum Siege durchdrang*).

Aber auch die unmittelbare Wirkung seiner Schöpfung in England blieb nicht aus und gestaltete sich zu einem frucht-

*) Vgl. Lechler, S. 62 und Weingarten, S. 30: „Die Kirchenordnung von Johann a Lasco ist für den englischen und schottischen Presbyterianismus das Vorbild gewesen."

bringenden Samenkorn. In seiner Gemeinde hatte er eine Ordnung geschaffen, die als Vorbild den gewaltigen Bestrebungen galt, in denen im folgenden Jahrhundert die Reformationsbewegung in England zum völligen, volksmäßigen Durchbruch und Abschluß gelangte. An der Schwelle der Kirche seiner Fremdlingsgemeinde stehen die Puritaner. Der von Hooper teilweise schroff geführte Streit inbetreff der Verwerfung römischer Überbleibsel in der Liturgie und Verfassung der englischen Kirche war nicht nur Ausdruck einer Privatmeinung; er trug den Keim und Gährungsstoff in sich, der dann in den die ganze Kirche in Mitleidenschaft ziehenden Kämpfen der Nonkonformisten zum Ausdruck kam. Laski hatte alsbald die Tragweite erkannt und stand voll und entschieden auf Hoopers Seite. Sehen wir auf die mannigfaltigen, späteren Ausschreitungen dieser Nonkonformisten, die teilweise in Sekten sich auflösten, so erkennen wir, daß diese Ausschreitungen durch Verlassen des klar und scharf von Laski eingeschlagenen und mit bewundernswerter Kunst inne gehaltenen Weges entstanden sind. Die Folgezeit hat Laski gegenüber Cranmer, Ridley und auch Bucer in dieser Frage recht gegeben: es waren nicht Adiaphora, um die es sich in der „Kleiderfrage" handelte: ein Ringen des evangelischen Prinzips, das nun gerade an diesem Punkte zutage trat. Der Streit war damals nur oberflächlich beigelegt, um nach einem halben Jahrhundert um so heftiger an anderer Stelle loszubrechen.

Die tiefgreifende Bedeutung dieser Fremdlingsgemeinde und ihrer Kirchenordnung erkannten auch ihre Gegner gar wohl, und daher ist das Ärgernis zu begreifen, das auch so fromme Männer wie Ridley und andere an den weitgehenden Rechten und Freiheiten dieser Gemeinde nahmen. Denn ihr Bestand war eine Einsprache wider die Allgemeingültigkeit der episkopalen englischen Kirche. Ihr blühender Zustand wies die mit den Verhältnissen in der englischen Kirche Unzufriedenen darauf hin, was ihnen fehle. Das Zwitterhafte in den Formen ihrer Kirche trat ihnen um so greller zutage, je mehr sie in dieser Gemeinde und nach ihrer Aufhebung in ihrer Kirchenordnung die reinliche, folgerichtige Durchführung eines ihnen einleuchtenden, zusagenden Gedankens vor Augen hatten.

Wo immer in den nächsten Jahren Laski auf seinen Wanderzügen bis nach Polen hinkam, stieß er auf befreundete Flüchtlinge, die ihn über die schmerzlichen Zustände in der Heimat auf dem Laufenden hielten. Es waren doch furchtbare Zeiten, die England während dieser fünf Jahre durchlebte: als ob es in die Tage der römischen Christenverfolgungen zurückgeworfen worden wäre. Der blutigen Maria und ihren Schergen, einem Gardiner und Bonner*), dünkte es nicht genug an diesen Hinrichtungen und daß die tüchtigsten Männer außer Landes flohen: die Wut der Verfolgung erstreckte sich auch auf die Druck- und Schriftwerke, ja selbst Briefe dieser Flüchtlinge, die ausgeliefert werden mußten, um wenigstens sie dem Flammentode zu überweisen, den man so viel lieber ihren Verfassern hätte zuteil werden lassen. Auf dem uns erhaltenen Index der verbotenen Schriften stehen im vordersten Gliede, dicht hinter Calvin und Bullinger und Melanchthon, die Werke Laskis**). Unser Freund war auch bemüht, das Los dieser Flüchtlinge zu erleichtern: bis in seine polnische Heimat verschaffte er ihnen freundliche Zuflucht. Unter diesen Schützlingen Laskis ist außer dem Bischof Barlow von Bath***) und John Burcher, von dem uns noch eine Reihe fesselnder Briefe aus Polen, in der Umgebung Laskis geschrieben, erhalten sind†), hauptsächlich die

*) Ranke (Bd. I, 1. S. 202) in seiner feinen, ruhigen Weise schildert diese beiden Hauptträger der Verfolgungen und Hinrichtungen treffend in den paar Worten: „Gardiner erscheint bei diesen Hinrichtungen herrschsüchtig, hochfahrend, in jener dreisten Stimmung der Gewalthaber, in der sie sich bedünken, als seien sie auch die geistig überlegenen; Bischof Bonner von London fanatisch, ohne Unterscheidungsgabe und beinahe blutdürstig."

**) Foxe VII, 128. Der Erlaß vom 13. Juni 1555 ist aus den gleichen Zimmern in Hampton Court unterschrieben, in denen vor 4 Jahren Laski um den Beitritt König Eduards zum Fürstenbund wider Karl V. geworben; mit unterzeichnet ist er von dem Sohne Karls V., dem seit Jahresfrist mit Maria vermählten König Philipp von Spanien. Unter den Fragen, die die beigefügte Instruktion bei dem Suchen nach verbotenen Schriften aufstellt, lautet die fünfte: „ob man jemanden weiß oder auch nur stark in Verdacht hat, der Briefe oder Geld von und nach Zürich, Straßburg, Frankfurt, Wesel, Emden, Duisburg (die Hauptniederlassungen der Flüchtlinge) bringe".

***) Original, p. 687 und Foxe VIII, 574.

†) Original, p. 671—702.

Herzogin von Suffolk zu nennen, die Witwe des Jugendfreundes Heinrichs VIII., der nicht angestanden ihm seine Schwester Mary zum Weibe zu geben*). Erschütternd ist die Schilderung ihrer Flucht aus England und wie sie mit ihrem Kindchen hilflos und von ihren Häschern verfolgt in den Niederlanden herumirrt, bis sie in Wesel eine Zuflucht findet, aber auch da sich nicht geborgen haltend, durch Laskis Bemühen bei dem Könige von Polen und dem Fürsten Radziwill endlich in dem fernen Polen ein gesichertes Heim erhält**).

Nicht so lange wie Eduards Regierung, die wie ein lichter Sonnenstrahl auf dem Lande ruht und als solcher in seiner Geschichte festgehalten ist, währte das blutige Regiment Marias, einer dunklen Sturmeswolke ähnlich, die verderbenbringend über die Erde hinjagt. Schon nach fünf Jahren, am 17. November 1558, erlag die Königin einem damals herrschenden Fieber, vorher bereits in ihrem Herzen schier gebrochen und voll tiefen Kummers, denn sie mußte noch fehlschlagen sehen, was sie erhofft, wofür sie kaum vor einem Mittel zurückgeschreckt war. Ihre Regierung steht wie ein unheimlicher Schatten in der Geschichte Englands, sie selbst fremd geblieben dem Lande, über das sie regierte, denn ihre Lebensfasern wurzelten in dem spanischen Heimatlande und der römischen Heimatkirche ihrer verstoßenen Mutter, finster wie das Gemüt König Philipps von Spanien, dem sie, fast schon Matrone, wohl die Hand zum Ehebunde gereicht, aber nicht ihr Herz, das ihrer eigenen Aussage nach nie Liebe empfunden.

Der Unterschied der römischen und evangelischen Kirche ist nicht größer als die Verschiedenheit der beiden Schwestern, die sich in der Regierung folgten, Kinder desselben Vaters, aber nun freilich von so ganz anders gearteten Müttern. Denn der Abstand ist groß zwischen der spanischen Prinzessin und Anna Boleyn. Elisabeth bestieg den Thron, die jungfräuliche Königin, bleich und stolz, die in langer Regierung ihr Wort be-

*) Burnet I, 14 und II, 281.

**) Vgl. den fesselnden Bericht in Foxe VIII, 569 f. Als ihren Ruheort wird daselbst Crozan in Samogitien genannt, ein mir unbekannter Ort.

wahrheitet hat, daß sie mit ihrem Volke vermählt sein wolle. Als ob ein unholder Traum, ein finsterer Alpdruck gewichen, so atmeten die Evangelischen im ganzen Lande auf; als ob es Frühling geworden, so kamen vom Süden her die Flüchtlinge zurück in ihr Heimatland. Unser Freund durfte die Wandlung in den Geschicken der evangelischen Kirche seiner früheren Wirksamkeit noch erleben. Kaum hatte Elisabeth den Thron bestiegen, als auch schon der rastlos überall thätige Zanchius an Laski die Bitte stellte, ein Schreiben an die Königin zu richten, „denn ich weiß, wie groß dein Ansehen bei den Engländern und auch bei der Königin selbst ist"*). Es bedurfte nicht erst dieser Aufforderung, um Laski zu veranlassen, für seine Glaubensgenossen bei der evangelischen Königin Fürsprache einzulegen. Er war ihr als Prinzessin während seines Aufenthaltes in England persönlich nahe getreten; er mußte wissen, welche Geltung sein Wort bei ihr habe, denn er richtete ein langes und ausführliches Schreiben an sie, das in seinem eingehenden Inhalte Zeugnis davon ablegt, zugleich auch von dem Adel und dem Ernste seiner frommen Gesinnung. Es mögen gekrönte Häupter nicht viele ähnliche Sendschreiben erhalten haben! Uns aber ist das Schreiben doppelt wert. Es ist das letzte uns erhaltene Schriftstück aus der Feder unseres Freundes; schon hat die Krankheit die müde Hand gelähmt, die sie nur vier Monate später im Tode erstarren machen wird, aber der Geist ist bis ins Sterben hinein frisch geblieben und der edle Gottesstreiter bis an die Schwelle des Grabes unermüdlich, den guten Kampf für Gottes Ehre zu kämpfen. Wie gerne würden wir dieses letzte, lautere Zeugnis ganz hierhersetzen! Der Raum reicht nicht. Aber wir können es uns wenigstens nicht versagen, dem inhaltschweren, bedeutsamen Gedankengang wenn auch aus der Ferne zu folgen**).

Laski weist auf die wunderbare Leitung Gottes in dem Geschicke Englands hin. In zarter Schonung nennt er nicht den Namen der Schwester und hebt ihr blutiges Regiment in die Höhe der Betrachtung göttlicher Zulassung zu bestimmtem, segens-

*) Zanchius II, 235.
**) Vgl. Kuyper II, 758—765.

reichem Erfolge. Und auch das ist nach seinem gnadenvollen Willen, daß der fromme, gottselige Eduard, dessen Name warm in das Gedächtnis der Schwester gerufen wird, so frühe dahin hat gehen müssen. Man hat unter ihm angefangen, menschlicher Klugheit in der Lehre und in dem Kultus bedenklichen Spielraum zu gewähren, als ob unser unschuldigster Joseph, unser Herr Christus, solcher Vorsichtsmaßregeln bedürfe, ihn vor Potiphars Weib zu schützen. Unser Herr Christus will aller menschlichen Klugheitsmaßregeln los und ledig sein; er braucht unseren Rat nicht, er fordert von uns nur Gehorsam unter seine Befehle und dies zumal von den Königen, denen vorzugsweise das Wort gilt: „Gehorsam ist besser als Opfer" und das andere: „Weil du das Wort des Herrn verworfen, wird der Herr auch dich verwerfen". — „Gott hat dir Kenntnisse verliehen, auch die wahre und heilbringende Erkenntnis in seinem eingeborenen Sohne, die du nicht nur unter deinem Bruder, sondern bereits in zarter Jugend unter deinem Vater bekannt hast, er hat dich durch mannigfaltiges Kreuz geübt, er hat dich bis zu dieser Höhe aufsteigen lassen, auf daß du mit um so größerem Eifer und Unverdrossenheit deine Pflicht erfüllst. Nicht nach der Satzung der Leute, allein nach dem ewigen, unveränderlichen Ratschluß des lebendigen, ewigen, allmächtigen Gottes hast du dein Verhalten zu richten. Über die von Gott reichlich dir anvertrauten Gaben rufe ich dir nur ins Gedächtnis, daß wem viel vertraut, von dem auch viel gefordert wird."

Inbetreff ihrer königlichen Pflicht nun ruft der ehrwürdige Laski der 26jährigen jugendlichen Königin zu, daß der Unterschied zwischen heidnischer und christlicher Regierung darin beruhe, daß die heidnischen Könige sich für die Herren ihrer Völker halten, die ihrer Willkür unterworfen sind; das Wort Gottes aber lehrt, daß die Obrigkeit nicht zur Herrschaft berufen, sondern zum Dienste Gottes in seiner Gemeinde; die Könige sollen sich als Diener Gottes erweisen, sein Volk nicht zu beherrschen, sondern zu regieren. Alle Macht ist und soll sein Gottesdienst. „Zwei Schwerter giebt es; das Schwert des Geistes ist den Bischöfen und Ältesten in der Kirche anvertraut, das weltliche aber der gesetzmäßigen Obrigkeit. Es soll keine Vermischung statthaben

wie unter den Papisten, nicht soll eins in des anderen Vollmacht und Aufgabe greifen. So hast auch du, ehrwürdigste Königin, nach der Weisung des Apostels darauf zu achten, dich als eine getreue Magd und Dienerin Gottes hinzustellen, bereit, die Reinheit der apostolischen Lehre und des wahren Gottesdienstes, die Ehrbarkeit der Sitte, diese unzertrennliche Gefährtin wahrer Frömmigkeit, die öffentliche Sicherheit unter deinem Volke zu schützen und jeder Entweihung der apostolischen Lehre, jeder widerchristlichen Verletzung des Gottesdienstes, allen Störern der öffentlichen Ehrbarkeit und Ruhe zu wehren. Vergiß nicht, daß du nicht der Menschen, sondern Gottes Dienerin bist, daß du dich nicht nach der Menschen Klügeln und Meinen, sondern allein nach Gottes Willen und Befehl zu richten hast. In Staatsangelegenheit haben weltliche Beschlüsse, Gesetze und Bräuche ihr Gewicht, aber in göttlichen Dingen dürfen sie sich nicht Gewalt über den Herrn anmaßen." Wohl dankt Laski Gott für ihre Thronbesteigung, aber es hat ihn auch in aller Treue gedrängt, sie an ihre ernste Pflicht zu mahnen. Er erinnert die hochgebildete Königin an das Wort des Sokrates bei Plato (Platonicus ille Socrates), daß es zwei Arten von Freunden gebe, die einen, die nicht so sehr uns, als das Unsrige, die anderen, die uns und nicht das Unsrige lieben. Jene lieben im Grunde nur sich, diese lieben uns um unserer selbst willen. Die letzteren können schon, wenn es uns sehr gut geht, besorgt sein, wie Sokrates um Alcibiades sich sorgte, als er zur Herrschaft über die Athener berufen wurde. In dem Gefühl dieser Sorge will Laski der Königin das Wort Gottes zurufen: „Seid weise, ihr Könige!" Darin aber ruht die Weisheit, den Sohn Gottes als seinen Herrn und König anzuerkennen.

Wir wissen nicht, wie die Königin dieses Sendschreiben voll christlichen Freimutes aufgenommen, dessen Überbringer der treue Freund Utenhove war. In den ersten Tagen des Dezember überreichte er es durch den Grafen Bedfort, der ernstlich bemüht war, den Faden der Entwickelung der evangelischen Kirche da wieder aufzunehmen, wo er durch die Thronbesteigung der Maria so gewaltsam zerrissen worden war. Um dieselbe Zeit reichten auch die Geistlichen, Kirchenältesten und Diakonen der Fremdlings-

gemeinde das Gesuch bei der Königin ein, wieder in den Besitz ihrer Kirche und die Bestätigung ihrer Rechte gesetzt zu werden*). Die freudige Kunde der Gewährung traf Laski nicht mehr am Leben. Deloenus und Utenhove standen nun der Fremdlingsgemeinde vor, die rasch ihre alte Zahl wieder erreichte. Ein Teil, vielleicht ein großer, hatte die Zeit der Maria im Lande überdauert, harmlose Leute, die vorher schon Bürgerrecht erhalten und im geheimen wohl in den Jahren der Verfolgung ihrem Glauben gelebt. Denn die untrüglichen Spuren fortgesetzter evangelischer Predigt in London auch in den dunkelsten Tagen sind vorhanden: wie wäre auch ihr Ausbleiben erklärlich?**)

Aber doch würde unser Freund mit dem Gang der Ereignisse unter Elisabeth nicht zufrieden gewesen sein; die jungfräuliche Königin schlug einen anderen Weg ein, als Laski ihr riet. Und zwar nicht zur Förderung des Evangeliums. Ihr eifriges Streben war auf Uniformität im Kultus gerichtet; je schärfer sie demselben mit ihrer königlichen Macht Ausdruck verlieh, desto mehr entfremdete sie sich und der englischen Staatskirche die Puritaner, die an dem Widerstand erstarkten. Elisabeth war kräftig genug, während ihrer Regierung die mächtige Gärung niederzuhalten; sie zu beseitigen war auch sie nicht imstande. Die gewaltsam zum Schweigen gebrachten Forderungen mußten dann im folgenden Jahrhundert gehört werden: in ihnen ruhte die Lebenskraft der evangelischen Kirche Englands. Laskis Stimme klingt wie eine Weissagung. Königin Elisabeth hätte noch die Kluft ausfüllen, den entstehenden Gegensatz versöhnen können. Sie hörte nicht auf den Rat und die Warnung des sterbenden Polen und zog es vor, sich entschieden auf die eine Seite des kirchlichen Lebens zu stellen. Whitgift ward ihr Ratgeber und zugleich der Mann, der als Erzbischof von Canterbury ihren Wünschen in der Kirche Ausdruck verlieh; Grindal, der edle Erzbischof von York und dann Canterbury, so recht ein Mann nach dem

*) Calendar. Domestic., p. 144; vom 10. Dezember 1559.

**) Vgl. den sehr interessanten Brief von Thomas Lever über diese verborgene evangelische Gemeinde (Zurich I, 29), der bei Foxe viele und fesselnde Belegstücke empfängt.

Herzen Laskis, büßte seine Stelle ein und verlor die Gunst der Königin*).

*) Die Ursache dieser Abwendung ihrer Gunst würde a Lasco hohe Freude bereitet haben. Die Königin hatte 1577 einen Befehl an die Bischöfe ergehen lassen, der die freien Predigten beschränkte und namentlich die „Prophezeien“ — wir kennen sie aus der Fremdlingsgemeinde; die Laskische Einrichtung war in die englischen evangelischen Kreise übergegangen, zum großen Segen und Erbauung in den harten Tagen der Maria, lieb und wert gehalten von vielen gläubigen Seelen auch in den Tagen der Elisabeth — unterdrückte. (Der Befehl ist abgedruckt: Grindal, S. 467.) Grindal, der als treuer Seelenhirte den Nutzen dieser Bibelstunden kannte und in dem Befehl einen bedenklichen Eingriff in die Freiheit eines Christenmenschen sah, that Einsprache wider das Gebot in einem langen, schönen Schreiben an die Königin (vgl. Grindal, S. 376f.). Die Wirkung des Schreibens — von dem ein englischer Geschichtsschreiber (Collier) urteilt, daß es den Geist eines Bischofs der ältesten Zeit atme, die Ausführung sei fromm, mutvoll, ohne den geringsten Anschein eigenen Interesses oder von Furcht — war die Enthebung des wackeren, frommen Mannes von seiner hohen Stellung und Belegung mit Hausarrest. Aber das Volk hat ihn lieb behalten; der Dichter Spencer erwähnt seiner oft, nur daß er den Gemaßregelten unter dem Namen Algrind in seinen Dichtungen sprechen läßt.

10.

Hin und her in der Verbannung und auf der Heimfahrt.

a) Das Martyrium der Fremdlingsgemeinde in Dänemark und Norddeutſchland.

Wir haben unſere Flüchtlinge in Gravesend aus Sicht verloren, als am 17. September günſtiger Wind die Segel füllte und die beiden Schiffe ſeewärts in eine unbekannte Ferne trug.

Die Schiffe hielten nach der däniſchen Küſte hin; hier hoffte Laski für die ſeiner Obhut anvertrauten Familien eine Zufluchtsſtätte zu finden. Denn er verſah ſich nur Gutes von dem Könige von Dänemark. Seit faſt zwei Jahrzehnten regierte Chriſtian III. Was ſein Vater, aus dem Hauſe Holſtein und mit Sachſen verwandt, nur ſtillſchweigend geſchehen laſſen konnte, durch ſeine Wahlkapitulation eingeengt, das entfaltete ſich unter dem begünſtigteren Sohne mit Macht: die Reformation hielt ihren vollen, offenen Einzug unter dem Volke, deſſen Herz ſie ſchon früher gewonnen; die römiſchen Biſchöfe wichen dem Drucke. Bugenhagen, der bedeutende lutheriſche Organiſator, ordnete mit vielfach bewährtem Geſchick das Kirchenweſen; oftmals konnte man den frommen König wie Eduard VI. als Joſias*) rühmen hören. Die

*) Auch Laski erinnert den König an dieſen Ahnen in dem jüdiſchen Volke. Vgl. Kuyper II, 685.

Annahme war somit gerechtfertigt, daß die armen Flüchtlinge in Dänemark die Gerechtsamen wieder erhalten würden, die ihnen mit königlicher Huld Eduard VI. gewährt hatte.

Der Tag der Abreise gemahnt uns an die Zeit der Äquinoktialstürme. Auf sie hat der strenge Befehl der unerbittlichen Maria keine Rücksicht genommen; unsere armen Reisenden sind tüchtig vom Wind und Wetter herumgeworfen worden. Bis zum 4. Oktober konnten die Schiffe ihren Kurs gegenseitig in Sicht inne halten, dann aber trieb sie der Sturm auseinander; das kleinere Schiff, der „Mohr", landete am 13. Oktober in Helsingör, das andere Schiff wurde zwischen Fjorden und Riffe hindurch wider die norwegische Küste unweit Fleckeröe getrieben, wo es acht Tage lag. Sechs von den Reisenden wollten sich nicht mehr dem Meere anvertrauen; sie wanderten landeinwärts, sprachenunkundig, aller Unbill des Wetters ausgesetzt, und langten erst nach einem halben Jahre in Kopenhagen an. Das Schiff segelte bei günstigem Winde am 13. Oktober wieder weiter in den sturmreichen Skagerak und Kattegat und wurde wiederum jetzt an den Marstrand geworfen. Hier lag das Schiff zehn Tage vor Anker; Laski, Mikronius, Utenhove verließen die Reisegefährten und eilten auf anderem Wege voraus, den Heimgesuchten Herberge in Dänemark zu bereiten. Am 29. Oktober erreichten sie Helsingör, ein paar Tage später lief auch die „Isländische Krähe" im schützenden Hafen ein.

Die Flüchtlinge glaubten sich am Ziel ihrer Mühsal und Leiden und waren doch nur erst am Anfang; viel bitterer als das salzige Meerwasser war der Trank, den die Glaubensgenossen in Dänemark den armen Verbannten boten. Wir gestehen offen, daß wir lange Zeit gezögert, die Feder für dieses Werk in die Hand zu nehmen, aus Furcht und Schmerz, nun auch von diesem Elende reden zu müssen. Nur der kleine Trost überwand die Unlust, daß eben solche Erfahrungen gottlob nun der evangelischen Kirche erspart sind. Sie hat mit bitterem, schwerem Lehrgelde mildere, brüderlichere Gesinnung erlernt. Die schmerzensreiche Irrfahrt der so schwer Heimgesuchten ist uns genau überliefert. Utenhove hat sie geschildert, Laski selbst dem Büchlein, das in Basel im Drucke sich befand, als in Polen unser

Freund heimging, den Geleitsbrief mitgegeben und die Wahrheit seines Inhaltes bezeugt*). Wohl schien solch Zeugnis nötig, denn der Bericht klingt märchenhaft; auch der Gegenbericht, den Bischof Harboe gegeben, trägt nur dazu bei, die Thatsachen zu bestätigen, die sie zu rechtfertigen versucht. Diese Rechtfertigung gehört einer überwundenen Zeit an; sie wird heute vielleicht kaum an den Felswänden der Missouri-Synode ein vernehmbares Echo finden.

Laski mit seinen beiden treuen Gefährten eilte zum Könige, während die Schiffe die Anker für das nahe gelegene Kopenhagen bereit hielten. Am 8. November trafen sie in seinem Schlosse „Koldingshuus" bei Kolding in Jütland ein. Sie baten seinen anwesenden Hofprediger Noviomagus, der an dem Tage ihr trauriges Los beklagte, um eine Audienz bei Christian III. Für den nächsten Tag konnten sie sie nicht erhalten, erst am darauf folgenden, einem Sonntage, wurde sie ihnen zugesichert und zwar im Anschluß an den Gottesdienst, zu dessen Teilnahme sie aufgefordert wurden. Es war der 23. Sonntag nach Trinitatis; als Perikope gilt in den lutherischen Kirchen das schöne Pauluswort an die Philipper: 3, 17—21. Wohl legen gerade die Perikopen und ihre sonntägliche Verkündigung in Tausenden und Tausenden von Kirchen glänzendes, wunderbares Zeugnis von der Tiefe und dem unerschöpflichen Reichtum des Wortes Gottes ab, sie sind aber auch zugleich bestimmt, die Knechtsgestalt, in der es unter den Leuten wandelt, oft in beklagenswertester Weise zu tragen. Man kann wohl sagen, zu keiner schmerzlicheren Knechtsgestalt mußte es sich jemals herabzerren lassen, als in welcher es an jenem 10. November vor dem Könige und vor den um ihres Glaubens willen Verbannten auftreten mußte. Welch ein Trostwort doch der herrliche Text für Freunde des Kreuzes Christi, die um seinetwillen Haus und Hof und alles Irdische dahinten gelassen und voll freudiger Hoffnung auch in der Verbannung nur ihres Heilandes Jesu Christi warten und ihren Wandel im

*) Die Schrift ist äußerst selten; die paar vorhandenen Exemplare können gezählt werden. Eins der wenigen, der Krakauer wertvollen Bibliothek angehörig, ward mir zum Studium längere Zeit mit dankenswerter Bereitwilligkeit überlassen.

Himmel sein lassen wollen; ja welch ein Labetrunk für arme Schiffbrüchige, die seit Wochen geregelten, gemeinsamen Gottesdienstes entbehrt hatten! Aber von all der erwarteten Labe den Durstenden kein Tropfen. Der Hauptteil der Predigt sammelte sich um die Lehre von den Sakramenten, selbstverständlich vonseiten des lutherischen Hofpredigers mit scharfer Betonung der leiblichen Gegenwart des Herrn in Brot und Wein kraft der Allmacht Jesu Christi. Wer diese Lehre nicht annehme, sei ernstlich zu mahnen und zu rügen; denn wer die leibliche Gegenwart des Herrn im Abendmahl leugne, dessen Ende sei die Verdammung — (vergessen wir nicht, Noviomagus kannte die Lehre dieser Flüchtlingsgemeinde, und unter seiner Kanzel saßen hier der König und die Königin, da Laski, um Schutz und Aufnahme flehend!) —, ein solcher streite wider Gottes Wort. Man müsse solche Leute meiden, wenn sie sich trotz der Mahnung nicht bekehren.

Es ahnte Laski, wes er sich von einem Könige zu versehen habe, den eben sein Hofprediger an heiliger Stätte also verwarnt. Aber er schreckte nicht davor zurück, dennoch sein Bittgesuch zu überreichen; es sind ergreifende Worte, schlicht, fromm, voll Adel. Er schildert dem Könige die Gnade, die Gott ihnen und dem ganzen Volke in England erwiesen, welche Rechte ihnen eingeräumt waren und in welch blühendem Zustande die Gemeinde sich befand. Aber das Volk dankte nicht für solche Wohlthat und Gott gab sie dahin. Das schwere Los traf auch sie. Lieber wegzuwandern beschloß die Gemeinde, als dem römischen Drucke nachzugeben. So kommen sie als Verbannte hierher, hoffend und bittend, daß ihnen unter dem Schutze des Königs gewährt würde, was sie in London besessen: das Recht, ihrem Glauben gemäß zu leben, ihren Gottesdienst nach ihrer Weise einzurichten, eine um so unbedenklichere Bitte, da sie der Landessprache unkundig seien. Sie sind bereit, Rechenschaft ihres Glaubens abzulegen, wo und wann immer es gefordert wird, sind auch bereit, sich belehren zu lassen und das Bessere anzunehmen, wenn es ihnen aus dem Worte Gottes bewiesen wird. „Denn wir suchen nicht unseren, sondern allein Christi Ruhm und sind völlig willig, alles Menschliche an uns zu unserer eigenen Beschämung anzuerkennen, wenn

wir nur ſehen, daß dadurch unſeres Herrn Chriſtus Ruhm in ſeiner Lehre verherrlicht werde. Denn er muß wachſen, wir aber müſſen abnehmen; ſo bekennen wir frei mit Johannes dem Täufer." *)

Eine Antwort verhieß ihnen der König, der nicht umhin konnte, ſein Beileid über ihr ſchweres Los auszudrücken. Nach fünf Tagen erſt erfolgte der Beſcheid und zwar abſchlägig. Die Mahnrede des Hofpredigers war nicht wirkungslos verhallt. Es ſolle ihnen Anſiedlungsrecht gewährt werden, wenn ſie ſich der Lehre und dem Kultus der Landesreligion anſchlöſſen und den Treueid leiſteten, alle königlichen Verfügungen treu zu halten. Die Gegenantwort konnte nicht fraglich ſein. Schon anderen Tages reichte Laski eine zweite Bittſchrift ein, daß ſie bereit ſeien, jeder Lehre und jedem Kultus zu folgen, der ihnen als ſchriftgemäßer denn der ihrige nachgewieſen würde, und bäten deshalb um ein zu veranſtaltendes öffentliches Geſpräch. Unterdeſſen möchte man ihnen nur dieſen Winter Aſyl und Möglichkeit gewähren, Predigt und Taufe in ihrer Weiſe zu halten. „Königliche Majeſtät möge bedenken, eine wie beſammernswerte Sache es doch ſei, daß eine Gemeinde, die um der Religion willen und im Vertrauen auf die Frömmigkeit des Königs hierher gekommen, und zwar um dieſe Jahreszeit und mit Kind und Kegel und all ihrem Hausrat, des Gottesdienſtes und ſeines Troſtes entbehren ſollte, unkundig der Sprache des Landes und aller Mißgunſt des Volkes ausgeſetzt."

Aber auch dieſe Bitte umſonſt. Der König will keine Religionsgeſpräche, will nur Unterwerfung, ja jetzt mit dem Beifügen, daß, wenn dieſelbe nicht erfolge, der Befehl ſchon nach Kopenhagen ergangen ſei, ohne Verzug die Flüchtlingsgemeinde des Landes zu verweiſen. Laski erwiderte, daß die königliche Meinung immer ſtrenger und ſtrenger werde, „aber wir wollen ſie ruhigen Herzens als aus der Hand Gottes, unſeres Herrn, hinnehmen; wir ſind uns keiner falſchen Lehre bewußt und guten Gewiſſens wegen der Lauterkeit unſerer Sache".

So gelangte denn der drakoniſche Befehl zu ſeiner Ausführung.

*) Kuyper II, 680.

Es klingt wie Ironie, hier die fast unmenschliche Härte und daneben die angepriesene königliche Huld, die Unkosten für den Aufenthalt am Hofe tragen und noch 100 Thaler Reisegeld geben zu wollen*). Wie furchtbar muß es einem Manne wie Laski gewesen sein, solch' eine Gabe nicht stolz haben zurückweisen zu können; aber die drei Abgeordneten waren völlig mittellos und hätten ohne dies Geld nicht einmal zu den Ihrigen nach Kopenhagen zurückeilen können. Im letzten Augenblick wurde ihnen auch diese Gunst noch versagt. Über Holstein mußten sie allein fort, nur das eine ward ihnen bewilligt, daß Laski einen Diener mit Briefen nach der Hauptstadt senden durfte. Bis Hamburg reisten die drei Leidensgefährten unter der Begleitung und Aufsicht eines königlichen Dieners. Laski und Utenhove eilten zu Wasser nach Emden, woselbst sie am 4. Dezember eintrafen; Mikronius ging ostwärts nach Lübeck und Wismar, an der Seeküste zu suchen, wo wohl die Flüchtigen landen würden. Er konnte sie nicht finden. Die Küste war eisumstarrt; am 4. Weihnachtstage — die alte Kirche feierte an dem Tage das Gedächtnis des ersten Blutzeugen Stephanus — kam er angsterfüllt in Emden an. Erst nach 10 Tagen erreichte ihn Kunde von den Unglücklichen aus Wismar und rasch eilte der unermüdliche, treue Seelsorger zu ihnen. Auch uns drängt es, mitzugehen und Nachricht von dem Lose der Armen zu erlangen.

Am 3. November war die Flüchtlingsgemeinde in Kopenhagen gelandet, freundlich und teilnahmvoll von der Bevölkerung aufgenommen. Es wurde den Handwerkern unter ihnen gestattet, ihrem Erwerbe nachzugehen; nur ihrem Lehrer, der die mitgebrachten Kinder unterweisen wollte, wurde sein Schuldienst

---

*) Selbst noch bei dem heutigen Verteidiger Westphals klingt es wie ein Lob, daß der König die 100 Thaler den völlig Mittellosen gegeben. (Vgl. Mönkeberg, S. 25.) Solch Hervorheben hätte der geachtete Hamburger Prediger doch dem alten Harboe allein überlassen sollen.

**) Die Fahrt ging über Bremen. Laski vermied es nach den eben in Dänemark erduldeten, so herben Schlägen Besuche zu machen. Nur in Bremen besuchte ihn Timann und nahm das Mahl in freundschaftlicher Weise bei ihm in der Herberge; die Brandschriften Westphals scheinen bei diesem Zeloten Bremens damals noch nicht gezündet zu haben. (Kuyper II, 24.)

unterſagt. Wie waren die Leute nach der ſchweren Seefahrt ſo dankbar froh und hoffnungsvoll! Aber das änderte ſich, als am 26. November der Bote mit Laskis Briefen und die königlichen Befehle in Kopenhagen eintrafen. Der Superintendent der Stadt, Palladius, hatte eine Glaubensprüfung mit den Leuten veranſtaltet; das Ergebnis fiel günſtig aus. „Für das Glaubensbekenntnis, das ich von dieſen Männern vernommen", ſo bezeugte der würdige Geiſtliche, „ſage ich Gott Dank, denn es iſt von allem ſektiereriſchem Weſen fern und ſtimmt in den Hauptpunkten mit der chriſtlichen Religion überein. Ein geringer Unterſchied iſt nur in der Lehre vom Abendmahl, und zwar nicht in ſeiner Hauptſache und in ſeinem Myſterium, ſondern nur in der Frage von der Art und Weiſe der Gegenwart des Leibes Chriſti im Abendmahl. Der Unterſchied iſt aber nicht ſo groß, daß wir deshalb das brüderliche Band zerreißen mußten, beſonders da in den Hauptlehren des chriſtlichen Glaubens völlige Übereinſtimmung herrſcht." In der That ein anderes Urteil nach abgelegter Prüfung, als die Hofprediger in Kolding ohne eine ſolche gefällt hatten. Aber es war doch ohnmächtig, den ſtrengen königlichen Befehl aufzuhalten. Auch ein Bittgeſuch des däniſchen Senats an den König, die unglücklichen Leute nur während der ſtrengen Winterzeit zu dulden, blieb erfolglos. Am 8. Dezember kam der Befehl zurück, alle aus Dänemark zu vertreiben, die ſich nicht völlig den Satzungen und Ordnungen der Landeskirche unterwürfen. Von einem nur, einem Schuſter, deſſen Frau vor der Seereiſe bangte, geht die Rede, daß er den Eid geleiſtet und damit ſich das Recht des Bleibens erkauft. Alle die Übrigen zogen die Verfolgung dem vor, etwas wider ihr Gewiſſen zu thun.

Es war ein klägliches Schauſpiel, den Jammer der armen Leute zu ſehen und wie ſie um Aufſchub baten, zunächſt um zwei Monate. Sie hatten ihre Wohnungen bis zum Frühjahr vorausbezahlt, hatten bereits Anſchaffungen zu häuslicher Niederlaſſung gemacht. Dann baten ſie um einen Monat Friſt, ſie wollten zu Lande nach Deutſchland pilgern; um vierzehn Tage, die Kälte ſei ja ſo groß, nirgends werde man einen ſo ſtarken Haufen armſeliger Leute aufnehmen wollen; was ſolle denn aus den armen

Kindern, aus den kranken Alten werden? Aber auch diese Frist wurde nicht gewährt. Binnen drei Tagen sollten sie sich einschiffen; nur die eine Gunst, daß man einem kranken Manne und vier Frauen, die in den nächsten Tagen ihrer Stunde entgegensahen, nebst ihren Kindern, im ganzen 13 Personen, Asylrecht für einige Zeit noch gewährte*). Als alles Flehen umsonst war, erhob sich einer der Glaubenshelden und Flüchtlinge und sagte zu den Senatoren: „Weil denn bei euch und dem Könige gegen uns keine Milde ist, so ergeben wir uns Gott unserem Herrn und mildreichstem Vater, er wird mit uns handeln, wie er will; aber wir hoffen, daß er uns nach seiner Güte in diesem unserem Kreuze nicht verlassen wird. Wenn aber einer von uns seines Lebens verlustig geht, so wisset, daß ihr seines Blutes schuldig seid und der Strafe Gottes nicht entgehen werdet." Mit vieler Mühe fanden sich drei Schiffer bereit, die Verbannten nach Rostock, Wismar und Lübeck zu bringen. In tiefem Schneegestöber, während im Hafen schon die Eisschollen in ängstlicher Weise herumtrieben, fand die Einschiffung statt. Auf das strengste wurde den Schiffern untersagt, auch bei der größten Gefahr, in einen dänischen Hafen einzulaufen. Das Elend wäre noch furchtbarer gewesen, wäre nicht ein paar Tage vor der Abfahrt ein Diakone von den in England noch Zurückgebliebenen mit einem größeren dort gesammelten Zehrpfennig eingetroffen, denn alle Mittel, die die Flüchtlinge besessen, waren bereits aufgebraucht. Rührend war es, als die Kähne mitten im dichten Schneegestöber und zwischen den Eisschollen durch die Leute nach den Schiffen draußen auf der Rhede brachten, die Kinder den Lieblingspsalm ihres Superintendenten zu singen anhuben und alle, die schon auf dem Schiffe waren, in den feierlichen Gesang mit einstimmten. Ein paar Tage noch lagen die Reisenden draußen auf offener See vor Anker, günstigen Wind erwartend, Gott dankbar, daß wenigstens niemand den Keim der Seuche mit aufs Schiff gebracht, die gerade in diesen Tagen in Kopenhagen ausgebrochen

*) Bei Harboe (S. 55) das Verzeichnis sämtlicher Exulanten und ihre Verteilung auf den Schiffen des Christiern Glars, des Andreas Pratz und eines Schiffsherrn von Wismar, auch der 13 Personen, denen gestattet war, den Landweg einzuschlagen.

war. Am 18. Dezember konnten endlich die Anker gelichtet werden.

Der Wind war günstig; am zweiten Tage schon trat die deutsche Küste in Sicht. Das eine Schiff lief in Warnemünde ein; der dortige Vogt nimmt die Unglücklichen, halb Erfrorenen freundlich auf, auf Befehl von Rostock aber muß er sie nach einer Woche austreiben. Dorthin, in die alte Universitätsstadt, wenden sich die Verwiesenen; aber auch da werden sie am 12. Januar fortgetrieben, als ob sie räudige Hunde wären, und wieder geht es in Wind und Wetter, in Schnee und Kälte über die Landstraße nach Wismar, der blühenden Hansestadt, wo die Herzöge von Mecklenburg im schönen „Fürstenhof" ihre Residenz hatten. Dort stießen sie auf einen anderen Teil ihrer Leidensgenossen. Deren Schiffherr wollte auch in Rostock einlaufen. Aber von einem heftigen Winde auf der Höhe von Warnemünde ergriffen, wurde das Schiff nach Wismar hin verschlagen. Die Bucht war voll Treibeis; eine Meile vor der Stadt bleibt das Schiff stecken. In der Nacht erhebt sich ein Sturm; die Eisschollen werden wider das Schiff geworfen, der Schiffherr fordert die Reisenden auf, über die treibenden Schollen hin in dunkler Nacht das Ufer zu erreichen. Niemand wagt den tollkühnen Gang. Da giebt einer den Rat, das Ankertau zu kappen und die offene See zu gewinnen. Es glückt. Bei Tagesanbruch befindet man sich vor der Insel Poël. Der Schiffherr will Lübeck zu erreichen suchen; aber die Reisenden wollen sich nicht wieder der stürmischen, eisigen See anvertrauen. Ein Fischer von der Insel holt sie auf seinem schwankenden Boote ab; das Schiff aber mit all' dem Hausgerät der Flüchtlinge fährt nach Lübeck weiter. Unsere armen Reisenden, von Kälte erstarrt, vom Hunger fast aufgerieben, arbeiten sich mit ihren Kindern durch das Schilf; zum Glück kommen ein paar Fischerkähne und bringen sie ans feste Land. Anderen Tages ziehen sie in Wismar ein, die armen Kinder, die alten Leute mit Frostbeulen übersäet, die erst das kommende Frühjahr ganz entfernte*). Der Anblick war denn doch

*) Der Winter war so ungewöhnlich streng, daß Anfangs Januar ein Emdener Bürger, der von Groningen kam, von Oterdum nach Knocke über den zugefrorenen Dollart ging. (Emmius, S. 950.)

zu bejammernswert, als daß die Obrigkeit ihnen nicht wenn auch nur kurze Rast hätte bewilligen sollen. Nach vierzehn Tagen wurde ihnen die Herberge wieder gekündigt; zum Glück trat Herzog Johann Albert für die Beklagenswerten ein und wirkte ihnen das Recht des Überwinterns aus.

Aber dieses Recht wurde ihnen mannigfach verbittert. Auf den Kanzeln verlauteten die schwersten Ausfälle wider diese „Schwärmer", die man als Wiedertäufer, als Sakramentierer schmähte, ihnen ihr Martyrium vorrückte: wären sie ruhige Leute, dann hätten sie ungestört in England bleiben können. Als Mikronius zu ihnen eilte, nahm er den Kampf mit den zelotischen Geistlichen auf, die fort und fort die Obrigkeit gegen die Unglücklichen anstachelten. Es würde uns zu weit führen, den verschiedenen Religionsgesprächen zuzuhören, in denen so mannhaft und wacker der treue Mikronius den Glauben seiner heimgesuchten, gequälten Genossen verfocht. Diese Zeit füllt eins der trübsten, peinlichsten Blätter unserer Reformationsgeschichte aus. Wir werden bald sehen, woher solches unmenschliche, grausame Verhalten wider Glaubensgenossen kam, die wohl hätten erwarten dürfen, daß man ihnen überall in evangelischen Landen die Striemen und Beulen ihres Martyriums um des Evangeliums willen mit Lindigkeit und freudigem Dank abwaschen würde. Eins tritt aus den verschiedenen Gesprächen deutlich hervor, daß die heftigen Geistlichen die letzten Schriften Westphals gelesen und seine treuen Schüler geworden; das Verhalten aber der Obrigkeit zeigt ein bedenkliches Nachlassen und Müdegewordensein des reformatorischen Eifers. Man glaubt sein Erbteil erlangt zu haben, man will nicht mehr es vermehren, nur den überkommenen Schatz noch hüten und thut dies mit der Angst des Geizigen, der in jedem Hilfesuchenden einen Räuber wittert und nichts mehr fürchtet, als aus der vielleicht mühsam erlangten behaglichen Ruhe wieder aufgeschreckt zu werden. Wie groß ist denn aber dann noch der Unterschied zwischen ihrem Verhalten und dem so manchen Klosters, so manchen Bischofs? — So waren denn auch die Tage des Bleibens in Wismar gezählt. Ende Februar mußten die Heimatlosen wiederum den Staub oder in diesem Falle richtiger Eis und Schnee von ihren Füßen schütteln und den mühseligen

Wanderſtab ergreifen, mit Weib und Kind fort, wer weiß in welches weitere Elend zu ziehen. Nur einen einzigen Tag hatte man ihnen zur Ausrüſtung geſtattet. Anderen Tages ſchon ſind ſie auf der Straße nach Lübeck.

Wir ſehen uns nach den Reiſenden des dritten Schiffes um. Das hatte glückliche Fahrt, ſchon am zweiten Tage konnte es vor Travemünde Anker werfen; aber das Los dieſer Verwieſenen war nicht günſtiger als das ihrer Leidensgenoſſen in Roſtock und Wismar. Als ſie, all ihren Hausrat auf Wagen geladen, ſich anſchickten, von Travemünde nach der Stadt zu kommen, wurde der Zug mitten auf der eiſigen Landſtraße zum Stillſtand angehalten, als ob ſie Zigeuner und Landſtreicher wären. Zwei von ihnen eilten zur Stadt und überreichten ihre Bekenntnisſchrift, und als die Obrigkeit daraus erkannte, daß man es doch mit keinen Heiden zu thun habe, ließ man die Halberſtarrten in die Stadt ein; es war um die Weihnachtszeit. Über die Feſttage hatten die Heimatloſen Ruhe, aber ſchon am 3. Januar begannen die Quälereien der Geiſtlichkeit auch hier in der Hanſeſtadt. Auch hier wieder endloſe Religionsgeſpräche und in denſelben viele Anklänge an Weſtphals unſelige Schrift. Das Endergebnis wie überall. Am 26. Februar erhielten die Flüchtlinge die Weiſung, binnen vier Tagen das Weichbild der Stadt zu verlaſſen. Die Unglücklichen lenkten ihre Schritte nach Hamburg.

Das war ein Gang in die Höhle des Löwen. Immer und immer wieder weiſen die Spuren der feindſeligen Geſinnung gegen die armen Flüchtlinge auf den Hauptpaſtor an St. Katharinen in Hamburg, Joachim Weſtphal, den ſtarren, ſchlagfertigen Anwalt der lutheriſchen Abendmahlslehre, der mit leidenſchaftlicher Haſt ſich in den Kampf ſtürzte, den er ſelbſt immer wieder von neuem ſchürte und in unbegreiflicher Kurzſichtigkeit ihn ſo führte, daß man wohl vermuten darf, Luther würde beim Anblick der Opfer, die ſeine Kampfesweiſe gefordert, in die Wehklage ausgebrochen ſein: „O Varus, gieb mir meine Legionen wieder!“ Der Gang der Geſchichte wird uns ja bald an die verluſtreiche Opferſtätte führen. — Schon im Oktober waren Flüchtlinge aus England nach Hamburg gekommen, Engländer meiſt, denen der Senat freundliche Aufnahme gewährte. Als aber die Kunde von

der Schar fahrender Leute in die Elbestadt kam und wie sie aus Dänemark und Rostock und Wismar und Lübeck vertrieben worden seien, da schien es, als ob die Geistlichen nicht hinter dem Vorgehen ihrer Amtsbrüder zurückstehen wollten. Das Verhalten änderte sich, als die Unglücklichen der Stadt sich nahten. Westphal begehrte eine Unterhaltung mit Mikronius; die beiden schlagfertigen Männer haben sich lange in Gegenwart von Zeugen herumgestritten. Wie satt und siegesgewiß und dann hochfahrend so mancher Spruch des Mannes, der sich rühmte, mit Calvin und den anderen Häuptern der „Sakramentierer" angebunden zu haben! Wie so frevelhaft die Drohung, die dem Eiferer entschlüpfte, daß das Schwert der Obrigkeit gegen solche Schwärmer gezogen werden müsse! Der endgültige Ausgang auch in Hamburg der gleich beklagenswerte. Ein Edikt wurde gegeben, daß alle „Sakramentierer" die Stadt zu verlassen hätten. Am 24. März wurden sie samt und sonders vertrieben, auch die Engländer, in denen Westphal mit gleichem Rechte Sakramentierer entdeckt, auch Walter Deloenus, der gerade um die Osterzeit mit einer neuen Schar Flüchtlinge aus dem unwirtlichen England nach dem damals ebenso unwirtlichen Hamburg gekommen war, das den armen Flüchtlingen ein gleiches Los bereitete, wie die grausame katholische Königin in London.

Am 26. März fanden die überall Verwiesenen auf der Elbe unterhalb der Stadt ein Schiff, das sie nach Ostfriesland brachte. Nun hatte ihr Leid ein Ende. Was waren das für sechs Monate gewesen! Wahrlich unglaublich auch heute noch allen denen, die Kunde von dieser Irr- und Wirrfahrt erhalten. Wie ein Gedicht hört sie sich an. Und doch bezeugt Laski vor Gott, daß die Erzählung wahr sei*). Ja, er fügt hinzu, daß, wenn doch noch welche die Thatsache in Zweifel ziehen wollten, er solchem Frevelmut das apostolische Wort entgegenhalte, daß wir alle dermaleinst vor den Richterstuhl Christi gestellt werden. Dann aber werde vor aller Welt die List und Heuchelei der Gegner offenbar werden.

Wir aber sind froh, den düsteren Bericht über diesen schweren,

*) Kupper II, 754.

unvergeßlichen Winter der evangeliſchen Kirche hinter uns zu haben und nun mit dem beginnenden Frühjahre lichteren Sonnenſtrahlen uns wieder zuwenden zu dürfen. Wir ſchlagen das ſchmerzensreiche Blatt raſch um, aber doch nicht ohne zuvor des frommen Utenhove letzte Bitte über den Bericht auch hier kundzuthun: „Zuletzt wollen wir alle Frommen um Chriſti willen gebeten haben, keinen Haß gegen die in ſich aufkommen zu laſſen, die uns alſo in unſerem Kreuze verfolgt haben, auch nicht mit Jakobus und Johannes zu verlangen, daß Feuer vom Himmel auf ſie wegen der verweigerten Herberge falle, ja vielmehr, daß ſie nach der Lehre Chriſti für ſie beten und flehentlich mit uns Gott bitten, daß ſie Buße thun und ſelig werden.“*)

b) Das Aſyl in Emden.

„Nach dieſer unſerer harten Wanderſchaft“ — ſo ſchließt Utenhove ſeinen ergreifenden Bericht — „gab uns Gott der Herr, wie er einſt ſeinem Knechte und Propheten Herberge und Speiſe bei der Witwe zu Sarepta verſchaffte, auch uns nach ſeiner Güte feſten Heimſitz bei der erlauchten Fürſtin und Witwe Anna von Oldenburg, Oſtfrieslands Regentin, und die Paſtoren zu Emden und die Bürger haben an den Unſrigen alle Pflichten der Menſchenliebe erfüllt. Denn alſo pflegt Gott in ſeiner väterlichen Güte ſeiner heimgeſuchten Kirche nach heftigen Stürmen der Trübſal Ruhe zu gewähren, wie die Apoſtelgeſchichte bezeugt, daß nach der Steinigung des Stephanus und nach der Zerſtreuung der Gemeinde von Jeruſalem die Gemeinde Chriſti Frieden in Judäa, Samarien und Galiläa gehabt habe.“**)

Laski hatte ſeiner Fremdlings- und nun Flüchtlingsgemeinde die Herberge in Oſtfriesland bereitet. Er ſelber war in dieſer ſeiner zweiten Heimat mit offenen Armen aufgenommen worden, ſo herzlich und innig, wie wenn ein Vater nach langer Abweſenheit zu den Seinen zurückkehrt. Es that dem ſchwergeprüften,

*) Utenhovius, S. 238.
**) Ebd., S. 233.

bis in die tiefste Seele durch seine in Dänemark erlittene Unbill verletzten Manne so wohl, hier doch endlich brüderliche Liebe anzutreffen. Ruhe gönnte er sich keine, so lange das Los seiner Flüchtlinge nicht gemildert war. Er war in den Wintertagen anzusehen wie eine Löwin, der man ihr Junges anzutasten wagt*); dazu er selbst in seinem Heiligsten angegriffen, schwer leidend an seinem siechen Körper, unkundig, was aus seinen armen Knaben in Kopenhagen geworden, und kaum hatte die Frau, die direkt mit ihren Kindern von London nach Emden gekommen und vor ihrem Manne daselbst eingetroffen war, den Fuß ans Land gesetzt, so genas sie eines Kindes. Den Namen Samuel erhielt das Knäblein in der Taufe: „Gott hat erhört". Unser Held ist trotz aller Trübsal ungebeugt geblieben in seinem festen Gottvertrauen.

Das erste, was Laski nach seiner Ankunft in Emden that, war, ein Schreiben an den König von Dänemark zu richten**). Als Christ hat unser Freund dem Christen sein Verhalten vorgerückt, ernst, voll strengen Tadels und von dem innigen Wunsche beseelt, daß der König Buße thun möge für zwiefache, schwere Sünde; einmal daß er in dem Betragen gegen seine Gemeinde gestattet habe, die ganze Kirche Christi mit dem unbilligsten Vorurteil zu verdammen und dann, daß er die ihm anvertraute Gemeinde Christi, die im Vertrauen auf seine Frömmigkeit zu ihm geflüchtet und demütig im Namen Christi ihn um Hilfe angefleht, in einer Weise behandelt, daß er fest überzeugt sei, er würde bei Heiden wohlgesinnter behandelt worden sein. Der Brief ist uns ein wertvolles Schriftstück, um des Schreibers willen, aber auch wegen dessen, an den es gerichtet. Könige sind nicht gewohnt, in solch erschütternder Weise die Wahrheit zu hören, und zwischen den Schmeichelworten der Hofleute dringt selten die Stimme eines Nathan durch; aber wer ist denn eher berufen, die freie Sprache

*) In einem Schreiben Laskis an Calvin (Calvin XV, 82; der Brief war dem Spürsinn Kuppers entgangen) erwähnt unser Freund ein Wort, das ihm oftmals Erasmus, als er bei ihm in Basel gewohnt, gesagt: „Fore si Lutherani isti rerum potiantur, ut multo graviorem sub illis quam sub plerisque Papistis tyrannidem sustinere cogamur."

**) Vgl. Kupper II, 687.

auch dem gekrönten Haupte gegenüber zu führen, als der, der im Dienste des Höchsten stehend Zeuge und Verkündiger seines heiligen Willens vor aller Welt zu sein erwählt ist? Es ist leider unbekannt geblieben, welches die Wirkung dieses Rufes zur Buße bei dem Könige gewesen; kein Anzeichen konnte gefunden werden, ob er wie David gehandelt.

Kaum erfuhr Laski, daß ein Teil seiner Gemeinde, darunter auch die beiden Söhne aus seiner ersten Ehe, in Wismar gelandet oder richtiger gestrandet sei, wendete er sich schutzflehend für sie an den Herzog von Mecklenburg, der ihm ja von England her zum Danke verpflichtet war. Die Bitte war nicht vergeblich, wir haben es bereits erfahren. Dann häuften sich die Nachrichten von dem schier unmenschlichen Geschick, das die Flüchtlinge überall traf. Zugleich aber auch drang immer vernehmbarer ein Schrei des Unwillens über solch' grausame Behandlung von allen Seiten zu Laski. Der König von Schweden drückte ihm das herzlichste Beileid aus und sein Bedauern, daß er nicht unmittelbar von Dänemark mit seiner ganzen Gemeinde nach Schweden gekommen sei, wo sie freundliche Aufnahme gefunden haben würden*). Wer viele Briefe aus jenen Tagen gelesen, der kann oftmals den Aufschrei des Unwillens über solchen Frevel an Glaubensbrüdern vernehmen.

Unterdessen kamen die fast zutode gehetzten und sterbensmüden Flüchtlinge in Ostfriesland an. Hier fanden sie, was sie vergeblich gesucht, eine von warmer, christlicher Bruderliebe zubereitete Herberge. Laski selbst ist über die erwiesene Aufnahme dankbar überrascht. „Wir sind hier so aufgenommen, daß, wenn wir zu unseren nächsten Verwandten gekommen wären, wir nicht liebevoller hätten empfangen werden können. Für keine andere Gemeinde ist unser gesamter Adel so besorgt, so daß ich nicht genug seinen Eifer, sein Wohlwollen und auch seine Freigebigkeit rühmen kann. Christoph von Esens wird nicht müde, die Pflichten eines wahren Bruders uns zu erweisen: sie helfen den

*) Kuyper II, 709 und die daselbst angegebene Belegstelle. Es war nicht möglich, in dem Archiv zu Stockholm eine Abschrift dieses Briefes zu finden.

Unſrigen in der That ſo, als ob wir in ein gemeinſames Vaterland gekommen wären. Von der Gräfin verſprechen wir uns auch alles Gute; ſie hat mir bereits einen deutlichen Beweis gegeben. Kurz, ich danke dem Herrn, meinem Gotte, daß er uns hierher geführt hat.“*) Man fühlt den warmen Worten Laskis ab, wie wohl ihm ſolch ein Betragen geweſen: iſt es doch eine der ſchönſten Früchte ſeiner Wirkſamkeit in dieſem Lande, die er, der Säemann, noch ernten durfte**). Rührend war die aufopfernde Liebe zumal der Emdener Bürger. So heißt es in dem Briefe eines Ratsherrn in jenen Tagen: „De liefde toen ter tydt was zo groot, dat goedthartige burgers zich dagelyks by de poorten en bruggen lieten vinden, de aankomende vreemdelingen vlytig onderzochten en vervolgens in hunne huyzen op en aannamen.“***) Die Zahl dieſer Flüchtlinge, vermehrt durch Scharen Verfolgter aus England, Belgien, Frankreich, ſoll einer Angabe nach bis auf ſechstauſend in wenig Jahren angewachſen ſein†): eine Ziffer, wie ſie nur Zürich oder Genf an ſolchen um des Evangeliums willen Verfolgten in ihren Mauern ſahen. Weithin drang der Ruhm ſolch hochherzigen Thuns; Emden erhielt den ſchönen Namen: Mutter der Flüchtlinge und Vertriebenen, Herberge der Lieblinge Gottes. Noch heute ſieht man an der großen Kirche der Stadt, in Stein gehauen, ein Schiff mit der Unterſchrift: „Schepken Christi 1553“, und der Randſchrift: „Gods Kerk vervolgt, verdreven, Heft God hyr Trost gegeven.“††) Das Schiff weiſt ja auf die Seereiſe der Flüchtigen hin; uns aber iſt es zugleich wie eine holde Erinnerung an den Mann vom Wappen Korab, der ſolche Ge-

*) Kuyper II, 695.

**) Die freundliche Aufnahme war in gewiſſer Beziehung nur die treue Ausführung des § 5 der Polizeiordnung der Gräfin Anna von 1545, der unter dem Diktat des Superintendenten damals geſchrieben zu ſein ſcheint. Es heißt darin: „Würde aber jemand befunden, der allein um des Evangelii willen und daß er danach leben wollen, vertrieben wäre und deſſen genugſamen Beweis aufzubringen wüßte . . . denſelben ſoll man nicht verweiſen.“

***) Meiners I, 328.

†) Bertram, S. 279.

††) Eine Abbildung auf dem Titelblatt bei Mülder, S. 1.

ſinnung herzlicher Bruderliebe an der Stätte ſeiner Wirkſamkeit anzufachen. verſtanden.

Es war keine kleine Sorge, die zunächſt Emden und Laski mit dieſen Scharen Hilfeflehender erwuchs. In erſter Linie waren es Notleidende. Es galt die Mittel für ihren Unterhalt aufzutreiben. Mit gewohntem organiſatoriſchen Geſchick richtete Laski eine beſondere Fremden-Diakonie ein, die heute noch beſteht; die Bürger beſteuerten ſich freiwillig und brachten neben ihren Almoſen für die einheimiſchen Notleidenden ein weiteres regelmäßiges für die Fremdlinge auf. Nicht alle waren darauf angewieſen. Einzelne trafen mit eigenen Mitteln ein und unterſtützten dann reichlich ihre Leidensgefährten. Die Leute waren zur Arbeit geſchickt und willig. Eduard VI. hatte vielen das Bürgerrecht verliehen, weil er ſie als fleißige, betriebſame Fabrikanten und Kaufleute wert hielt. Zumal als Burſatweber oder Poſamentierer waren ſie weithin gerühmt. Sie ſäumten nicht, in der geöffneten Herberge ihre Kunſt zu üben. Schon nach wenigen Jahren konnten ſie dieſer „Mutter der Vertriebenen" ihren Dank erſtatten: der Wohlſtand hob ſich in ſichtbarer Weiſe. Handel und Wandel blühten in dem Ländchen wie nie zuvor, ja, es dauerte nicht lange und der Neid regte ſich, als ob die Fremdlinge an Reichtum und Macht die Einheimiſchen überflügelten. Oſtfriesland machte die Erfahrung, die ſpäter die Lande des großen Kurfürſten, die anderen Gebiete machten, die den flüchtigen Hugenotten offenen Willkomm boten: daß der tüchtigſte Zuwachs einer Bevölkerung Leute ſind, die um des Glaubens willen in die Verbannung ziehen.

Schon im Jahre 1554 gelang es Laski, den Wallonen eine Kirche zu öffnen, in der ſie ihren Gottesdienſt in ihrer Mutterſprache halten konnten*). Bald darauf konnten auch die Engländer, die zahlreich der Verfolgung der blutigen Maria entflohen, wenn auch nur zunächſt in einem Privathaus, in ihrer Sprache Gottesdienſt feiern. Wie groß ihre Zahl geweſen ſein muß, zeigt die Angabe, daß ſie neben ihrem eigenen Geiſtlichen fünf Presbyter, vier Diakonen und zwei Schullehrer gehabt haben. Nicht

*) Calvin XV, 82 und Meiners I, 325.

in Emden allein hielten sich die Flüchtlinge auf: ebenso, wenn auch in geringerer Zahl, begegnen wir ihnen in Norden, Leer und anderen Orten.

Sah Laski diese seine Bemühungen, das harte Los der Flüchtlinge zu lindern, durch die opferwillige Teilnahme der ganzen Bevölkerung mit glänzendem Erfolge gekrönt, so fiel es ihm anderseits schwer, sich in die kirchlichen Verhältnisse des Ländchens oder vielmehr ganz Deutschlands wieder einzuleben. Während seiner Abwesenheit in England hatte sich in der Heimat der Reformation ein Wechsel und Wandel vollzogen, der seine Schlagschatten allüberallhin warf, für vorausschauende Naturen in besorgniserregender Weise. Wie hat Laski, der alsbald die ganze Gefahr erkannte, darunter gelitten! Es war der unheilbare Riß, der fortan die evangelische Kirche in zwei Heerlager trennte, offen zutage getreten, und zwar in der bedenklichsten Stunde, in der die römische Kirche sich zum frischen Angriff erhoben und in fester, geschlossener Einheit gegen die Protestanten vorging. Die Folgen dieses verderbenbringenden Wandels in der Entwickelung der evangelischen Kirche Deutschlands hatten die Flüchtlinge auf ihrer Irrfahrt bitter zu kosten bekommen: Laski hatte nun Zeit und Gelegenheit, die Anfänge des verhängnisvollen Wechsels kennen zu lernen. Sie lassen sich nicht auf die eine oder die andere Thatsache zurückführen, sie sind langsam herangereift; versuchen wir ihnen, wenn auch ganz flüchtig, nachzugehen.

Den Vergewaltigungen des Interims hatte der Vertrag zu Passau ein Ende bereitet; zwischen Katholiken und Protestanten war ein Friedstand hergestellt, der 1555 auf dem Reichstag zu Augsburg im „Religionsfrieden" seinen Abschluß fand. Die Völker waren der unseligen Kämpfe herzlich müde geworden; überall regte sich dringend das Bedürfnis nach Ruhe; man fühlte sich völlig erschöpft. Wie stark diese Sehnsucht nach Beilegung des Haders längst schon auch in der Kirche empfunden wurde, zeigte der geringe Wiederhall, den der von Luther in seinem letzten Lebensjahre von neuem angefachte Sakramentsstreit gefunden. Man wich einer Erneuerung des Kampfes fast scheu aus; die Angst, die Melanchthon davor beseelte, teilte die

Mehrheit. Nun war der große deutsche Reformator vom Kampfplatz abgerufen: ein schweres Verhängnis für seine Kirche. Luther hatte unter seinem Volke so riesengroß dagestanden, und fast übermächtig war sein Einfluß gewesen. Bei seinem Scheiden war niemand unter den Wittenbergern stark und hervorragend genug, den Prophetenmantel dieses Mannes zu tragen, und doch bedurfte die Kirche der Reformation noch ihres Propheten, denn ihr letztes Wort war noch nicht gesagt. Melanchthon lenkte den Streitwagen nicht mehr; seit den Tagen des Interims lag für viele ein Schatten auf seiner Person, und lichter erschien diesen vielen die in den Vordergrund tretende Gestalt des lehrtreuen, rücksichtslosen, kampfesmutigen Illyriers Matthias Flacius. Sein Aufenthaltsort Magdeburg schien das Erbe Wittenbergs anzutreten, seitdem Luthers gewaltige Persönlichkeit dort nicht mehr herrschte. Der Kampf unter den Theologen der Wittenberger Schule wütete weiter, wenn auch nicht an der Stelle, wo ihn der Meister kurz vor seinem Scheiden erregt. Es ist der antinomistische und osiandristische Streit, es sind die Kämpfe des Flacius und des Strigel, die die arme Kirche da und dort bis in die Tiefe noch jahrzehntelang aufwühlte. In diesen kleineren Reibungen aufgehalten und ihre Kraft verbrauchend, drang die Kirche Luthers nicht mehr in siegreichem Sturmeslauf zu den anderen Völkern vor, die der Segnungen der Reformation noch nicht teilhaft geworden. Mit dem Heimgange des Reformators waren im großen und ganzen die Grenzlinien der Ausbreitung seiner Kirche gezogen: es folgten fortan, während sie in ihren eigenen Eingeweiden wühlte, fast nur Einbußen des Besitzstandes.

Anders und auch günstiger gestaltete sich der Verlauf der Entwickelung in den schweizerischen Kirchen. Es schien, als ob hier das Steuer der Reformation mit lebenskräftiger Hand ergriffen sei. In den Vordergrund der Bewegung trat je länger je mehr Calvin, wie ein Prophet des Alten Bundes anzuschauen, „voll religiösen Tiefsinnes in unerbittlicher Folgerichtigkeit“*). Die Abendmahlslehre entwickelte er im engsten Anschluß an das Wort Gottes, die Mitte haltend zwischen Zwingli und Luther.

*) Hase, S. 419.

Melanchthon fiel seiner Anschauung zu; in Frankfurt a. M. 1539 haben die beiden Männer sich die Bruderhand auch über diesen vielumstrittenen Lehrpunkt gereicht, es war eine aufrichtigere, offenere Verbindung, als sie die Wittenberger Konkordie vor ein paar Jahren mühsam zuwege gebracht. Die neue Ausgabe der Augsburger Konfession ist die schöne Frucht dieser gegenseitigen Annäherung. Calvin hat sie ohne Zögern, ja, wie er selbst sagt, willig und von ganzem Herzen auf dem Reichstage zu Regensburg 1541 als Abgeordneter der Straßburger Kirche unterzeichnet. Man gewöhnte sich in weiten Kreisen Deutschlands daran, Calvin und seine Kirche zu den Augsburger Religions-Verwandten zu zählen; ein wesentlicher Unterschied in der Abendmahlslehre zwischen Luther und Calvin war ja bemerkbar, aber er galt nicht als Trennungspunkt, und viele in Deutschland neigten sich der Auslegung Calvins zu*). In diese langsam und fast unbemerkt sich anbahnende Aussöhnung fiel grell das peinliche Wort Luthers im Jahre 1544: „Kurzes Bekenntnis vom heiligen Sakrament wider die Schwärmer." O, wäre das Buch doch nicht ans Tageslicht getreten! Es ist auch eine Antwort darauf der schöne „Züricher Konsensus", in welchem Genf und Zürich freudig ihre Übereinstimmung und zwar durch Aufgabe der Zwinglischen Anschauung bekannten.

Die in dieser Bekenntnisschrift niedergelegte Fassung der Lehre hielt ihren Siegeszug in den Landen, in welchen bis dahin die evangelische Lehre noch nicht festes Gepräge erlangt hatte. Am auffälligsten war der Erfolg in England. Dort hatte man in den dreißiger Jahren nach Wittenberg sich um Lehrer der Reformation gewandt: Mykonius, Äpinus waren dort gewesen. Die Spuren ihrer Thätigkeit sind den „englischen Artikeln von 1536" eingedrückt**). Nach einem Jahrzehnt war der Einfluß ein anderer geworden. Wir haben die Männer kennen gelernt, die dem Primas von England als geistlicher Beirat zur Seite standen. Cranmer gab dem Züricher Konsensus seine volle und warme Zustimmung, die von Calvin und Bullinger

*) Vgl. Plank I, 5—35.

**) Vgl. Hardwick, S. 13—51.

gegebene Faſſung wurde maßgebend für die Lehre der engliſchen Kirche.

Die Kunde von dieſem großen Erfolge war bald nach Deutſchland gedrungen, zumal nach Hamburg, wo Joachim Weſtphal und Äpinus den mächtigſten Einfluß ausübten. Beide Männer waren ſtrenge Anhänger der reinen Lehre Luthers in dieſem Punkte und zwar in ihrer ſchroffſten Ausprägung. Des Reformators letzte Schrift gegen die Schwärmer galt ihnen wie ein heilig zu haltendes Vermächtnis; das ſchöne Wort, das Luther bei ſeiner letzten Fahrt nach Eisleben zu Melanchthon ſagte: „Lieber Philipp, ich muß bekennen, der Sache vom Abendmahl iſt viel zu viel gethan", das war nicht für einen Mann wie Weſtphal geredet, der hielt ſich lieber an das andere beklagenswerte Wort, das Luther kurz vor ſeinem Ende an Jakob Probſt geſchrieben haben ſollte: „Selig iſt der Mann, der nicht wandert im Rate der Sakramentierer und nicht ſteht auf dem Wege der Zwinglianer, auch nicht ſitzt, wo die Züricher ſitzen" und das unſere armen Flüchtlinge bitter in Dänemark, in Wismar, in Hamburg zu hören und auch zu fühlen bekamen*). Sollte nach ſolchem Erfolg in England den Schweizern überall der Sieg zufallen? Wuchs nicht auch in Deutſchland die Gefahr, daß die lutheriſche Abendmahlslehre je länger je mehr in den Hintergrund gedrängt werde? Über den ſtreitbaren Recken am Nordſeeſtrande kam es wie eine Pflicht, als Zionswächter Sturm zu läuten und die ſchlafenden Genoſſen auf die drohende Gefahr hinzuweiſen. Sein in leidenſchaftlicher Haſt ausgeſtoßener Mahnruf erſcholl 1552. Er ſchien zu verhallen. Darum alsbald ein zweiter und er ſorgte jetzt dafür, daß er nicht ungehört vergeſſen werde. Mit Weſtphals unſeliger Brandſchrift „Farrago" und der ſich ihr 1553 anreihenden „Von dem rechten Glauben über das Abendmahl"**) war das Tiſchtuch zwiſchen den evangeliſchen

*) Vgl. Harboe, S. 115 und ſeine Auslaſſung darüber.

**) Es würde uns zu weit führen, den Inhalt dieſer Schriften und ihrer Gegenſchriften näher anzugeben. Wem die jetzt ſelten gewordenen Bücher nicht zur Hand ſind, wird ſich noch immer am genaueſten orientieren bei Planck V, 2. S. 1—137, wenn auch vielleicht nicht mehr alle Folgerungen des berühmten Hiſtorikers heute noch angenommen werden können.

Glaubensgenossen zerschnitten. Fortan vernahm man wieder in der evangelischen Kirche Deutschlands den unheilvollen Ruf, der einst durch die deutschen Gauen so verderbenbringend erschollen war: „Hie Welf! Hie Waiblingen!“ Als ob er im Solde der römischen Kirche gestanden, so hat Westphal in seiner „Farrago“ den päpstlichen Angreifern eine wuchtige Waffe geschmiedet: wie geschickt verstanden Männer wie Hosius diese Waffen zum größten Schaden für die evangelische Kirche zu führen!*)

Eine der ersten Wirkungen dieses über die evangelische Kirche heraufbeschworenen Hadergeistes bekamen unsere armen Flüchtlinge zu spüren. Das Westphalsche Buch war an der Nordküste Deutschlands und nach Dänemark hin eifrig verbreitet worden. Unter den Geschmähten war auch Laski gebrandmarkt, den man als Hauptschuldigen in der Feststellung der Lehre in England mutmaßte und dessen Werk über das Sakrament vor kurzem erschienen war; vor seiner Gemeinde galt es demnach die eigene Kirche zu schützen wie vor Pestkranken. Laski kannte die Schrift noch nicht; jetzt erst in Emden fand er Muße, sie zu lesen. „Christi Geist legt Zwistigkeiten bei und versöhnt, was auseinanderzugehen scheint; Westphal aber sucht Zwietracht wachzurufen, wo Eintracht herrscht, um die Kirchen zu spalten. Hätte ich Zeit und Lust, die Auslegungen derer zusammenzustellen, die er auf seiner Seite zu stehen glaubt, so könnten wir auch solche farragines zusammentragen und durch die That, nicht durch lügnerische

*) Der Züricher Konsensus war Westphal ein Dorn im Auge; solch' eine Übereinstimmung scheint er den „Sakramentierern“ nicht gönnen zu wollen und zählt ihnen in fast hämischer Weise nicht weniger als achtundzwanzig verschiedene Auslegungen der Einsetzungsworte auf, wobei er in blindem Eifer die gröblichsten Verstöße sich zuschulden kommen läßt und Verschiedenheit in den Worten zu Unterschieden in der Lehre stempelt. So werden Laski allein sieben verschiedene Auslegungen zugeschoben. Den Wert solch einer Aufstellung wußte der ermländische Bischof Hosius gar wohl zu schätzen. Mit dieser Waffe hat er in Polen und Österreich unersetzbare Verluste der evangelischen Kirche beigebracht. Man vergleiche die ungemein interessanten und wichtigen Berichte von Hosius nach Rom über den Erfolg seiner Bemühung, Kaiser Maximilian von seiner Neigung zur evangelischen Kirche abzubringen (Theiner II, 603 f.).

Schmähungen zeigen, daß sie nicht nur unter einander, sondern viele auch mit sich selbst, und zwar nicht nur in Worten, sondern auch im Wesen im Widerspruche sind." So ist Laskis erstes Urteil über das Buch, dessen große Gefahr für die Kirche Christi er alsbald erkennt. Er wollte erwidern und die auch wider ihn erhobenen Beschuldigungen zurückweisen; dann aber schwieg er doch wieder. Es kam ihm zu hart an, einer Persönlichkeit zu antworten, deren sittliche und auch wissenschaftliche Roheit ihm zuwider war: der Adel seines frommen Gemütes, die feine Urbanität seiner humanistischen Bildung bebte davor wie in jungfräulicher Scheu zurück. Erst nach Jahresfrist überwand er den Widerwillen, die Gefahr dieser Brandschriften war gewachsen; nicht um seinetwillen, aber es galt nun die seiner Leitung anvertraute, so schnöde angegriffene Kirche zu schützen, und das gab ihm den Mut, öffentlich wider den Hamburger Zionswächter aufzutreten.

Daß andere Luft jetzt in Deutschland wehe, das bekam Laski nun auch in Ostfriesland empfindlich zu spüren. Die in der schweren Drangsal seiner Flüchtlinge selbst erhaltene Wunde lag bloß da und brannte; jeder Zugwind, der darüber strich, schmerzte ihn stärker als wohl sonst. Es fehlte dem Verwundeten die alte Widerstandskraft; der bloßgelegte Nerv spürte die leiseste Reizung scharf und wehrte sich dann gleich scharf. Die die Interimszeit und ihre Demütigung in deutschen Landen durchlebt, denen war eine gedrückte Stimmung haften geblieben; überall das fast klägliche Verlangen nach Ruhe, nur Ruhe um jeden Preis; überall ein bescheidenes Sich-genügen-lassen an dem geretteten Besitz. Und solch ein Begehren war so gar nicht nach unseres Freundes Dafürhalten und reizte ihn zu nur schärferem Hervortreten. Er nahm die Sachen viel, viel schwerer als sie waren. Denn das unsagbare Weh war über ihn gekommen, daß er den Nerv seines Lebens- und Liebeswerkes bei seiner Rückkehr in Frage gestellt sah: an der Herstellung einer auf Gottes Wort reformierten Christenheit zu arbeiten.

Stillschweigend, wie selbstverständlich, war er in Emden wieder in seine alte, ihm offen gehaltene Stelle eingetreten. Ein ärger-

licher Streit, der in Norden zwiſchen dem uns ſchon bekannten Lemſius und einem Kollegen ausgebrochen, war bereits beigelegt; die Nordener Geiſtlichen waren beſeitigt, der treue Mikronius hatte eine der erledigten Stellen erhalten. Auch eine andere Zwiſtigkeit verlief endgültig zugunſten Laskis. Sein Amtsbruder an der Emdener Kirche, Gellius Faber, zu Konzeſſionen in der Weiſe von Bucer geneigt*), meinte durch Milderung einiger Ausdrücke im Emdener Katechismus zur Ausſöhnung der in den Nordener Händeln zutage getretenen Verſchiedenheit in den Lehranſchauungen weſentlich beitragen zu können. Der coetus wollte nur mit Zuſtimmung Laskis in die Änderung willigen; Gellius aber, der dieſe Zuſtimmung nicht erwartete, ließ den Druck des Katechismus in Bremen beginnen. Da traf Laski in Emden ein und erfuhr, was ſein Amtsgenoſſe gewiſſermaßen hinter ſeinem Rücken gethan. Mit voller Entſchiedenheit forderte er von Hardenberg, der den Druck überwachte, Einhalt. Er konnte ſich mit den Änderungen keineswegs zufrieden geben. Der coetus ſtimmte Laski bei und auch Gellius gab nach. 1554 erſchien der Emdener Katechismus; Kuyper hat ſchlagend nachgewieſen, wie derſelbe in ſeiner gegenwärtigen Faſſung nicht nur durchaus den Stempel Laskis trägt, ſondern auch größtenteils aus ſeiner Feder gefloſſen iſt**).

Aus der Entſchiedenheit, mit der bei dieſer Gelegenheit Laski auftrat, konnten die Emdener erkennen, daß in ihrem Superintendenten der alte Feuereifer für die Sache des Evangeliums noch ungeſchwächt ſei, und die meiſten begrüßten die Wahrnehmung mit Freuden. „Niemals war die Übereinſtimmung in der Lehre ſo groß wie jetzt", berichtet Laski an Bullinger in einem Schreiben, in welchem er den ganzen Handel genau ſchildert***). Aber nicht allen, zumal bei Hofe, war der kraftvolle Mann genehm. Er fügte ſich ihnen nicht genug in die veränderten Zeitverhältniſſe; ſie wünſchten einen ſchmiegſameren Superintendenten der Kirche, und wirklich begannen, ohne daß Laski etwas davon merkte, Unterhandlungen mit Melanchthon, ihn an die Spitze

*) Bartels, S. 52.

**) Kuyper I, xcv.

***) Kuyper II, 712.

der oſtfriesländiſchen Kirche treten zu laſſen. Sobald die Angelegenheit vor die Stände kam, wurde ſie von der geſamten Ritterſchaft verworfen, und mit noch größerer Liebe wandte man ſich dem verehrten Superintendenten zu. Emmius, der dies erwähnt, fügt bei: „Laski war von ſolcher Geſinnung, daß niemand offener und freimütiger vorbrachte, wenn ihn etwas verletzte oder ihm mißfiel, niemand aber auch leichter verzieh und ſich wieder ausſöhnte, oder weniger zum Zorn gegen Freunde wegen ihrer Vergehen ſich fortreißen ließ"*). Es iſt dies mit Bezug auf Hardenberg geredet, der unbegreiflicherweiſe bei den Verhandlungen mit Melanchthon die Hand im Spiele gehabt hatte: alſo auch ihm ſchien jetzt der alte, treue Freund nicht mehr in den Rahmen der Zeitlage zu paſſen. Es war ein bitterer Schmerz, als Laski von der Sache erfuhr. Die alte Freundſchaft erhielt einen bedenklichen Stoß; offen und rückhaltlos hält ihm Laski ſein Verhalten vor; Hardenberg fühlte den ſcharfen Zahn der Rede**). „Wenn Dir mein Brief mit Zähnen verſehen vorgekommen iſt, ſo rechne das nicht mir zu, ſondern dem von Dir zuvor empfangenen Schreiben, das ich nur verdauen konnte, nachdem ich es mit ſolchen Zähnen zermalmt hatte. Das hat mich, mein lieber Albert, verletzt, daß Du zu ſolchem Verſuch die Hand geboten, nicht ohne Trug wider mein Amt und zum Leidweſen vieler in meinen Kirchen. Es hat mich nicht derart verletzt, daß es mein Herz von Dir entfremdete, ich fordere nur, daß Du bei denen, denen Du den Rat zur Berufung Melanchthons hinter meinem Rücken gegeben oder gebilligt haſt, dieſen Rat nun wieder mißbilligſt, weil es das Vertrauen zu meiner Amtsführung erſchüttert."***)

Die mächtige Partei bei Hofe, die auch ſeit den Verhandlungen ter Weſtens in Brüſſel bei der Gräfin die Oberhand

*) Emmius, S. 950.

**) In ſeinen bald ausbrechenden Händeln mit Timann, Weſtphals wahlverwandtem Streitgenoſſen, ſollte Hardenberg noch einen ganz anderen Zahn zu ſpüren bekommen, der ihn belehrte, daß durch Schmiegſamkeit dieſen Streitern nichts abgerungen wird (vgl. Spiegel, S. 158—295 und Planck, Bd. V, 2. S. 138—328).

***) Kuyper II, 709.

gewonnen, ruhte nicht, bis sie Laski entfernt. Sie drang mit der Behauptung durch, unser Freund sei dem burgundischen Hofe so sehr ein Dorn im Auge, daß er ohne Gefahr für das Vaterland nicht mehr geduldet werden könne. Nicht völlig unbegründet war die Behauptung. Es war der Königin von England eine verdrießliche Sache, so viele ihrer Landeskinder flüchten und in dem kleinen Ostfriesland freundlich aufgenommen zu sehen. Durch ihren Gemahl, den König von Spanien, ließ sie in Brüssel ernstliche Vorstellungen über solches Verhalten der Gräfin machen. Dazu kam, daß es dem Könige von Dänemark, den norddeutschen Städten, die so unbarmherzig die Flüchtlinge von ihren Thoren gewiesen, ärgerlich war, diese vermeintlichen Landstreicher im benachbarten Staate wohlverpflegt zu erkennen. Ihre Aufnahme dort war eine Anklage wider ihr eigenes Verfahren, und so wurden sie nicht müde, Ostfriesland als Schlupfwinkel schlechter Leute zu schmähen*). Aber Laski hielt die Berufung auf solche Drohungen und Reden doch nur für einen willkommenen Vorwand, seiner sich zu entledigen. Es ist jetzt schwer zu entscheiden, mit welchem Rechte. „Ich bin ihren Ränken gewichen, auch auf den Rat der ganzen Kirche, die mich inzwischen einstimmig noch als ihren Pastor anerkennt und niemanden an meiner Stelle begehrt. Sie hat mir so viele Liebeserweise gegeben und thut es noch fortwährend, daß ich ihre Liebe und Treue nicht genug preisen kann.“**) Auch die Gräfin lieh solchen Einflüsterungen über die Gefahr, die aus einem längeren Verweilen Laskis für ihr Land erwachsen könnte, Gehör und willigte in die Entlassung des um ihr Land so hochverdienten Mannes. Laski hat diese Schwäche der Gräfin als bittere Kränkung empfunden; herzlich leid that es ihm, die Frau, die in früheren Jahren so kraftvoll die Sache des Evangeliums vertreten, nun in ihrem frommen Eifer erkalten zu sehen. Die von ihrer Umgebung eingeschüchterte Frau fühlte das Unrecht, das Laski widerfahren und zu dem sie selbst die Hand geboten. Durch den Bürgermeister von Emden ließ sie dem

*) Emmius, S. 949. Laski selbst vermutet, daß Westphal und Timann und Konsorten unmittelbar ihre Hände bei diesen Ränken wider ihn im Spiel gehabt (vgl. Kuyper II, 31).

**) Kuyper II, 712.

Manne, der mittellos wegzog, eine namhafte Geldsumme ohne Namennennung des Gebers aushändigen. Sobald aber unser Freund auf die Vermutung kam, woher die Gabe geflossen, sandte er sie mit edlem Stolze zurück. „Ich bitte Dich" — mit diesen Worten an seinen Freund Medmann begleitet er die Rückgabe —, „nimm mein Thun nicht übel. Es geschieht nicht aus Geringschätzung Deiner oder des Gebers, aber ich will nicht, daß man sich seines Namens mir gegenüber schäme, der ich mich der mir erwiesenen Wohlthat nicht schämen würde. . . Viele vermuten, daß das Geld mir von der Gräfin angewiesen sei. Ist dem so, dann will ich es nicht anrühren, will auch nicht, daß sie mit solcher Gabe ihre Heuchelei beschönige, deren ich sie vor dem Richterstuhle Christi zeihe."*)

Im April 1555 verließ unser Freund für immer Emden. Er meinte zwar, daß es nur ein zeitweiliges Weichen vor einer augenblicklich mächtigeren Partei sei**); aber schon winkte ihm aus der fernen Heimat holder Gruß der Rückkehr. In der schweren und auch bitter gemachten Stunde des Scheidens aus dem Lande, das ihm zur zweiten Heimat geworden, bereitete ihm sein treuer Herr Christus die Wege heim in sein Vaterland und erfüllte ihm seinen heißesten Wunsch. Mußte es auch in diesem Augenblick dem frommen Knechte Christi erscheinen, als ob er wie ein Verwiesener die Stätte seiner Mannesarbeit meiden müsse, das Land hat ihn doch nicht wie einen Verbannten ziehen lassen. Seine Geistesgestalt ist heimisch geblieben dort am Nordstrand, und auch die kommenden Jahrhunderte haben die von reichem Gottessegen triefenden Spuren seiner Wirksamkeit nicht wegwischen können. Die in das Erbe seiner Mühe und Arbeit dort in der Kirche getreten, die bewahren dem Polen dankbare Erinnerung und feiern ihn als der Größesten einen ihres Landes.

---

*) Kuyper II, 713.

**) Wie sehr Laski davon überzeugt war und sich auch noch als an Emden und die ostfriesländische Kirche gebunden ansah, zeigt der kürzlich erst aufgefundene Brief von ihm an Calvin, worin er seine Abreise nach Polen abhängen läßt von der Zustimmung seiner Emdener Kirche. (Calvin XV, 773, d. d. 19. September 1555: „sine ecclesiae meae Frisicae assensu, cui adhuc obstrictus sum, facere nihil possum".)

c) Auf dem Heimwege ins Vaterland.

Es war denn doch ein schwerer Aufbruch von Emden um die Frühjahrszeit 1555. Die Reise ging über Köln rheinaufwärts nach Frankfurt am Main, — allein. Die Frau sah ihrer Stunde wieder entgegen und war unvermögend, sich den Beschwerlichkeiten einer Reise zu unterziehen, deren Verlauf und Ende noch nicht vorausgesehen werden konnte. Die Knaben aus erster Ehe, die vor Jahresfrist die ganze Unbill der dänischen Reise und die darauf folgende Irrfahrt nach Wismar, Lübeck und Hamburg mitgemacht, mußten frühe lernen, was es heißt, Söhne eines um Christi willen Verfolgten zu sein. Der wackere Molanus, Rektor der Bremer Schule und treuer Freund von Hardenberg und Laski, der dem letzteren im verflossenen Winter während seiner schweren Krankheit als Sekretär gedient hatte, nahm sie mit sich nach Bremen, wo sie Herberge bei Hardenberg fanden, bis der Vater wieder irgendwo festen Fuß gefaßt haben würde. Allein und siechen Leibes zog der Verbannte seine Straße. Mehr wie je zuvor hatte er die letzten Monate gelitten, und seine Kräfte waren völlig erschöpft: wochenlang war er unfähig zu sehen und konnte keine Hand rühren. Zu seinem alten Übel war heftige Kolik getreten, woran er früher nie gelitten; ein Gallenerguß in den Magen hatte stattgefunden, dem war icterus gefolgt mit heftigstem hitzigem Fieber. Und trotz alledem ungebeugt und nicht müde, für seines Herrn Ehre mannhaft einzutreten: wahrhaftig ein köstliches Schauspiel! Seinem Freunde Calvin schildert er in den schönen Worten seine damalige Stimmung: „Was nun zunächst mein Hin- und Hergeworfenwerden betrifft, so ist es mir in der That, Gott sei Dank, nicht beschwerlich, so wenig, daß es meinem Gemüt sogar den großen Trost gewährt, zu sehen, wie jene Gemeinden mit Gottes Hilfe ihren Segen darin haben. Die Nachteile meiner Gesundheit achte ich für Vorteile, wenn auch das Fleisch dagegen Einsprache erhebt, denn ich sehe mich nicht ferne von dem Hafen, nach dem wir alle begehren. Möge Gott

es geben, daß wir alle durch ſeine Barmherzigkeit mit ſtarkem, ungebrochenem Herzen dahin gelangen.“*)

Was ihn nach Frankfurt zog, war die Sehnſucht, daſelbſt Trümmer ſeiner Fremdlingsgemeinde in London, überallhin zerſtreut, zu grüßen und ihnen in der neuen Fremde ratend und thatend zur Seite zu ſtehen. Sie hingen an ihm, ihrem wohlbewährten Superintendenten, in treuer Liebe und in feſtem rührendem Vertrauen, daß er ihr Los immer ſich auf die Seele gebunden wiſſe. Wie der Apoſtel Paulus „trägt er Sorge für alle Gemeinden“ (2 Kor. 11, 28). Das hatte er vor Jahresfriſt den Flüchtlingen in Weſel bewieſen.

Wir erinnern uns, daß zwei Geiſtliche der Fremdlingsgemeinde, Deloenus von den Niederdeutſchen, Peruzel von den Wallonen, nach der Abreiſe Laskis zunächſt noch in London zurückgeblieben waren, den Gefahren noch eine Weile zu trotzen und dem eingeſchüchterten Häuflein in der Verborgenheit den Troſt des Evangeliums zu bieten. Aber auch ſie ließ man nicht unbehelligt; nach ein paar Monaten mußten ſie mit einem weiteren Bruchſtücke der zerſprengten Gemeinde nach dem Kontinente flüchten. Gewarnt, ſchlugen ſie nicht den Dornenweg ein, den ihre Gemeindegenoſſen im vergangenen Herbſte gezogen waren: über Antwerpen kamen ſie an den Rhein, ein Teil ging nach Oſtfriesland, andere Scharen zogen ſtromaufwärts. Die Orte waren bald bekannt, wo eine freundliche Herberge den Heimatloſen ſich öffnete: Frankfurt, Straßburg, Baſel, Zürich, Genf. Zu dieſen Orten zählte auch und ſchon geraume Zeit Weſel. Dorthin waren bereits ſeit Jahren Wallonen geflüchtet, aus ihrer Heimat durch jenes „nicht mit Tinte, ſondern mit Blut geſchriebene“ Plakat Karls V., das allen Ketzern Todesſtrafe androhte, vertrieben**). Sie fügten ſich dem Bekenntnis, das der Superintendent der Stadt ihnen als Bedingung ihrer Aufnahme auferlegte***). Dort-

*) Calvin XV, 773.

**) Wolters, S. 108.

***) Rektor und Superintendent in Weſel war damals Nikolaus Buscoducenſis, derſelbe Mann, der es wagte, ſich um die Superintendentur in Oſtfriesland 1550 zu bewerben, die Laski bei ſeiner Abreiſe nach London gar nicht niedergelegt und die auch gar nicht beſetzt werden ſollte. Er und ſein

hin nun nach Wesel kam Peruzel mit Gliedern der Fremdlingsgemeinde und einer nicht kleinen, täglich wachsenden Schar flüchtiger Engländer. Sie trafen es wohl nicht mehr so günstig, wie die zuerst eingewanderten Wallonen. Tilemann Heßhusius, ein Weseler Kind und kräftiger Streitgenosse Westphals, hatte andere und minder günstige Stimmung wider die Fremdlinge, wenigstens unter den Geistlichen, zu wecken gewußt; wir sind zum Glücke dem enthoben, die schmählichen Umtriebe zu schildern, die da, wenn auch endgültig vergeblich, in Bewegung gesetzt wurden, diesen armen fremden Leuten das Asylrecht zu verwehren*). Während diese Ränke gegen die hilfsbedürftigen Verbannten, die nach wenigen Jahren schon durch ihren Fleiß den Wohlstand der ganzen Stadt so ungemein gehoben, noch in vollem Zuge waren, hatten sich die Wallonen in ihrem Gewissen beängstigt gefühlt, ob es ihnen gestattet sei, alle die Zeremonieen, die neuerdings, zumal beim Abendmahl, von ihnen gefordert wurden, bei sich einzuführen. In ihrer Not wandten sie sich nach Genf, Lausanne und Emden um Rat. Die Antwort aus Genf liegt vor, sie atmet ganz den hohen, ernsten Geist Calvins**). Der Reformator, mit den besonderen Verhältnissen in Wesel wenig betraut, empfiehlt Nachgiebigkeit. Ähnlich der Rat aus Lausanne***). Laski in seiner Antwort ist entgegengesetzter Meinung†). Sein Schreiben verrät die genaueste Kenntnis der Weseler Verhältnisse; sein Tiefblick durchschaut die eigentlichen Triebfedern des Kampfes, daß es sich im Grunde nicht um Annahme oder Verweigerung von ein paar, den Grundlehren des

---

trauriger Bruder, der dänische Hofprediger, der mit Noviomagus zusammen Christian III. gegen die Flüchtlinge aufbrachte, waren aus 's Hertogenbosch, der Hauptstadt von Nordbrabant, daher auch ihr latinisierter Name. Wolters (S. 85) giebt den Namen wieder mit Claiß van dem Bosche, oder noch mehr germanisiert einfach Busch, nicht mit Unrecht, da die Vaterstadt selbst häufig nur 's Bosch genannt wird.

*) Wolters (vgl. S. 171—200) hat diese Umtriebe um seiner Aufgabe willen schildern müssen.

**) Abgedruckt bei Calvin XV, 48; teilweise übersetzt und für seine Geschichte verwertet bei Wolters, S. 163.

***) Das Schreiben selbst habe ich nirgends abgedruckt gefunden.

†) Kuyper II, 703.

Evangeliums fernliegenden und gleichgültigen Zeremonieen handle, sondern an diesem Punkte in Wesel nur eben der Kampf zutage trat, den die Westphal und Heßhus überall gegen die „Sakramentierer und Schwärmer" heraufbeschworen. Er hatte den Kampf schon zu kosten bekommen, und darum riet er, lieber ihn im Anfang fest und entschieden aufzunehmen, bereit, die Folge weiterer Verbannung zu tragen, als nachzugeben, und dadurch gebunden, die Kraft zum Widerstand an einer ernsteren Stelle einzubüßen. Der Fortgang hat Laski recht gegeben. Als Peruzel auf den Rat einzelner seiner Gemeindeglieder im Herbste 1556 nach Frankfurt ging, dort mit Calvin und a Lasco gemeinsam die Angelegenheit zu beraten, da stimmten beide Reformatoren, nachdem Calvin genaueren Einblick in die Sache gewonnen, darin überein, daß ein Nachgeben in der Zeremonieenfrage für Peruzel ein Rückschritt in der evangelischen Erkenntnis gewesen wäre. Beide Männer gaben ihm daraufhin bezügliche Schreiben an die Gemeinde in Wesel*). Der Ausgang der Sache in Wesel war ein trauriger. Melanchthons Fürsprache für die bedrängten Fremdlinge war vergeblich, sie verließen die Herberge, wo von ihnen gefordert wurde, was sie gewissenshalber nicht glaubten leisten zu dürfen. Es war im letzten Grunde nicht die Zeremonieenfrage, die den Ausschlag gegeben, sondern, wie Laski von Anfang an richtig vermutete, die Abendmahlslehre, die allerorten wie eine Brandfackel in die Gemeinden hineingeschleudert wurde**).

---

*) Calvin XVI, 286 enthält das Schreiben Calvins; das von Laski scheint verloren zu sein, wenn nicht vielleicht dieser Brief als auch Laskis Ansicht enthaltend zu betrachten ist und er ihm kein gesondertes Schreiben mitgab. Peruzel sagt in seinem Bericht: „Calvinus et a Lasco scripserunt fratribus Wesaliensibus" (Religionshandlungen I, 282), und was er dann als Inhalt dieser Schreiben angiebt, stimmt mit dem eben erwähnten Calvinschen Briefe. Es ist zu bedauern, daß dieser wichtige Bericht Peruzels dem gründlichen und so sorgfältigen Forscher der Weseler Reformationsgeschichte nicht vorgelegen hat. (Vgl. Wolters, S. 197.)

**) Religionshandlungen I, 287 und auch Calvin XVI, 395. Der endliche Ausgang war in Wesel wie an so vielen anderen Orten, wenn auch erst nach Jahren, ein den armen Verfolgten überraschend günstiger. Einen interessanten Beleg dafür bietet neben Wesel und der auf der Weseler Synode 1568 begründeten, ganz auf Laskischen Grundsätzen ruhenden presbyterialen

Doch von dieser kleinen Episode aus dem Ganzen der Laskischen Fürsorge für die zersprengten Teile seiner Fremdlingsgemeinde wieder zurück zu seiner Reise nach Frankfurt im Mai 1555.

Es war nicht zum erstenmale, daß unser Freund in Frankfurt am Main weilte: wir sind ihm bereits in dieser Stadt meiner Kindheit und Jugend begegnet, als er vor nun schon 17 Jahren sein Vaterland dahinten gelassen und hier zuerst einen kurzen Ruhepunkt gefunden*). Die Stadt und ihre Bürgerschaft konnte ihm wohl gefallen. Frühe hatte die Reformation hier ihren Einzug gehalten, von ihrem älteren Bruder, dem Humanismus, der bereits eine warme Stätte bei den wackeren Bürgern der Reichsstadt gefunden, freundlich eingeführt. Der Schulherr Neſen, selber ein begeisterter Schüler des großen Rotterdamers, war auf Empfehlung von Erasmus nach Frankfurt gekommen**); unter seinen Nachfolgern glänzt der feine und geschmackvolle Micyllus mit seiner fast jungfräulichen Sittsamkeit***), den Humanitätsstudien wie der Reformation lebenslang treu ergeben. Auch der damalige Schulmeister zu den Barfüßern, Cnipius, hielt fest an der Tradition solch schönen Bundes; er war vor der Zeit her, da er noch in Andernach der lateinischen Schule vorstand und den Reformationsbestrebungen des Erzbischofs von Köln von ganzer Seele zugethan war, mit Hardenberg innig befreundet und übertrug nun diese Freundschaft auch auf Laski, mit dessen Anschauungen er, der auch gelehrter Theologe war, völlig übereinstimmte†).

Die ersten Prediger der ehrwürdigen Kaiserstadt betonten in ihren Anschauungen mehr das gemeinsam Evangelische, als das

---

Kirchenverfassung (vgl. Wolters, S. 314f.) der Ausgang des bremischen Streites (vgl. Spiegel, S. 345).

*) Vgl. S. 181.

**) Vgl. das interessante Lebensbild, das Steitz von ihm entworfen (Archiv 1877, S. 36).

***) Classen hat sein schönes Lebensbild gezeichnet: „Jakob Micyllus." Frankfurt a. M. 1859.

†) Vgl. Archiv 1860, S. 189.

gesondert Lutherische länger als ein Menschenalter hindurch; in den Fällen, wo entschiedener Farbe bekannt werden mußte, hatte der Ausdruck schweizerisches Gepräge, etwas gedämpft in dem Sinne der Oberdeutschen in Straßburg und den dortigen Orten. Bereits 1526 verteidigen sich die beiden evangelischen Prediger Melander und Bernard gegen die Anklage, „wir sein zwein Lutterisch Lerer", mit den Worten: „Wir predigen Christum und zwar den Gekreuzigten; erbieten uns auch urbittig zur Verantwortung jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in uns ist. Wir haben öffentlich auf der Kanzel gesagt, daß man dem Lutter, auch uns selbst und keiner Kreatur glauben soll in göttlichen Sachen, wo sie das Wort Gottes nicht predigt. Darauf kann man erkennen, ob die Lehre von uns gethan menschlich-lutterisch oder göttlich und christlich gewesen sei. Gott verleihe Gnade, daß man lebe, wie wir aus dem Worte Gottes gelehrt haben."*) Luther selbst wußte um diese Verhältnisse und warnte vor solcher ihm bedenklich erscheinenden Hinneigung zu den schweizerischen Anschauungen**); die „Entschuldigung der Diener am Evangelio Jesu Christo", dem Rat der Stadt 1533 schriftlich eingereicht, beweist nur, wie berechtigt die Warnung gewesen***). Die Warnung des deutschen Reformators hielt diese Strömung nicht auf. Als sich 1541 das Bedürfnis eines Katechismus recht fühlbar machte, griff man nicht nach dem Luthers, sondern die Prediger machten selbst verschiedene Entwürfe, der eine die schweizerischen Anschauungen betonend, der andere die lutherische mehr hervorkehrend. Es kam zum Streite darüber. Bucer, der überall herangezogene Friedensvermittler, sollte auch diesen Streit schlichten: 1542 hat er die Vereinigungsartikel aufgestellt, die ganz sein Gepräge tragen. Die Unterschiede sind nicht innerlich überwunden, in einer höheren Einheit versöhnt,

*) Ritter, S. 184.

**) Luther XXVI, 294 und dazu vgl. Archiv 1872, S. 257.

***) Abgedruckt bei Ritter, S. 203. Man vergleiche daselbst hauptsächlich das über das Abendmahl Gesagte, das übrigens auch mit der 1530 herausgegebenen Frankfurter Kirchenordnung stimmt, deren Abendmahlskultus in völlig schmuckloser Weise gestaltet ist.

nur verdeckt und unter der leichten Hülle können sie jeden Augenblick sich wieder erheben*).

Solchem Verhalten der Prediger entsprach die Gesinnung der Bevölkerung, gleichermaßen der angesehenen Patriziergeschlechter als auch der tüchtigen Bürger der freien Reichsstadt. Hervorragende Patrizier hatten sich mit offenem, freiem Verständnis den Humanitätsstudien hingegeben, waren im Fortgang der Entwickelung mit heller, frommer Begeisterung in die Bahnen der Reformation eingelenkt. Edle Gestalten treten uns in den Glauburg, Holzhausen, Fürstenberg, Stallburg und Brommen entgegen, die mit den Hutten und Sickingen befreundet gewesen und ihre Freundschaft dann auf die Führer der Reformation übertrugen. Luther und Melanchthon waren in den Mauern der Stadt herzlich aufgenommen, ebenso aber auch Ökolampad, dessen Anwesenheit 1522 nicht ohne Einfluß auf die eingeschlagene Richtung der Reformation gewesen sein kann**). Besonders ragt unter diesen Männern Adolf Glauburg hervor, der Freund Melanchthons und Calvins, dessen Briefwechsel manchen schönen Beleg des innigen gegenseitigen Verhältnisses bietet. Ebenso entschieden stand die Bürgerschaft zur Reformation. Von dem Bauernaufstand hatten gefahrdrohende Wolken auch über der alten Reichsstadt gestanden, damals 1525, als Westerburg, Karlstadts Gefährte, in der Stadt sich aufhielt. Die „Frankfurter Artikel" sind zweifellos aus Westerburgs Feder geflossen und zeichnen sich „durch ihren ehrerbietigen frommen Sinn und ihre maßvolle Haltung aus"***). Die Wolke zog glücklich vorüber; ihre zurückgelassenen Spuren zeigten sich in dem, daß die Zwinglische Richtung auch in der

*) Die §§ 2—17 handeln vom Abendmahl; die Transsubstantiation wird ebenso abgewiesen wie die Ubiquitätslehre; die Prediger werden angehalten, der Lehre nachzukommen, die in der Augsburger Konfession und ihrer Apologie, sowie in der Wittenberger Konkordie niedergelegt ist (vgl. den Abdruck bei Ritter, S. 275).

**) Vgl. Archiv 1869, S. 57 mit den interessanten Lichtblicken in die damaligen Patriziergeschlechter und ihre Stellung zur Reformation.

***) Archiv 1872, S. 80.

Bürgerſchaft Anklang fand und Wurzel faßte*). Hierin gingen die Patrizier und Bürgerſchaft Hand in Hand, wie ſehr auch dieſer Bürgeraufſtand von 1525 eine Auflehnung wider die Macht der Patrizier offenbarte. Die Auflehnung hörte nicht ſo bald auf; ſie gärte weiter auch bis in die Zeit, in der Laski nach Frankfurt kam**).

Aber nach einer anderen Seite war es doch jetzt anders geworden. — Im Todesjahre Luthers war Prediger drüben in Sachſenhauſen Hartmann Beyer geworden, ein Frankfurter Kind. Elf Jahre hatte er bereits in Wittenberg ſtudierend zugebracht, als ihn dort die Nachricht ſeiner Berufung traf. Luther riet noch ſeinem Schüler, der ſich von dem hochverehrten Meiſter Verhaltungsmaßregeln erbat, er ſolle in den Kirchenbräuchen ſeiner Vaterſtadt keine Änderung eintreten laſſen, ſondern die Sakramente in der dort üblichen großen Einfalt, ſchlicht nach der Einſetzung, feiern***). Es waren ſchwere Zeiten auch für die Kaiſerſtadt am Main angebrochen, als der wackere junge Prediger ſein Amt antrat. Der ſchmalkaldenſche Krieg mit ſeinem traurigen Ausgang, dann das Interim: ſie legten auch Frankfurt die Feuerprobe auf, die Kraft ſeiner evangeliſchen Überzeugung zu bewähren. Viele und auch unter den Patriziern haben die Probe nicht gut beſtanden. Es war vielleicht klug, dem von Darmſtadt heranziehenden kaiſerlichen Feldherrn Grafen von Büren widerſtandslos die Stadtthore zu öffnen (29. Dezember 1546), — ein Zeichen großer Charakterfeſtigkeit war die That nicht. Unerſchütterlich feſt und ſtark erwieſen ſich die evangeliſchen Prediger; Beyer ſteht unter ſeinen Mitbürgern da, „als einer der mutigſten, durch Überzeugungstreue und Charakterfeſtigkeit ausgezeichnetſten Männer.“ †) Ihre mannhafte Haltung in der Stunde allgemeiner Angſt und auch Schwäche hat ihnen die Bürgerſchaft ſpäter nicht vergeſſen: ihr Einfluß wurde mächtig und ausſchlag-

*) Das hat Steitz in ſeiner ſehr feſſelnden Monographie über Weſterburg nachgewieſen. (Vgl. Archiv 1872, S. 95.)

**) Einen intereſſanten Beleg dazu bietet das aus dem Jahre 1546 ſtammende Schmähgedicht auf die Patrizier, bei Kriegk (S. 210) abgedruckt.

***) Steitz, S. 26.

†) Kriegk, S. 233.

gebend im Rat. Leider! muß man sagen, da Beyer je länger je mehr den weisen Rat Luthers zurückstellte und den Männern folgte, die während des Interimsturmes wacker ausgehalten, nun aber auch als die allein gültigen Erben lutherischen Geistes angesehen sein wollten und so unsägliches Leid über die evangelische Kirche heraufbeschworen. Auch hier wieder bekamen unsere lieben Flüchtlinge zuerst den bitteren Kelch zu kosten.

Vielleicht schon um Weihnachten 1553, sicher aber in den ersten Wochen 1554, waren die ersten Scharen von Flüchtlingen in Frankfurt eingetroffen: Poullain mit 24 Familienvätern. Wir sind dem Führer schon einmal in England begegnet*). Er blieb damals nicht lange mehr in London. Es waren zahlreiche Wallonen, tüchtige Tuchweber**), aus ihrer Heimat um des Glaubens willen flüchtig nach England gekommen, die der Lord-Protektor auf einem seiner Güter in Glastonbury in Somersetshire mit großer Freigebigkeit ansiedelte. Auf seine Kosten hatte er ihnen dreißig Fabrikhäuschen errichten lassen, sie hatten daselbst ihre eigene Kirche und Schule; ihr Landsmann Poullain wurde ihnen als Prediger gegeben, mit demselben Titel eines Superintendenten, den man eben a Lasco in London erteilt hatte. Nur drei Jahre blieb die fleißige Kolonie im ungestörten Besitz ihres schön erblühenden Gemeinwesens; der Erlaß der Königin Maria wider die Fremdlinge traf auch sie, wenn auch etwas später als ihre Leidensgefährten in der Hauptstadt. Poullain konnte noch dem Religionsgespräch beiwohnen, das im Oktober 1553 auf Befehl der Königin in London gehalten wurde***). Mit seinen verbannten Gemeindegenossen kam er nach Frankfurt am Main, wo ihnen freundliche Herberge ward. Am 15. März

*) Vgl. S. 335.

**) Bursatmacher nennen sie sich selbst in der Eingabe an den Frankfurter Rat (Religionshandlungen I, Beilage 1); Strype (S. 242) sagt: „they were weavers and followed the manufacture of Kersies“ (Kaschmir).

***) So schließe ich aus Scrinium III, 163. Foxe VI, 395 weist nach, daß der Bericht über dieses Gespräch von Philpot, dem an dem Gespräche beteiligten Erzdekan von Winchester, herrührt, welchen englischen Originalbericht Poullain 1554 ins Lateinische übersetzte.

1554 hatten sie ihre Eingabe um Asylrecht beim Rat eingereicht, bereits am 18. März wurde ihrer Bitte willfahren, ihnen auch die Weißfrauenkirche zur Mitbenutzung eingeräumt *). Im Sommer desselben Jahres traf eine Anzahl Engländer ein, die vor der Verfolgung der blutigen Maria aus ihrem Vaterlande geflüchtet waren und nun auch freundliche Aufnahme fanden, unter ihnen Macbrey, Whittingham u. a. So waren nun schon Gottesdienste und kleine Fremdlingsgemeinden in zwei verschiedenen Sprachen, der französischen und englischen, in Frankfurt vorhanden. Die beiden Gemeinden bildeten nur ein Gemeinwesen, benutzten dieselbe Kirche und reichten auch bereits am 1. September 1554 ihre in Frankfurt gedruckte Liturgie bei dem Rate ein. Es ist ein interessantes Schriftstück **). Die Agende schließt sich enge an die von Calvin an; die Gemeindeverfassung ist eine durchaus presbyteriale, die Zugehörigkeit zur Gemeinde wie bei Laski abhängig von dem Unterzeichnen der beigefügten Bekenntnisschrift; die Kirchenzucht ähnlich wie bei Laski; die für den englischen Teil in Erinnerung an die bereits erwähnten Vorgänge bei der Berufung Hoopers so wichtige und auch in Frankfurt bald so heftig umstrittene „Kleiderfrage" ist in einer Weise und mit einer Begründung offen gelassen, die, wenn einmal zur Streitfrage erhoben, nur im Hooper-Laskischen, nicht im Ridleyschen Sinne beantwortet werden konnte. So hatten denn die beiden Gemeindlein Ruhe in der Fremde gefunden. Es that ihnen so wohl! Das älteste Kirchensiegel der Gemeinde noch aus jenen Tagen stellt die Taube dar, mit dem Ölzweig im Schnabel zur Arche heimkehrend: ein schönes Bild, daß die große Flut vorüber und fester Grund aus den Wassern der

*) Vgl. die ausführlichen Berichte und Aktenstücke in Religionshandlungen I, 9 f., ebenso auch den fesselnden Bericht Archiv 1862, S. 245 f. Wie schön ist der Glückwunsch, den Calvin an diese endlich in einem Hafen der Ruhe angelangten Flüchtlinge richtet (Calvin XV, 217).

**) Das in meinem Besitze befindliche Exemplar ist ein 1754 bei dem 200jährigen Jubiläum von Prof. Withof in Duisburg gefertigter Nachdruck. 1854, beim 300jährigen Jubiläum, hat Schröder in der kleinen, fesselnden Schrift (Troisième jubilé séculaire de la fondation de l'église reformée française de Francfort s. M.) Auszüge daraus gegeben.

Verfolgung wieder emporsteige. Wie freute sich Calvin mit ihnen? Sobald er nur Kunde erhalten, schreibt er an Poullain: „Ich freue mich, daß ihr nach so langer und mühseliger Irrfahrt nun endlich in einen Hafen eingelaufen, wo ihr wieder Mut schöpfen könnt. Ich wünsche Dir und vielen frommen Brüdern, denen der Segen zuteil wird, Glück, daß sich Dir ein Standort bietet, an dem Du mit Nutzen arbeiten und Deiner verscheuchten Herde, die Du mit Mühe und Unverdrossenheit gesammelt, Deine Kraft zuwenden kannst." *) Am 19. April 1554 begannen die regelmäßigen Gottesdienste **); unter den Zuhörern war auch die Gemahlin Bischof Hoopers, der noch immer im Gefängnis schmachtete.

Im Laufe des folgenden Winters trafen weitere Scharen flüchtiger Niederländer ein, die teils unmittelbar aus England kamen, teils an den ersten Orten, wo sie auf ihrer Flucht Halt gemacht, sich bedrängt fühlten und weiter gezogen waren ***). Auch ihnen bot der edelmütige Rat freies Asylrecht. Aber sie fanden keine Predigt in ihrer Muttersprache. Das Wort, welches in der Frankfurter Kirche gepredigt wurde, war ihnen, den Niederdeutschen, unverständlich, ebenso wie die französische und englische Predigt in den beiden anderen Flüchtlingsgemeinden. Je größer ihre Zahl wurde †), um so drückender empfanden sie das Bedürfnis gemeinsamer Gottesdienste, an die sie in reichem Maße in London gewöhnt waren und auch die Schäden, die Calvin in so ergreifender Weise hirtenlosen, versprengten Gemeinden in seinem bereits erwähnten Sendschreiben nach Wesel vor Augen gemalt, mögen sich gezeigt haben. Darum zog es mit Macht

*) Calvin XV, 217.

**) Original, p. 111.

***) Unter diesen Niederländern begegnen wir der heute noch blühenden Familie de Neufville und zwar mit dem Vermerk, als aus Emden eintreffend (Archiv 1862, S. 245). Entweder ist diese aus Antwerpen stammende Flüchtlingsfamilie unmittelbar von London nach Emden gekommen wie Laskis Gemahlin, oder aber wenn über Dänemark, dann ist sie ein weiterer Beweis von der Unvollständigkeit des von Harboe (S. 55) gegebenen Namensverzeichnisses. Harboe nennt nur 150 Personen, während Utenhove bestimmt von 175 Personen redet.

†) Aus dem Jahre 1561 besitzen wir eine Angabe der Größe dieser

Laski zu diesen armen Trümmern seiner Londoner Gemeinde. Kaum in Frankfurt eingetroffen*), griff er mit oft erprobter leitender Hand ein; stillschweigend scheint man ihn als den Superintendenten und Wortführer der Fremdlinge auch hier angesehen zu haben. Auch er hatte bei den Herren des Rats nur herzliches Entgegenkommen gefunden und erwähnt es verschiedene Male in seinen Briefen mit größter Dankbarkeit. Er bittet seinen treuen Theseus, den in Norden angestellten Mikronius, zur Mitarbeit bei der Einrichtung der Gemeinde, die ganz nach der für London ausgearbeiteten Verfassung gemacht wurde. Nachdem dies vollendet und Mikronius wieder auf seine Stelle zurückgereist war, wurde Dathen zum Prediger der kleinen Gemeinde berufen, damals erst 24 Jahre alt, ein Jüngling mit einer scheinbar unverwüstlichen, von glühendem Mute aufs höchste gespannten Kraft, ein begeisterter und auch begeisternder Kanzelredner**). Er kam zu Bekannten. Nachdem der feurige Flamänder mit 19 Jahren sein Karmeliterordensgewand niedergelegt und als Buchdruckergeselle sein kümmerliches Brot gefunden, war er 1553 Prediger bei seinen Landsleuten in London geworden. Er hatte mit Peruzel noch länger dem Befehl der Königin, das Land zu verlassen, getrotzt und war dann nach Emden gekommen**), von da zu seinem alten Superintendenten und den Trümmern seiner früheren Gemeinde. Die beiden Männer waren bemüht, für die Gemeinde zu sorgen, und hatten Gönner, ihnen behilflich zu sein. Laski bat um Mitbenutzung der Katharinenkirche zu ihren Gottesdiensten, da die eingeräumte Weißfrauenkirche für die drei Gemeinden denn doch nicht ausreichen wollte, zumal jetzt bei

drei Gemeinden: 1131 Personen, darunter 441 Kinder und 89 Mägde (Archiv 1862, S. 254). Den kleinsten Bruchteil bildeten die Niederländer, der älteste Stock der heutigen deutsch-reformierten Gemeinde: 155 Personen ohne die Kinder, hauptsächlich in der Krämer-, Korn-, Lindheimer- und Gallusgasse, sowie drüben in Sachsenhausen wohnhaft.

*) Wahrscheinlich am 13. Mai, denn an diesem Tage traf Dr. Cox, einer der Erzieher Eduards VI. und mit Laski befreundet, in Frankfurt mit einer Schar flüchtiger Engländer ein, denen sich in Köln Laski angeschlossen haben mag (Brandes, S. 112).

**) Wolters, S. 204.

***) Calvin XV, 361.

dem nahenden Winter, wo ihre Gottesdienste bereits morgens um 6 Uhr begannen und bis 6 Uhr abends dauerten *). Der Rat war dazu willig; es ist aber noch im Stadtarchiv eine Bittschrift der Stadtprädikanten vom 5. September 1555 vorhanden, „doch dies dem Polonicus nicht zu gewähren und die Gemeinde unbetrübt zu lassen" **).

Es blitzt in diesen Worten schon das Wetterleuchten herannahenden Sturmes wider die armen Flüchtlinge nun auch in Frankfurt auf. Noch am 14. Oktober schreibt Laski an Calvin: „Gott sei Dank, ist uns der Magistrat völlig gewogen und wir können uns in keiner Weise beklagen. Wir bekennen, daß wir Gott großen Dank dafür schulden, um nicht durch Undankbarkeit Gottes Zorn auf uns zu ziehen. Ich weiß nicht wie, aber wir anerkennen nicht genug die Größe der göttlichen Wohlthat, daß er uns zerstreuten Gemeinden zumal in dieser gegenwärtigen Trübsal aller Frommen solch' eine Zuflucht und Herberge hat finden lassen. Ja wir mißbrauchen solch großes Wohlwollen und streiten über Geringfügigkeiten, als ob wir im tiefsten Frieden und außerhalb der Schußweite der Geschosse lebten. Möge Gott mit unserer Gemeinde sein. Amen!" ***)

Der Brief klingt etwas rätselhaft, wie eine Weissagung. Er ist auf der Wende geschrieben, von wo an das beklagenswerte Los der Flüchtlinge nun auch in Frankfurt bergab ging. Als ob sie ihrem Herrn und Meister ähnlich ein Zeichen sein sollten, dem überall widersprochen wird. Mit offenem Auge, mit ungetrübtem Blicke sieht der treue Seelsorger die aufsteigende Sturmeswolke, die inneren und äußeren Kämpfe, die den Verbannten drohen, und frommen Herzens deutet er die in solchem Geschicke

---

*) Die Zeiteinteilung scheint die folgende gewesen zu sein: Von 6—8 Uhr englischer Gottesdienst, von 9—11 Uhr französischer, um 1 Uhr französische Katechisation, um 2 Uhr französischer Gottesdienst und bleibt nach demselben der Kirchenrat zu gemeinsamer Beratung zusammen; von 4—6 Uhr englischer Gottesdienst; dazu dann noch in beiden Sprachen Dienstags und Donnerstags Wochengottesdienste.

**) Im Stadtarchiv: Tom. I Actorum des Frantzosischen und Niederlandischer Kirchenwesens 1554—1561.

***) Calvin XV, 819 (nicht bei Kuyper).

zutage tretende Züchtigung Gottes. Innerhalb und außerhalb der Mauern wurde gesündigt: Laski stand auf zu hoher Warte, um nicht unparteiisch beides anzuerkennen. Die Kämpfe greifen so sehr in das Leben und auch fernere Geschick unseres Freundes ein, daß wir nicht stillschweigend an ihnen vorüberziehen dürfen, so schwer es auch fällt, an diese alten Wunden, an denen die evangelische Kirche Deutschlands fast verblutet wäre, den Finger zu legen. Zunächst denn die äußeren Kämpfe.

Droben in Hamburg lugte Westphal unverdrossen weithin ins Land hinein, die Flüchtlinge mit scharfem Auge verfolgend, wo sie sich wohl niederlassen würden, wo es also für ihn, den berufenen Zionswächter, gelte, sie aufzuscheuchen und Stadt und Land vor ihnen zu warnen. War ihm doch einst in blindem Zornesmut die Lästerrede über sie entschlüpft, daß sie „Märtyrer des Teufels" seien! Nun hört er, daß sie in Frankfurt Aufnahme gefunden; Beyer, ihm innig befreundet, mochte es ihm geschrieben haben*). Das darf nicht geduldet werden. Flugs richtet er seinen Warnungsruf an den Frankfurter Magistrat. Der Hamburger Pastor rechtfertigt seine Einmischung in diese ihm so fern liegende Angelegenheit mit dem bitteren, gottlosen Worte an den Magistrat: „Derjenige werde nicht übel angesehen, ja noch wohl belohnet, welcher der Obrigkeit anzeigt, wann Mordbrenner, Räuber und Mörder in oder außer der Stadt wären: nun wären diejenigen noch weit gefährlicher und schädlicher, welche ein seelenverderbendes Feuer anzündeten, Gottes Wort und ewige Güter raubten und die Menschen in den geistlichen und ewigen Tod stürzten." **) Er fordert den Frankfurter Rat auf, mit dem Herrscherstab der Obrigkeit (sceptro magistratus) die Gotteslästerungen der Sakramentierer zurückzuweisen ***).

*) Melanchthon IX, 484: „Beyer est intimus Westphalo."

**) Vgl. Religionshandlungen II, 100.

***) Den gefährlichen Ausdruck sucht Westphal in seiner Apologie dieses Schreibens damit einzugrenzen und abzuschwächen, daß er seinen Gegner (Pontlain) fragt: „Numquid unus est modus separationis per gladium solum? annon etiam contagiosi separantur per excommunicationem et exclusionem e civium societate, quae per relegationem fit?" (Religions-

Solche Schreiben, wenn auch der Rat nicht gewillt war, der Mahnung zu folgen und auch im engeren Sinne Westphals zum Schwert zu greifen, verfehlten doch ihre Wirkung in erster Linie auf die Stadtprädikanten nicht. Noch um Weihnachten 1555 will Laski es versuchen, mit den Geistlichen Frankfurts gemeinsame Versammlungen (coetus communes) einzurichten. Trotz all' der bitteren Erfahrungen, die er bereits gemacht, geht doch immer wieder sein ganzes Streben darauf, gemeinsam mit den Predigern des Evangeliums zu arbeiten. Er bittet Calvin zu diesem Behufe den Frankfurter Geistlichen zu schreiben, und hat der Genfer Reformator auch der Bitte willfahrt*). Der Versuch scheiterte. Beyer und Ritter, sein Amtsgenosse, wünschten keine Gemeinschaft mit Sakramentierern, klagten sie vielmehr bei dem Magistrate an, betrügerisch gehandelt zu haben, als ob sie durch die falsche Vorgabe, mit ihnen gleicher Religion zu sein, sich das Asylrecht erschlichen hätten. Sie seien keine Augsburger Konfessions-Verwandte, deshalb sei ihnen die Herberge zu kündigen!! „Juden und Katholiken dulden sie" — so konnten wohl einzelne dieser Märtyrer wehklagen —, „aber uns weisen sie die Thür!" Die glaubensstarken Helden waren des Wanderns auf der Straße der Verbannung schier gewohnt, aber nun hatte die Sache eine ernstere, eingreifendere Bedeutung gewonnen und um ihretwillen hob Laski den Handschuh auf. Der Vorwurf, nicht zu den Augsburger Konfessions-Verwandten zu gehören, würde die Flüchtlinge nicht nur als außerhalb des Passauer Religionsfriedens bezeichnet haben und damit waren sie gewissermaßen vogelfrei in Deutschland erklärt; die Erlaubnis der Rückkehr nach Polen war für Laski an die Bedingung geknüpft, daß er den Nachweis liefere, Augsburger Konfessions-Verwandter zu sein. Würde es Westphal gelingen,

---

handlungen II, 270.) Als ob das nicht auch scharf und schneidend genug wäre!

*) Kuyper II, 716 und die Antwort bei Calvin XVI, 53. Laski bittet, daß das Schreiben liebevoll und linde, aber auch genau und fleißig ermahnend abgefaßt werden möchte; das Schreiben erfüllt den Wunsch, der Ton ist vielleicht etwas strenge, denn Calvin hat die Prediger im Verdacht, daß sie nicht ganz unbeteiligt bei der in Frankfurt stattfindenden Drucklegung der Schmähreden Westphals wider Calvin seien.

ihm dieſes Anrecht zu rauben, ſo war ihm nicht nur die Heimat wieder verſchloſſen, ſo war damit auch die ganze Reformation Polens in Frage geſtellt; denn wir werden ſehen, daß der polniſche Adel auf ſeiner Seite ſtand. Aber was fragten die Weſtphal, die Flacius, die Heßhus nach ſolchen ernſtwiegenden Punkten: mag die Axt ſchon an die Wurzel der evangeliſchen Kirche gelegt werden, wenn ſie nur auf ihrem beſchränkteſten Standpunkt das letzte Wort haben!

Mit dem Vollbewußtſein von der Bedeutung des Kampfes für die ganze evangeliſche Kirche trat Laski auf die Walſtätte. Am 13. Mai 1556 überreichte er im Namen der Fremdlinge beim Frankfurter Senat die Antwort auf die wider ſie erhobene Anklage *). Er weiſt in dieſer Schrift darauf hin, daß ſie, die Angeklagten, völlig und ohne Rückhalt ſich auch zu dem 10. und 13. Artikel der Augsburger Konfeſſion bekennen. Genüge das den Prädikanten nicht, ſo beweiſe dies, daß ihnen die Augsburger Konfeſſion nicht mehr genüge, daß es ſich in dem ausgebrochenen Streit um neue Formeln handle, die weder in der heiligen Schrift begründet ſind, noch auch ſonſtwie ſich rechtfertigen laſſen. Wie hatte er doch ſo vollkommen recht!

Der Rat war mit der Antwort zufriedengeſtellt, die Prädikanten aber ruhten nicht. Laski wurde nicht müde, in einer weiteren Rechtfertigungsſchrift **) noch ausführlicher die Übereinſtimmung der Fremdlingsgemeinde mit der Augsburger Konfeſſion auseinanderzuſetzen. Es drängte ihn dazu der freudige Mut, für ſeine Schutzbefohlenen treu allzeit einzuſtehen, zugleich aber auch das ernſte Verlangen, jetzt, wo er ſich zur Heimkehr in ſein Vaterland anſchickte, noch einmal laut und öffentlich zu bezeugen, daß er mit dem Bekenntnis ſtimme, über deſſen Auslegung denn doch nicht im letzten Grunde die Weſtphal zu entſcheiden hatten, ſondern unter den Lebenden die, die die Bekenntnisſchrift aufgeſetzt, Melanchthon und ſeine Mitarbeiter in jenen großen Tagen. Am 23. September 1556 wurde die Schrift dem Senat überreicht; Laski war durch Unwohlſein verhindert, bei der

*) Kuyper II, 719.
**) Kuyper I, 243.

Übergabe zugegen zu sein. Im Dezember desselben Jahres erschien sie im Drucke, nachdem Calvin und Melanchthon ihre volle Zustimmung und ihren herzlichen Beifall dem Inhalt gezollt. Nicht in Frankfurt konnte sie erscheinen; das hatten die Prädikanten zu verhindern gewußt; hier waren die Druckpressen für die Schriften Westphals in Thätigkeit. Der Rektor des Stadtgymnasiums war willens, die Schrift ins Deutsche zu übertragen. Befremdlich und auch fast wehmütig stimmt es, unter den Gründen, warum er von der Arbeit abstand, auch den angegeben zu finden: weil er in seinem Bekanntenkreise kein Exemplar der Augsburger Konfession habe auftreiben können *). Das eigentliche Streitobjekt also nicht vorhanden und doch wohl kaum anzunehmen, daß es fehlt, weil die Streitenden es völlig im Kopfe haben, genauer noch als der Rektor, der den Wortlaut vor sich haben will, „um nicht Elfenbein mit Tinte zu bleichen" **)!

Es ist eine wahre Erquickung für den, der um seiner Aufgabe willen eine Zeit lang sich hat durch den rohen Lärm jenes unglückseligen Streites hindurcharbeiten müssen, in die Lichtung dieser Laskischen Arbeit eintreten zu können. Als ob der Streit weit, weit hinter einem läge, so ernst und ruhig ist hier die Verhandlung; die ganze Schrift ein schönes Zeugnis von dem innigen Bunde, den die feinste Bildung der Humanität mit tiefer, evangelischer Frömmigkeit bei unserem Freunde geschlossen. Noch heute und auch für den, der dem Streite nicht nachgehen mag, ist das Buch voll reicher Anregung, fesselnd durch die Klarheit seiner Beweisführung, durch den gehaltenen Ernst seiner Gedanken. Mit überlegener Kraft führt Laski den Kampf von dem bloßen Wortgefechte zurück auf die Punkte, um die im letzten Grunde der ganze Streit sich dreht. Er zeigt, daß die Lehrpunkte, deren Verwerfung man ihnen schuld giebt und wegen deren sie so heftig geschmäht werden, von der Augsburger Konfession nicht nur nicht gelehrt würden, ja nicht einmal aus ihren Sätzen entwickelt und

*) Archiv 1860, S. 189.

**) „Ne si alicubi discreparem non in sententia, sed in verbis, dicar ebur atramento candefacere voluisse", sagt er in einem Schreiben an seinen Freund Poullain.

gefolgert werden könnten. Es dürfte denn doch schwer sein, die scharfe Beweisführung mit stichhaltigen Gründen anzutasten, als ob seine Auffassung des heiligen Abendmahles nicht Raum finde und übereinstimme mit dem Augsburger Bekenntnisse! Und ob er sich schon völlig damit eins weiß — und Melanchthon selbst hat es bezeugt —, klar und offen bekennt Laski, auf einer höheren Warte zu stehen, als daß es ihm um die Unterwerfung unter irgendwelche Menschensatzung zu thun sei. Er führt da eine so lichte, freie Sprache, wie sie unsere Glaubensväter in den ersten großen Tagen geredet. Ihm ist dies Bekenntnis ein großes Gnadengeschenk Gottes (ingens dei beneficium), „aber trotzdem wollen wir uns weder an diese Konfession noch an irgendeine andere so binden lassen, daß wir uns in aller christlichen Milde und Bescheidenheit nicht mehr berechtigt halten sollten, frei anderer Meinung zu sein oder gar sie anzutasten, sobald wir, durch das Wort Gottes und im Zeugnis unseres Gewissens überwunden, erkennen, daß wir von diesen Schriften abweichen müssen. Ebenso wenig wollen wir denen zustimmen, die sich unterfangen, die christlich-brüderliche Gemeinschaft mit der Augsburger Konfession wie mit Schranken zu umfriedigen, daß sie den, der nicht auf alle ihre Worte schwört, nicht nur aus der kirchlichen, sondern auch aus der staatlichen Gemeinschaft ausschließen. Das scheint auf nichts anderes zu zielen, als daß wir die papistische Tyrannei nicht abgeschüttelt, sondern nur unter dem Namen des Evangeliums verändert haben." In jenen Tagen wahrhaftig eine königlich-freie, kaum mehr für einen Westphal und seine Gesinnungsgenossen verständliche Sprache, für lange Zeit fast eine Hieroglyphe, die die Neuzeit erst wieder entziffert hat!

Zu den aufreibenden Kämpfen mit den Prädikanten der Stadt, hinter denen Laski die Züge der Femrichter erkannte, die ihn und seine arme Gemeinde von Ort zu Ort härter fast noch wie die Katholiken verjagten, gesellten sich die anderen Kämpfe, die im Schoße der wallonischen und englischen Gemeinde ausbrachen. Nicht unmittelbar nahm unser Freund an denselben Teil. Was ihn bewogen haben mag, nicht entschiedener da einzugreifen, ist

aus den vorliegenden Schriftstücken nicht genügend ersichtlich; vielleicht mag der Hauptgrund darin liegen, daß sein Blick nun doch schon zu sehr nach Polen gerichtet war und er hoffen durfte, bereits daheim zu sein, ehe der Streit geschlichtet sein konnte. Er mochte sich wohl nicht mehr zu tief einlassen wollen, um nicht gefesselt zu sein, so bald der Heimweg frei war.

Schon ehe Laski nach Frankfurt gekommen, waren leichte Reibungen zwischen Poullain und seiner Gemeinde eingetreten. Er scheint der schweren Aufgabe nicht völlig gewachsen gewesen zu sein, einer solchen Gemeinde seelsorgerlich vorzustehen. Es waren ja alles Familienhäupter, die nun bereits wiederholt um ihres Glaubens willen in die Verbannung gezogen, die in ihrem evangelischen Bekenntnisse lebten und webten. Solche Männer sind gewohnt und auch berechtigt, hohe, sehr hohe Anforderungen an ihren evangelischen Prediger zu stellen, nicht nur, daß er in gleicher Weise bereit sei, wie sie selbst „Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib" um des Herrn und seines Reiches willen fahren zu lassen — dafür hatte Poullain in drangsalvoller Zeit seine Bereitwilligkeit erprobt —, aber auch, daß er ihnen starke Speise gebe und in fester Hand, in fester, heiliger Gesinnung sie zusammenhalte. Gar mancher, der in ruhigen Zeitläuften brav seine Stelle auszufüllen weiß, ist den erhöhten Ansprüchen nicht gewachsen. Es ist ein Zeichen der außerordentlichen Begabung unseres Laski, daß gerade solche Gemeindeglieder das ihm liebste und bewährteste Material der Arbeit gewesen, das er in so bewundernswerter Weise verwertet, ja herangebildet!

Tiefgreifender noch und Besorgnis einflößender waren die Vorgänge in der englischen Gemeinde. Es schien, als sollte hier in der Fremde zum Austrage kommen, was in London vor ein paar Jahren nur künstlich beigelegt, nicht wahrhaft geschlichtet war. In recht bedeutender, täglich wachsender Zahl waren die flüchtigen Engländer nach dem Asyl am Main geströmt, unter ihnen nicht wenige den gebildetsten und auch wohlhabenden Kreisen daheim angehörend*). Der Frankfurter Rat hatte ihnen Her-

*) Es ist unter vielen anderen Schriftstücken auch ein Brief an Calvin vorhanden, von 10 Engländern der Gemeinde unterschrieben, darunter Cox,

berge unter der Bedingung zugesagt, daß sie sich kirchlich an die schon bestätigte wallonische Gemeinde anschlössen und mit ihnen in den Mitgenuß der Weißfrauenkirche träten. Sie waren dazu willig; ihre Kirchenältesten haben die im Herbste dem Frankfurter Rat eingereichte Kirchenordnung und Liturgie mit unterzeichnet. Diese englische Gemeinde wählte am 24. September 1554 zu ihrem Prediger John Knox, den nachmals berühmten Reformator Schottlands, damals schon fast 50jährig, ebenfalls Flüchtling. Nur auf Zureden seines Meisters Calvin nahm er die Stelle an, die seinen Grundsätzen, zumal in der Liturgie, entsprach. Aber es kamen dann Männer, die den Gottesdienst nach der Liturgie Eduards VI. forderten, und zwar in tumultuarischer Weise während des Gottesdienstes selbst. Peinliche Scenen fanden statt. Zum Schiedsrichter herangezogen, bestimmte der Frankfurter Rat, daß es bei der einfachen, ursprünglichen Liturgie sein Bewenden haben solle. Jene, denen dieselbe zu nüchtern erschien und die sich nach der ausgebildeteren, noch mehr mit alten, römischen Erinnerungen versetzten heimischen Liturgie sehnten, gaben sich mit dem Entscheid nicht zufrieden; sie hielten den charakterfesten Knox für das einzige Hindernis, zum Ziele zu gelangen. In den Mitteln zu seiner Entfernung nicht wählerisch, schraken sie davor nicht zurück, ihren Landsmann bei der fremden Behörde des Majestätsverbrechens zu zeihen, das sie aus einer kräftigen Stelle wider den Gemahl der Königin, den Sohn also des deutschen Kaisers, zogen. Der Anklage mußte der Rat Folge geben: dem unerschrockenen, kühnen Manne wurde das Asylrecht gekündigt, nicht freilich, ohne gegen die Ankläger die Mißbilligung des Rats über solches Verfahren auszusprechen. Als Laski eintraf, war leider Knox seit sechs Wochen aus Frankfurt verwiesen; es wäre doch von hohem Interesse gewesen, diese beiden Männer mit ihren

---

der Erzieher Eduards VI., später Bischof von Ely; Whitehead, Pastor in Frankfurt, unter Elisabeth als Nonkonformist seiner Stelle in England enthoben; Alvey, Präbendarius von Westminster; Becon, Präbendarius von Canterbury; Sandys, Erzbischof von York; Grindal, Erzbischof von York und Canterbury; Bale, Bischof von Ossory; Horne, Bischof von Wincheſter; Lever, Direktor von Sherburn Hospital; Sampson, Dekan von Christ-Church. (Vgl. Original, p. 753 und auch Calvin XV, 554.)

ſtarken Berührungspunkten und in gleicher Weiſe hervorragende Söhne ihrer Heimat ſich in perſönlichem Verkehr begegnen zu ſehen.

Einem anderen Helden der Zeit trat unſer Freund in Frankfurt zum erſtenmale perſönlich nahe: Calvin. Die Reibungen in der walloniſchen Gemeinde hatten ſich in der letzten Zeit in einer Weiſe zugeſpitzt, daß ſie nur durch ein Schiedsgericht von Vertrauensmännern geſchlichtet werden konnten. Calvin ſcheute vor der mühſeligen Fahrt nicht zurück: wie er dem Frankfurter Rat ſchon in der Widmung ſeiner „Konkordie der Synoptiker“ ſeinen Dank für die Aufnahme der Glaubensgenoſſen ausgedrückt, ſo wollte er es nun bei dieſem Anlaß perſönlich thun; dazu kam der Wunſch, ſich mit Laski über die Zuſammenberufung einer allgemeinen Synode in Frankfurt zu beraten, deren Zuſtandekommen unſer Freund aufs eifrigſte betrieb. Ende Auguſt verließ der Reformator Genf. Schon in Straßburg bekam er die jetzt herrſchende Zugluft empfindlich zu ſpüren: man verweigerte ihm dieſelbe Kanzel, auf der er einſt das Wort Gottes verkündigt *). Auf das herzlichſte wurde Calvin von den Frankfurter Patriziern, von dem ganzen Rate aufgenommen; er wohnte auf der Zeil — damals noch draußen vor der Katharinenpforte — bei dem hochangeſehenen Claus Brommen. Schwere Arbeit wartete ſeiner. Das Mitglied der walloniſchen Gemeinde, Kaufmann le Grand, hatte eine Anklageſchrift von 25 Punkten wider den Prediger Poullain eingereicht, früher ſchon bei dem Senat, jetzt vor den Vertrauensmännern, deren Urteil ſich zu unterwerfen beide Parteien ſich bereit erklärt hatten. Außer Calvin befand ſich unter den acht Schiedsrichtern in erſter Linie Laski **). Das Endergebnis der langen Verhandlung war wohl die Freiſprechung des Predigers von faſt allen Anklagepunkten; aber Poullain ſelbſt legte ſeine Stelle nieder, obgleich die Mehrzahl

*) Reuß, der Straßburger Profeſſor, bricht dabei in die berechtigten Worte aus: „O quae mutatio rerum. Anguem sub herba latentem vides Marbachium.“ (Calvin XVI, 302.)

**) Poullain bittet Calvin, kein Urteil ohne a Lasco zu fällen: „vir non solum nobilitate et eruditione clarus, sed etiam pietate et prudentia apud omnes ecclesias illustris“ (Calvin XVI, 289).

der Gemeinde ihn zu behalten wünſchte. Die ausführlichen Protokolle liegen vor*); bei den letzten beiden Verhandlungen fehlte unſer Freund; ſein altes Übel hatte ihn wieder einmal geſchüttelt und aufs Krankenlager geworfen.

Mit den Frankfurter Prädikanten hatte Calvin nur zufälligen Verkehr; ſie wichen ihm auffällig aus. Der Senat wünſchte, weil ihm ſo ſehr an einer Beilegung der konfeſſionellen Spannung gelegen war, daß die Prediger mit Calvin vor ſeiner Abreiſe eine Unterredung hätten. Sie aber lehnten es ab, vorſchützend, ſie ſeien zu ungelehrt und ungleich, mit Calvin eine Disputation aufzunehmen**). Aber es war doch mehr Unluſt, von einem Manne, wie Calvin, vor offenem Senate vielleicht deſſen überführt zu werden, was ihnen auch Laskis Rechtfertigungsſchrift vorhielt, daß ihre neuen Lehrpunkte mit der Augsburger Konfeſſion nicht in Übereinſtimmung gebracht werden könnten. Leid thut es uns, gar keine Notiz haben auffinden können, wie Calvin und Laski in ihrem Zuſammenſein in Frankfurt zu einander geweſen: der perſönliche Verkehr ſcheint nur den Eindruck verſtärkt und vertieft zu haben, den beide große Männer aus ihrem Leben und ihren Schriften gegenſeitig von einander bereits gewonnen. Beide Männer ſind von größter Hochachtung zu einander beſeelt; willig ordnet ſich Laski Calvin als dem auserwählteren Rüſtzeuge unter; in den Hauptpunkten der Lehre ſtimmt unſer Freund mit dem Genfer Reformator überein, in allen aber wahrt er ſich das Mannesrecht, ſelbſtändig zu prüfen, ſelbſtändig zu entſcheiden, und ſo finden wir überall die freie Auffaſſung und ihre eigentümliche Ausführung der Gedanken und ihrer Verwirklichung. Beide haben den Schwerpunkt ihrer reformatoriſchen Thätigkeit auf dem Gebiete der Kir-

*) Calvin XVI, 292f.

**) Wir haben darüber doppelten und weſentlich auseinandergehenden Bericht, einmal von Calvin ſelbſt (Calvin XVI, 319), dann aber auch von den Prädikanten (Religionshandlungen II, Beil. 14, § 64); der letztere iſt unwahrſcheinlich, weil teilweiſe auf Gerüchte begründet, die mit den Thatſachen nicht ſtimmen, wie z. B. (Freſenius, S. 111) die Angabe: man habe Calvins Anweſenheit verheimlicht, ſo daß erſt in den letzten Tagen die Prädikanten davon Kunde erhalten hätten.

chenorganisation. So sehr Laski hinter Calvin zurücksteht in dem Tiefsinn seiner Spekulation, so müssen wir ihn als ebenbürtig halten auf dem Boden der Kirchenbildung. Ja, durch die besonderen Verhältnisse seiner Fremdlingsgemeinde in London ist es Laski möglich geworden, noch reinlicher die Kirche vom Staate loszulösen und die beiden Gebiete in ihrer Selbständigkeit zu sondern und zu wahren, als es Calvin bei den größeren und schwierigeren Verhältnissen ausführbar gewesen. Auf diesem Punkte ist ein Fortschritt bei Laski anzuerkennen, bedeutsam für unsere Tage und ihre Forderungen.

Auch darin stimmten die beiden großen und frommen Gestalten in den Frankfurter Tagen überein: in der Weite des Blickes, einer auf Gottes Wort reformierten Christenheit überall hin Bahn zu brechen, in der Tiefe und Höhe der Anschauung, solche gemeinsame Glaubenspunkte aufzustellen, die nicht möglichst wenige in die kirchliche Gemeinschaft aufnehmen, sondern das Band der Einheit im Glauben um möglichst viele schlingen und so imstande zu sein, mit einer festgeschlossenen Schar der immer fester sich schließenden römischen Schar entgegenzutreten. Sie stehen auf hoher Warte, die beiden Helden, wie Propheten anzuschauen, und die kommenden Jahrhunderte haben ihnen recht gegeben. Nicht wofür Westphal und seine Streitgenossen gekämpft, nicht darin lag die verheißungsvolle Saat. Für ihr Streitobjekt erwärmt sich heute niemand mehr, selbst nicht im engsten Kreise.

Was aber diese beiden Männer hochherzig erstrebt, das ist heute noch des Einsatzes aller edelsten Kräfte wert. Damals war es freilich vergeblich, und ihre dringendsten Bitten um Vereinigung um des Herrn willen und im Hinblick auf die großen Verluste, die drohend bei der Verweigerung auf dem Spiele standen, verhallten in dem rohen Lärm der Streitenden, die eher mit den Katholiken als mit ihnen Frieden schließen wollten. Laski konnte in diesen Herbsttagen Calvin von solchen gescheiterten Versuchen mit schier zerrissenem Herzen berichten. Von Polen war wiederholt die Forderung eingetroffen, vor seiner Rückkehr in die Heimat und als Bedingung derselben seine Zugehörigkeit zu den Augsburger Konfessions-Verwandten nachzu-

weisen *). Ihm diesen Nachweis verweigern, kam bei den obwaltenden Umständen einem Versuche gleich, Polen dem Evangelium zu verschließen. Der Versuch hätte in Gottes Namen geschehen müssen, wenn es sich um ein gefährliches Sektenhaupt gehandelt hätte, das in betrügerischer Weise solch einen Nachweis sich hätte erschleichen wollen; hier aber handelte es sich um einen Mann, der klar und offen sich zu der Konfession bekannte, dem der Verfasser der Konfession, Melanchthon, das Zeugnis der Zustimmung ausstellte, der nur nicht gewillt war, die Lehrsätze ebenfalls mit in den Kauf zu nehmen, die außerhalb jenes Bekenntnisses nun erst in der letzten Zeit und nach dem Abscheiden des deutschen Reformators als die allein gültigen Wahrzeichen eines Protestanten aufgestellt worden waren.

In vielen Kreisen war der Wunsch rege, sich gegen die Umtriebe dieser Zeloten zu schützen und in einer gemeinsamen Besprechung Einigungspunkte aufzustellen. Besonders thätig für den Plan war Herzog Christoph von Württemberg, der edelsten und tüchtigsten einer unter den protestantischen Fürsten jener Tage **). Der Herzog dachte an eine Fürstenzusammenkunft. Laski, mit gleichem Eifer für eine gemeinsame Beratung beseelt, wünschte dieselbe mit Zuziehung von Theologen und hervorragenden Männern der evangelischen Kirche. Kaum hatte drüben in der Pfalz Ottheinrich die Regierung angetreten und offen durch ein Edikt (März 1556) die Einführung der reinen evangelischen Lehre und die Abschaffung der papistischen Irrtümer verkündigt, so eilte auch Laski zu ihm, ihn für seinen Plan zu erwärmen. Er kannte und liebte den Fürsten, der schon vor Jahren um seines Glaubens willen sein Land verlassen mußte, schon lange. Ende April traf er ihn in Speier und fand die ehrenhafteste und liebevollste Aufnahme. Ottheinrich, trotzdem daß er damals ganz dem Einfluß von Marbach ergeben war, ging völlig in die Anschauung Laskis ein ***). Anwesend in

*) Vgl. den Inhalt der Botschaft Calvin XVI, 185.

**) Vgl. seine Bemühungen nach dieser Seite bei Kuyper II, 6 f.

***) Calvin XVI, 186. „De controversia sacramentaria sic actum est, ut elector Palatinus totus sit nostras", schreibt Poullain nach Genf.

Speier waren der wackere Graf Erbach, der noch in demselben Jahre an die Frankfurter Prädikanten einen Mahnbrief, brüderlich mit den Flüchtlingen zu handeln, richtete*), und der Herzog Christoph. Auch er erwies Laski das höchste Wohlwollen und hörte seiner Ausführung willig zu. Als Laski schon zur Heimreise nach Frankfurt sich rüstete, forderte ihn der Württemberger auf, mit ihm nach Stuttgart zu gehen, dort mit seinem Prediger Brenz weiter die Sache zu verhandeln. Calvin und Peter Martyr und gewiß noch mancher andere hielten es für bedenklich und rügten es auch, daß Laski allein und ohne Zeugen seinerseits das Religionsgespräch angenommen. Aus einem jetzt erst veröffentlichten Bericht ist zu ersehen, daß nicht Laski das Gespräch gesucht, sondern nur der Einladung des Herzogs gefolgt ist; sie mußte ihm aber willkommen sein, um von einem Fürsten, dessen Ansehen weit über die Grenzen seines Gebietes reichte, das Zugeständnis seiner Zugehörigkeit zu den Augsburger Konfessions-Verwandten zu erhalten**).

Die herzogliche Aufforderung, mit Laski ein Religionsgespräch abzuhalten, kam Brenz recht ungelegen. Seit Jahren nun schon war er über den strittigen Punkt in der Abendmahlslehre nicht mehr offen hervorgetreten und hatte sich fast geflissentlich von dem Kampfe fern gehalten. Der Züricher Konsensus war ihm ein Ärgernis; er hatte Calvin auf deutscher Seite vermutet, und nun sah er ihn mit den Schweizern einen Bund schließen, und schweizerisch und zwinglisch war ihm eins***). Während Brenz geschwiegen, hatte sich in seiner Anschauung über das Abendmahl ein Wandel vollzogen, der uns befremdet, weil wir ihn bis zur Stunde noch nicht in seinem Fortgange

*) Religionshandlungen II, Beil. 280.

**) Vgl. den schon erwähnten Brief von Poullain an Calvin (Calvin XVI, 186). Es sei hier noch auf den Irrtum hingewiesen, dessen sich ziemlich alle (Heppe, Hartmann u. s. w.) schuldig gemacht, als ob Laski mit dem Reste seiner Gemeinde nach Stuttgart übergesiedelt sei und infolge des Gespräches auch von da habe weichen müssen. Die unerwartete Reise machte er ganz allein und kehrte unmittelbar von da nach Frankfurt zurück, wo er unbehelligt unter den Seinen noch fünf Monate weilte.

***) Vgl. die Darstellung bei Plank V, 2. S. 382.

klar verfolgen können*) Was Brenz in seinem Katechismus von 1528 gelehrt, das konnte Laski mit vollem Herzen unterschreiben; aber nun stand vor ihm der Altersgenosse in der vollen und schweren Rüstung der Ubiquitätslehre!

Am 18. Mai war Laski nach Stuttgart gekommen und hatte alsbald eine private Unterredung mit Brenz. Wahrscheinlich infolge davon warf Laski rasch seine Anschauung über das Sakrament zu Papier, darin anzugeben, worin sie übereinstimmen und welches die Punkte seien, über die man in freundlicher Beratung eine Einheitsformel suchen müsse**). Am 22. Mai fand das Gespräch in Gegenwart der Stuttgarter Geistlichen und der beiden herzoglichen Räte v. Gültlingen und v. Plieningen statt. Es war, wie vorauszusehen, erfolglos. Laski drang wiederholt und wiederholt darauf, ihm die Punkte anzugeben, in denen seine Lehre nicht mit der Augsburger Konfession stimme; Brenz stellte dann immer wieder seine Auslegung und auch Folgerungen aus der Bekenntnisschrift als den Maßstab auf, an dem die Übereinstimmung mit der Augsburger Konfession zu messen sei — in der That denn doch ein völlig ungerechtfertigter Standpunkt der Beurteilung! —, und weil Laski nicht gewillt war, die ganze Ubiquitätslehre mit in den Kauf zu nehmen, darum wurde ihm das Zeugnis verweigert. Laski hörte hier zuerst die Ubiquitätslehre. Sie und noch ein paar fremdartige Behauptungen verblüfften ihn und er bat sich einen Tag Überlegung aus, diese neuen Aufstellungen zu prüfen und mit den Stellen aus den Kirchenvätern im Zusammenhang zu vergleichen, die Brenz in seiner Rede nur bruchstückweise vorgebracht; er wünschte deshalb für den anderen Tag eine Fortsetzung des Gespräches, in klaren, schlichten Worten noch einmal seine ernste und aufrichtige Übereinstimmung mit der Augsburger Konfession betonend und fast flehentlich bittend, man möchte ihm doch irgendeinen Punkt seiner Lehre angeben, der ihr widerspreche. Brenz lehnte eine Fortsetzung des Gespräches ab und verwies ihn kühl auf

*) Auch noch nicht nach den Versuchen von Ebrard II, 646; Hartmann II, 360 oder bei Plank.

**) Das wichtige Schriftstück ist nun zum erstenmale veröffentlicht: Calvin XVI, 150.

seine Schriften, da könne er die Lehre vom Abendmahl finden und selbst sehen, worin er abweiche; er habe dazu keine Zeit. Keine Zeit! In einem Falle, wo es sich um die mögliche Einführung der Reformation in Polen handelte! Und doch hatte er Zeit, so zu verfahren, daß Flacius über die Behandlung jubelte und in ihr das Zeichen sah, daß Brenz und die Württemberger auf ihrer Seite wider Melanchthon ständen! Auch nach dieser fast höhnischen Abweisung überwand sich unser edler Freund um der heiligen Sache willen noch einen Brief an Brenz zu richten. „Deine Meinung über die Lehre in unserer Streitfrage habe ich gehört, und zwar, daß ich es offen gestehe, nicht ohne Verwunderung. Ich habe auch gehört, was Du über die Anschauung der Augsburger Konfession vorbrachtest. Aber von alle dem, was Du vorgebracht, habe ich den Beleg in der Augsburger Konfession nicht gefunden, und ich wünsche sehr, daß Du sie mir zeigest.“ Laski räumt Brenz sogar noch ein, die Quellen jener Lehre in der Apologie oder in dem „Regensburger Gespräch“ nachzuweisen. „Diese Bitte will nicht zum leeren Streiten führen, nur unsere Unschuld bestätigen lassen. ... Beliebt es Dir jetzt nicht, so sei es; es wird sich anderswo eine bequemere Gelegenheit bieten, in aller Freundlichkeit darüber zu verhandeln. Um eins nur bitte ich Dich: Du möchtest uns nicht mit deinen Vorurteilen beschwerlich fallen, so lange Du uns nicht die Quelle des Dissenses in der Augsburger Konfession selbst aufgedeckt hast. Denn ich vertraue doch, daß Du kein solcher bist, der heimgesuchten und um Christi willen verbannten Gemeinden ihr Kreuz verdoppeln will. Halte uns diese Freiheit, ich bitte Dich, zugute und lebe wohl in Christo.“ Keine Antwort von Brenz darauf. Er war tags zuvor aus Stuttgart gewichen. Als seine Antwort kann wohl der Entscheid gelten, den Laski vom Hofe schriftlich erhielt: „Weil der Herzog aus dem ihm erstatteten Bericht erfahren, daß Laski im Artikel vom Abendmahl vollständig von der Lehre der Augsburger Konfession abweiche, auch in seiner verkehrten Meinung beharre, so könne seine Hoheit keine Ansicht aufstellen, wie bei solcher Verschiedenheit der Lehre eine Übereinstimmung aufgefunden werden könne. Seine Hoheit wünsche übrigens nichts so sehr, als daß a Lasco mit seinen Fremd-

lingen zur Gemeinſchaft der in den Kirchen Augsburger Konfeſſion bis dahin beobachteten Lehren und Gebräuchen übertreten möchte. Das ſei der einzige Weg zur Ausſöhnung der Kirchen und ihm und ſeinen Fremdlingen Gaſtrecht zu gewähren.“ Daß ſolch ein Weg zur Ausſöhnung führt, wer will es beſtreiten? Wer aber auch beſtreiten, daß der Rat faſt wie Hohn klingt? Heute noch fühlt man den Schmerz ſolcher Rede, als ob ſie uns träfe, denn wir wiſſen, wie furchtbar er unſere teure evangeliſche Kirche getroffen und faſt bis zum Tode verwundet hat. Auch der Lebensdarſteller von Brenz kann ſich an dieſer Stelle nicht enthalten, ſeinen Helden der Härte zu zeihen, und dabei war ihm die Tragweite der Worte unbekannt und was alles in dieſem Augenblicke auf dem Spiele ſtand *).

Den herzoglichen Räten, die ihm obigen Beſcheid gaben, erwiderte Laski das ſchöne, fromme Wort: „Was des Herzogs Schutz anbetrifft, ſo habe ich wohl Beſſeres von ſeiner Milde erwartet; aber Gottes Schutz wird uns nicht fehlen, wie er uns bis dahin nicht gefehlt hat, wenn wir gleich von aller menſchlichen Hilfe im Stiche gelaſſen waren. Gott iſt Zeuge unſerer Unſchuld und wird auch einſt unſer aller Richter ſein. Seinem Schutze vertrauen wir unſere ganze Sache und zweifeln nicht an ſeiner Güte.“ Er begehrte und erhielt noch eine Audienz bei dem Herzog. Nach Tiſch ſind die beiden im Schloßgarten zuſammen geweſen; das Benehmen des Herzogs war viel freundlicher als das Schreiben es vermuten ließ, das in ſeinem Namen gegeben war. Überall trifft man leider in jenen Tagen die ſchneidigere Härte bei den Theologen an, und bei keinem Anlaß ſchärfer, verletzender, als wenn es ſich um die Lehre von dem Liebesmahle des Herrn handelt!! Laski bringt dem Herzoge gegenüber auf

*) Hartmann II, 366: „Wennſchon das edle, aufopfernde Streben des Polen und ſeine harten Lebensſchickſale innige Teilnahme für ihn erwecken, ſo ſcheint überdies ſein Bekenntnis in der Abendmahlslehre unverwerflich und Brenz von einer gewiſſen Härte gegen den armen Vertriebenen nicht freizuſprechen.“ Noch ſtärker verurteilend ſind die Worte, die derſelbe Hartmann 20 Jahre ſpäter in der kürzeren Darſtellung von Brenz in der Sammlung „Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der lutheriſchen Kirche“ giebt (vgl. VI, 247).

Zusammentritt einer Synode zur Beilegung des Streites. Der Herzog stimmt bei, weiß aber nicht, wie er es anfangen soll, da die anderen Fürsten nicht dazu geneigt seien, er allein es aber nicht unternehmen könne.

So kehrte unverrichteter Dinge Laski am 29. Mai nach Frankfurt zurück. Hier fand er eine reiche Post aus Polen vor; von allen Seiten wurde er in die Heimat zurückgerufen; auch ein wohlwollendes Schreiben vom Könige war darunter*). Aber doch zögerte Laski noch mit der Abreise; er konnte gerade in diesem Augenblick seine Frankfurter Gemeinden nicht im Stiche lassen, und trotz aller peinlichen Erfahrungen will er die Hoffnung nicht aufgeben, eine Generalsynode zusammen zu bekommen. Noch am 17. September, während Calvin in Frankfurt ist und er sich mit ihm darüber beratet, richtet unser Freund ein daraufhin bezügliches Schreiben an Melanchthon: „Ich zweifle nicht, daß dich diese Uneinigkeit der Gemeinden, mein Philippus, schmerzt; aber was nützt uns das Jammern, wenn wir nicht an Abhilfe denken? Kein geeigneteres Mittel gegen dieses Übel als ein gemäßigtes Religionsgespräch frommer und gelehrter Männer." Calvin und seine Freunde halten Frankfurt für den geeignetsten Ort, überlassen aber die Bestimmung von Zeit und Ort Melanchthon; nur daß es eben bald geschehe, noch vor seiner Heimkehr, „denn die Sache könnte meinem Vaterlande viel nützen. ... Gott gebe uns den Geist der Buße, auf daß wir gleichermaßen alle unsere Fehler erkennen, ihre Rüge uns gefallen lassen, alle Lehrzwistigkeiten durch seine Gnade beilegen, die entfremdeten Gemüter liebevoll versöhnen, auf daß von uns allen nichts anderes erstrebt werde als die Ehre Gottes, die Ausbreitung des Reiches Christi in seiner Kirche und das Wachstum wechselseitiger Zuthunlichkeit und christlicher Liebe. Amen." **)

Noch den ganzen Winter glaubte Laski in diesem Schreiben in Deutschland zubringen zu müssen. Es kam anders. Ein weiterer Bote traf aus Polen ein, der seine schleunige Abreise

*) Calvin XVI, 185.

**) Ebd., S. 285 (nicht bei Kupper).

nötig machte, um noch rechtzeitig am Reichstag in Petrikau teilnehmen zu können.

Am 21. Oktober*) brach Laski in Begleitung seines treuen Gefährten Johannes Utenhove von Frankfurt auf. Der Tag ist bedeutsam. Sein Datum trägt das Widmungsschreiben der fremden Geistlichen, mit dem sie die Laskische Rechtfertigungsschrift an den Rat bei seiner Druckausgabe begleiteten; an demselben Tage auch entscheidet der Rat — ohne jedoch auch diese Entscheidung alsbald zu verwirklichen —, daß die Fremden, wenn sie sich nicht nach der von den Prädikanten gelehrten Augsburger Konfession in ihren Predigten und Kirchengebräuchen halten wollten, nicht länger in der Stadt zu dulden seien**). Die Reise ging zunächst nach Kassel an den Hof des Landgrafen Philipp, des Mannes, der am treuesten zu den armen Flüchtlingen stand und dem eine Aussöhnung unter den Evangelischen wärmer noch am Herzen lag als dem Herzog von Württemberg. Laski kann nicht genug die liebenswürdige Aufnahme beim Landgrafen rühmen. Dreimal hat der um seines Bekenntnisses willen so schwer geprüfte Regent auf die vertraulichste Weise mit ihm unter vier Augen geredet, hat ihm Briefe an Melanchthon an den Kurfürsten von Sachsen mitgegeben, ja ihm selbst Reisige, bei dem Ritte nach Erfurt zugeordnet, weil die Landstraße nicht ganz sicher sei. So regen Anteil nahm der Landgraf an Laski, daß sie chiffrierte Schrift verabreden, um auch wichtigere Sachen brieflich sich mitteilen zu können***). Am 9. November treffen unsere beiden Reisenden in Wittenberg ein. Laski läßt durch Utenhove Melanchthon seine Ankunft melden; alsbald

*) Bartels, S. 63.

**) Religionshandlungen I, Beil. 36. Der Bescheid klingt an den anderen an, den Laski in Stuttgart erhalten. Brenz hatte nicht versäumt, auch nach Frankfurt an den Prediger Brubach sowohl als auch an seinen Freund Beyer Berichte und zwar für eine Persönlichkeit wie Brenz recht bedauernswerte zu richten. (Vgl. Anecdota, p. 431. 432.) Nun war eben Brenz persönlich in den Strudel mit hineingerissen und hat rasch die Milde und Ruhe eingebüßt, von der noch sein früheres Schreiben an Beyer (Anecdota, p. 417) so schönes Zeugnis ablegt.

***) Kuyper II, 731.

eilt der Reformator in die Herberge, den werten Gast zu besuchen und zu sich ins Haus aufzunehmen. In der allerherzlichsten Weise findet der Verkehr zwischen den beiden Männern statt: man fühlt den schildernden Worten bei Laski das Wohlgefühl ab, das er bei solchem Zusammenleben empfand; auch die übrigen Wittenberger Professoren begegnen dem bedeutenden Reisenden mit der größten Hochachtung. Man will ihm ein Festmahl geben, Laski hat zu große Eile heimzukommen und muß darauf verzichten. Wie ein lieber Bruder ist er die zwei Tage seines Aufenthaltes gehalten: wie haben sich die Zeiten geändert! Es währt nicht mehr lange und dann ist das schon anrüchige Wittenberg in die Acht erklärt; des wahren Erbes lutherischen Geistes rühmt sich dann Jena.

Schön und wohlthuend ist es, mit diesem freundlich-warmen Sonnenstrahl Laski aus Deutschland scheiden zu sehen, als ob ihm die holde Verheißung zuteil würde: „Und um den Abend wird es licht sein" (Sach. 14, 7). Am 1. Dezember stand unser Pole an der Grenze seines Vaterlandes; mehr wie acht Tage war er ans Krankenlager in Breslau gefesselt, von seinem Tertianfieber wieder tüchtig geschüttelt.

Vor achtzehn Jahren, damals in der Vollkraft des Mannesalters, hatte Laski an der gleichen Grenze gestanden, entschlossenen Mutes, alles, was dem natürlichen Menschen lieb sein mag, dahinten zu lassen und in das Land zu gehen, was ihm sein Herr zeigen wird. Ernsten, frommen Sinnes ist er der Weisung gefolgt; es war ein schwerer, dornenvoller Weg, gar mancher starke Held würde doch zurückgeschreckt sein, ihn bis zum Ende zu durchschreiten. Aber der treue Jünger sah nicht auf den Weg, nur auf seinen Meister, seinen Herrn Christum. Der kann und darf ja viel fordern von dem Knechte, der weiß, daß ihm sein Herr alles, sich selbst gegeben, und damit die ganze Seligkeit aus Gnade. Als unserem angehenden Kirchenfürsten das Opfer klar geworden, das sein Herr und Meister in der Nachfolge von ihm forderte, da hat er freudig und willig alles ihm

zu Füßen gelegt und ist auch freudig und willig geblieben, als er auch ihm, wie einst dem großen Heidenapostel, in langen, drangsalvollen Jahren zeigte, wie viel er um seines Namens willen leiden müsse.

Aber auch gesegnet und reich gesegnet hat der Herr seinen Knecht in den Landen, dahin er ihn gewiesen. Nicht mit irdischem Gute, wie den Erzvater im Alten Bunde, in der Weise vielmehr, wie der arme Menschensohn auch in der allergrößesten Not zu segnen pflegt. Der Herr hatte ihn sich zu einem auserwählten Rüstzeug erkoren, der seinen Namen vor hoch und niedrig, vor groß und klein trug. Er hat dies Kleinod getragen überall in tiefer Demut, in hoheprieſterlichen Armen, die geheiligt sind Gott, furchtlos vor allen Menschen, bereit Friede zu halten mit allen, die den Herrn fürchten. Er ist auf viel Widerstand gestoßen, an seiner starken Brust schlugen zuerst und aufs heftigste die Sturmeswogen ausbrechenden Haders inmitten der evangelischen Kirche an, aber auf die Dauer konnte auch der Gegner ihm die Achtung nicht versagen. Die Lauterkeit und Wahrheit seiner Gesinnung, die Reinheit seines Charakters, der ganze Adel einer tieffrommen Persönlichkeit in der lichtverklärten Weihe voller, rücksichtsloser Hingabe an den Herrn: das alles entwand dem Gegner die Waffe wider den Mann, daß er nur noch wider seine ihm falsch dünkende Anschauung kämpfen konnte.

Nirgends hatte er in den Jahren seiner Wanderschaft in der Fremde Hehl aus seiner warmen Vaterlandsliebe gemacht. Aber sein Herr, der ihn überwunden, war stark genug, auch diese Liebe zurücktreten zu lassen, oder vielmehr zu verklären in die schöne Klarheit des Suchens der ewigen Heimat. Nicht sein Polen war ihm das erste, nur sein Herr und die Ausbreitung seines Reiches, die unabläſſige Arbeit an der Förderung einer auf Gottes Wort reformierten Christenheit. Das heilige Ziel gab ihm die Weite des Blickes und des Herzens, die ihn so hoch stellt unter seinen Zeitgenossen, so weit emporhebt über die Engherzigkeit fast aller seiner Gegner. Dasselbe Ziel ließ ihn dann anderseits so tiefe, bis auf den heutigen Tag nachhaltige Spuren seiner Wirksamkeit in den engeren Grenzen eindrücken, innerhalb deren er thätig war. Den Friesen erschien er wie ein Friese, den Engländern wie ein

Engländer: er war eben überall der Christ, dem alles gehört, der aber sich selbst als des Herrn Christus Eigentum weiß.

Das Pfund seiner Gabe ragt nicht an das Maß heran, das der Herr einem Luther oder Calvin, einem Melanchthon oder Zwingli verliehen. Aber Laski hat mit der anvertrauten Gabe gewuchert mit dem Einsatz all seiner Kraft. Und nicht umsonst. Er durfte jetzt an der Schwelle seiner Heimat auf ein großes Arbeitsfeld zurückblicken und erkennen, wie er als ebenbürtiger Genosse von den noch lebenden größten Zeugen aus den großen Tagen der Reformation angesehen wurde. Das war ihm nicht der ersehnte Lorbeer, in dessen Besitz er nun daheim eine stille Feierabendstunde fern vom Kampfe verbringen wollte. Seine Ruhe begehrte er erst da, wo der Herr sie seinem Volke behalten hat. Die vollendete Arbeit in der Fremde diente ihm nur zum Ansporn für die letzte Arbeit unter seinem Volke.

Arm stand Laski an der Grenze seiner Heimat, so arm, wie damals, als er sie um seines Herrn willen verlassen. Seine Frau und die kleinen Kinder nebst den Töchtern aus erster Ehe waren zunächst noch in Frankfurt zurückgeblieben, bis der Vater für sie eine Stätte des Wohnens in Polen gefunden haben würde. Die ältesten Söhne waren zerstreut in verschiedenen Händen; der eine vielleicht noch bei Hardenberg: des anderen Spur haben wir um die Zeit in Gröningen aufgefunden, wo er in dem Hause des dem Vater befreundeten Quästors der Stadt, Hieronymus Fredericus, Aufnahme gefunden*). So recht das schwere Leben einer Familie in der Verbannung! Und bei jedem Schritte werden wir daran gemahnt, mit wie siechem Körper Laski von der Walstätte seiner aufreibenden Arbeit heimkehrte. Allmonatlich trat in heftigeren oder geringeren Anfällen sein Fieber auf; dazu die alten Leiden, die ihn schon in seiner Jugend gequält: wahrlich, ein schwerer Pfahl in seinem Fleische. Aber darüber klagt er nicht. Er hat mit dem großen Apostel gelernt, sich an der Gnade des Herrn genügen zu lassen, und in dieser hohen Schule erfahren, daß Christi Kraft in den Schwachen mächtig ist.

*) Gerdes III, 141. 202.

III.

Johannes a Lasco

als Proteſtant

in ſeinem Vaterlande.

11.

Fortgang der Reformation in Polen.

Wieder daheim! Mannigfaltig und nach Zeit und Volk wechselnd sind die Empfindungen und Stimmungen, die dem Menschengemüt Ton und Farbe leihen; licht und laut zu allen Zeiten gesunden Volkslebens durchschlagend ist die Vaterlandsliebe. Sie ist eines Polen, man ist versucht zu sagen, feurigste Liebe, eine gar treue Trösterin im Leid. Wir haben im Verlaufe unserer Geschichte oftmals Gelegenheit gehabt, zu sehen, von welch rührender Liebe zum Vaterlande auch unser Pole beseelt war. Aus der Heimat ziehen müssen, war ihm das schwerste Opfer, das er seinem Herrn gebracht. Wenn er bei reichgesegneter Wirksamkeit in der Fremde da und dort heimisch geworden zu sein schien: immer wieder bricht ergreifend die heiße Sehnsucht nach seinem Polen durch und sein Auge haftet unverrückt auf dem Lande der Väter. Überall will er nur bleiben, bis ihn sein Vaterland ruft, unter einer Bedingung freilich, daß es ihn ruft als den Knecht Christi, als den treuen Zeugen seines Evangeliums.

Nun endlich war der Ruf erfolgt, und Laski betrat seine Heimat wieder nach achtzehn Jahren der Verbannung. Er kehrte als sechzigjähriger Greis heim, trotzdem nicht arbeitsmüde, von der ganzen Schaffenslust eines jungen Mannes vielmehr beseelt, der eben erst in die Wettbahn eintritt. Es ruht etwas von einer

ewigen Jugend in den ernsten, gefurchten Zügen, in den tiefen, feurigen Augen. Aber der lange Bart, der dem Heimkehrenden auf die Brust fällt, ist schneeweiß, — ein beredter Zeuge, daß die besten Mannesjahre und ihre Kraft in schwerer Arbeit aufgebraucht sind. Und dazu kommt, daß in der langen Zwischenzeit auch Land und Leute daheim einen Wechsel und Wandel durchgemacht, in den sich einzuleben dem alten Manne schwer fallen muß. Es ist ein schmerzliches Verhängnis für Polen und die Ausbreitung des Evangeliums in dem Lande, daß es so lange gezögert, einen seiner besten Söhne heimzurufen, der von Gott zum Reformator des Volkes auserwählt und zugerüstet war: nun hatte das Volk schon einen starken Anlauf genommen, ohne bewährte Führung, und als der tüchtigste Leiter kam, fehlte ihm zunächst die Fühlung mit den gewordenen Zuständen. In der Schlichtung der bereits etwas zerfahrenen Verhältnisse zehrte sich ihm rasch der Rest der Lebenskraft auf, und er mußte von der Walstätte für immer abtreten, ehe er noch seine Streitkräfte geordnet und den ernsten Waffengang wider den machtvoll sich ermannenden römischen Gegner gethan. Ja, ein schmerzliches Verhängnis, dessen unheilvoller Schatten bis zur Stunde über dem armen, schönen Lande steht! — doch wir wollen nicht vorgreifen, vielmehr selbst zunächst es versuchen, Fühlung mit der Entwickelung der Reformation in Polen zu gewinnen von der Zeit an, wo wir mit unserem Freunde das Land verließen.

Wir besinnen uns darauf, daß um die Zeit, wo Laski 1538 aus seinem Vaterland zog, ein neuer Befehl des Königs erlassen war, der den Besuch der Universität Wittenberg streng untersagte und jedes Eindringen der ketzerischen Lehre zu verhindern suchte. Es war wieder einmal, wie so oft schon, ein Aufraffen wider die Ausbreitung der gefürchteten Seuche, aber auch in seinem Erfolge wieder wie alle die früheren Male wirkungslos. Des Königs Gutmütigkeit war nicht geeignet, solchen Erlassen durch strenge Handhabung Nachdruck und Erfolg zu sichern. Er alterte merklich und deshalb, durch die Ränke der Königin noch mehr ermüdet, verlangte der König hauptsächlich nach Ruhe, die ihm freilich erst nach einem Jahrzehnt der Tod brachte (1548). Der

Adel ſah in dieſem und ſo manchem anderen, gleicher Abſicht entſprungenen Geſetze eine Beſchränkung ſeiner Freiheit, die ein Pole jener Tage eiferſüchtig hütete wie eine geliebte Braut. Die Geſetze waren von denen angeregt und ausgegangen, mit denen er um ſeine Gerechtſame unermüdlich kämpfte; immer häufiger glaubte er ſich der Eingriffe der Biſchöfe und von Rom erwehren zu müſſen und that es mit dem verſtärkten Eifer eines Standes, der ſeine Rechte angetaſtet ſieht und als Patriot, der das Schwert wider den Fremdling in Rom zu ziehen bereit iſt. Und auch unter den Biſchöfen herrſchte nicht Einheit der Geſinnung. Die meiſten waren in erſter Linie Polen, dann erſt wollten ſie Diener des Statthalters in Rom ſein; viele gehörten dem höchſten Adel an und teilten mit ihm Standesanſchauung und vaterländiſche Geſinnung. Das kirchliche Bewußtſein war auf eine gewaltig niedrige Stufe geſunken, religiöſe Beweggründe finden wir kaum als ausſchlaggebend in den Beſchlüſſen der Geiſtlichkeit.

1548 ſtarb endlich Sigismund I., lebensmüde, 81 Jahre alt, von denen er mehr als die Hälfte auf dem Throne verlebt. Nachfolger war unbeanſtandet, weil ſchon vor länger als zwanzig Jahren von dem Reichstage zu dieſer Würde erwählt, ſein Sohn Sigismund Auguſt, kaum noch dem Jugendalter entwachſen (geb. 1520), ein König von ſeltener Begabung, aber durch die weibiſche, das Genußleben fördernde Erziehung ſeiner ränkeſüchtigen Mutter Bona, die ihren verderblichen Einfluß eher auf einen der Sinnenluſt hingegebenen Regenten ausüben zu können hoffte, nicht zu einem willensſtarken, thatkräftigen, ernſten und pflichttreuen Charakter ausgebildet. Er hatte ſich, mündig geworden, in überraſchender Weiſe dem Einfluß der Mutter entzogen, die, verdrießlich über ſolche Erfahrung, mit den großen im Lande angeſammelten Schätzen ſich ſchließlich nach Italien zurückzog. Jetzt eben hatte eine innige, tiefgehende Liebe zur edlen, ſchönen Witwe Barbara Gaſtoldt, einer Schweſter des hochangeſehenen Fürſten Radziwil, den jungen König zu mannhafter That beſeelt, daß er bereit war, eher die polniſche Krone dranzugeben, als wortbrüchig zu werden und das im geheimen geknüpfte eheliche Band öffentlich auf den Wunſch des Reichstages zu löſen. Er ſetzte ſeinen Willen durch, aber leider ſchon nach einem halben Jahre

entriß ihm der Tod, was ihm der Reichstag nicht zu entwinden vermochte. Man sagt, daß Gift dem Könige die treueste Lebensgefährtin geraubt; mit ihr, der Vielgeliebten, sank eine starke Stütze dem Gebeugten dahin. Man hat Sigismund August den König des morgenden Tages genannt. Zögernd nur faßte er einen Entschluß und noch zögernderen Schrittes ging er dann an die Ausführung, bei der er gar oft von dem rascheren Verlauf der Dinge überholt wurde. Und doch, wie sehr bedurfte Polen in diesen entscheidungsvollen Jahren thatkräftiger Leitung! So schwankte er auch der Riesenfrage gegenüber, die gebieterisch in jenen Tagen von jedem christlichen Volk und seinem Regenten Antwort heischte, und diese Unentschlossenheit des Königs kostete dem Lande seine Zukunft. Sigismund August kannte genau den morschen Bau der alten Kirche im Lande, das Vertrauen auf ihren gesicherten Fortbestand war ihm tief erschüttert. Er hatte frommen Sinn von den Vätern geerbt und nahm an hundert und tausend Erscheinungen des ganz verweltlichten Klerus schweres Ärgernis. Sein fürstlicher Schwager Radziwil gehörte zu den entschiedensten Häuptern des reformierten Adels, und der König gab viel auf das Wort des tief-ernsten, gläubigen Mannes. Der Beichtvater seiner Mutter, Lismanini, erfreute sich ebenfalls der Gunst des Königs und las diesem die Institutio Calvins während einige Winter zu großer Erbauung vor. Unter den Hofpredigern Sigismunds war Prasnicius ganz dem Evangelium ergeben; mit dem tiefen, sittlichen Ernst eines Elias rügte er die Sünden des Hofes, die Verderbnis des Klerus, und der König entzog sich nicht der Strafrede und verwies dem Prediger nicht das kühne Wort. Alle Welt wartete nur auf die Entscheidung, deren Ausgang niemandem zweifelhaft schien, und doch zauderte der König und ließ den Dingen ihren bedenklichen Lauf. Man wird an Margareta von Valois erinnert; aber das Hinhalten und Zögern ist bei dem Manne ärgerlicher bei dem Könige noch verderbnisvoller, als das schmerzliche Geschick, zu dem die zaudernde Schwester des Königs die evangelische Kirche Frankreichs verurteilte. Polen war in den allein tonangebenden Kreisen nicht mehr katholisch, noch nicht evangelisch; das Land glich seinem König: ein unheilvoller Zustand, wie wenn dem

Wagenlenker die Zügel entfallen ſind, die Roſſe aber, nun ſich ſelbſt überlaſſen, nach den entgegengeſetzten Seiten mit dem Gefährte dahinjagen wollen.

Der Adel hatte ſchon ſeine Entſcheidung getroffen. Weit über die Hälfte, und darunter die älteſten und angeſehenſten Familien, waren in die Bahn der Reformation eingelenkt, mit dem Feuereifer, der rückſichtsloſen Entſchiedenheit, mit der ein Pole ausführt, was ihn ergriffen hat. Seit Jahrzehnten hatte er im Auslande ſtudiert. Die ſchöne Mitgift ſeines Volkes, die große Empfänglichkeit, der rege, aufgeſchloſſene Sinn für die geiſtigen Strömungen des Tages, hatte ihn zu einem begeiſterten Schüler der Humanitätsſtudien auf den berühmteſten Hochſchulen des Wiſſens gemacht; der größte und beſte Teil unter ihnen hatte ſich von dieſer Strömung weiter tragen laſſen an das Ufer der Reformation. Die evangeliſchen Schriften wurden nirgends faſt begieriger und aufmerkſamer geleſen als auf den einſamen Schlöſſern Polens, und wenn die Söhne von ihrer Studienfahrt heimkamen und mit glühenden Worten ſchilderten, was ſie in Wittenberg, in Straßburg und in jüngſter Zeit in immer verſtärkterer Zahl in Zürich und Genf gehört, da flammte wohl auch das Auge der Schweſter in freudiger Zuſtimmung bei dem Vernommenen auf. Das gaſtfreie Schloß wurde bald zum Aſyl des um ſeines Glaubens willen Verfolgten und der polniſche Schloßherr wachte zu eifrig über ſeinem Hausrecht, als daß die römiſche Geiſtlichkeit es gewagt hätte, ihr Opfer in der Umfriedigung der Burg anzutaſten. In der letzten Zeit hatte ſich der Einfluß Calvins auf den polniſchen Adel immer bedeutſamer herausgeſtaltet. Der hohe Geiſt, der aus den Schriften des Franzoſen ſprach, war dem Polen kongenial; etwas Geiſtesverwandtes zog ihn mächtig an. Die Anſchauungen des Genfer Reformators hielten um jene Zeit ihren Siegeszug durch die Lande, die ſich eben erſt dem Evangelium erſchloſſen; mit offenen Armen wurden ſie in den tonangebenden Kreiſen Polens aufgenommen.

Anders war es in den Städten. Da war eine deutſche Bevölkerung angeſiedelt, teils ohne Fühlung mit dem Lande, teilweiſe in Auflehnung wider den Adel, der unwillig auf die ihnen von langer Zeit her gewährten Gerechtſamen blickte. Die Be-

rührung mit dem alten Heimatlande war eine sehr lebhafte; die treubewahrte Muttersprache nährte die Anhänglichkeit, der rege Handel und Wandel fachte täglich von neuem das Feuer an. Die Geistesgestalt Luthers trat auch hier mit anheimelnder Gewalt in die Bürgerstube ein; sein wunderbares Wort, aus der tiefsten Tiefe des deutschen Gemütes kristallklar hervorsprudelnd, wirkte wie köstliche Labe, und die Kaufherren und die zünftigen Meister hielten des deutschen Reformators warme, evangelische Rede fest. Wenn die Bücherhändler von der Frankfurter Messe zurückkamen, da waren bald ihre geheimen Vorräte von Luthers zündenden Flugschriften in Thorn und Posen und Krakau vergriffen, und in den Hinterstuben der hochgiebeligen Bürgerhäuser lauschte die ganze Familie, wenn der Hausvater die Postille und die Flugblätter des kernhaft deutschen Mannes seinem Ingesinde vorlas.

Der mächtigen Bewegung, die den polnischen Adel, den deutschen Bürgerstand in der Tiefe ergriffen, stand die römische Geistlichkeit ohnmächtig gegenüber. Sie gewährt in jenen Tagen einen geradezu kläglichen Anblick in Polen. Die meisten Kirchenfürsten fast nur weltliche Machtherren, in erdrückendem Wohlleben ihre Zeit verbringend, emsig bemüht, die oft großen Lücken, welche polnische Sorglosigkeit und Verschwendung in das gewaltige Einkommen gerissen, wieder auszufüllen, meist jeder geistlichen Sorge los und ledig, aber frank und frei und zügellos oft recht liederlichem Wandel hingegeben. Es waren auch ernster gesinnte, fromme Gestalten unter ihnen; aber diese empfanden teilweise selbst ein Grauen vor der Verderbnis des Standes, und der evangelische Lebensodem hatte sie berührt, nicht zwar mit dem heiligen, tiefen Ernst und in der Stärke, wie einst unseren Freund, daß sie mit solch einem Pharisäertum gebrochen und offen das Kreuz Christi gepredigt und seine Schmach getragen hätten, aber doch wenigstens so weit, daß ihnen die Lust verging, wider die evangelisch Gesinnten in ihrem Kreise die harten, unholden Mittel anzuwenden, die ihre schonungslosen Oberen in Rom gegen die Ketzer ihnen in die Hand gaben. Wo einzelne Bischöfe kampfeslustig die dargebotene Waffe ergreifen wollten und ergriffen haben, da war bei ihnen auch noch in den vierziger und fünfziger Jahren eine so arge

Verkennung des Wesens der Reformation, für die wir in den zwanziger Jahren, wo sie uns zuerst in Polen begegnet, wohl ein mitleidiges Lächeln hatten, die uns aber nach weiteren Jahrzehnten an den alten, heidnischen Spruch gemahnt, daß die Gottheit blind macht, wen sie verderben will. Kaum konnte die Waffenführung ungeschickter sein. Hier mit einemmale ein Aufgebot aller Kraft, um wider den Kühnen die Schärfe des Gesetzes geltend zu machen, und wenn dann der Angeklagte erscheint und mit ihm die Schar der Glaubensgenossen, dann verrammeln wohl die in Schrecken gejagten und für ihr behagliches Leben bangen Richter im bischöflichen Schlosse alle Thüren und der Angeklagte kann nicht vor seinen Klägern erscheinen. Um die erlittene Scharte wieder auszugleichen, wird dort das arme Mädchen ergriffen und ihm in widerlicher Eile der Prozeß gemacht, als habe es die Hostie an Juden verkauft und hätten diese den vermeintlichen Leib des Herrn mit Nadeln zerstochen, dem dann reichliches Blut entströmt sei. Und der päpstliche Legat Aloysius Lipomani schrickt nicht davor zurück, den ganzen Prozeß zu leiten und selbst auf betrügerische Weise des Königs Unterschrift zu erlangen und die Juden und das arme unschuldige Mädchen dem Scheiterhaufen zu übergeben*).

Von Tag zu Tag stieg die Verwirrung, und die schweren Folgen einer führerlosen Bewegung traten immer bedenklicher in beiden Lagern zutage. Man kann sich eines tiefen Schmerzes nicht erwehren bei dem Gedanken, daß der Mann, der von Gott zur Führung auserwählt schien, fern von Polen gehalten wurde und sein ernstes Heimverlangen am Throne kein Gehör fand. Die ganze Persönlichkeit Laskis und ihre besondere hohe und nun schon so bewährte Begabung war wie geschaffen, die sinkenden Zügel zu ergreifen und in starker, erprobter Hand zum Heil des Landes festzuhalten. Er selbst Pole, Sprosse der angesehensten Familie des Landes, mit seinen Brüdern seit des Oheims Zeit am Königshofe gekannt und gerne gesehen, mit Radziwil weitläufig verwandt, jetzt durch die gemeinsame religiöse Überzeugung innig befreundet, er selbst mit der römischen Kirche des Landes

*) Lubienitzki, S. 78.

wohl vertraut und durch sein Vorbild den schwankenden Gemütern unter seinen früheren Amtsgenossen eine kräftige Stütze, den gleichen, jetzt so gefahrloseren, an Opfern geringeren Schritt zu thun; er selbst durch seine Wirksamkeit mit deutschem Wesen vertraut und durch die Innigkeit und Tiefe seines Gemütslebens ihm wahlverwandt, daß er den Bürgersleuten in den Städten verständnisvoll die Hand hätte bieten können, dazu von dem glühenden Wunsche beseelt, für dessen Verwirklichung er seine ganze Lebenskraft freudig einsetzte, an der Vereinigung der evangelischen Kirche zu arbeiten, um mit ungebrochener, vereinter Kraft an der Herstellung einer auf Gottes Wort reformierten Christenheit zu arbeiten — aber der König schwieg zu allen Vorstellungen des Adels, den tüchtigsten Sohn des Vaterlandes zurückzurufen. Er ließ sich am päpstlichen Gängelbande einer zu berufenden allgemeinen Kirchenversammlung führen, zögerte, zauderte, und verhängnisvoll ging in diesem Zögern unwiederbringlich ein Jahr nach dem anderen dahin.

Die Bewegung stand nicht still, während der König schwankte. Statt des tüchtigsten Führers warfen sich zahllose, unberufene, zum Teil auch unlautere Persönlichkeiten auf, die fallenden Zügel an sich zu reißen, während in dem anderen Heerlager die Persönlichkeit sich erhob und an die Spitze stellte, von der auch katholische Schriftsteller bekennen, daß sie die römische Kirche vom drohenden Untergange in Polen gerettet*), — wir zielen auf Stanislaus Hosius. Wir schreiben hier keine polnische Reformationsgeschichte und gehen deshalb schweigend an den vielen fesselnden Einzelheiten der evangelischen Bewegung im Lande, so schwer es uns fällt, vorüber; einzelne Punkte jedoch, soweit sie zum Verständnis der späteren Wirksamkeit unseres Freundes nötig sind, müssen wir, wenn auch nur in flüchtigen Strichen, erwähnen.

Polen war seit langer Zeit gastfreundliche Herberge für Leute aus aller Herren Länder. Jede Burg gestaltete sich zu einem Asyl, dessen Umfang nur der Schloßherr selbst zu bestimmen hatte; selbst der König durfte es nicht wagen, die ängstlich gehütete Freiheit und Machtvollkommenheit des Adels auch auf diesem

*) Eichhorn I, 57.

Punkte anzutaſten. Heute waren es „fahrende Leute" der Humanitätsſtudien, die die Länder durchzogen und gerne und reichlich gewährtes Gaſtrecht empfingen, morgen um ihres Glaubens willen verfolgte Heimatloſe, die nicht vergeblich an die Schloßpforte des Glaubensgenoſſen pochten. Selbſt am Königshofe fanden einzelne Duldung. Namentlich von Italien kam eine nicht geringe Zahl, denen es daheim unſicher geworden war. Die Königin Bona war ſelbſt Italienerin. Ihren Beichtvater Lismanini haben wir ſchon geſehen, wie er dem Könige Calvins Hauptwerk vorlieſt und dem aufmerkſam Zuhörenden erklärt und für ſeinen Inhalt erwärmt. Der römiſche Prieſter hatte ſeiner evangeliſchen Geſinnung kaum mehr ein Hehl; offen lagen bei ihm zu faſt jedermanns Gebrauch die Reformationsſchriften des Auslandes, deren Einfuhr ſo ſtreng unterſagt war. Dieſer Provinzial des Franziskanerordens war Haupt einer ganz evangeliſch geſinnten Vereinigung in Krakau, an der hervorragende Gelehrte und Geiſtliche teilnahmen und bei deren Zuſammenkünften man die evangeliſchen Schriften las und in günſtigem Sinne beſprach. Es war eine faſt offene Geſellſchaft und hielt nicht ſchwer, Aufnahme in ihr zu finden, ſobald man ſich nur über die Geſinnung der Eintretenden vergewiſſert hatte. Auch angeſehene Fremde hatten leichten Zugang, und gerne lauſchte man ihren Anſichten. Eine oft bunte Tafelrunde traf ſich da. Hier ſaß der aufgeklärte, ganz evangeliſch geſinnte Johann Uchanski, damals noch Krakauer Kanonikus, bald ſchon Erzbiſchof von Gneſen, und hörte dem Leibarzt der Königin, dem altadeligen Italiener Blandrata, zu, wie er noch ſchüchtern zwar ſeine Bedenken über die Lehre von der Dreieinigkeit äußerte*), damals kaum noch unterſtützt von ſeinem Landsmanne Stancarus, den der Biſchof von Krakau zum Profeſſor der hebräiſchen Sprache berufen, obgleich ihm bekannt war, daß er um ſeiner evangeliſchen Anſchauungen willen ſein Heimatland hatte verlaſſen müſſen; dort wieder ſehen wir die eifrigen und begabten Schüler des Erasmus, den ſpäteren Biſchof von Krakau, Andreas Zebrzydowski und Bernhard

*) Bei Lubieniezki (S. 19) wird uns ein ſolches Geſpräch, das ein Belgier auf das Tapet brachte, mitgeteilt.

Wojewodka, den gelehrten Krakauer Buchhändler, der auch die bedenklichsten Bücher den nun freilich etwas triefäugigen Spüraugen der Zensur zu entziehen wußte, mit dem Schüler Melanchthons, dem Andreas Frisius Modrzewski, den wir als jenen Briefschreiber vermutet, der uns bereits 1536 über die beabsichtigte Auswanderung Laskis Kunde gegeben*), in eifrigem Gespräche, an dem zuerst schweigend Lelio Sozini teilnimmt, um dann im weiteren Fortgange Äußerungen fallen zu lassen, die wie eine Fortsetzung der Reden seines Landsmannes Blandrata lauteten**).

Es war ein sehr bedenkliches Element, was sich in diesen Italienern und mit den Jahren in immer stärkeren Verhältnissen sowohl der Zahl als der Lehre nach dem noch unfertigen, im Flusse befindlichen evangelischen Leben in Polen beimischte, um so bedenklicher, weil, was in dem italienischen Wesen diesem Element Nahrung gegeben, auch dem polnischen Wesen nicht fremd war. Gerade die gefährliche Nähe von Rom hatte den Blick des Italieners für den tiefen Verfall der Kirche geschärft; es war einem nüchternen Verstand leichte Mühe, die Irrtümer der Lehre, den daraus entspringenden Verderb im Leben und Wandel der Geistlichkeit aufzudecken, und gerne ging der geweckte Sinn weiter zur Reformation. Aber leichtlebig, wie sie denn doch sind, diese verwöhnten Kinder des sonnigen Südens, waren sie unlustig, den ernsten Weg einzuschlagen, der allein zu einer Reformation im Geist und in der Wahrheit führt. Jesum als den Christ, der als einiger Hoherpriester sein Leben als Lösegeld für unsere Sünde dahingegeben, erkennt nur völlig, wer vor der unheimlichen „Höllenfahrt ins eigene Herz" nicht zurückschrickt und an der dunklen Stätte erkannter eigener Sündenschuld den geheimnisvollen Kampf kämpft, aus dem siegend hervorgehend der Kämpfer erfährt, daß er in der geheimnisvollen Gestalt mit Gott selber gerungen. Den

*) Vgl. S. 168 und auch Krasinski I, 199.

**) Sozini hielt sich 1551 das erste Mal in Polen, wenn auch nur flüchtig auf, trat aber doch schon damals mit den Männern dieser Tafelrunde in geistigen Verkehr, in jener Zeit noch von Männern wie Calvin und Melanchthon empfohlen. (Vgl. Trechsel II, 156.)

Kampf haben die Paulus, die Auguſtin, die Luther gekämpft und mit ihnen die Heldenſchar, die ihrer Führung gefolgt. Das Gotteszeichen dieſes Kampfes verleiht der deutſchen, evangeliſchen Kirche ihr heiliges Gepräge: ſie hat Chriſtum als den Sohn Gottes erkannt, weil ſie ihn als den einigen Heiland in der Tiefe ihrer Seele erfahren. Aber kurz vor dieſer ſchmerzensreichen Straße bog ein Teil der Italiener, die ſich der Reformation zugewandt, zumal die ſogen. venetianiſche Schule, ab. Ihnen war der Gang zu düſter, zu unbehaglich; bildlich geredet: ſie überſchlugen das dritte und fünfte und ſiebente und achte Kapitel des Römerbriefes und nahmen als Ausgangspunkt ihrer Spekulation die Stelle, an der Paulus ſeinem beherzten Schritte Halt geboten und wo er anbetend ſtille ſteht, weil er das gottſelige Geheimnis nicht mit ſeinem Verſtande enträtſeln kann. Die heilige Lehre des göttlichen Weſens, von dem und durch den und zu dem alle Dinge ſind, wurde dieſen Männern Zentrum ihrer Betrachtung; vor ihrem Verſtande ſollte ſich rechtfertigen, was ſie nicht gewillt geweſen waren zuvor in ihrem Gemüte zu erleben, zu erfahren. So verhüllte ſich vor ihrem nüchternen Blick das allerheiligſte Geheimnis des dreieinigen Gottes, und ſie gaben das Kleinod dahin, das ihr Verſtand nicht feſthalten konnte. Mit einer gewiſſen friedeloſen Unruhe zogen ſie dann unſtät durch die Schweiz, durch Deutſchland, oft bitter und ungerecht verfolgt, weil eine unholde Zeit keine Schonung für ſolche Irrlehrer kannte und die Reformatoren die drohende Gefahr ſahen, die dieſe Anſchauung im Gefolge hat. So kamen ſie auch nach Polen und mitten hinein in die ungefeſtigten Zuſtände, in die führerloſe Bewegung. Der von ihnen angeregte Zweifel feſſelte; die ſcharfe Kritik frappierte und lockte den ausgebildeten Verſtand weiter.

Auch der Pole iſt leichtlebig; ſtatt mit ſeiner Forſchung in die Tiefe zu dringen, läßt er ſich lieber zu neuen, blendenden Anſchauungen locken, die er raſch an ſich reißt. Der Pole hatte einen klar aufgeſchloſſenen Blick für die Sünden und den tiefen Verfall ſeiner Zeit. Statt aber dieſen Blick in das eigene Innere zu richten und da „durch das Geſetz dem Geſetz zu ſterben“ und auf dieſen Wegen „zum Leben in Chriſto“ zu gelangen,

macht er sich lieber, oft in bitterer Ironie, oft in wehethuender, ätzender Laune lustig über die Gebrechen der Zeit, die er mitleidlos an den Schandpfahl der Verachtung nagelte. Ein sehr bezeichnendes Beispiel für diese Liebhaberei ist die 1548 im Palatinat von Lublin von dem Edelmann Pszonka gestiftete „Altweiber-Republik", die die Schäden der Zeit karrikierend im letzten Grunde das Kirchen- und Staatswesen dem Gespötte preisgab*): ein Fastnachtsscherz an der Schwelle der heiligen Passion, aber mit solchen Scherzen betritt kein Volk den gesegneten Gang der Reformation.

Diese für Polen so verhängnisvoll gewordenen italienischen Flüchtlinge und Gastfreunde hatten es entweder schlau verstanden, in Zürich, Genf, Straßburg und Wittenberg ihre antitrinitarischen Anschauungen zu verhüllen, oder aber wurden sie selbst sich derselben erst in Polen, fern von jedem Drucke und Verfolgung und in der Treibhauswärme bewundernder Verehrung, die ihnen hier ward, klar bewußt: kurz, die befremdliche Thatsache steht fest, daß sie mit Empfehlung der Männer versehen ankamen, die man in den evangelischen Kreisen für die Häupter der Reformation hielt. Einmal aufgenommen wußten die fein gebildeten Männer sich bei dem hohen Adel, der, theologisch ungeschult, die Tragweite ihrer Aufstellungen nicht zu fassen vermochte, festzusetzen, und die immer schärfer und entschiedener eintreffenden Warnungen von draußen verhallten meist wirkungslos. Wäre es doch über solchen Auseinandersetzungen beinahe zum Bruch zwischen Calvin und dem tief-frommen Fürsten Radziwill gekommen!

So bildeten sich unter dem Adel verschiedene Feuerherde der reformatorischen Bewegung, die einen ganz in dem Sinne dieser italienischen Flüchtlinge, die anderen eng sich anschließend an Calvin, dessen Werke überall gefunden wurden und der im allerregsten Briefwechsel mit diesen fesselnden, hochgebildeten und dabei so innig frommen Männern stand. Mit der herzlichsten Teilnahme, mit fast väterlicher Fürsorge verfolgte der Reformator in Genf den Fortgang der evangelischen Bewegung in Polen. In eifrigem Briefverkehr steht er mit den Häuptern, und was er ihnen aner-

*) Vgl. Lelewel, S. 117.

kennend, aufmunternd, dann auch wieder ernſt-mahnend, ſtreng, faſt unerbittlich rügend ſchreibt, gehört mit zu dem Schönſten, was aus ſeiner Feder gefloſſen. Hier naht er ehrfurchtsvoll und doch ſo ganz ohne Menſchenfurcht oder Unterwürfigkeit dem König und zeigt ihm bald nach ſeiner Thronbeſteigung in der Widmungsſchrift ſeines Hebräer-Briefes, wie es ſeine Königspflicht ſei, dem Land das Evangelium zu geben. In dieſem Sendſchreiben ſchon erinnert er Sigismund an ſein Landeskind a Lasco, der anderen Völkern in Segen das Evangelium verkündet*). Dann wieder ſchreibt er ſo herzlich und auch wieder ſo ernſt an Radziwill, an den edlen Tarnowski, der größten Polen einen und doch einem Manne wie Calvin nicht ernſt, nicht beſtimmt genug, das einige Heil in Chriſto zu ergreifen. — Wie gerne hätten dieſe Polen Calvin ſelbſt die Zügel der Leitung in die Hand gegeben, und er ſelbſt auch hätte ſie mit Freuden genommen, wenn es ihm nur irgend möglich geweſen wäre, ſein Genf für längere Zeit zu verlaſſen!

Da nahte ein anderes Element der Hilfe dem um ſeine Reformation im dunklen Drange ringenden Polen und bot heilſames, ſegenſpendendes Gegengewicht gegen die bedenkliche Ausſaat der Italiener, die von der Reformation und dem Mittelpunkt der evangeliſchen Heilswahrheit nur abführen konnte. Es waren traurige Scharen von bleichen, abgezehrten Flüchtlingen, die ſeit dem Frühjahre 1548 in langen, armſeligen Wagenzügen von Böhmen her durch Schleſien nach dem fernen Preußen gezogen kamen und ihren Weg durch Groß-Polen nahmen. Söhne der alten Huſſiten, in langer Leidensſchule ausgereift und in ihrem Glaubensleben gefeſtigt in einer Weiſe, die uns an unſere lieben Flücht-

*) Vgl. Calvin XIII, 281. Bedeutſamer noch iſt das andere Schreiben an Sigismund Auguſt (Calvin XV, 329), das freundliche Aufnahme bei dem König gefunden. Ein drittes Schreiben dann noch (Calvin XV, 892) mit der majeſtätiſch klingenden Mahnung: „So fordere ich denn, als der, welchen der höchſte König zum Herold ſeines Evangeliums und zum Prediger ſeiner Kirche ernannt hat, in ſeinem Namen Euere Majeſtät auf, die Sorge um den reinen Gottesdienſt in Ihrem Reiche jeder anderen vorzuziehen.“ (Vgl. auch Stähelin II, 31.)

lingsgemeinde in London und Dänemark, in Norddeutschland und Frankfurt erinnert. Viel hatten sie seit Ziskas und des Procopius Zeiten von sich abgethan, in bitterer Not waren sie geläutert; an der Ostgrenze der Heimat hatte ihnen endlich der andersgläubige Sieger ein Plätzchen der Duldung angewiesen, wo sie in dem Worte Gottes, in den großen Erinnerungen an die einst so blutig-rote, nun aber mild-verklärte Vergangenheit einfach, in strenger, selbstgeübter Zucht, friedfertig und still dahinlebten. Sie zählten damals an 400 Gemeindlein; flüchtige Waldenser waren zu ihnen gekommen und hatten sie gelehrt, sich völlig auch in der Ordination ihrer Geistlichen von der römischen Kirche loszulösen. Sie nannten sich gerne Brüder, und als „böhmische Brüder" hat die Kirchengeschichte sie in ihre Rollen eingetragen, die bibelfesten, so innig frommen und sittlich-strengen Leute. Als die Kunde von Luthers kühnem Auftreten auch zu ihnen nach Böhmen und Mähren drang, da dünkte es ihnen, als ob ihres Hus letzte Weissagung in Erfüllung gegangen, und ihr würdiger Brüdersenior, der hochbedeutende Lukas, schickte Botschaft nach Wittenberg, dem Reformator den Brudergruß zu bieten und ihm ihren Katechismus zu überreichen (1522)*). Luther nahm an ein paar Punkten ihrer Abendmahlslehre Bedenken; erst länger wie ein Jahrzehnt später und in der Stimmung, die in der Wittenberger Konkordie ihren Ausdruck gefunden, drückte er seine Befriedigung aus. Die einsamen Brüder blieben von der schönen Sehnsucht beseelt, draußen im Heimatland der Reformation Genossen evangelischen Glaubens und Lebens zu finden und mit ihnen in Beziehung zu treten, und so finden wir ihre Boten, von dem neuen Senior Augusta ausgesandt, 1540 auf dem Wege nach Straßburg, woselbst sie Bucer und Calvin begrüßten, die ihnen alsbald herzlich die Bruderhand boten; zumal Calvin rühmt die Reinheit ihrer Lehre und begleitet mit seinem ungeteilten Beifall ihre Kirchenzucht**).

Aber der Brüder ruhige Tage neigten sich zu Ende. König Ferdinand von Böhmen hatte nicht Luft, sie ferner im Lande

*) Vgl. Czerwenka II, 165.
**) Ebd., S. 242.

zu dulden. Auf hinterlistige Weise bemächtigten sich seine Häscher des ehrwürdigen Seniors Augusta und eines ihrer frommen Prediger, Bileck; unter vielen Martern und furchtbaren Entbehrungen haben die beiden Glaubenshelden, ersterer 16 Jahre, letzterer 13 Jahre, in schwerer, dunkler Kerkerhaft geschmachtet*). Der brutalen Gewaltthat an den beiden Häuptern folgte rasch die Ausweisung aller Brüder. Über die rauhen Berge, durch Wälder und Hohlwege ging der Zug dieser Vertriebenen, traurig wohl anzusehen in ihrem schweren Mißgeschick und doch auch herzerhebend, denn es waren Männer, Weiber und Kinder, die hoch über alle irdische Wohlfahrt das Kleinod ihres Glaubens stellten und lieber Flüchtlinge auf Erden sein wollten, als ihren Herrn verlassen. Ein Teil schlug die Straße über Posen ein. Sie zogen durch stammverwandtes Land. Hie und da konnten sie noch die Fußspuren ihrer verfolgten Väter erkennen, die seit mehr als einem Jahrhundert die gleiche Straße der Verbannung gezogen waren, und es fiel ihnen nicht schwer, alte Fäden der Verbindung frisch zu knüpfen. Man hielt sie zumal in Posen und seiner Umgebung fest. Kastellan von Posen und Kapitän von Groß-Polen war Andreas Gorka, der Reformation von Herzen zugethan, ein ernster, tief-frommer Pole, der alsbald auf seinen reichen Gütern — was kümmerte den mächtigen Magnaten die Einsprache des Bischofs von Polen, Isbinsky, selbst dann noch, als dieser sich vom Könige ein Edikt ausgewirkt, das ihre Nichtduldung aussprach? — die fleißigen, strengen, frommen Leute ansiedelte. Seinem Beispiele folgte der beste Teil des Adels, allen voraus das edle, hochangesehene Geschlecht der Ostrorog. Sie erkannten in diesen um ihres Glaubens willen Verfolgten, was zu sehen ihnen in ihrem ernsten Ringen um eine Reformation von höchster Bedeutung war: festgeschlossene, fromme, bibelfeste Gemeinden, in so strenger, an die apostolische Zeit gemahnender Zucht gehalten, daß auch das abenteuerliche Leben von Ort zu Ort sie nicht zu lockern vermochte, Gemeinden, die ihres Glaubens freudig gewiß waren, daß sie jede Schmach und Verfolgung duldeten, unter der Führung von

*) Gindely I, 320 f.

Männern wie Mach von Sion und noch hervorragender Georg Israel, deren ganzes Auftreten nachhaltig auf die ganze Umgebung wirkte.

Diese stammverwandten „böhmischen Brüder" bildeten in den Gegenden, in denen sie festgehalten wurden, bald den Mittelpunkt der evangelischen Bewegung. Sie besaßen bereits in fester Ordnung, wonach die Bewegung im Lande, noch immer führerlos, hinarbeitete. Für die Reinheit ihrer Lehre konnten sie sich gleichermaßen auf das Zeugnis von Luther und Calvin berufen, und die dem einen oder dem anderen Reformator in ihrer Richtung vorzugsweise gefolgt, hier die deutschen Städter, da der polnische Adel, fanden in diesen Brüdern einen lang ersehnten Einigungspunkt. Es wurde nicht gesäumt, in Versammlungen solch' eine Einigung der verschiedenen evangelischen Richtungen anzubahnen. Im August 1555 tagten die polnischen Dissidenten in Kozminek, einer Besitzung Ostrorogs in der Nähe von Kalisch: es war eine stattliche Versammlung. Von Klein-Polen war eine Reihe hervorragender Edelleute gekommen. Der Herzog Albert von Preußen hatte Abgeordnete gesandt, unter ihnen auch seinen Hofprediger Funck*); die böhmischen Brüder hatten ihre bedeutendsten Männer gesandt. Sie hielten strenge, wir müssen sagen zähe an ihrem Bekenntnis, auf dem die Weihe siegreich bestandener Verfolgung ruhte, und so gelang es ihnen beherrschenden Einfluß auf die kleinpolnischen Gemeinden, deren Zahl schon vierzig war, zu gewinnen. Zurückgekehrt fühlten diese Evangelischen aus Klein-Polen den Druck und zwar unbequem. Man hatte sich verpflichtet, das Bekenntnis der böhmischen Brüder anzunehmen, ihre Liturgie einzuführen und ohne ihre Zustimmung nichts vorzunehmen. So große Zugeständnisse konnten gemacht werden, weil unter ihren Abgeordneten niemand war, an Bedeutung Männern wie Israel, Czerny und anderen Vertretern der Brüder gewachsen.

*) Hase (S. 234) verlegt irrtümlicherweise die Synode nach Warschau. Ein wohl ziemlich genaues Personenverzeichnis der Anwesenden giebt Wengierski, S. 76. Die Synode dauerte vom 24. August bis 2. September. Calvin befürwortete warm die auf der Synode zustande gekommene Vereinigung (Calvin XV, 902).

Hand in Hand mit diesen bedeutenden Fortschritten auf kirchlichem Gebiete gingen die Bestrebungen des evangelisch gesinnten Adels, staatlich volle Berechtigung ihrer Überzeugung zu gewinnen. Hatte sich der König bis dahin schwankend gezeigt, aber doch auch schon unlustig, den raschen Fortgang zu hindern, so durften die Häupter der Bewegung, den edelsten Familien des Landes angehörig, hoffen, im Reichstag die Oberhand zu gewinnen und dann den zögernden König durch die Gewalt der Verhältnisse zum entscheidungsvollen Schritt zu drängen. Schon auf den letzten Landtagen war die Sprache wider die römische Kirche und ihre Vertreter, die haltlosen, ohnmächtigen Bischöfe, eine herausfordende, feindselige. 1552 blieb unbeanstandet während der Messe in der Kirche, die dem Reichstage voranging, Raphael Leszczynski mit bedecktem Haupte in unmittelbarer Nähe des Königs. Der Reichstag selbst beschloß, daß wohl der Kirche die Entscheidung bleibe, ob eine Lehre rechtgläubig oder ketzerisch sei; keine weltliche Strafe aber dürfe mehr die treffen, deren Lehre die Kirche verurteilt habe*). Ein mächtiger Fortschritt, der offenen Verkündigung der Gewissensfreiheit nicht ferne. Noch behielt die Meinung die Oberhand, zumal unter den evangelisch-gesinnten Bischöfen des Landes, als ob ein Bruch mit der römischen Kirche vermieden und eine Reformation auf friedlichem Wege in ihrer Mitte vollzogen werden könne. Man erhoffte eine solche von dem Tridentiner Konzil und wählte Abgeordnete dafür. Die Wahl der Persönlichkeiten ist bezeichnend. Welch' eine Stellung doch hätte ein Uchanski, ein Drohojofski, zwei Bischöfe mit ganz evangelischen Anschauungen und in ihrer Begleitung als Schriftführer Andreas Frisius Modrzewski**), unter diesen italienischen Prälaten eingenommen? Aber das Konzil war wieder einmal und für längere Zeit vertagt.

*) Krasinski I, 188.

**) Wie viel Unreifes, Unpraktisches in diesen Zeiten zutage gefördert wurde, beweisen die sehr fesselnden und bezeichnenden Vorschläge über eine kirchliche Reform Polens, die Modrzewski schriftlich dem Könige eingehändigt und die Krasinski (I, 219f.) in genügender Ausführlichkeit im Auszuge mitteilt.

Die Forderungen steigerten sich von Jahr zu Jahr. Einzelne Landtage forderten von dem 1555 zusammentretenden Reichstag, daß er den Evangelischen offen rechtsgültige Vertretung gewähre. Der Reichstag, so war das Verlangen, solle zu einer entscheidenden Religionsverhandlung sich gestalten, zu der auch auswärtige Gäste hinzuzuziehen seien. Die Wahl der Gäste läßt auf den von den Antragstellern in Aussicht genommenen Erfolg schließen. Es werden als solche genannt Calvin, Melanchthon, Beza und in erster Linie der Landsmann a Lasco. Der Vorsitz wurde dem Könige eingeräumt, ihm zur Seite eine Reihe von ihm gewählter frommer, christlicher Adeliger, die über den Wettkampf zwischen berufenen Vertretern der Evangelischen und der Katholiken zu entscheiden hätten, und zwar war beiden Parteien für ihre Behauptungen nur gestattet, sich auf die heilige Schrift zu berufen. Das Ergebnis der Verhandlung solle dann in einem Glaubensbekenntnis, das für die Kirche Polens fortan bestimmend bleibe, niedergelegt werden*). Wäre dieses Konzil zusammengetreten, so würde — das war auch den Katholiken klar — der Ausgang zu ihren Ungunsten ausgefallen sein. Noch gelang es ihnen, wenigstens die Angelegenheit zu vertagen; für wie groß sie die Gefahr um jene Zeit hielten, bezeugen die Schreiben, die sowohl von der 1555 zu Petrikau tagenden Provinzialsynode als auch von dem Bischof Hosius an den Papst gerichtet wurden**). Es ist die Rede darin von einer ungeheuren Gefahr (ingens periculum), in der die römische Kirche schwebe. Der eifrige Bischof von Ermland, an dessen kraftvoller, Rom völlig und rücksichtslos ergebenen Persönlichkeit — wir werden es sehen — die zu Boden gesunkene Kirche in Polen sich wieder aufraffte, beschwor den Papst, unverzüglich (quavis cunctatione semota) einen Nuntius zu senden, „um das Schwache zu stärken, das Kranke zu heilen, das Zerbrochene zu verbinden und das Verirrte auf den rechten Weg zurückzuführen". Ja, es war unendlich viel im Sinne der römischen Kirche schwach und krank, zerbrochen und verirrt; wir möchten nicht leicht anderwärts einen so heruntergekommenen Zu-

*) Wengierski, S. 77.

**) Abgedruckt bei Theiner II, 577. 579.

ſtand der päpſtlichen Kirche in den Tagen der Reformation wiederfinden.

Man ſcheint in Rom die Gefahr unterſchätzt zu haben, denn man zögerte mit der Abſendung eines päpſtlichen Nuntius. Die ſchwierigen Verhältniſſe im Vatikan können aber auch der Grund der Verzögerung ſein. Früher bereits iſt auf die Spannung zwiſchen dem Papſt und dem Kaiſer hingewieſen worden, die ſelbſtverſtändlich die Aufmerkſamkeit des römiſchen Stuhles von Polen etwas ablenkte. Als Julius III. dann 1550 zur Freude Karls V. aus der Wahlurne hervorging, hatte die Kirche einen Papſt, dem „das harmloſe, vergnügliche Leben auf ſeiner prachtvollen Villa draußen vor der Porta del Popolo völlig genügte". Hier vergaß er über den Plänen und Entwürfen ſeines Baumeiſters die übrige Welt. Ohne daß der zufriedene Papſt es merkte, hatte ſich unter ſeinen Kardinälen eine ſtrengere Partei herangebildet, der das ſinkende Anſehen der Kirche zu Herzen ging. Aus ihrer Mitte ging 1555 der neue Papſt hervor. Er wählte ſich den Namen jenes Marcellus, der als Biſchof von Ancyra einſt in Nicäa Wortführer des ſiegenden Dogmas geweſen. Seine Wahl fand auch in Polen bei Männern wie Hoſius warme Anerkennung*). „Aber ihn wollte das Schickſal der Erde nur zeigen."**) Seine Zeitgenoſſen und Lobredner meinten, die Welt ſei ſeiner nicht wert geweſen; denn ſchon am 22. Tage ſeines Pontifikats wurde er dieſer Erde entrückt. An ſeine Stelle kam jener 80jährige Caraffa als Paul IV., den Ranke mit den Meiſterſtrichen zeichnet: „Seine tiefliegenden Augen hatten noch all das Feuer der Jugend, er war ſehr groß und mager, raſch ging er einher, er ſchien lauter Nerv zu ſein."***) Ein Greis ſchon, glühte er doch mit dem finſteren Ernſte eines Mönches für die Zurückeroberung der entſchwundenen Macht der römiſchen

*) Hoſius (bei Theiner II, 579): „Recreati fueramus, cum accepissemus in locum demortui Marcellum suffectum fuisse, de quo fuit admirabilis quaedam hominum expectatio, quod cum constans esset fama, sic in eo pietatem cum sana doctrina certare, neutra ut altere cedere velle videretur."

**) I Haſe, S. 471.

***) II Ranke I, 283.

Kirche über die Gewissen der christlichen Völker und auch über die Kronen ihrer Herrscher.

Nun brauchten die Katholiken in Polen nicht mehr lange auf den päpstlichen Nuntius mit seinen weitgehenden Vollmachten zu warten. Der gewandte und schlaue Aloysius Lippomani, Bischof von Verona, der Polen bereits kannte, erhielt den Auftrag, unverzüglich, nachdem er eine ihm gewordene Botschaft an den deutschen Kaiser ausgerichtet, sich an den Hof des Königs Sigismund August zu verfügen. Man spürte, daß eine nervige Hand in Rom den Zügel der Kirchenleitung ergriffen hatte, es ging wie ein elektrischer Strom die ganze Linie entlang, und auch in Krakau zuckte der Funke auf. Welches aber der Erfolg sein werde, das war noch ganz ungewiß. Polen schien für den Papst verloren. Ein Zeitgenosse sagt, daß 1555 die Lage der römischen Kirche dortzulande eine so klägliche gewesen, daß im Senat außer den Bischöfen kaum einer auf ihrer Seite gestanden. Aber eine große Gefahr drohte der evangelischen Bewegung, daß sich noch immer kein hervorragender Führer gefunden, der die zerstreuten Scharen gesammelt, unklare Bestrebungen gelichtet, bedenkliche Ansätze ausgeschieden hätte. Der Adel war sich dieser Gefahr bewußt; immer entschiedener, immer drängender wies man auf die Gestalt hin, die Gott selbst zum Führer erzogen, auf den Glaubens- und auch Standesgenossen, der in der Fremde so hervorragend sich bewährt und — das wußte man in Polen — nur auf den Ruf des Königs wartete, um heimzukehren und sich an die Spitze der Bewegung in seinem geliebten Vaterlande zu stellen: es ist unser Freund.

Wir haben schon wiederholt im Laufe der Erzählung gesehen, mit wie gespannter Teilnahme Laski dem Gang der Ereignisse in seiner Heimat folgte, sehnsuchtsvoll wie auf der Warte, ob seiner Hoffnung Erfüllung sich nahe. Frisch angefacht wurde die Hoffnung bei der Thronbesteigung des Königs. Als er damals die Reise nach Ostpreußen machte und auch in Danzig weilte, wurden die alten Fäden der Verbindung von neuem geknüpft. Aber der König war unzugänglich auf diesem Punkte. Er schätzte wohl die hohe Gabe nun auch dieses Sprossen der um das Vaterland und die Krone so vielbewährten Familie und hätte ihn gewiß gern

verwandt, wenn unſer Freund nicht immer nur von der einen Verwendung hätte wiſſen wollen. Es konnte dem König nicht gleichgültig ſein, von dem Herzog von Preußen, von dem Könige von England dieſen Polen in beſonderen Sendſchreiben rühmen zu hören, und das Vaterland verwies ihm die Rückkehr und hatte keine Stätte der Wirkſamkeit für ihn. Zu dem günſtigen Urteil aus der Fremde kam das laute Lob daheim, das bis zu dem Könige drang, zumal wenn er bei ſeinem Schwager, dem mächtigſten Magnaten des Reiches, in Wilna weilte. Wäre es noch geweſen, weil er der von a Lasco vertretenen evangeliſchen Geſinnung feindſelig gegenüber geſtanden; aber des Königs geheime Neigung war ihr zugewandt, es fehlte ihm nur der ſittliche Ernſt, den allein wahrhaftige Wiedergeburt leiht, den entſcheidungsvollen Schritt zu thun. Sigismund zögerte, haltlos hin- und herſchwankend. Die Verhältniſſe hatten ſich derart zugeſpitzt, daß dem König die Erlaubnis zur Rückkehr gerade dieſes Mannes gleich erſchien mit der verhängnisvollen Entſcheidung für ihn und das ganze Land. Und er wagte nicht den bereits erhobenen Würfel fallen zu laſſen.

Bereits 1552 wird laut der Wunſch geäußert, a Lasco möge an den Sitzungen des Reichstages teilnehmen. Dieſelben verſprachen, für die Reformation wichtig zu werden, und wurden es auch durch den tief eingreifenden Beſchluß, daß die weltliche Macht nicht mehr ihre Hand bieten ſolle, die von den Biſchöfen der Irrlehre Angeklagten zu beſtrafen. Es ſcheinen mit dem Könige Verhandlungen, wenn auch erfolgloſe, über Laskis Teilnahme am Reichstage ſtattgefunden zu haben. Einen Ausweg, doch zu dem gewünſchten Ziele zu gelangen, ſchlug man ein, durch den Erzbiſchof von Canterbury auf den Herzog von Northumberland einzuwirken, daß a Lasco als Geſandter Eduard VI. auf den Reichstag nach Petrikau geſchickt werden möge*). Leider iſt uns keine Stelle zu Geſicht gekommen, wie ſich Laski zu dieſem Vorſchlag geſtellt habe; faſt ſcheint es, als ob er nicht Luſt gehabt, durch dieſe Hinterthüre in den Reichstag und damit in ſein Vaterland zu gelangen. Wenigſtens konnte keine Spur aufgefunden

*) Original, p. 592.

werden, als ob daraufhin bezügliche Schritte in England geschehen seien, und das Gerücht muß sich in Polen verbreitet haben, als ob Laski nicht zurückkehren wolle. Wenigstens sagt unser Freund in einem Briefe an den Fürsten Radziwill, von dem leider nur ein paar Zeilen ans Tageslicht getreten, daß er, um jenes Gerücht zu widerlegen, betone, wie er immer von dem glühenden Wunsche beseelt gewesen sei und auch noch jetzt ihn hege, seinem Vaterlande zu dienen*).

Die Kunde von dem Geschicke, das den berühmten Landsmann und Reformator in Dänemark und Norddeutschland mit seiner Flüchtlingsgemeinde betroffen, war auch nach Polen gedrungen und hatte nicht geringes Aufsehen in den evangelischen Kreisen gemacht, in denen man gleichen Flüchtlingsgemeinden so wohnliche Herberge geöffnet. Was der König von Schweden bereit war zu thun, das wollte man wenigstens an dem Stammesgenossen nicht versäumen und ihm die blutigen Striemen solch rauher Schläge verbinden. Zugleich aber auch war das Bedürfnis nach der leitenden Hand Laskis dringender geworden, und so geschah es denn gerade in den Tagen, als Laski sich rüstete, Ostfriesland zu verlassen, daß 40 Briefe von daheim eintrafen, alle ihn auffordernd, unverzüglich zurückzukehren, weil dem Evangelium nun Thür und Thor geöffnet sei und man seiner dringend bedürfe. Laski erkannte in dem von allen Seiten ausgesprochenen Wunsche einen Ruf Gottes und rüstete sich zur Heimfahrt. Rasch konnte dieselbe nicht angetreten werden. Es galt zuvor noch den in Frankfurt eingetroffenen Trümmerhaufen seiner lieben Flüchtlingsgemeinde zu ordnen, es galt, sich die Wege nach Polen, zumal dem Könige gegenüber, zu ebnen und den geforderten Nachweis zu bringen, daß man den Augsburger Konfessions-Verwandten zugezählt sei.

Eine schickliche Gelegenheit, vor den König mit seinen Be-

*) Kupper (II, 674) hat diese Briefzeile an den Fürsten Radziwil veröffentlicht, auf die aus dem eben angegebenen Zusammenhang wohl das richtige Licht fällt. Denn unter den Briefen aus Polen mit jenem Vorschlage waren auch solche aus Litthauen, also von Radziwill. Zwischen jener Briefsendung und dieser abgerissenen Briefstelle liegen nur etwas mehr wie acht Wochen (12. Oktober und 16. Dezember 1552).

ſtrebungen und Zielen hinzutreten, bot ſich Laski, daß er die Schrift, die mitten in der Unruhe und Aufregung der Wanderſchaft von einem Ort zum andern als ſein beſtes Werk entſtand, dem Könige widmete, die Schilderung der Formen und Bräuche in ſeiner lieben Londoner Fremdlingsgemeinde. Wir haben von der Bedeutung der Schrift ſchon geredet*); es konnte für den bezeichneten Zweck keine geeignetere Wahl getroffen werden. Der noch nach einer klaren, gemeindlichen Ausprägung ringenden evangeliſchen Bewegung in Polen wurden wie eine Lichtgeſtalt die feſtumriſſenen Züge jener Gemeinde gezeigt, die ſich damals ſtark genug erwieſen, auch nicht im Martyrium der Verfolgung entſtellt zu werden. In der Widmung an den König galt es zugleich, ſich vor den Beſchuldigungen ſeiner Widerſacher zu rechtfertigen, die bereits bis zu dem Könige gedrungen ſein müſſen. Heute noch treibt es die Schamröte jedem treuen Sohn der geſamten evangeliſchen Kirche ins Geſicht, zu ſehen, daß ein Mann wie a Lasco ſich nicht wegen der Beſchuldigungen römiſcher Gegner, ſondern proteſtantiſcher Zeloten zu rechtfertigen hat, und zwar vor einem Könige, den er mit der ganzen Kraft ſeines Glaubens für das Evangelium gewinnen will. Ja, es iſt eine immer friſche, offene Wunde, um ſo brennender, wenn man ſich ſagen muß, daß, wofür in unſeligem Hader und frevlem Übermute die Weſtphal, die Timann geſtritten, heute auch bei den entſchiedenſten Verfechtern des lutheriſchen Bekenntniſſes kaum mehr eine Luſt des Verſtändniſſes, geſchweige denn dafür eine Lanze einzulegen ſich zeigt, während Laskis Zuſtimmung zum Augsburger Bekenntnis ſo berechtigt und entſchieden iſt, daß ihm niemand mehr ſein volles, ungeſchmälertes Heimatrecht in der evangeliſchen Kirche beſtreitet**).

---

*) Vgl. S. 377.

**) Es ſind hauptſächlich die Beſchuldigungen des Bremer Timann, gegenüber denen ſich a Lasco verteidigt. Wir haben ſichere Spuren, daß der eifrige Zelot, ſobald er nur Kunde von der beabſichtigten Heimkehr Laskis nach Polen erhielt, auch dorthin ſeine Schmähſchrift ſandte und vor dem Manne warnte, den er ſich nicht entblödete als einen Abenteurer, der in den Ländern umherzieht und Unruhen anrichtet, daheim zu denunzieren. Hoſius iſt dem Bremer Prädikanten dankbar dafür geweſen; aus der Rüſt-

Die meisterhafte Darstellung begleitete Laski mit drei Sendschreiben: an den König, an den Senat, an den Adel Polens. Es sind sehr bedeutsame, wichtige Briefe, die beredtes Zeugnis von dem Scharfblick ablegen, mit dem unser Freund die heimischen Verhältnisse erkennt und vor der doppelten Gefahr warnt, die von der römischen Seite sowohl als auch von den Sektierern droht, beredtes Zeugnis aber auch, wie gerade er das auserwählte Rüstzeug ist, solcher Doppelgefahr zu begegnen. An einen alten, beliebten Ausdruck erinnernd, möchten wir die Sendschreiben Beichtspiegel nennen. Klar spiegeln sie die vorliegende Sachlage ab; wir wüßten von dem so viel günstigeren Standpunkte der Ferne kaum einen oder den anderen Strich in dem Gemälde hinzuzufügen. Und dabei die Reife des Urteils, der rücksichtslose Ernst dem Könige und den Mächtigen gegenüber, mit dem er ihnen vorhält, daß nur die Reformation gesegnet sei, die allein zu Gottes Ehre geschieht, die allein aus seinem Worte ihre Waffe nimmt. So eng Laski sich an die besonderen Verhältnisse seiner Heimat in seiner Ausführung anlehnt, so steht er doch wieder zugleich auf einer so hohen, freien, echt evangelischen Warte der Betrachtung, daß seine Ausführungen bleibenden Wert haben und heute noch nicht nur jeden wackeren Sohn der evangelischen Kirche erbauen,

---

kammer dieser bremischen Lästerrede hat der schlagfertige römische Bischof seine schärfsten, verletzendsten Waffen gegen den polnischen Reformator genommen und mit ihnen Schläge geführt, die unter den Todeswunden der evangelischen Kirche in Polen aufgedeckt werden können. Man muß den sittlichen Widerwillen überwinden und Timanns Streitschriften in den bremischen Händeln gelesen haben, um einen Schrecken vor diesen Gegnern und auch den von ihnen vertretenen Anschauungen zu bekommen, die sie zwar als das allein ungefälschte Erbe Luthers ausgaben, die aber doch richtiger von Laski als ein Rückfall ins Papsttum bezeichnet werden, wie sehr auch Timann dawider protestiert und doch auch im Proteste selbst den Vorwurf rechtfertigt; denn er bekennt sich wieder zu einem heiligen Vater, der aber nicht der Vater unseres Herrn Jesu Christi ist. Die Stelle steht in den bezeichnenden Worten seiner Farrago (p. 141), die wir denn doch lieber in ihrer lateinischen Verhüllung lassen wollen: „ut integram viri Dei, Sancti Patris nostri Doctoris Lutheri doctrinam amplectamur, probemus, profiteamur et defendamus ac ad posteros incorruptam eam transmittere summis viribus conemur".

ſondern ihn auch mit geſchickten Waffen zur Führung gegenwärtigen Kampfes ausrüſten. In jeder Zeile tritt uns Laski entgegen, der ſtarke Held, der nur des Herrn Sache, dieſe aber mit rückſichtsloſer, feuriger Liebe treiben will, der alle Menſchenfurcht abgelegt, mit Königen wie ein König redet, mit den Mächtigen der Erde wie einer ihresgleichen, weil allen gegenüber aus dem demütigen Vollbewußtſein, aus Gnaden ein Knecht Chriſti geworden zu ſein. So oft wir dieſe Sendſchreiben auch geleſen, immer wieder weckten ſie die Klage: warum doch hat Polen nicht auf die Stimme dieſes ſeines edlen Sohnes gehört, den der Herr um die Zeit geſandt, als er es in Gnaden heimſuchen wollte? Er ſteht da, wie ſeines Volkes Prophet und auch mit dem Geſchick eines Propheten, daß man ſeiner Predigt nicht glaubt und darum ihre Schläge dulden muß. — Doch zurück zu dem langſameren Gang der Geſchichte.

Die Sendſchreiben hatte ein Frankfurter Bürger, Peter Antonius, mit nach Krakau genommen. Laski hatte ſie im Drucke vervielfältigen laſſen und übermittelte ſie zuſammen mit der Darſtellung über den Kultus der Fremdlingsgemeinde jedem einzelnen weltlichen Senatsmitgliede, ſowie aus dem Adel allen denen, von denen er erfahren, daß ſie der Reformation in Polen geneigt oder gar ſchon offen zu ihr übergetreten ſeien. Der Bote traf im Januar 1556 in Krakau ein, von wo er ſeine reiche Poſt weiter auf die Edelſitze der Großen, im ganzen Lande zerſtreut, befördern ließ. Wir erinnern uns, daß um dieſe Zeit die wichtige Synode von Kozminek ſchon vorüber war und die Abgeordneten aus Klein-Polen daheim die Folgen ihrer Beſchlüſſe ſpürten und gehalten waren, eine nun nicht mehr ganz willige Hand an ihre Ausführung zu legen. Die Rückkehr des Boten verzögerte ſich; er ſollte ja Antwort mitbringen, und die konnte bei der beſchwerlichen und trägen Briefvermittelung nur ſehr verſpätet von den einſamen Höfen anlangen. Erſt Ende Mai traf Peter Antonius in Frankfurt wieder ein, ein paar Tage nachdem Laski bitter enttäuſcht von ſeiner fruchtloſen Fahrt nach Stuttgart heimgekehrt war. Frohe Botſchaft enthielt der reiche Poſtbeutel; die Sendſchreiben waren daheim nicht wirkungslos verhallt. Von dem Könige war eine huldvolle Antwort einge-

troffen, aber sie erwähnte der Rückkehr mit keinem Worte*). Fürst Radziwill gab über das Schweigen Bescheid. Der König habe ihm gesagt, er wolle weder einen Befehl zur Rückkehr geben, damit er nicht den Schein erwecke, sie veranlaßt zu haben, noch auch sie verhindern, um nicht den anderen Schein zu erwecken, als ob er ihn nicht dulden wolle; wenn aber Laski die Absicht habe zu kommen, dann rate ihm der wohlgeneigte König, nicht vor dem Beginn des Reichstages einzutreffen, auch möge er Vorsorge treffen, von allem Verdacht, als ob er zumal in der Abendmahlslehre von der Augsburger Konfession abweiche, sich zu reinigen**). Diese Mitteilung genügte Laski, in ihr den so lange ersehnten Ruf des Königs zu erkennen, ohne welchen er nicht heimkehren wollte.

Eine Reihe weiterer Briefe baten, ja forderten seine schleunige Rückkehr. Der wichtige Reichstag stand vor der Thüre, man erwartete eine entscheidungsvolle Verhandlung und die römische Kirche rüstete sich mit dem Aufgebot aller Kraft, den ernsten Waffengang zu gehen. Schon war in Polen bekannt, daß der Bischof von Verona den Auftrag erhalten, als Nuntius des Papstes auf dem Reichstag zu erscheinen und in dieser in Polen noch ungewohnten Würde die arg gefährdete Sache der Kirche zu vertreten. Laski glaubte nun nicht mehr länger zögern zu dürfen. Es erreichte ihn noch die Kunde, daß der Reichstag hinausgeschoben, und schon meinte er einen Augenblick, dem von ihm mit so lebhaftem Eifer betriebenen Fürsten- und Theologenkonvent beiwohnen zu können, weil er auf ihm das ihm so unumgänglich notwendige öffentliche Zeugnis seiner Zugehörigkeit zu den Augsburger Konfessions-Verwandten zu erlangen hoffte***). Als aber neue Briefe eintrafen, änderte er rasch seinen Entschluß und brach von Frankfurt auf. Er gönnte sich nur noch die Zeit, nachdem er mit Calvin in persönlichem Verkehr ein paar Tage genossen, die an den Frankfurter Magistrat zu überreichende Rechtfertigungsschrift der

*) Calvin XVI, 185.

**) Kuyper II, 738.

***) Vgl. das bei Kuyper fehlende Schreiben Laskis an Melanchthon vom 18. September 1556 (Calvin XVI, 285).

fremdländiſchen Geiſtlichen zu vollenden. Die Schrift ſollte ihm zugleich dienen, dem polniſchen König die gewünſchte Übereinſtimmung mit der Augsburger Konfeſſion zu zeigen.

Wir haben unſerem Freunde und ſeinem treuen Reiſegefährten Utenhove bereits das Geleite auf der Heimfahrt gegeben.

12.

Die Mitarbeit Laskis daheim an der Reformation Polens.

Am 1. Dezember 1556 brach unſer Freund von Breslau auf, noch matt von dem eben erſt überſtandenen Fieberanfall; ein paar Tage ſpäter überſchreitet er die ſo lang erſehnte heimatliche Grenze. Zunächſt begab er ſich nach Baliſch, auf das Schloß von Jan Bonar, Gouverneur des Krakauer Schloſſes und Kaſtellan von Biec, — einer der erſten Proteſtanten des Landes, ein Mann von ſeltener Frömmigkeit und Klugheit. Hier begrüßten ihn mit herzlicher Liebe die Häupter der evangeliſchen Bewegung, unter ihnen zu ſeiner großen Freude nicht wenige ſeiner nächſten Verwandten. Der Schloßherr ſelbſt, der edle Bonar, der der evangeliſchen Gemeinde in Krakau bereits in ſeinem Garten vor dem Nikolaithor den Platz zum Bau eines Bethauſes überlaſſen hatte*), war der Schweſterſohn unſeres Laski; ebenfalls als ſeine Neffen und nun ſo entſchiedene Glaubensgenoſſen begrüßten die drei Brüder Oſtrorog den berühmten Oheim**). Die reichen Magnatenſöhne hatten ſchon ſeit geraumer Zeit auf ihren ausgedehnten Gütern ihren evangeliſchen Prediger, Felix Cruciger, der zu den Beſchlüſſen der Synode zu Kozminek in hervorragender Weiſe beigetragen, zumal da die Oſtrorogs ſelbſt in dem Hauſe Gorkas in Poſen Freundſchaft mit Georg Israel

*) Chronik, S. 8.
**) Fontes XIX, 236.

geſchloſſen und durch ſeine Perſönlichkeit für die Brüderunität gewonnen waren. Auch ein Oheim (avunculus) Laskis war zum Empfang herangeeilt, Stanislaus Myszkowsky, damals noch Präfekt von Marienburg, ſpäter Kaſtellan von Sendomir, zuletzt Palatin von Krakau, ein entſchiedener Proteſtant, der am eifrigſten die Rückkehr Laskis betrieben und furchtlos die Schliche Lippomanis vor dem Könige enthüllt hatte*). Mit den Verwandten war eine große Schar Adeliger herbeigeeilt, ihre Freude auszudrücken, den berühmten Landsmann, deſſen Leitung ſie ſich alle unbeanſtandet anvertrauen wollten, in ihrer Mitte als Führer und Streitgenoſſen zu haben.

Es galt aber auch heißen Kampf, der zunächſt um den berühmten Ankömmling ſelbſt entbrannte. Freund und Feind wußten, weſſen ſie ſich ihm gegenüber zu verſehen hatten. In ein paar flüchtigen Zeilen, die Laski am 19. Februar 1557 an Calvin richtet, heißt es: „Von Sorgen und Geſchäften werde ich ſchier erdrückt, mein Calvin, ſo daß ich zum Schreiben nicht Zeit finde. Hier greifen uns Feinde an, dort falſche Brüder, daß wir zu keiner Ruhe kommen; aber wir haben auch viele Fromme, Gott ſei Dank, die uns helfen und tröſten.“**) Wir müſſen die beiden Gegner, deren ſich Laski zu erwehren hat, etwas genauer ins Auge faſſen.

Unter den offenen Feinden, die aber Maulwurfsgänge zur Erreichung ihres Zieles nicht verſchmähten, ſind ſelbſtverſtändlich die Katholiken zu verſtehen. Kaum hatten die in Warſchau zum Reichstag verſammelten Biſchöfe gehört, daß Laski nach Polen zurückgekehrt ſei, als ſie ſich alle in der Wohnung des Erzbiſchofs von Gneſen zur Beratung ihres Verhaltens dieſem Manne gegenüber verſammelten***). Einen ganzen Tag währte die Beratung; der Biſchof von Krakau gab der Stimmung Ausdruck, wenn er Laski den Henker der polniſchen Kirche nannte. Man einigte

*) Vgl. Lubieniţki, S. 65. 77; auch Wengierski, S. 533.

**) Kuyper II, 746. Das ganze Schreiben bei Calvin XVI, 415.

***) Vgl. auch den mit einem humoriſtiſchen Anfluge geſchriebenen Bericht Laskis an den Landgraf von Heſſen bei Kuyper II, 749.

ſich darin, den König um ſeine Entfernung zu bitten. Gleich am nächſten Tage forderte Lippomani mit ſämtlichen Biſchöfen eine Audienz. Sie drangen in den ſchwankenden König, dieſen Erzketzer (maximus haereticus) zu verbannen: Sigismund blieb ſtandhaft, weder von ihm noch vom Senat ſei Laski als Ketzer gebrandmarkt. Der ſchlaue Nuntius ſuchte den König einzuſchüchtern, als ob Laski die Königsgewalt antaſten und Unruhe im Lande erregen, ja ſelbſt die Waffen wider den König erheben wolle. Auch dieſe Lüge des Jeſuiten verfing nicht vollſtändig. Fürſt Radziwill trat für den ſo ſchmählich Verleumdeten mannhaft ein; er hatte den Italiener, der ſich ſelbſt an ihn heranwagte, durch ſeine Rückbringung zur römiſchen Kirche irgendwelchen Erfolg ſeiner Botſchaft zu erzielen, längſt durchſchaut und ſtimmte dem ſcharfen Urteil der Landboten bei, die den in den Reichstag eintretenden Nuntius mit der bitterböſen Rede laut begrüßten: „Sei gegrüßt, du Natterngezücht!“*) — Lippomani erkannte, daß er nicht durchdringen werde; ſeine Stellung war außerdem unhaltbar geworden. Ein paar vertraute Sätze ſeiner Briefe waren in die Öffentlichkeit gedrungen; er konnte den ſchrecklichen, kaum glaubhaften Inhalt, daß ihm der furchtbare Mönch in Rom, der ſich Statthalter des Herrn nannte, den Auftrag gegeben, vom Polenkönig die Köpfe von acht bis zehn Proteſtanten zu fordern, nicht ableugnen**) und hielt ſich nun nicht mehr ſicher in dem ob ſolcher Kunde drohend empörten Lande. Er bat dringend in Rom um ſeine ſchleunige Abberufung, die ihm denn auch gewährt wurde***).

*) „Salve progenies viperorum!“ Vgl. Lubienitzki, S. 76.

**) Vgl. Sixt, S. 395, wo die betr. Stelle alſo lautet: „Cum ergo sanctissimo D. N. mihi mandasset, ut idem consilium (es bezieht ſich auf den Auftrag, den ihm früher der Papſt gegeben, Karl V. aufzufordern, den gefangenen Kurfürſten von Sachſen und Landgrafen von Heſſen zu töten) Regi Poloniae suggererem, nempe ut juberet capite plecti octo aut decem ex praecipuis Dominis Polinis, qui Lutheranismum exsuscitant; hanc enim esse compendiariam atque certissimam ad extirpandas haereses viam, feci hoc quoque diligenter“ u. ſ. w.

***) Vgl. Theiner II, 590. Die hier mitgeteilten vier Abberufungsſchreiben des Papſtes hat Lippomani nicht benutzt, da ihm das erſte päpſtliche Schreiben die Entſcheidung überließ (wenn nicht vielleicht 1557 ſtatt

Der Schreck über die Rückkehr Laskis wurde selbst im Vatikan gespürt. Paul IV. schrieb unverzüglich auf die erhaltene Kunde davon im hochfahrenden Tone eines Inquisitionsrichters an den König und forderte wie sein Nuntius die Verbannung des Ketzers ohne Widerrede. Schon der Beschluß des Warschauer Reichstages von 1556, der jedem Adeligen auf seinen Gütern die Anstellung protestantischer Prediger gestattete, hatte des Papstes Grimm erregt. „Ein so ruchloses Dekret" — so herrscht der zornmutige Papst weiter den König an — „hast Du in Deinem Lande zugelassen? Hast Dich nicht selbst mit Gefahr Deines Lebens demselben widersetzt? Wer kann solch' eine Freveltat nach Gebühr beweinen? Unter diesen Umständen kann es freilich auch nicht wundernehmen, daß das Ketzerhaupt Jan Laski und andere Ketzer, welche zu Lebzeiten Deines frommen Vaters, dieses Ketzerfeindes, die Flucht ergriffen hatten, wieder nach Polen zurückgekehrt sind und ungestraft beginnen dürfen, was sie mögen."*) Dies und ein anderes, rasch dem ersten auf dem Fuße folgendes, in ähnlich herrischem, unerbittlichem Tone verfaßtes Breve verfehlte seine Wirkung: auch für einen noch treuen Sohn der Kirche war diese Sprache eines Papstes im Zeitalter der Reformation fremdklingend, unverständlich selbst im fernen Osten geworden. Laski und die anderen „Ketzer" blieben unbehelligt im Lande.

Solche Waffen tauchten denn doch nicht mehr für das schon erreichte Stadium des Geisterkampfes jener großen Tage: wie an altmodischem Geschütz konnte man in Polen furchtlos und auch ungefährdet daran vorübergehen. Bedenklicher und in ihrer Folge viel gefährlicher für die Entwickelung der evangelischen Kirche nun auch hierzulande waren die Schläge, die oft in arger Verblendung von den falschen Brüdern geführt wurden. Wie sehr drängt ihr maßloses, unbesonnenes Verhalten die erste Kreuzesbitte auf die Lippe! Schon aus der Widmung jener Laskischen Schrift an den König ist zu sehen, daß die Zeloten, die unseren Freund und seine Gemeindegenossen durch ganz Deutschland gehetzt, nicht ge-

1556 zu lesen ist). Im Juli 1556 ging das Gesuch Lippomanis nach Rom. (Vgl. Sixt, S. 394.)

*) Sixt, S. 404.

willt waren, ihn unbehelligt in seinem Vaterlande an seiner Arbeit zu lassen, für die Neugestaltung einer auf Gottes Wort reformierten Christenheit zu arbeiten. Leider sehen wir hier selbst Brenz sich den Westphal und Timann und Flacius in unfaßbarer Kurzsichtigkeit zugesellen. Es war dem Württemberger Reformator nicht genug, seine Landeskirche vor dem Einfluß dieser Glaubensgenossen von Melanchthon und Calvin bewahrt zu haben; er hielt sich berufen, seine warnende Stimme bis nach Polen hin bringen zu lassen. Kaum hatte Brenz gehört, daß sich Laski zur Heimfahrt rüste, als er auch schon den Herzog Albrecht um Hilfe angeht, die drohende Gefahr für Polen abzuwenden oder doch wenigstens durch Gegeneinflüsse zu verringern. Man sollte es kaum für möglich halten*).

Eine weitere Hilfe bot sich Brenz, seinen Warnruf in Polen vernehmen zu lassen, durch die Reise von Vergerius nach dorthin. Es ist eine merkwürdige, eigentümliche Erscheinung im Reformationszeitalter, dieser Italiener aus Capodistria. Unserem Laski fast gleichalterig, war Verger, schlag- und redefertig, geschäftsgewandt und mit raschem, sicherem Blicke ausgerüstet, als Gesandter der Kurie und Vertrauter von Klemens VII. auf dem Augsburger Reichstag 1530**). 1536 bereits hat der

*) Und doch kann die traurige Thatsache nicht abgeleugnet werden. Vgl. Anecdota, p. 429: „Es hatt auch den hoch und offtbemelten meinen gnedigen F. und Herrn angelangt, daß Dominus a Lasco, so nicht allein mit der Zwinglischen Sect von dem Sacrament des nachtmals Christi befleckt, wie er mit seinen schrifften und im nechsten Colloquio (dero Summa und Inhallt abschrifft hie bey gelegt) mit meins gnedigen Fürsten und Herrn Theologen zu Stubtgardt gehallten, erzeygt hat, Sonder auch allerley new ungewonlich Ritus in Ecclesiasticis sacris fürnimpt, in das konigreich Polen beruffen sey. Damit nun daselbst nicht gleich im anfang an die statt des babstumbs andere schedliche Irthumb einschleichen, wurde E. F. D. sich auff Christlichem gmüet und hohem fürstlichen verstandt woll wissen uff bequeme weg und mittell zubenken, wie dieser gferd zu begegnen sey.“ Vgl. auch die ergreifende Klage von Melanchthon über diese Unduldsamkeit: Anecdota, p. 464.

**) Es ist der päpstliche Legat, um dessentwillen in köstlicher Laune Luther sich 1535 von seinem Barbier mit den Worten schmücken läßt: „Es geschehe, damit des Papstes Legat denke: Ei der Teufel, ist der Luther noch jung und

Rechtsgelehrte ſich in einen Biſchof verwandelt; für ſolch' eine Umkleidung bedurfte es damals nicht langer Zurüſtung, nur päpſtlicher Gunſt. Schon ſchien dem Ehrgeizigen der Purpur zu winken. Aber die aufkommenden Jeſuiten hatte ſeine Witterung. Der biſchöfliche Legat hatte zu lange in dem ketzeriſchen Deutſchland ſich aufgehalten, um nicht ſchon dadurch allein ihnen anrüchig zu ſein, und ihren Verdacht wußten ſie dem Papſte beizubringen. Berger hielt ſich nicht mehr ſicher in Italien, er floh 1546. Es iſt nicht ganz entſchieden, inwieweit damals ſchon die Mutmaßung der Jeſuiten begründet war oder inwieweit die Verdächtigung den Mann erſt in die Ketzerei gedrängt. Seit 1549 führte er in etwas abenteuerlicher Weiſe ein Wanderleben voll Not, bis er 1553 die Gunſt des Herzogs von Württemberg und geſicherte Aufnahme in ſeinem Lande erhielt. Als ſeine Lebensaufgabe ſah er es fortan an, dem Papſttum den größten Schaden zuzufügen, und er hat darin in der That Staunenswertes geleiſtet. Vielgeſchäftig, fühlte er ein Bedürfnis, überall ſeine Hände mit im Spiel zu haben; ſein ausgedehnter Bekanntenkreis half ihm dabei. Er war aufrichtiger Proteſtant geworden, hier in Württemberg in Brenzſcher Ausprägung, die aber doch nicht in die Tiefe ging. Als er mit den böhmiſchen Brüdern bekannt wurde, feſſelten dieſe ihn derart, daß er ſich ihnen gern angeſchloſſen hätte; die Antwort der vorſichtigen und ihm gegenüber etwas mißtrauiſchen Brüder glich einer Abweiſung*).

Berger war noch nicht in Polen geweſen, hatte da noch nicht in der beginnenden Reformation ſich geltend gemacht. Das durfte nicht ſo bleiben. Ein Anknüpfungspunkt, dahin und namentlich zugleich an den Hof zu gelangen, war bald gefunden. 1533 hatte Berger ſich als päpſtlicher Legat am Hofe Ferdinands von Öſterreich aufgehalten und ſo ſehr deſſen Gunſt zu erwerben gewußt, daß er zum Paten der eben geborenen Prinzeſſin Katha-

---

hat ſchon ſo viel Unglück angerichtet, was wird er noch thun?" (Vgl. Kausler, S. 4.)

*) Fontes XIX, 258. Die von Kausler gegebene Lebensſkizze Bergers ſcheint, wenn auch für ihn ungünſtiger, nach den vorliegenden Briefen zutreffender als das ausführliche Lebensbild, das Sixt mit vielem Fleiße und feſſelndem Geſchicke gezeichnet.

rina erwählt wurde. Die königliche Tauftochter war 1553 Königin von Polen geworden; Grund genug, daß Berger an ihren Gemahl schrieb: „Es ist Pflicht derjenigen, welche ein Taufversprechen ablegen, die Personen, für welche sie sich verbürgt haben, in den Wegen des Heils zu unterweisen und zu bestärken; diese Pflicht muß und will auch ich erfüllen, wo nicht mündlich, doch wenigstens schriftlich, soweit der Herr mir dazu Gnade verleiht.“*) Auch mündlich es zu thun, schickte sich der unruhige, vielgeschäftige Mann an. Im Juni 1556 finden wir ihn bei Laski in Frankfurt, in den eingetroffenen Briefen aus Polen blätternd**); aber der schlaue Italiener verrät unserem Freunde nicht, daß er von Brenz Aufträge habe, dem etwaigen Einfluß Laskis auf seine Landsleute vorzubeugen.

Und Berger ist dem Auftrage getreulich nachgekommen. Da und dort hat er Argwohn gegen die evangelische Gesinnung Laskis ausgesäet und in den Gemeinden Mißtrauen gegen seine Persönlichkeit geweckt; er that es in Groß-Polen, wo in den Städten die Anhänglichkeit an Wittenberg vorherrschte und man deshalb willig solch geheimen Einflüsterungen Gehör schenkte; er that es aber auch im Fortgang seiner Reise in Klein-Polen, dessen Adel vorzugsweise Calvin zugethan war und wo man mit offenen Armen und in vollem Vertrauen Laski aufgenommen. Auch in Wilna hat Berger sein Wesen getrieben: auf seine An-

*) Sixt, S. 400.

**) Kawerau, S. 129. — Calvin hatte den eitlen Italiener bereits durchschaut und Argwohn auf ihn gefaßt. 1556 schreibt er über ihn an Laski, der mit ihm in Speier zusammengetroffen zu sein scheint (Calvin XVI, 170): „Nihil tamen mihi magis displicuit quam te consilia cum Vergerio miscere, cujus hominis vanitatem tibi non citius cognitam fuisse miror (mihi certe quidquid ille aggreditur suspectum est).“ Bezeichnend über den Mann sind zwei Urteile von Engländern in Anlehnung an seine beiden Vornamen. Burcher schreibt im Hinblick auf des Mannes Wühlen in Polen aus Krakau: „Ich wünschte, er wäre entweder ein rechter Petrus oder ein echter Paulus“ (Original, p. 693), und Bischof Jewel, der sich über Ratschläge des Mannes an die Königin Elisabeth 1559 beklagt, sagt: „Who this person is — if I tell you that he was once a bishop, that he is now an exile, an Italian, a krafty knave, a courtier, either Peter or Paul, you will know him better than I do.“ (Zürich I, 21.)

regung hin schrieb Radziwill an Herzog Christoph von Württemberg und den Pfälzer Kurfürsten Ottheinrich, durch eine förmliche Gesandtschaft die Einführung des Augsburger Bekenntnisses von König Sigismund August zu erwirken*). Der edle Radziwill konnte ja selbstverständlich die schmerzlichen Kämpfe in Deutschland nicht kennen, in denen man sich die Zugehörigkeit zu diesem Bekenntnis absprach, und wußte wohl kaum, daß Brenz, durch den diese Schreiben befördert wurden, seinem Freunde und Verwandten Laski die Zugehörigkeit zu diesem Verbande abgesprochen. Wo dann Berger mit Laski persönlich zusammentraf, hielt er sich an ihn, beteuerte seine Übereinstimmung mit ihm und täuschte so auch in fast hinterlistiger Weise die nächsten Bekannten**).

Diese unterminierende Thätigkeit setzte Berger in Deutschland und der Schweiz fort, da und dort über die besorgniserregende Wirksamkeit Laskis falsche Gerüchte ausstreuend. Er muß es arg damit getrieben haben, denn er sah sich 1558 genötigt, in einem langen Schreiben an Stanislaus Ostrorog sein Verhalten zu rechtfertigen***). Das Schreiben ist ein wichtiges Aktenstück in der Reformationsgeschichte Polens, zugleich aber auch ein Belastungszeuge für die gefährliche Thätigkeit Bergers und wie wenig er imstande gewesen, die Thätigkeit Laskis auch nur zu verstehen. Er sucht zu begründen, warum er Laski in seiner vielfach bewährten Kunst der Kirchensammlung und Leitung entgegengearbeitet oder wenigstens da und dort widersprochen, weil Laski sich nicht durch das Bekenntnis der böhmischen Brüder auch da wollte einschränken lassen, wo er für eine evangelische Landeskirche Polens weitere Entwickelung für nötig hielt.

Wir haben nur Berger aus der Zahl dieser „falschen Brüder" herausgegriffen, nicht als ob er der einzige gewesen wäre. Laski hatte sich auch in Polen der alten Gegner zu erwehren; aber dieser neu hinzugekommene hat sich ihm unmittelbar an die

*) Sixt, S. 420. Vgl. dazu auch Anecdota, p. 437.

**) Vgl. den dieses Treiben genau schildernden Brief des Utenhove an Bullinger: Original, p. 603. Sixt scheint ihn nicht gekannt zu haben.

***) Auch dieses wichtige Schriftstück ist Sixt entgangen. Wir finden es mitgeteilt Fontes XIX, 215—240.

Ferſen geheftet, gleichſam als ob er ihm, dem Polen, die hervorragende Wirkſamkeit in ſeinem Vaterlande nicht gönne. Einen wie ſchweren Hemmſchuh dieſe Leute auch der Thätigkeit Laskis anlegten, — ſie zum Stillſtand zu bringen, gelang ihnen denn doch nicht, und wir wenden uns nun der ſo viel erfreulicheren Seite zu, unſeren Freund in ſeiner aufbauenden Wirkſamkeit daheim zu betrachten. Auf dieſe fällt nun freilich nicht mehr das ausgiebige Licht, wie auf ſeine Reformationsthätigkeit in Deutſchland und England. Der folgenden, ſo dunklen Reaktion iſt es bei ihrem eifrigen Bemühen geglückt, die geſegneten Spuren jener paar Jahre faſt völlig auszulöſchen, und es hat vieler Nachſpürungen bedurft, um denn doch noch einzelne Thatſachen zu erkunden und ausgeblichene Spuren wieder aufzufriſchen*).

Nachdem Laski ein paar Wochen ſich in den ſo weſentlich veränderten Verhältniſſen ſeines Heimatlandes zurechtzufinden verſucht hatte, ſäumte er nicht, kraftvoll Hand an die ihm gewordene große Aufgabe zu legen. Der Warſchauer Reichstag war ſchon zu Ende gegangen; er hatte keine Beſchlüſſe von ſo eingreifender Tragweite gezeitigt, wie man allgemein erwartet; einen weſentlichen Schritt vorwärts aber auf der eingeſchlagenen Bahn bildete das von dem Reichstag erlaſſene Geſetz, daß jeder Adelige in ſeinem Hauſe jeden zuſagenden Gottesdienſt einrichten könne, wenn derſelbe nur auf die heilige Schrift ſich gründete**).

Der erſte Schritt, den nun Laski that, war ein ausführliches Sendſchreiben an den König, in welchem er ihm ſeine Ankunft in Polen meldete***). Er legt darin offen Rechenſchaft von ſeinem bisherigen Thun ab und zeigt unter Beifügung des Briefes von

*) Eine Nachſpürung auf einer meiner polniſchen Studienreiſen war mit unerwartetem Erfolg gekrönt. In einem weltvergeſſenen Flecken fielen mir die Original-Protokolle der Synoden, Konvente und Paſtoralzuſammenkünfte der Evangeliſchen Klein-Polens während der Jahre 1550—1561 in die Hände. Die Handſchrift war den Spürnasen der Jeſuiten entgangen; an die 300 Jahre lagen ſie in geſichertem, einſamem Verſchluß. Wir verdanken ihr die wertvollſten Notizen auf den folgenden Blättern, wo wir ſie ab und zu unter der Bezeichnung „Protokolle“ anführen werden.

**) Kraſinski I, 285.

***) Kuyper II, 738.

Melanchthon an den König*), wie er bemüht gewesen, den Abendmahlsstreit beizulegen. „So bin ich hierher gekommen, huldreichster König, meiner Berufung folgend und im Vertrauen auf die Frömmigkeit und Huld Ew. Majestät, aber auch auf deren Rat.“ Laski spricht dann von den Verdächtigungen, mit denen die Bischöfe den König seinetwegen angegangen. Mit edlem Stolze weist er sie zurück, sich auf das Zeugnis seines Herrn Christus stützend, daß nur Diebe und Räuber, die das Licht des Tages hassen, zu solchen dunklen, geheimen, hinterlistigen Beschuldigungen ihre Zuflucht nehmen. Von den Beschuldigungen greift er nur eine heraus, die des päpstlichen Nuntius, als ob er ein Ketzer sei**). Ein ernstes Gericht hält er dieser Frevelrede, um sich so den Weg zu bahnen, den König vor solcher Genossenschaft zu warnen. Goldene Worte sind es, die furchtlos der Christ dem Christen auf dem Throne vorhält. „O bester König, Du mit Deiner ganzen Familie thue, was Gott Dir aufträgt. Thue weg aus Deinem Reiche die fremden Götter und diene Gott allein in der Wiederaufrichtung eines wahren, göttlichen, vollkommenen Gottesdienstes. Dann wird Dich und Dein Reich Gott von allen Philistern dieser Welt befreien (Laski hatte schon früher auf Samuel zum Vergleich hingewiesen). Thust Du es aber nicht, hüte Dich, daß Du nicht gerade da, wo Du Dir vielleicht Befreiung versprichst, Dir und Deinem Reiche den Untergang bereitest.“***) Immer ernster, immer eindringlicher wird die erschütternde Bußrede des Knechtes Christi dem Könige gegenüber; die Wahrheit des Evan-

*) Abgedruckt bei Lubienitzki, S. 91 und bei Melanchthon VIII, 869.

**) Bei Erwähnung dieses Lippomani entschlüpft der ergrimmten Lippe des ernsten Mannes der geistvolle Sarkasm: „Lipomanus, indignus quidem revera, ut ipsemet fatetur, sed longo dignissimus atque appositissimus apostatica Papae Romani cathedra legatus.“ (Kuyper II, 741.)

***) Das ernste Prophetenwort unseres Polen: „Sed nisi id facias, cave, ne unde tibi liberationem ipse forte polliceris, inde potissimum tibi et Regno tuo exitium accersas“ (Kuyper II, 744), in wie erschütternder Weise doch haben die kommenden Jahrhunderte dasselbe über dem unglücklichen Polen erfüllt. Die Wurzeln des „finis Poloniae“ liegen dort, wo Polens König der Mahnung Laskis nicht gefolgt und die Zeit gnadenvoller Heimsuchung des Herrn ungenutzt hat verstreichen lassen.

geliums, die glühende Liebe zu seinem Vaterlande leihen dem gewaltigen Worte wunderbaren, ergreifenden Zauber. „Mögen andere Dir schmeicheln, so viel sie wollen, mögen sie reden, was zusagt, so viel sie Lust haben, ich will lieber mit Dir reden aus dem Munde Gottes .... Demütig bitte ich Dich, Du wolleſt von uns allen Dich auf das festeste versichert halten, daß wir alle eher alle unsere Güter, ja unser Leben selbst darangeben wollen, als daß wir jemals zugeben sollten, daß an unserer Treue, Unterwürfigkeit und christlichem Gehorsam gegen Dich irgendetwas vermißt werden dürfe, — ich sage christlichen Gehorsam, d. h. ein Gehorsam, der weder in Hoffnung auf Lohn in dieser Welt, noch auch aus Furcht augenblicklicher Strafe geleistet wird, sondern allein um Gottes willen, der ihn von uns fordert, und um unseres Gewissens willen." Es hieße den ganzen Brief wiedergeben, wollte man alle beherzigenswerten Stellen dieser frommen, tiefchristlichen Mannesrede ausziehen: eine selten-schöne Blüte reiner, lauterer Reformationsgesinnung!

Die Übermittelung des Briefes an den König übernahm der Oheim Myszkowsky. Viele, aber vergebliche Mühe machte sich der Unterkanzler und Bischof von Chelm, Przerembsky, das Schreiben zu unterschlagen, dessen Inhalt er nicht kannte, aber fürchtete. Ganz ungefährdet gelangte es allerdings nicht in des Königs Hand. Laski hatte dem Schreiben das Augsburger Bekenntnis von 1540 beigefügt, und während der König dieses zunächst durchblätterte, war der Brief auf einem Stuhle liegen geblieben, der anwesende Hund des Königs hatte sich mit dem Papier zu schaffen gemacht. Der Kammerdiener bemerkte es noch rechtzeitig; es gelang, die schon zerrissenen Stücke zusammenzusetzen und sie in Abschrift dem nun neugierig gewordenen König vorzulegen*).

Nicht unerwidert blieb das Schreiben, wenn es auch nicht die Wirkung erzielte, die man ihm gewünscht hätte. Dem Handschreiben des Königs ist abzuspüren, daß die Verdächtigungen der Bischöfe nicht ganz spurlos geblieben waren; sie hatten seine Achillesferse berührt, als ob bedenkliche Neuerungen, gefährlich für die Wohl-

*) Friese II, 303.

fahrt des Landes, zu befürchten seien, und so gestattet Sigismund zwar dem Reformator den Aufenthalt im Lande, warnt ihn aber vor Neuerungen, da er sonst des Landes verwiesen werden würde.

Sowohl aus diesem Schreiben, wie auch aus anderen Mitteilungen schloß Laski, daß es gut sei, wenn er persönlich mit dem Könige verhandle. Er brach deshalb am 23. Februar 1557 von Krakau auf und gelangte nach einer recht mühseligen Fahrt erst am 17. März nach Wilna, wohin sich der Hof alsbald nach dem Warschauer Reichstag begeben hatte, um dem Kriegsschauplatz in Livland näher zu sein. Laski stieg bei dem Schwager des Königs, dem Fürsten Radziwill, ab und weilte unter seinem gastfreien Dach länger als einen Monat. Schon am 19. März war eine Audienz bewilligt; der König empfing seinen berühmten Unterthan aufs herzlichste (amantissime) und reichte ihm und seinem Begleiter Utenhove die Rechte. Aufmerksam lauschte er der Rede Laskis und sagte ihm, daß ihm seine Rückkehr erwünscht sei. Die offizielle Antwort, die ihm drei Tage später der Unterkanzler im Namen des Königs und in seiner Gegenwart gab, lautete weniger günstig. Nicht dem Adel, sondern dem König allein stehe das Recht zu, Leute zum Behufe einer Religionsneuerung einzuladen, er aber wolle mit seinem Lande bei dem seit 600 Jahren bestehenden Glauben seiner Väter bleiben. Solcher Rede war nun aber doch wieder — und es ist das bezeichnend für die beklagenswerte schlaffe Denkweise des Königs — dadurch die Spitze abgebrochen, daß der König durch Radziwill Laski bedeuten ließ, er solle auf die Rede des Unterkanzlers nur kurz erwidern, um nicht dadurch eine neue Gegenrede des Unterkanzlers herauszufordern; statt dessen bewillige er ihm eine Privataudienz. Dieselbe fand nach zwei Tagen statt. Laski konnte seinen Unmut nicht verbergen und warf dem Könige seine Sünde vor, daß er den Herrn Christum verleugne; unumwunden führte er ihm seine königliche Verpflichtung zu Gemüte, den Götzendienst abzustellen und wahre Religion zu fördern; er warnte vor den Bischöfen, deren Schliche dem Lande Gefahr brächten, und mahnte, rechtzeitig Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen und notwendige Zurüstungen für den kommenden Reichstag zu treffen. — Der König ließ den Vor-

wurf über sich ergehen, meinte nur, daß er augenblicklich nicht anders handeln könne; sobald der Krieg in Livland wider die Russen zu Ende sei, wolle er an eine ernstliche Reformation der Kirche gehen*). Sigismund versprach Laski seinen königlichen Schutz wider die Verdächtigungen seiner Feinde und erklärte ihm, daß er ihn als in seinem Dienste stehend ansehe, als Sekretär des Königs nämlich, wozu ihn sein Vater einst berufen habe**). Als ob es damit noch nicht genug königlicher Huld wäre — ach, unserem Laski wäre königlicher Ernst im Dienste des Herrn viel lieber gewesen! —, so gab er ihm Erlaubnis, nicht nur bei sich Versammlungen des Adels und der Geistlichen zu halten, sondern auch, so oft er es für gut fände, seine Glaubensbrüder in anderen Häusern um sich zu versammeln, jedoch nur zur Förderung der Religion, nicht um Unruhe anzuregen. — Die ausführlich mitgeteilte Verhandlung***) ist ein sprechender Beweis für den Wankelmut des Königs und seine Scheu, das entscheidungsvolle, durch die Verhältnisse so dringend geforderte Wort zu sprechen, zugleich aber auch, daß sein Herz auf der Seite war, wo das Herz und auch die That der tüchtigsten Polen in jenen Tagen sich hingestellt.

Der Aufenthalt in Wilna wurde von Laski nach allen Seiten hin ausgenutzt. Von hoher Bedeutung war das nahe Zusammenleben der beiden großen Männer, Laski und Radziwill. Der Fürst gehörte zu den Säulen der evangelischen Kirche Polens; ein reger Briefwechsel verband ihn mit Calvin; das schöne Wort, das er zu seinem Sohne vor kurzem gesprochen, als er zum

---

*) Original, p. 599. Die Kämpfe in Livland endeten erst 1561 mit der Unterwerfung Livlands unter die polnische Krone.

**) Vgl. S. 86.

***) Diese Verhandlung ist ein fesselndes Gegenstück zu jener Anekdote, daß, als in jener Zeit Radziwill den König bestimmt hatte, einmal der evangelischen Predigt in Wilna beizuwohnen, der Weihbischof Cyprian den Pferden, die den König in die fürstliche Hofkapelle fuhren, in die Zügel fiel und mit den Worten: „Nicht das ist der Weg, den Ew. Majestät Vorfahren zum Gottesdienste zu gehen gewohnt waren, sondern dorthin!“ dem Wagen die Richtung nach der katholischen Kirche gab und der König es sich gefallen ließ. (Łukaszewicz I, 12.)

erſtenmale zum Tiſche des Herrn zugelaſſen wurde*), iſt ein laut redendes Zeugnis ſeiner evangeliſchen Geſinnung, in der ihn nun das nahe Zuſammenleben mit dem Reformator feſtigte. Eine innige Freundſchaft verknüpfte bald die in ihrer Überzeugung und in ihrem ganzen Weſen ſo wahlverwandten Männer. Mit ſeiner großherzigen Freigebigkeit ſetzte er dem Freunde, der mittellos heimgekehrt war, eine lebenslängliche Penſion aus; die älteſte Tochter bat er in ſeiner Familie aufnehmen zu dürfen, verſprach ihr für einen Mann aus ſeinem Geſchlechte zu ſorgen und ihr tauſend Gulden als Mitgift zu beſtimmen**). — Von der von dem Könige gewährten Erlaubnis machte Laski reichlich Gebrauch. Sowohl in lateiniſcher als auch in polniſcher Sprache predigte er faſt täglich in der Schloßkapelle des Fürſten, gegenüber der Johanniskirche, unter großem Zudrang zumal der Leute am Hof und des jetzt zahlreich in Wilna zuſammengeſtrömten Adels. Viele gewann er dadurch für das Evangelium, ſo daß der römiſchen Geiſtlichkeit bange ward. Mit großer Beſorgnis hatte der wachſame Hoſius die Reiſe des gefürchteten Gegners verfolgt und dem Wilnaer Biſchof ans Herz gelegt, „den König zu bewegen, durch öffentliche Edikte ſeinen Abſcheu vor jeder Spaltung auszuſprechen.“ ***) Die Bemühungen freilich blieben, wie wir geſehen, erfolglos.

*) Abgedruckt bei Dalton, S. 248.

**) Dieſe Tochter, Barbara, heiratete den Stanislaus Lutomirski, einen der Sekretäre des Königs (Wengierski, S. 536, wobei nur der Irrtum zu berichtigen, als ob es Laskis einzige Tochter geweſen). Dieſer Lutomirski wurde nach dem Tode Laskis Senior des Pinczower Trakts. Lubieniţki (S. 158 f.) zählt den Lutomirski unter die entſchiedenen Anhänger der Antitrinitarier; die Angaben aber dieſes Freundes der Sekte können nur mit großer Vorſicht aufgenommen werden; noch 1560 ſpricht ſich dieſer Schwiegerſohn Laskis aufs heftigſte gegen Stancar und alle die aus, die die Gottheit des eingebornen Sohnes Gottes antaſten (vgl. Scrinium III, 544). Die Hochzeit fand den 8. Juli 1558 in der Nähe von Krakau ſtatt (Calvin XVII, 267).

***) Vgl. Eichhorn I, 276, wobei jedoch der Fehler, als ob „der König den Apoſtaten von ſich gewieſen und ihm keine Unterredung geſtattet“, nach der oben angeführten Mitteilung des Augenzeugen der Unterredung zu berichtigen iſt. Es wäre eine große Arbeit, alle notwendigen thatſächlichen Berichtigungen dieſes Lobredners des ermländiſchen Biſchofs anzuführen. Leider

Interessant ist es, daß während dieses Aufenthaltes in Wilna Laski mit einigen russischen Geistlichen in Berührung gekommen ist. Bis nach Moskau war auf bis jetzt noch nicht aufgehelltem Wege eine Kunde der reformatorischen Bewegung gedrungen und hatte auch dort im fernen Osten ihre belebende Wirkung auf einzelne Geistliche und auch Laien ausgeübt. Empfänglich für eine solche Wirkung mochten dieselben durch das Auftreten des frommen und ehrwürdigen Maxim und seine dreißigjährige, standhaft ertragene, schwere Leidenszeit geworden sein*). Eine 1554 in der Hauptstadt des Zarenreiches abgehaltene Kirchenversammlung hatte sich genötigt gesehen, etliche Personen weltlichen und geistlichen Standes zu verurteilen**). Einzelnen von ihnen gelang es, zu entfliehen; im März 1557 trafen die Flüchtlinge in der Residenz des Reichsfeindes ein. Die sieben Flüchtlinge waren Mönche aus dem St. Basilius-Kloster in Moskau; mit ihrem Haupte, einem ehrwürdigen, in der heiligen Schrift bewanderten Greise, konnte sich Laski verständigen. Was er von ihm über ihre Lehre, auch inbetreff des heiligen Abendmahls erfuhr, überraschte unseren Freund und stellte ihn so zufrieden, daß er sie als Brüder anerkannte. Sie erzählten, daß, als sie Moskau heimlich verließen, gegen 70 Bojaren wegen ihrer evangelischen Gesinnung im Gefängnis schmachteten und daß sie mehr

---

konnte der daselbst angezogene Bericht des Domherrn Pikarski aus dem Frauenburger Archiv trotz dahin gerichteter Bitte nicht erlangt werden.

*) Über die Wirksamkeit dieses feurig für die Wahrheit beseelten Mönches aus Albanien, der ein paar Jahre im Athoskloster in frommer Übung verbracht und dann, von dem Großfürsten berufen, jahrzehntelang in Rußland thätig gewesen, vgl. Philaret I, 308—325. Von dem Kaufhofe der Hanseaten in Nowgorod war eine Kunde von der gewaltigen Persönlichkeit Luthers auch in russische Kreise gedrungen. Vor Jahren bereits teilte ich eine heute noch im Volksmunde dort lebende Legende mit, in der Luther mit Nikolai, dem Wunderthätigen, einen Wettkampf im Fasten ausficht. (Vgl. „Daheim“ 1866, S. 448.)

**) Vgl. Fechner I, 25 und die daselbst erwähnten Quellen. Unsere Quelle (Original, p. 600) ist dem ungemein fleißigen Sammler entgangen; sie war denn doch zu abgelegen. Ein paar weitere Notizen über diese Glieder der russischen Kirche, leider mehr nur Gerüchte, siehe Original, p. 691.

wie 500 Brüder in Moskau kännten, die gleicher Gesinnung wie sie im geheimen huldigten. — Nach einem Monat kehrte Laski nach Klein-Polen zurück, der eigentlichen Heimstätte seiner reformatorischen Thätigkeit im Vaterlande. Nicht ganz fruchtlos war die Reise gewesen; für seine fernere Wirksamkeit hatte er den Rechtsboden eines königlichen Wortes unter seinen Füßen.

In Klein-Polen*) hatte das Evangelium bereits weithin Wurzel gefaßt, man zählte jetzt schon mehr als 30 Gemeindlein. Die erste Anregung hatte vor 13 Jahren in seinen ernsten Mahnreden zu Krakau der Hofprediger Lorenz Prasnitius gegeben, den, mutlos geworden, Laski einst so dringend zum Ausharren ermahnt hatte**). 1546 war durch seine Predigten gleichzeitig mit seinem Patron Stanislaus Stadnicki Felix Cruciger für das Evangelium gewonnen worden, in jenen ersten Tagen eine der bedeutendsten Kräfte der jugendlichen evangelischen Kirche, bis an sein Ende Superintendent der evangelischen Kirche Polens. Ostrorog nahm Cruciger mit sich nach Groß-Polen, wo er frühe schon in dem Hause der Gorkas mit den böhmischen Brüdern in Berührung trat. Der erste öffentliche Schritt der Evangelisierung geschah durch den mannhaften Nikolaus Olesnitzki, der 1550 in seiner Stadt Pinczow die Mönche aus dem Kloster jagte, die leeren Klosterräume in eine Schule verwandelte und auf seinem Schlosse sich einen evangelischen Prediger hielt***). Dem kühnen Manne gegenüber gelang es der römischen Kirche schon nicht mehr mit ihren Strafen durchzudringen; seinem Beispiele folgten rasch andere gleichgesinnte Adelige in der Nähe; bereits in demselben Jahre verzeichnen die Synodalprotokolle die erste Synode in Pinczow; zugegen waren schon sieben Geistliche und Lehrer. Unter ihnen Cruciger und Stancar. Wir sind dem Mantuaner schon einmal als Professor der hebräischen Sprache in Krakau begegnet. Wegen seiner evangelischen Anschauungen war er in das bischöfliche Gefängnis im

*) Vgl. über das Grenzgebiet dieses Bezirkes S. 4.
**) Vgl Kupper II, 623.
***) Krasinski I, 166.

Schloß Lipowiec unweit Krakau geworfen, von da durch seinen treuen Diener befreit worden und hatte nun in Pinczow die Schule in den leeren Klosterräumen eingerichtet. Sehr interessant ist die Notiz der Protokolle, daß Stancar auf dieser ersten Synode, 1550, das „Kölner Reformationsbedenken" des Erzbischofs Herman von Wied zur Annahme vorlegte und auch durchsetzte, das somit an der Spitze der Bekenntnisschriften Polens steht*). Am Schlusse der Synode wurde das Abendmahl nach evangelischem Ritus gereicht; vonseiten des Adels nahmen daran teil der Schloßherr Nicolaus Olesnicki, weiter Stanislaus Stadnicki, Stanislaus Lassocki, Johann Philipowski, Christoph Gnojewski und Andreas Modrzewski, lauter Männer, deren Namen wir fortan als treuen Bekennern des Evangeliums immer wieder begegnen.

Es trat jetzt eine kleine Pause in der Entwickelung des Protestantismus ein. Die gewaltsame Vertreibung der Mönche hatte auch den Senat stutzig gemacht, der zwar ihre Wiedereinsetzung befahl, dann aber doch keine Lust verspürte, den Befehl nachdrücklich zur Ausführung gelangen zu lassen. Martin Crovicki hielt wohl unausgesetzt als angestellter Prediger in der Schloßkapelle zu Pinczow seinen evangelischen Gottesdienst; jedoch erst 1554 versammelte man sich wieder zu einer kleinen Synode (der Name ist im Protokoll unleserlich). Man erklärte darin, sich an den Inhalt des „Kölner Reformationsbedenkens" nach wie vor halten, aber das Buch nicht als Bekenntnis öffentlich aufstellen zu wollen, weil Stancar dasselbe unter seinem Namen herausgegeben hatte, dieser Name aber bereits verdächtig, der Mann selbst auch schon aus Polen verbannt war und die junge Gemeinde fürchten mußte, um des verpönten Namens willen vielleicht selbst als Anhänger des Stancar mit seinen nun schon geäußerten antitrinitarischen Anschauungen bezeichnet zu werden.

*) Barrentrapp (S. 199) nennt nur Ostfriesland, Österreich und England als die Länder, die nachweisbar dies Bekenntnis benutzt; die Notiz der eben erst aufgefundenen Protokolle Klein-Polens konnte ihm nicht bekannt sein. Stancar war von Österreich aus nach Polen gekommen und konnte von daher die Schrift besitzen, sie aber auch schon 1546 während seines Aufenthaltes in Basel kennen gelernt haben.

Schon auf dieſer Synode ſprach man von einem Anſchluß an die böhmiſchen Brüder und wurden einzelne Mitglieder beauftragt, in Groß-Polen das Leben und Treiben dieſer „Waldenſer", wie die Protokolle ſie nennen, näher kennen zu lernen. Die Evangeliſchen Klein-Polens, denen eine machtvolle, leitende Perſönlichkeit fehlte, fühlten infolge dieſes Mangels das dringende Bedürfnis, ſich mit einer ſchon beſtehenden, feſtgegliederten brüderlichen Genoſſenſchaft zu verbinden, und hofften dafür in einem engen Anſchluß an dieſe Flüchtlingsgemeinden Befriedigung zu finden. Das machte denn auch ihre Abgeordneten geneigt, auf der gemeinſam beſchickten Synode zu Kozminek 1555 in dem Sinne ſich mit den böhmiſchen Brüdern zu vereinigen, daß ſie ihr Bekenntnis, ihre Kirchenordnung, kurz ihre ganze kirchliche Einrichtung bei ſich einzuführen verſprachen.

So wichtig und auch heilſam dieſe Union war, deren Abſchluß Calvin, Beza, Bullinger mit den herzlichſten Glückwünſchen begrüßten: wir müſſen ſie denn doch als zu eilig gemacht und als zu abſorptiven Charakters bezeichnen. Es iſt ein gewagtes Unternehmen, was unter ganz verſchiedenen Verhältniſſen entſtanden, dies nun für ein anderes Land mit zum Teil anderen Eigentümlichkeiten, anderen Bedürfniſſen bindend und maßgebend zu halten. Die böhmiſchen Brüder hingen mit zäher Pietät an ihrer Bekenntnisſchrift von 1535: es iſt ſo wohl begreiflich. Sie hatten viel daran geändert, bis in den einzelnen Lehrpunkten Luther eine wohlwollende Zufriedenheit mit derſelben ausſprach *); dadurch waren wichtige Beſtimmungen unklar geworden und ließen auch einer anderen Deutung Raum. Später, als man ſich näher an Calvin anſchloß, gab man der anderen möglichen Deutung ſchärferen Ausdruck, der ſchier zu einem Gegenſatz deſſen wurde, was Luther in der urſprünglichen Faſſung geleſen. Zezſchwitz beurteilt zu ſcharf dieſe Wandlungen; ſie ſind mehr ein Beweis, daß auch den böhmiſchen Brüdern in jenen drangſalsvollen Zeiten die hohe Perſönlichkeit fehlte, die dem innigen evangeliſchen Leben der Leute den klaren, ſcharfen Ausdruck der Lehre hätte geben können. Aber es war mißlich, ſolch ein Be-

*) Vgl. I Zezſchwitz, S. 153.

kenntnis nun auch als bleibende Urkunde einer noch in der Bildung begriffenen evangelischen Kirche mit anderer Vergangenheit, mit wesentlich anderen Verhältnissen aufzuerlegen.

Das Mißliche schlug doch durch die Freude an der Gemeinschaft bei den Klein-Polen. Sie hatten die ernste Absicht, treu bei dieser Union zu stehen; sie hätten ja auch selbst in jener Zeit kein besseres Bekenntnis, keine geeignetere Verfassung aufstellen können. Ein glänzendes Zeugnis für diese Treue der Durchführung legen die Protokolle der im Januar 1556 abgehaltenen Synode von Seczemin ab. Als ein Vierteljahr später eine gemeinsame Synode mit Abgeordneten der böhmischen Brüder in Pinczow tagte, wurde der gemeinsame Antrag angenommen, Laski ins Vaterland zurückzurufen, um ihm die Leitung der Kirche zu geben*). Der Beschluß erreichte, wie wir wissen, Laski in Frankfurt. Im Dezember war er daheim, am 1. Januar 1557 wohnte er zum erstenmale einer polnischen Pastoralkonferenz bei**). Schon gleich bei dieser ersten Sitzung griff Laski thatkräftig ein und bald spürte man im ganzen Kirchenwesen die thätige Hand, die stramm die Zügel anzog und in erprobter Führung die Leitung festhielt. Cruciger blieb wohl Senior, die Oberleitung aber übernahm Laski; schon nach Jahresfrist ist in den Protokollen seinem Namen der Ehrentitel „Vater" beigefügt.

Zunächst erbat sich a Lasco den genauen Wortlaut der Abmachung mit den böhmischen Brüdern in Kozminek, sowie einen Einblick in ihr Bekenntnis, ihre Liturgie und sonstigen kirchlichen Bräuche.

*) Im Protokoll heißt es: „De vocando D. Joanne a Lasco ex Germania communis deliberatio fuit, quem vocandum esse omnes fratres cum magna animorum hilaritate consenserunt."

**) Dieselbe fand in Iwanowicze seit dem 28. Dezember statt und war von 17 evangelischen Predigern Klein-Polens besucht. Das Protokoll begrüßt Laski mit den Worten: „Die prima Januarii anno 1557 praesente R. D Joanne a Lasco, qui tum primo rediens in Patriam congregationi ministrorum interfuit. D. a Lasco gratificabatur ecclesiae Christi cum gratiarum actione pro tanto immenso Dei bonitatis beneficio, quae hoc praestitit, quod et in Patriam illum salvum deduxit et ecclesiam Christi conspiciendam donavit. Itidem omnes ministri gratificabantur adventum ejus, qui semper exoptatissimus omnibus piis fuit."

Sie wurden ihm von den Predigern mit der Bitte übergeben, genau sie zu prüfen und wo nötig zu verbessern. Mit Eifer machte sich Laski an die Aufgabe. Er konnte vielen Punkten seine volle und warme Zustimmung geben, zumal die Aufstellung einer strengen und ernsten Kirchenzucht, die die böhmischen Brüder seit langem als wesentlichen Bestandteil ihres Kirchenwesens übten und deren hoher Wert für das ganze Gemeindeleben gerade jetzt in den Jahren der Verfolgung und unstäten Hin- und Herziehens eine glänzende Probe abgelegt. Es war die Kirchenzucht ja auch für Laski ein wesentliches, unumgängliches Moment seiner Gemeindeverfassung, und er hatte selbst erfahren, wie sehr sie in echt evangelischem Geiste geübt Märtyrergemeinden erzieht, Flüchtlingsgemeinden in großem Segen zusammenhält. Aber seinem klaren Blicke, seiner tiefen Einsicht konnten die Lücken, die schwachen, ergänzungsbedürftigen Seiten in dem Bekenntnis und der Gemeindeverfassung der böhmischen Brüder nicht lange verborgen bleiben; die Folgezeit hat auch den Brüdern selbst das Auge darüber geöffnet und sie getrieben, eine verbessernde Hand anzulegen. Es ist ein fesselnder, schöner Anblick, wobei die Liebe und Hochachtung für den polnischen Reformator nur zunehmen kann, aus den nun vorliegenden, so wichtigen Protokollen die Weisheit, die Umsicht, das klare Verständnis zu erkennen, womit unser Freund langsam, allmählich nur seine bessernde Hand anlegt. Vielleicht wäre es ihm lieber gewesen, ganz freie Hand zu haben, wie vor Jahren in London. Aber er fügt sich der geschlossenen Abmachung, und nur in Übereinstimmung und mit Gutheißung der böhmischen Sendboten erringt er sich für seine polnische Kirche das eine, das andere wichtige Zugeständnis in der inneren Ausgestaltung. Anderseits wieder sehen wir ihn nicht darauf aus, was sich in London in hervorragender Weise bewährt, dies einfach herüberzunehmen. Sein hoher, freier Sinn hängt nicht an der einen Form, läßt sie sich vielmehr wandeln nach den verschiedenen Verhältnissen, nach den anderen Voraussetzungen *).

*) Diese Protokolle decken das Gehässige der Bemühungen Bergers recht grell auf. Die Spaltung, wie er sie, als von Laski angezettelt, zwischen den Klein-Polen und den böhmischen Brüdern ausgiebt, ist gar nicht so

Wir können leider nicht all' die eingehenden Verhandlungen der Reihe nach schildern, an denen Laski leitend teilnahm und in denen er sein Reformationswerk für Polen ausgestaltete. Sie folgen rasch auf einander. Alle Monate einmal fanden Predigerkonferenzen an verschiedenen Orten statt, mehrmals im Jahre auch bald da, bald dort Provinzialsynoden, an denen die Kirchenältesten, Diakonen und Patrone teilnahmen und bei denen wir fast immer Gäste zugegen sehen. Bald sind es Abgeordnete der böhmischen Brüder, allzeit herzlich als Glaubensbrüder und Bundesgenossen begrüßt, bald wieder Protestanten aus Groß-Polen, aus Litthauen, von Podolien und Wolhynien, durch den Namen Laskis angezogen und begierig, das so schön und kräftig aufblühende Gemeindewesen der evangelischen Kirche Klein-Polens aus eigenem Augenschein kennen zu lernen und vielleicht nähere Verbindungen anzuknüpfen. Diesen Provinzialsynoden, für die die Protokolle verschiedene Namen wahrscheinlich ohne wechselnde Bedeutung haben, reihten sich Generalsynoden an, auf denen die böhmischen Brüder mit ihren geistlichen und weltlichen Abgeordneten, letztere meistens dem besten Adel Groß-Polens angehörend, zugegen waren.

Gleich in der ersten Sitzung, an der Laski teilnahm, drang er darauf, die Geistlichen nicht mehr, wie es bis dahin, wahr-

---

schroff vorhanden, und wir können uns deshalb wohl vorstellen, wie schmerzlich Ostrorog die Verdächtigungen dieses allzu geschäftigen Italieners empfunden, wie ernst er ihn darüber zur Rede gestellt haben mag. Die lange Verteidigungsschrift Bergers ist ja auch ein Beweis dafür. Sie ist in der That, wie Gindely bezeugt (Fontes XIX, 215), ein wichtiger Beitrag zur Kenntnis der polnischen Reformationsgeschichte, will aber mit viel Vorsicht benutzt sein. Der Inhalt bekundet überall, wie wenig Berger nach seiner flüchtigen Reise in das ihm so fremde Polen imstande war, die besonderen Verhältnisse vorurteilsfrei zu prüfen, und wie gering sein Verständnis in Sachen der Gemeindeverfassung (seine Kraft und auch seine Bedeutung lag eben auf anderem Gebiete) gewesen. Dazu stand der etwas gar eitle Mann noch im Banne des Argwohnes wider Laskis Rechtgläubigkeit, den er bereits in Württemberg eingesogen, im weiteren Banne noch des Wahnes, berufen zu sein, die evangelische Kirche Polens vor dem Einflusse dieses Mannes zu schützen und sie von ihrer Neigung nach Genf abzubringen auf den rechten Weg nach Wittenberg.

ſcheinlich nach ähnlichen Vorgängen bei den böhmiſchen Brüdern, der Fall geweſen, allzu häufig die Stätte ihrer Wirkſamkeit wechſeln zu laſſen, ſondern ſie zu ſtändigen Predigern einer Gemeinde zu machen und damit ein innigeres Band der Gemeinſchaft zwiſchen Paſtor und Gemeinde zu knüpfen. Bereits auf der im Juni 1557 abgehaltenen Synode in Wlodzislaw, an der auch böhmiſche Abgeordnete teilnahmen, betonte Laski namens der Älteſten und Geiſtlichen dieſen Bundesgenoſſen, daß ſie alle Liebe und Geneigtheit und Gemeinſchaft mit ihnen feſtzuhalten bereit ſeien, aber es müſſe der Kirche Polens ein größeres Maß von Freiheit zu ſelbſtändiger Entwickelung eingeräumt werden. Niemand konnte dies Recht beſtreiten. Gewaltſam die evangeliſche Kirche Polens in das Maß der Flüchtlingsgemeinden aus Böhmen einzwängen zu wollen, hieße denn doch dieſer Kirche Gewalt anthun. Dazu kam, daß Laski, auf hoher Warte ſtehend, alle ſeine Kraft einſetzen wollte, die ganze evangeliſche Kirche zu einer geſchloſſenen Einheit zu bringen. Das war ihm ja überall Lebensaufgabe, für die Ausbreitung einer auf Gottes Wort reformierten Chriſtenheit zu wirken, und ihr wollte er in ſeinem Polen wahrlich nicht abtrünnig werden! Es galt die Lutheraner in Groß-Polen zu einer Vereinigung willig zu machen, um vereint die immer ſtärker werdenden Angriffe der ſich wieder ermannenden römiſchen Kirche abzuwehren und das Recht des evangeliſchen Beſtandes weiter auszudehnen. Mehr Luft der evangeliſchen Kirche Klein-Polens zu verſchaffen und dieſes erſehnte Ziel mit Groß-Polen zu erreichen, trieb ihn dazu, ſich ſelbſtändiger von der Vereinbarung in Kozminek zu machen.

Eine weitere Arbeit, die Laski anbahnte, war die Übertragung der heiligen Schrift in die polniſche Sprache. Es iſt überall eins der erſten, ſegensverheißenden Lebenszeichen der evangeliſchen Kirche geweſen, die Mutterſprache des Evangeliums, wie ſie in dem Worte Gottes verlautet, in die Mutterſprache der einzelnen Völker überzuführen. Polen kannte das Wort Gottes noch nicht in des Volkes Sprache*). Eine Kommiſſion aus an-

*) Reuß (S. 206) kennt nur eine Überſetzung des Pſalters aus dem Jahre 1390, für die Königin Hedwig angefertigt und 1834 von Dunin neu herausgegeben.

gesehenen, frommen Adeligen wurde erwählt, die nicht unbedeutenden Kosten aufzubringen. Die einzelnen Mitglieder fanden in ihrer Umgebung die nötigen Darlehen, die später aus dem Verkaufe des Buches allmählich zurückerstattet werden sollten. An den Lehrern der Pinczower Schule glaubte man die nötigen Kräfte für das schwere und wichtige Werk der Übersetzung zu besitzen. Rektor der Schule war Gregor Orsatius, ein Pole. Ihm und seinen beiden Kollegen, Petrus und Johannes Gallus, die, wie ihr Name bezeugt, aus Frankreich nach Polen übergesiedelt und der Landessprache insoweit bereits mächtig waren, um, wenn auch nicht selbst richtig zu sprechen, so doch ein richtiges Urteil fällen zu können*), wurde die Aufgabe anvertraut. Die Arbeit schritt nur langsam vorwärts; nach drei Jahren lag vom Alten Testament, wie die Protokolle der Pinczower Synode vom 16. Januar 1560 bezeugen, erst der Pentateuch handschriftlich vor. Ärgerliche Mißhelligkeiten traten ein. Orsatius verlangte Bezahlung für die Arbeit, wahrscheinlich in Mißlaune darüber, daß er sich wegen antitrinitarischer Anklagen zu rechtfertigen hatte; der Herr von Pinczow, Olesnitzki, wurde beauftragt, was von der Übersetzung bereits gefertigt war, einzufordern. Eine genaue Prüfung ergab, daß Orsatius die Übersetzung benutzt hatte, seine antitrinitarischen Anschauungen

*) So äußert sich Peter Statorius selbst (vgl. Calvin XVII, 426): „Eam enim sarmatici idiomatis facultatem adepti sumus, ut si non recte loqui, attamen de recte loquentibus judicium ferre possumus.“ Jener Peter Gallus ist der bekannte Peter Statorius aus Thionville, deshalb auch in polnischen Quellen häufig nur Tonvillanus genannt, der zwar Servets Schriften aus Genf mit nach Polen gebracht (Lubienitzki, S. 148), aber bis 1560 mit Calvin in Briefwechsel stand und jede Zusammengehörigkeit mit den Antitrinitariern entschieden abwies (vgl. Calvin XVII, 420 u. 600), dann aber, als Lasitis Einfluß nach seinem Tode zurücktrat, zu den Antitrinitariern übertrat. Jener Johannes Gallus ist Johannes Thenaudus aus Bourges (Bituriz) in Frankreich gebürtig, der als Jüngling nach Genf kam (vgl. Calvin XVI, 98) und dann wahrscheinlich durch Lismanins Vermittelung an die Schule nach Pinczow gelangte. Beide Franzosen waren der hebräischen und griechischen Sprache mächtig und konnten nach dieser Seite hin dem polnischen Rektor von Nutzen sein; es ist aber zu bezweifeln, ob ihre polnische Sprachkenntnis so entwickelt gewesen, um eine hilfreiche Hand bieten zu können.

einzuſchmuggeln*). Damit fiel die Arbeit hin und blieb ein Torſo, von dem man nicht weiß, was aus ihm geworden; die Protokolle melden nur, daß die Synode dem Orſatius die Mühe entſchädigt. Fürſt Radziwill iſt es dann geweſen, der die wichtige und nicht mehr hinauszuſchiebende Arbeit friſch wieder aufnehmen ließ, und zwar in großherziger Freigebigkeit ganz auf ſeine eigenen Koſten. Es fehlt noch das nötige Licht, zu erkennen, wer an dieſer Überſetzung gearbeitet; viele Namen wären zu nennen, die in den verſchiedenen Berichten doch eben nur gerüchtweiſe aufgeführt werden; einzelne Namen ſind offenbar falſch, wie gerade der unſeres Laski, nach deſſen Tode erſt der Wilnaer Palatin die Sache in die Hand nahm; andere Namen ſtehen da, in unklarer Verwirrung aus dem früheren Verſuch einfach herübergenommen. Nur ſo viel ſteht feſt, daß dieſe Überſetzung beſſeren Fortgang gehabt. Bereits 1563 erſchien ſie in Breſt-Litewsk, welche Stadt Radziwill gehört und woſelbſt er von dem uns bereits bekannten Druckherrn Wojewodka eine Druckerei hatte anlegen laſſen**). Das tragiſche Geſchick dieſer Überſetzung iſt bekannt. Was der evangeliſche Vater in freigebigſter Liebe ſeinem Volke geboten, das hat der der Überredungskunſt der Jeſuiten erlegene, rückfällig gewordene Sohn mit gleichem freigebigem Eifer ſeinem Volke wieder geraubt: es koſtete ihn mehr noch, die verhaßten Bibeln wieder aufzukaufen und dem

---

*) Statorius meldet den 20. Auguſt 1559 an Calvin (Calvin XVII, 602): „Inter alias vero calamitates ea longe acerbissima est, quod bibliorum interpretatio in medio jam cursu abrupta est: is enim Polonus collega noster ab ecclesiae sinu ad impietatem Stancarianam defecit. Nisi ergo Dominus intermortuum opus istud excitet, horrendam verbi salutaris famem in tanta ministrorum inopia maxime vereor.“

**) Warum Reuß (S. 217) dieſe Überſetzung eine unitariſche nennt, iſt mir unklar. Ob die Angabe nicht eine Verwechslung mit dem nicht zum Drucke gelangten Werke von Orſatius iſt? Es lohnt wohl eine genauere Prüfung der Radziwillſchen Überſetzung auf dieſen Anklagepunkt hin. Exemplare derſelben habe ich in den reformierten Kirchen zu Keydan, Warſchau, Wilna und anderwärts gefunden. Das Ringeltaubeſche Werk über polniſche Bibelüberſetzungen habe ich vergeblich in den Bibliotheken Petersburgs und Warſchaus geſucht; nach gütig erhaltenen Auszügen aus Berlin ſcheint die Arbeit völlig ungenügend und läßt dieſen Punkt im Dunkel.

Scheiterhaufen zu übergeben. Heute werden fast wie ein Heiligtum hochgehalten die paar Exemplare, die der damaligen Zerstörungssucht entgangen sind.

Die innere Ausgestaltung des Kirchenwesens nahm sichtbaren Fortschritt. In den einzelnen Gemeinden wurden Kirchenälteste und Diakonen ernannt; wir wissen bereits aus der Londoner Einrichtung, wie ernst Laski die Wiederaufrichtung dieser apostolischen Ämter befürwortete und durchsetzte. Mit großer Sorgfalt wurde eine Bekenntnisschrift in polnischer Sprache ausgearbeitet und ausführlich besprochen. Sie scheint bald nach dem Tode Laskis und in den schweren Wirren der Zeit verschollen und später durch das Bekenntnis von Sendomir in völlige Vergessenheit geraten zu sein; es ist fraglich, ob sie im Drucke erschienen; auch handschriftlich scheint sie verloren gegangen oder vernichtet zu sein. Als Katechismus diente, allem Anschein nach, der Auszug des Emdener Katechismus, in die Landessprache übersetzt *). Auch von diesem Büchlein ist mir bis jetzt kein Exemplar zu Gesicht gekommen, wohl ein Beweis, wie gründlich die Jesuiten alle Spuren an jene evangelische Zeit Polens auszulöschen bemüht gewesen sind.

Mit Eifer ließ man sich die Gründung tüchtiger evangelischer Schulen angelegen sein. Hauptschule war die zu Pinczow; sie hatte tüchtige Lehrer und erfreute sich rasch eines guten Rufes. Vierteljährlich mußten hier die Schüler zwölf Groschen in eine gemeinsame Kasse einlegen; der Gesamtertrag wurde dann unter die Lehrer am Schlusse des Jahres entsprechend der geleisteten Arbeit verteilt. Ähnlich wird es in den Gemeindeschulen gewesen sein. Den begabteren Schülern, wenn sie sich dem Kirchendienst widmen wollten, wurden, so weit möglich, die Mittel geboten, auswärtige Universitäten zu besuchen, vorzugsweise in der Schweiz und Straßburg. Eine Druckerei hatte sich die Synode bald erworben; sie war in Pinczow aufgestellt, eine zweite später in Brest. Die Synode hielt ein wachsames Auge auf die Drucksachen; die immer

*) Der Protokollauszug vom 6. Juli 1557 lautet nur: „Conclusio facta est de Catechismo. Catechismi minoris forma. Eadem jam revisa et descripta in omnibus ecclesiis servari debet absque aliqua mutatione."

ſtärker ſich regende antitrinitariſche Bewegung nötigte zu der Vorſicht, daß in dieſer Druckerei nur Bücher mit Zuſtimmung der Synode verlegt werden ſollten.

Große Opfer wurden von dem Adel zum Unterhalt von Kirche und Schule beanſprucht und auch willig geleiſtet. Staunenswert ſind die Darbringungen einzelner Familien, wie die des hochherzigen Radziwill, der eine ganze Reihe von Kirchen baute und ſie reichlich für alle Zeit verſorgte. In allen Kirchen waren Büchſen aufgeſtellt, die von den Gemeindegliedern dargereichten Spenden aufzunehmen; die Einlagen floſſen in die gemeinſame, von der Synode verwaltete Kaſſe, aus deren Mitteln die Unkoſten der Kirche gedeckt wurden. Es verdient wohl eine Hervorhebung, daß, obgleich die evangeliſche Kirche des Landes über keine anderen Mittel als die freiwilligen Liebesgaben verfügte, da die römiſche Kirche im Beſitz ihrer gewaltigen Liegenſchaften blieb, die Synode doch dem wehrte, ſich an den oft wertvollen Kirchengerätſchaften zu vergreifen; ſie ſollten zur Verfügung des Königs treu aufbewahrt werden *).

Selbſtverſtändlich iſt es, daß ein unter der Leitung Laskis ſtehendes Gemeindeweſen der Kirchenzucht weite und ernſte Bahn öffnete. Die Synoden ſowohl als auch die monatlichen Predigerkonferenzen wurden berufen, Schutzwart der Kirchenzucht zu ſein. Sie erinnern uns nach dieſer Seite hin an den coetus in

*) So beſchließt die Synode von Wlodzislaw am 9. September 1558: „Constitutum est: Tesauri vero, nempe aurum, argentum, calices et reliquae suppellectiles superstitionis papisticae ut fideliter suo loco serventur, donec Regia Majestas de usu horum cum senatu suo constituerit. Si vero aliqui fuerint, qui aliqua ex praedictis tesauris sua privata autoritate submoverunt, hi admonendi sunt, ut sublata restituant. — Protestatio omnium ministrorum et piorum hospitum. Fratres omnes testati sunt et testantur in posterum in Domino, Ecclesiam Christianam non consentire ad spoliationes ecclesiarum sive sint in tesauris sive in decemis. Dicit enim Dominus consentientibus ad rapinas per prophetam: Psalm. 50, 16—21.“ — Mehr wie einmal haben die Protokolle Verletzungen dieſer Beſtimmung zu rügen und eigenwillige Aneignung von Kirchengut zu beſtrafen. Die Gefahr und Verſuchung lag ſo nahe. Aber ſo oft eine ſolche Klage vorgebracht wurde, war die Synode einſtimmig für den Tadel, und der Getadelte unterwarf ſich; das Bewußtſein des Unrechts war rege.

Ostfriesland. Was uns dort die verloren gegangenen Protokolle entzogen haben, bieten uns in gewisser Beziehung als einen Ersatz die in Polen so unerwartet aufgefundenen Protokolle. Eine Erweiterung ist hier nur darin, daß vor das Forum der Synode auch das weltliche Mitglied der Gemeinde gefordert wurde. Es ist ein glänzendes Zeugnis von der umgestaltenden Kraft des Evangeliums, das uns in der unterschiedslos geübten Kirchenzucht an manchem leuchtenden Beispiele gezeigt wird. Diese läuternde Kraft erwies sich in den jugendlichen evangelischen Gemeinden als stark genug, die rasch erregte Fehdelust jener unholden Tage zu bändigen und die ergrimmten Adeligen dazu zu bringen, vor versammelter Synode sich die Hand der Versöhnung zu reichen. Privatzwistigkeiten wurden hier im Bruderkreise friedlich ausgetragen und die Männer, die, ehe sie von dem Evangelium berührt wurden, so zornesmutig zur rächenden That gewesen, unterwarfen sich jetzt willig dem Spruche der Glaubensgenossen. Ernster Tadel wurde ernst und offen ausgesprochen und ernst und demütig hingenommen; gar manche eheliche Zwistigkeit wurde gütlich beigelegt, oder aber, wo das Band ehelicher Treue gebrochen war, wurde die Trennung ausgesprochen. Gegen die Amtsführung der Geistlichen wurden Klagen vorgebracht und geprüft und Kläger oder Angeklagter zur Vermahnung und Strafe gezogen. Recht strenges Gericht wurde wider die um sich greifende antitrinitarische Irrlehre gehalten. Laski begriff das Gewicht dieser Irrlehre und sah die schwere, unheilbare Schädigung voraus, die die evangelische Kirche Polens treffen würde, wenn diese kirchenauflösende Meinung, die gerade damals dort in Polen gewissermaßen in der Luft lag, weiteren Eingang finden würde. Er kannte auf diesem Punkte keine Schonung, keine Duldung, denn die verderbenbringende Lehre legte die Axt an die Wurzel der christlichen Heilswahrheit. Oft lesen wir in den Protokollen, wie der eine, der andere sich von dem Verdacht der Zugehörigkeit zu dieser Sekte zu rechtfertigen hatte. Den einen gelang es und sie konnten sich feierlich vor der Synode von dem Verdachte lossagen, andere wieder beharrten und wurden dann unerbittlich aus der Gemeinschaft ausgeschlossen. — Es lautet wie eine kleine Pastoraltheologie, wenn wir alle die Stellen zusammentragen, in

denen in den Synoden den Geiſtlichen Verhaltungsmaßregeln in ihrem Amte gegeben werden, was ihre Pflicht dem Herrn und der Gemeinde gegenüber, was ſie aber auch von der Gemeinde zu erwarten berechtigt ſeien. Und die tüchtigſten und frömmſten Glieder der Gemeinde waren ja als Älteſte zugegen, nicht als ſtumme Zuhörer, nur berechtigt zu hören, als Mitberater vielmehr und dadurch willig und bereit, den gemeinſam gefaßten Rat zur That werden zu laſſen. Der ganze reiche Segen presbyterialer Kirchenverfaſſung trat raſch zutage. Auf der einen Seite Geiſtliche in ernſter, frommer Zucht, auf der anderen Seite Kirchenälteſte und Diakonen, von der Hoheit und ganzen Verantwortung ihres köſtlichen Berufes durchdrungen und von dem thatkräftigen Wunſche beſeelt, in Einheit des Glaubens und Heiligung des Wandels ein Vorbild der Gemeinde zu ſein. Mit herzlicher Luſt und nicht ſelten mit einem Gefühl der Beſchämung haben wir dem ſtummen und doch ſo beredten Zeugen jener Jugendtage der evangeliſchen Kirche Polens, wie er uns aus den vergilbten Blättern der Protokolle lebensvoll entgegentritt, ins friſche, fromme Auge geſehen. Wie haben doch jene Männer, Geiſtliche und Laien und ihnen allen voraus der, der ſie um Kopfeslänge überragte, unſer ehrwürdiger Freund, hoch und heilig von ihrem Berufe gedacht, ſtandhaft und ſtark ihre Stellung vor König und Reich gewahrt, wie opferwillig und hingebend ihre Stellung ausgefüllt im demutsvollen Hochgefühl nur Diener Chriſti und ſeine treuen Haushalter zu ſein, im willigen Gehorſam zugleich, ſtrenger, apoſtoliſcher Kirchenzucht ſich zu unterwerfen! Stark iſt die Verſuchung, den ſo lange verſchloſſen gehaltenen Mund dieſer alten, feſſelnden Blätter auch hier in ausgiebiger Weiſe zum Worte gelangen zu laſſen. Wir müſſen der Lockung widerſtehen und eine andere Gelegenheit abwarten, ihr zu folgen.

Die Hauptarbeit unſeres Laski trat in dieſen Synoden zutage, aber nicht die ausſchließliche. Staunenerregend iſt die Thätigkeit, die der bejahrte Mann auch jetzt noch mit jugendlichem Eifer entfaltete, und eiſern muß die Willenskraft geweſen, die den ſiechen Körper immer wieder von neuem ins ſchwere Tagewerk hineintrieb. Manchmal verzeichnen die Protokolle, daß

Krankheit den ehrwürdigen „Vater" von den Versammlungen fern halte; Abgeordnete der böhmischen Brüder, die von Mähren her zur Synode nach Goluchow (1558) gekommen waren, fanden sich enttäuscht, statt Laski nur einen Brief vorzufinden, der seine Abwesenheit mit Kranksein entschuldigte: sie meinten, ob es nicht nur ein Vorwand sei*). Ein festes Heim scheint Laski in Pinczow sich in jenen Jahren ausgewählt zu haben. Die Frau war mit den Kindern nachgekommen; wir haben schon gehört, daß die älteste Tochter sich im Lande verheiratete; in einem Protokolle taucht der Name des ältesten Sohnes als Gast bei einer Synode auf, er konnte damals 16—17 Jahre alt sein. Viel zuhause war nun freilich Laski nicht und ein trautes, inniges Familienleben konnte sich der Reformator nicht gönnen. Bald da-, bald dorthin nötigten ihn die rasch aufeinanderfolgenden Synoden. Auch über die Grenze von Klein-Polen trieb ihn wiederholt sein unabläßiges Bestreben, die ganze evangelische Kirche Polens zu vereinigen.

So sehen wir ihn Mitte Februar 1558 nach Königsberg aufbrechen, um bei Herzog Albrecht für diesen seinen heißen Wunsch zu wirken. Schon das Jahr zuvor, als Laski in Wilna weilte, war es seine Absicht gewesen, den Herzog zu besuchen. Würde ihm eine Verständigung mit den preußischen Predigern gelingen, so wäre die ersehnte Vereinigung mit Groß-Polen erleichtert. Die Reise ging nur langsam vorwärts; überall unterwegs galt es mit den Häuptern der evangelischen Bewegung in Verbindung zu treten und sie für seinen Lieblingsplan zu gewinnen. Den 18. März finden wir ihn in Goluchow bei einem seiner Verwandten (affinis) Raphael Leszczinski, der sich mit den Ostrorog frühzeitig den böhmischen Brüdern angeschlossen hatte; acht Tage später ist er in Kalisch, woselbst er die Vorrede zu den von Utenhove geschilderten dänischen Drangsalen schreibt; Anfang April trifft er in Königsberg ein. Es war ungelegene Zeit die paar Wochen

*) Gindely (I, 496) fügt bei, daß, wie es scheine, Laski wirklich krank gewesen. Wäre es nötig, so könnte aus gleichzeitigen Briefen der Krankheitsanfall nachgewiesen werden; Laski war nicht der Mann, sich zu verstellen.

seines Aufenthaltes am herzoglichen Hofe. Noch zitterten die osiandristischen Streitigkeiten in schmerzlicher Weise durch die Kirchen, und die in Mitleidenschaft gezogenen Gemeinden empfanden die Nachwehen dieser unholden Kämpfe, die sich bis in die Hinterstuben der Bürger im Wortgefechte fortgesetzt hatten. Der Herzog stand völlig unter dem Einfluß oder sollen wir lieber sagen Banne seines Hofpredigers Funk; der unverschuldet so übel beleumundete Domprediger Vogel hatte auf des Herzogs Geheiß eben eine Kirchenordnung ausgearbeitet, deren Inhalt die Theologen in Wittenberg, Tübingen und Straßburg in den erbetenen Gutachten für christlich, der heiligen Schrift und der Augsburger Konfession gemäß erklärt hatten *). Schon daß mit Gutheißung Melanchthons der Exorcismus bei der Taufe als eine abergläubige Formel bei dieser Kirchenordnung weggelassen war, hatte die aufgeregten Gemüter in Harnisch versetzt; die Streitführer fahndeten auf alles, was philippistisch oder gar calvinistisch verdächtig schien. Und nun gerade in diese wildgärende Bewegung trat Laski mit seinem Versöhnungswerk ein, er vielleicht als der einzige mit dem freien, tiefen Blick von den ärgerlichen, kleinlichen Streitigkeiten, in denen sich die evangelische Kirche wund und todmüde rieb, abzusehen und die geeinte Kraft für den anhebenden Kampf mit der Gegenreformation aufzusparen.

Am 14. April hatte Laski mit den Geistlichen der Hauptstadt und Provinz ein Religionsgespräch über das heilige Abendmahl. Der Erfolg war vorauszusehen. Stramm hielten die Geistlichen an ihrer Meinung fest, daß der Leib Christi leibhaftig in und mit dem Brote im heiligen Abendmahle Gläubigen und Ungläubigen dargereicht und mit dem Munde leiblich verzehrt werde. Schriftlich hinterließ anderen Tages Laski seine ernsten Bedenken gegen eine Lehre, für die er so gar keine Begründung in der heiligen Schrift finden konnte **). Die Königsberger haben wohl dies Gutachten unbeantwortet gelassen; eine stichhaltige Antwort dürfte ihnen schwer gefallen sein. Wichtig für uns ist, wie Laski, als ob er ein evangelischer Theologe des

*) Hase, S. 263.

**) Kuyper II, 755.

neunzehnten Jahrhunderts sei, auch in dieser Schrift betont, daß trotz des klar und reinlich hervorgehobenen Unterschiedes ausreichend Gemeinsames auch in diesem Lehrpunkt vorhanden sei, um über die Trennungspunkte in der Auffassung hinweg sich die Bruderhand zu reichen. Laski faßt am Schlusse der Auseinandersetzung zusammen, was er allzeit und auch jetzt noch lehre. „Mit Paulus bekennen wir, daß das Abendmahl des Herrn die wahrhaftige und heilbringende Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi sei, für uns dahingegeben, für uns vergossen zur Vergebung unserer Sünden. Ebenso bekennen und glauben wir, daß das Abendmahl des Herrn wie jegliches Sakrament sei ein äußeres Zeichen und ein inneres Siegel (obsignaculum) des heiligen Geistes in unseren Herzen von unserer Gerechtigkeit im Glauben, wie Paulus von der Beschneidung lehrt, d. h. unserer aller Annahme in die Gnade Gottes in Christo und um seinetwillen, von welcher Gnade Gott will, daß sie im Glauben ergriffen und nicht verachtet werde. Wir bekennen demnach und glauben, daß der Herr Christus wahrhaftig und wesentlich bei seinem Abendmahl zugegen sei und wahrhaftiglich seine Gemeinde speise zum Heil, und zwar gleichzeitig (una) mit den sichtbaren Dingen, nämlich mit dem Brot und Wein, mit seinem wahrhaftigen Leibe und Blute zum ewigen Leben, sofern wir sie nur mit den Händen des Glaubens empfangen und mit dem Munde des Glaubens genießen. Wir verurteilen die, welche lehren, daß die Sakramente bloße Zeichen des von seinem Abendmahl abwesenden Herrn Christus seien und die wähnen, daß in der Einsetzung Christi nur nichtige, nackte, müßige Zeichen seien. Solches haben wir allzeit bekannt und zweifeln nicht, daß diese Lehre mit der Schrift, den alten Bekenntnissen und auch der Augsburger Konfession übereinstimme. Wir behaupten, daß es genüge, das Fundament der apostolischen Lehre in der Gemeinde Christi gemäß dem Worte Gottes festzuhalten, wenn wir auch über das übrige noch nicht übereinstimmen können. Gott aber ist zu bitten, daß wir dermaleinst über alle Punkte gleich denken und bekennen. Unterdessen haben wir uns gegenseitig in Liebe und christlichem Bruderssinn zu tragen, hauptsächlich wenn wir es uns angelegen sein lassen, das Fundament der apostolischen Lehre einmütig wider-

christlicher Gewaltherrschaft entgegenzusetzen." *) Das köstliche, friedfertige Christenwort verhallte damals wie ein fremder, unverstandener Laut; gerade dreihundert Jahre blieb es verschlossen im Geheimarchiv zu Königsberg. Es ist Laskis letztes Wort über die Abendmahlslehre und ihre Bedeutung für die Vereinigung der evangelischen Kirchen, sein Schwanenlied und Erbe an eine kommende, versöhnlicher gesinnte christliche Gemeinde. Es ist in der Hauptstadt des eben gegründeten Herzogssitzes geschrieben unter den Augen des ersten Hohenzollern auf preußischem Herzogstuhle, und das Wort fiel doch wie ein verheißungsvolles Weizenkorn in die Seele der Nachfolger, bis dann endlich ein Vierteljahrtausend später ein anderer Hohenzoller auf preußischem Königstuhl in der anderen Hauptstadt ausführte, was Laski einst so sehnsuchtsvoll erstrebte. Aber wie viele fast todbringende Schläge hatte unterdessen die deutsche evangelische Kirche erdulden müssen! Wie gar unbegreiflich doch sind Gottes Gerichte, wie unerforschlich seine Wege!

Entmutigt brach Laski von Königsberg auf, wo er die Geistlichen in den Eingeweiden der Kirche verblendeten Sinnes hatte wühlen sehen. Auch die Heimfahrt durch Groß-Polen war unserem Freunde reich an bitteren Erfahrungen. Der in Königsberg so sehnlich begehrte Rückhalt einer Vereinigung war ausgeblieben; die Nachwirkung bekam er unter den Lutheranern Groß-Polens zu spüren. Man war nach den Vorgängen in Preußen nicht willig, die gebotene Bruderhand zu ergreifen und kurzsichtig genug, lieber in kleinlichen, nebensächlichen Fragen, über die die Geschichte stillschweigend zur Tagesordnung übergegangen ist, die Kraft zu verzetteln, als sie gegen den gemeinsamen Gegner zu verbrauchen. Laski sah an vielen Stellen die Aussaat der Berger und seiner alten Gegner in Norddeutschland, der Westphal, Timann, Alber üppig ins Kraut schießen. Es fehlt uns in unseren Tagen schier das richtige Verständnis für das dunkle Treiben dieser Zeloten und darum vielleicht auch ein mildes Maß der Würdigung eines Thuns, das uns Zorn und Schamröte zugleich weckt. Mit geschäftiger Eile, mit ruheloser

*) Kuyper II, 757.

Haſt ſchreibt Berger an alle ihm erreichbaren polniſchen Edelſitze Warnungsbriefe vor dem Manne, dem Brenz das Heimrecht unter den Augsburger Konfeſſionsverwandten gekündigt *). Nicht überall verfing die Rede Bergers; die Perſönlichkeit des Mannes entwaffnete zu raſch die falſchen Beſchuldigungen. An anderen Orten dagegen nahm man gern von ſolchen Anklagen aus der Ferne Notiz, um die vorhandene Kluft zwiſchen dem deutſchen und polniſchen Elemente und den dadurch bedingten verſchiedenen Richtungen nun auch kirchlich zu rechtfertigen und damit eine gar nicht erſtrebte Verſöhnung zu erſchweren. Andere wieder — und es waren ernſte, fromme Männer — mußten ſtutzig werden, ob die Verbindung mit einer Perſönlichkeit wünſchenswert ſei, die von ſo vielen im Auslande, die man als Hüter des evangeliſchen Heilsſchatzes meinte anſehen zu müſſen, als verdächtig und nicht vollwichtig abgewieſen worden war. Und das alles dicht unter den Augen des ermländiſchen, ſo eifrigen Biſchofs Hoſius.

Für dieſen Haupthelden der ſich wieder aufraffenden römiſchen Kirche ſchienen Laskis Gegner das nötige Material zu ſeinen Angriffen zuſammenſchleppen zu wollen. Der gewandte und wachſame Hoſius hat ausgiebigen Gebrauch von dieſen Verleumdungen gemacht. Wie Weſtphals Farrago ihm diente, den Kaiſer Maximilian in der römiſchen Kirche feſtzuhalten, ſo war es jetzt eine Schrift des als Superintendent in Brandenburg 1553 verſtorbenen Erasmus Alberus, in welcher dieſer ſo unruhige und heftige Streittheologe gegen die Karlſtadtianer weidlich losgeſchlagen und dabei auch unſeres Laskis nicht geſchont. Die Schrift iſt mir leider nicht zu Geſicht gekommen, ſo daß ich nicht angeben kann, wie Laski in dieſe Geſellſchaft hineingezerrt wurde **). Aber Hoſius hat ihn darin vorgefunden und zwar

*) Man vgl. z. B. die Briefe, in denen Berger dem Herzog Chriſtoph Mitteilung über ſeine diesbezügliche Thätigkeit macht (Kawerau, S. 160 ff.), und ſehe ſich in dem Briefwechſel jener Tage um, wie ſo oft die Manuſkriptarbeit des Italieners in Polen erwähnt und auch gerügt wird (in Calvin XVI u. XVII wiederholentlich, in Original, p. 693 und ſonſtwo).

**) Auch Laski kannte die Streitſchrift des Alberus nicht und hatte auch nicht Luſt ſie zu leſen (Kuyper I, 394); er griff deshalb die Punkte an, ſo wie ſie von Hoſius aufgenommen ſind.

tüchtig gebrandmarkt, und das genügte dem Katholiken, ihn in solcher von den Protestanten selbst gefertigter Ketzergewandung seinen polnischen Landsleuten zu zeigen. Die Schrift des ermländischen Bischofs war zunächst wider den schlagfertigsten und damals gefürchtetsten Gegner der römischen Kirche, der das Treiben Lippomanis in Polen so unbarmherzig enthüllt hatte, gegen Berger, gerichtet, an vier Stellen aber der Streitschrift holt der Bischof von Culm weiter aus, das Haupt der reformierten Kirche Polens zu treffen. Es lohnt nicht mehr, des Hosius Schrift eingehend zu würdigen*); oftmals überkommt uns ein Staunen, wie gering das Verständnis für die evangelische Wahrheit dieses bedeutendsten und gefürchtetsten Gegners der jugendlichen evangelischen Kirche Polens gewesen, und wir müssen uns dann gestehen, wie leicht es der vereinten evangelischen Kirche hätte gelingen müssen, sich solcher Gegner zu erwehren. Das Stemmeisen so schwach und rissig, aber es wurde eben geschickt in die Spalte eingetrieben, die geflissentlich in der evangelischen Kirche offen gehalten wurde.

Laski mußte den angesichts seines Volkes — denn der Bischof sorgte für möglichste Verbreitung seiner Anklageschrift — ihm hingeworfenen Fehdehandschuh nicht um seinetwillen, aber wegen der von ihm vertretenen Sache aufheben. Er that es in der 1559 erschienenen „Gegenschrift wider gewisse, aus Erasmus Alberus von Stanislaus Hosius zusammengetragene Artikel der Lehre des Johannes a Lasco“**). Die Streitschrift ist dem edlen Grafen Tarnow, dem Kastellan von Krakau, gewidmet; es war Laski darum zu thun, gerade dieser Persönlichkeit gegenüber, die so lange schwankte, den entscheidenden Schritt zu machen

*) Sixt hat es gethan (S. 426), insoweit als die Gegenschrift Bergers ihm die Gelegenheit dazu bot.

**) „Brevis ac compendiaria ad collectos certos quosdam ex Erasmero Albero per Stanislaum Hosium, titulo Varmiensem Episcopum, articulos de doctrina Joannis a Lasco: atque huc in Poloniam transmissos simulque et ad libellum ipsius nuper editum De oppresso verius quam expresso verbo Dei. Per ipsumet Joannem a Lasco.“ Abgedruckt nach dem in der Petersburger kaiserlichen Bibliothek einzig noch vorhandenen Exemplar bei Kuppper I, 391—462.

und darüber die Freundschaft Calvins einbüßte*), die kläglichen, unwürdigen Angriffe des Culmer Bischofes zu entlarven. Wohl bricht unserem Freunde der Zornesmut über die wider ihn erhobenen Beschuldigungen durch und seine Rede wird bitterer als wir sie sonst bei ihm, dem hochgebildeten, frommen Manne, zu hören gewohnt sind. Verletzender, unwürdiger, fast möchte man sagen niederträchtiger entstellt als in dem Libell des römischen Bischofs und seines Streitgenossen, des Brandenburger Superintendenten, war denn doch auch, so viel wir sehen können, nirgends die mit seinem Herzblut geschriebene Lehre Laskis. Ein Beispiel für viele. Alberus entblödet sich nicht, dem Laski die Lehre zuzuschreiben und Hosius entblödet sich nicht, die widersinnige Behauptung seinen Landsleuten mitzuteilen: „wenn wir den Leib des Herrn essen, so folgt daraus, daß Maria ihren eigenen Sohn gegessen, so wie Katzen und Schweine manchmal ihre eigene Jungen auffressen". Genug davon! Und mit solchen Leuten mußte sich unser Freund herumschlagen und er mußte sie wegen der Uneinigkeit der Protestanten Boden gewinnen sehen: es war wohl der bitterste Leidenskelch!

Wie die Schmähschrift des Erasmus Alberus von Deutschland aus zur Dämpfung des wachsenden Einflusses von Laski in Polen verbreitet wurde, so ruhte auch Westphal nicht, das Gift seiner Schmähungen wider unseren Freund bis in sein Vaterland zu spritzen und durch seine argen Verdächtigungen dem Fortgang der Reformation in Polen unberechenbaren Schaden zuzufügen. Des Hamburger Hauptpastoren Farrago 1552 war das erste Sturmesläuten gewesen, das die strengen Lutheraner zum unerbittlichen Kampfe wider die aufrief, die mit Calvin und Melanchthon inbetreff des Abendmahles sich auf den von Luther zugelassenen Boden der Augsburger Konfession von 1540 stellten. Die Leute wurden in die Acht gethan, ja — das traurige Los der Flüchtlingsgemeinde in Dänemark, Wismar, Lübeck, Hamburg bezeugt es — für vogelfrei erklärt, ärger zu meiden als Juden und Katholiken, die an diesen Orten Niederlassungsrecht besaßen. In rascher Folge hat Westphal dem ersten Sturmesruf

*) Vgl. außer den zahlreichen Briefen Calvins Stähelin II, 39ff.

weitere Schriften folgen laſſen, unermüdlich, mit dem Eifer eines ſpaniſchen Inquiſitionsrichters, wenn auch nicht überall mit ſeiner Macht ausgerüſtet. In der Widmungsſchrift ſeiner Forma an den König von Polen hatte bekanntlich Laski ſich gegen die Beſchuldigungen von Timann in Bremen verteidigt und notgedrungen dabei ein paarmal auch Weſtphals Erwähnung gethan. Das genügte dem ſtreitfertigen Hamburger Paſtor, eine heftige Gegenſchrift gegen Laski auszuſenden und noch eine zweite als Erwiderung auf die ein paar Wochen ſpäter von den Fremdlingsgemeinden an den Frankfurter Magiſtrat gerichteten Rechtfertigungsſchrift (Purgatio). Als ob Weſtphal ſich ſelbſt überbieten wollte, ſo wutentbrannt, ſo biſſig iſt dieſe Antwort, für die er in Frankfurt denn doch keinen Drucker gefunden zu haben ſcheint, denn ſie iſt in der Nähe, in Urſel, erſchienen. Die Schrift fand raſch ihren Weg nach Polen. Hoſius brauchte ihr keine Zuſätze beizufügen, nur für ihre allſeitige Verbreitung zu ſorgen, denn einen geſchickteren Schildknappen für ſeine Angriffe konnte er nicht finden. Mit blutendem Herzen ſah Laski den tiefen Schaden, den dieſe Schmähſchrift in ſeinem Vaterlande anrichtete. Er hatte bis dahin auf die unwürdigen Angriffe Weſtphals geſchwiegen: ferneres Schweigen hielt er nun für allzu gefährlich. Und doch zögerte er lange. Weſtphals Schrift war 1557 erſchienen, die Antwort trat erſt nach dem Tode Laskis in die Öffentlichkeit: man ſieht, wie ſchwer es ihm ankam, mit einem ſolchen Gegner handgemein zu werden, und wie ſauer ihm der Entſchluß ward, auf einen Tummelplatz hinauszutreten, wo ſo viel rohe Leidenſchaft ſinnverwirrend wie ein entfeſſeltes Element ſich geltend machte. Die erſten Zeilen gleich bezeugen, wie widerwillig Laski in den Kampf zieht*). Schritt für Schritt folgt er dem heftigen Gegner in ſeine Beſchuldigungen, die er ausführlich widerlegt. Zweiſpaltig iſt jede Seite. Auf der einen Spalte ſteht der Wortlaut des Weſtphalſchen Angriffes, auf der anderen Seite die meiſt ruhig gehaltene, immer klare, verſtändnisvolle, ſachgemäße Erwiderung, deren Faſſung man abfühlt, wie raſch Laski den Gegner vergißt, und nur noch die

*) Kuyper I, 273.

Sache selbst im Auge hat und die Gelegenheit benutzt, über den angeregten Gegenstand zu belehren. Das macht die Schrift an vielen Stellen auch heute noch gewinnbringend für die lesbar, die im übrigen entschlossen dem heißentbrannten Wortgefecht jener schmerzensreichen Streittheologen den Rücken wenden. Den Eindruck müssen alle gewinnen, daß a Lasco, was er gewollt, erreicht hat: zu zeigen, daß sein Standpunkt mehr mit dem Geiste der Augsburger Konfession stimme als der des Gegners.

Wir haben, um diese beiden einzigen Streitschriften Laskis zusammenzufassen, dem Gang der Ereignisse etwas vorgegriffen. Wir wenden uns wieder der Zeit zu, wo unser Freund enttäuscht von seiner monatelangen Reise nach Pinczow zu den Seinen heimkehrte. Es war sein letzter Versuch, eine Verbindung unter den Evangelischen anzubahnen, und nun auch dieser wieder gescheitert! Auf engere Gebiete beschränkte sich in den nun folgenden Monaten der ihm noch gewährten Lebensfrist die Thätigkeit unseres Freundes: es war das Gebiet seiner klein-polnischen Gemeinden. Nur einmal noch griff er darüber hinaus, als Schutzwart seiner Kirche ihren erbittertsten Feind, Hosius, im offenen Kampfe herauszufordern. Auf der Synode zu Petrikau 1551 hatte der ermländische Bischof rasch und auch eilfertig ein „christliches Bekenntnis des katholischen Glaubens" *) zusammengeschrieben. Man verlangte die Drucklegung. Die Herausgabe verzögerte sich; nach zwei Jahren erschien der erste Teil mit der Anmaßung, ein Gegenstück der Augsburger Konfession zu sein. Frisius Modrzewski griff die leichte Arbeit schonungslos an; Hosius sah sich zu einer Umarbeitung genötigt und so erschien das vollständige Werk erst 1557. Laski las die Schrift und wollte nicht unerwidert auf der evangelischen Kirche lasten lassen, was der Bischof in so ungerechtfertigter und verständnisleerer Weise ausgesagt. Er begab sich zu dem König (es muß Ende Februar 1559 gewesen sein, denn auf der Synode von Pinczow am 13. März berichtete er von seiner Audienz) und bat ihn, ein

*) „Confessio catholicae fidei christiana." Vgl. Eichhorn I, 220 f.

öffentliches Religionsgespräch mit Hosius veranstalten zu dürfen. Die Bitte wurde gewährt, der Vizekanzler Padnowski lud dazu Laski und die übrigen Geistlichen ein. Große Freude darüber in Klein-Polen. Die Synode betraute außer a Lasco den Lismanin, Felix Cruciger, Gregor Paulus, Lutomirski und Sarnitzki mit der Aufgabe, des Bischofs Bekenntnisschriften genau zu prüfen und sich für den entscheidungsvollen Tag zu rüsten.

Aber der Tag kam nicht. Die politischen Ereignisse beherrschten um jene Zeit so sehr die Gemüter, daß vor ihnen die religiösen Fragen zurücktreten mußten. Zwar hatte auf dem Reichstag zu Petrikau im Januar 1559 Graf Tarnow den Antrag gestellt, die Bischöfe aus dem Senat auszuschließen, weil sie dem Papste den Treueid geleistet und somit in einem tüchtigen Staatswesen unfähig seien, Ratsherren des Königs zu sein *), und war damit ein weiterer, wesentlicher Schritt gethan, den Einfluß der römischen Geistlichkeit einzuschränken. Aber der Sommer lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf ganz andere Gebiete. Die Hitze war in diesem Jahre eine so ungewöhnlich drückende, daß die Saat versengte und Hungersnot drohte; dazu verwandelte sie das Land in eine heiße Brutstätte für die von allen Seiten heranziehende Pest **). Von den Moskowitern drohte ein Einfall; die Nachwehen eines kürzlichen Grenzeinbruches der Tartaren in Podolien waren noch nicht verwunden; auch die Scythen hatten jenes unglückliche Flußgebiet des Dnjeper das Jahr zuvor mit Feuer und Schwert verwüstet, man erzählte sich in Pinczow, daß mehr wie dreißigtausend Bewohner von den unwirtlichen Horden in die Gefangenschaft geschleppt worden seien ***). Dazu kamen andere Schwierigkeiten für den so wenig thatkräftigen König. Auf der einen Seite huben die Bewerbungen um die Thronnachfolge schon an, da auch die dritte Gemahlin dem Könige den ersehnten Erben nicht geschenkt. Lippomani war wieder nach Polen gekommen, und jetzt gelangte ein anderer Köder in die geschickte Hand des päpstlichen Nuntius, wenn auch nicht

*) Calvin XVII, 417.
**) Ebd., S. 602.
***) Ebd., S. 423.

den schwankenden König nach Willkür zu lenken, so doch ihn abzuhalten, allzu sehr seiner Neigung für die Evangelischen zu folgen. Die Königin-Mutter Bona war in ihrem italienischen Heimatland gestorben, und es galt für Sigismund, die Gunst des Papstes nicht zu verscherzen, um nicht seine mächtige Hand bei der verwickelten Auslieferung des Erbes empfindlich zu spüren. All dies wirkte zusammen, daß das zugesagte Religionsgespräch, zu dem Hosius wohl keine rechte Lust hatte, weil es ihn einem Manne wie Laski gegenübergestellt haben würde, nicht zustande kam.

Auch die gespannte Aufmerksamkeit und unverwandte Thätigkeit unseres Freundes wurde auf einen ernsteren, in seinen Folgen wichtigeren Gegenstand in diesem letzten Lebensjahre gelenkt. Es sind die Antitrinitarier, die, zumal nach Servets Hinrichtung aus der Schweiz verscheucht und überall flüchtig, in Polen eine Zufluchtsstätte gefunden. Es bleibt noch so vieles in ihrer Geschichte und zumal dort in ihrem Asyl dunkel, und ein dankenswertes Unternehmen wird es sein, wenn es gelingt, Licht zu bringen. Die ungemein fleißige und verdienstvolle Arbeit von Trechsel ist nun von weiteren Einzelforschungen überholt und hellt Fragen nicht auf, wie etwa die wichtige, wie es kommen konnte, daß diese Leute so lange Männer wie Calvin, Bullinger und andere täuschen konnten. Nur auf schlaue Verstellung das Gelingen zurückzuführen, wäre thöricht; ebenso unhaltbar die Meinung, daß erst in Polen selbst diese bedenkliche Wandlung eingetreten sei. Gewiß aber ist, daß die meisten von ihnen mit warmen Empfehlungen aus der Schweiz, teilweise auch aus Straßburg und Wittenberg nach Polen kamen, daß sie diesen Empfehlungen die herzliche Aufnahme bei dem hohen Adel dankten, der dann verwundert war, wenn nach einiger Zeit die stärksten Warnungen von der gleichen Seite kamen, die vor kurzem noch so warm empfohlen hatte. Die Warnung kam vielfach zu spät. Diese Fremdlinge waren meist feingebildete Humanisten, in den Wissenschaften wohlbewandert, in den Umgangsformen tadellos, tadellos meist auch in ihrem sittlichen Lebenswandel. Es waren fromme Männer, die auch vor einem Martyrium nicht zurückschraken, einzelne konnten bereits die Malzeichen bestandener

Verfolgung aufweisen. Sie ließen sich von dem ernstgemeinten Streben leiten, sich von aller Menschensatzung frei zu machen und nur dem Worte Gottes selbst zu folgen. Weil sie in dem Worte Gottes nicht die Schulausdrücke fanden, in denen die Kirche das allerheiligste Geheimnis von dem Wesen Gottes auszusprechen versuchte, glaubten sie berechtigt zu sein, mit dem ungelenken Ausdruck auch seinen göttlichen Inhalt über Bord werfen zu dürfen, und einmal bis dahin gekommen, war dann der Bruch mit der Kirche, der Abfall von der göttlichen Wahrheit, die weitere Verdrängung aus den Hauptsätzen der christlichen Wahrheit nur die unausbleibliche Folge *). Diese Antitrinitarier, soweit wir ihnen in Polen näher ins Auge gesehen, erinnern vielfach an den vulgären Rationalismus an der Wende unseres Jahrhunderts mit seiner bei aller Brauheit doch zersetzenden Kraft für die Kirche, seiner armseligen Verflachung der göttlichen Wahrheit und an seinem Ausgangspunkt mit seiner Ohnmacht, ihren Geisteserben die sittliche, das ganze Leben heiligende Kraft zu vermachen, die die ersten Vertreter noch aus einer besseren Zeit, aus einer anderen Glaubenswelt herübergerettet und für sich aufgebraucht haben.

Diese Unitarier hatten bereits festen Fuß gefaßt, als Laski heimkam. Sie konnten den Boden gewinnen, weil keine machtvolle Persönlichkeit der jugendlichen evangelischen Kirche von Anfang an die klaren Grenzmarken ihres Glaubens nach dem Worte Gottes gezogen. Daß sie Wurzeln geschlagen, dünkt mir immer der schwerste Schaden, den die so lange hinausgeschobene Rückberufung Laskis dem Lande gebracht. Mit seinem Falkenauge bemerkte unser Freund von Anfang an die zersetzende Wirkung

*) Es ist bezeichnend, wie auch bei diesen polnischen Antitrinitariern der Koran wertgeschätzt wurde. In Zürich war um jene Zeit eine Übersetzung erschienen; es ist uns noch eine Briefstelle aus den Kreisen der polnischen Socinianer erhalten, worin es über den Koran heißt: „Wir ergötzen uns gar sehr an dem Buche und erklären es für ein göttliches" (Lauterbach, S. 94). Ja, einer von ihnen, Adam Neuser aus Württemberg, ging nach Konstantinopel und trat dort in den siebziger Jahren zum Mohammedanismus über. (Vgl. über ihn auch Lubienitzki, S. 199, der jedoch diesen genügend bezeugten Übertritt verschweigt.)

dieſer Leute. Mit aller Macht ſtemmte er ſich wider ihr bedenkliches Treiben. Bereits auf der Synode, die im Januar 1556 auf dem Schloſſe des Stanislaus Safraniec in Seczemin gehalten, war Peter Goneſius, aus Podolien gebürtig und Paſtor in Biala, vorgeladen, ſich über ſeine ſervetiſchen oder, wie ſie auch genannt wurden, arianiſchen Irrlehren zu rechtfertigen. Seltſam! Gerade Goneſius war es, der vor wenigen Jahren in Krakau dem etwas verdächtigten Stancar entgegengetreten*). In der Zwiſchenzeit war er in dieſelben Wege eingelenkt und feſten Schrittes weiter darin vorgegangen. Da er ſeinen Irrtum nicht aufgeben wollte, wurde er aus der Gemeinſchaft ausgeſchloſſen. „Goneſius ging weg" — ſo lautet der Eintrag im Protokoll —, „ganz verwirrt und in Thränen von den Brüdern Abſchied nehmend, die alle ihm Buße und Bekehrung wünſchten." Gerade dieſer Auftritt muß auf die Synode gewirkt haben, Laski noch drängender zur beſchleunigten Rückkehr zu veranlaſſen.

Wir haben ſchon erwähnt, wie manches Mal Laski in den unter ſeiner Leitung ſtehenden Synoden genötigt war, über die gleiche Angelegenheit zu verhandeln. Am ausführlichſten auf der großen Synode zu Wlodzislaw im September 1558. Da waren Anklageſchriften von dem Fürſten Radziwill und ſeinem wackeren Superintendenten in Polen, Simon Zacius, wider den Nachfolger des Goneſius im Paſtorate zu Biala, Hieronymus Piekarski, und dem Katechiſten der dortigen Schule, Johannes Falcovius, eingelaufen. Man erkennt leicht aus der Verhandlung, daß die Leute Verführte waren, bei denen die Irrlehre noch nicht feſte Wurzel gefaßt; wenigſtens leiſteten ſie dem Superintendenten auf der Synode keinen nachhaltigen Widerſtand und unterwarfen ſich endgültig der Kirchenlehre. So lange Laski lebte und infolge ſeines machtvollen Einfluſſes wagte ſich die antitrinitariſche Bewegung nicht recht hervor. Sie bildete wohl eine bemerkbare Unterſtrömung im Flußbett der evangeliſchen Entwickelung Klein-Polens, aber man konnte ihr — und auch ein Laski nur ſelten — recht beikommen. Ihre Vertreter wichen ſcheu dem Führer der Evangeliſchen aus; aber in ihren geſelligen

*) Wengierski, S. 125.

Zusammenkünften, auf den entlegenen Burgen des Adels, da streuten sie geschäftig ihren Samen aus. Was sie sagten, schien so verständig, so einleuchtend dem „schlichten, gesunden Menschenverstand", und da ihr Lebenswandel ein bürgerlich tadelloser, frommer und braver war, wuchs im stillen, durch Zuwanderung von außen vermehrt, ihr Anhang.

Aufkommen konnten die Leute nicht, so lange Laski die Zügel in fester Hand hielt. Das wußten sie selbst. Ein sehr bezeichnender Beleg dafür ist uns in einem Briefe des Statorius an Calvin erhalten*). Während er sich des Umganges mit Laski und seines Einflusses in Pinczow zu erfreuen hatte, ist er wider die Antitrinitarier, und das Schreiben legt Zeugnis ab, daß seine Gesinnung eine aufrichtige war. Zwar gewinnt Blandrata schon Einfluß auf den Pinczower Schulherrn, aber er hält ihn für falsch beleumundet und vertritt warm zum Unwillen und Ärgernis des Genfers seine Sache vor Calvin. Blandrata konnte ja mit seinen mannigfaltigen Wendungen lange irreführen, und wer ihm folgte, erkannte oft spät und zu spät, wohin der schlaue Führer fast unvermerkt den Arglosen geleitet. Sobald aber Laski gestorben, sehen wir Statorius in die Reihen der Gegner übertreten. Bis zuletzt blieb Laski unermüdet auf der Walstätte im heißen Kampfe mit den Männern, deren Lehre ihm als ein Vipernstich in das Herz der evangelischen Kirche erschien. Ja, ihnen gegenüber konnte er seine milde Ruhe, die ihn allzeit so schön auszeichnete, vergessen und die heißblütige Polennatur gewann die Oberhand. Wenigstens wird uns aus dem letzten Lebensjahr unseres Freundes erzählt, daß er eines Tages in Pinczow mit Stancar in heftigsten Wortstreit geraten. Stancar zog ins lächerliche, was unserem Freunde das Heiligste war; Laski verwies dem „Mantuaner Juden" (so nennt ihn unsere Quelle) die Frevelrede. Der leichte Italiener aber, vielleicht auch im Wortkampf weiter geführt, gefiel sich in der Spottrede. Da kam es über Laski wie einst über die Donnersöhne im Evangelium. Wohl kaum seiner Sinne mächtig, ergriff er den vor ihm liegenden, schweren Bibelcodex und

*) Calvin XVII, 420.

schlug damit den Stancar aufs Haupt, damit der freche Mann denn doch von dem Worte Gottes in der ihm fühlbaren Weise gezüchtigt werde *).

Die letzte Rede Laskis, deren Anfang wenigstens uns handschriftlich erhalten ist, bezieht sich auf diese ihm für die Entwickelung seiner Kirche am bedenklichsten erscheinende Irrlehre. Stancar hatte angefangen, kühner das Haupt zu erheben, und begehrte ein öffentliches Religionsgespräch, seine Anschauungen zu verfechten. Einzelne stimmten dem Wunsche bei, und die Angelegenheit kam auf der Synode zu Pinczow am 7. August 1559 zur Sprache. Laski hub seine Rede mit den Worten an (wie ein teures Vermächtnis eines Vaters an seine Kinder scheint die Synode diese Rede des dem Grabe entgegeneilenden Reformators angesehen zu haben, daß sie dieses einzige Mal den Wortlaut wenigstens des Anfangs ihren Protokollen einverleibt): „Männer und Brüder! Nicht unbekannt kann es euch allen geblieben sein, daß Gerüchte über eine neue Irrlehre aufgekommen sind, die der Satan durch seine Gehilfen, das ist durch die Ketzer, zum ungeheuren Schaden der Kirche des Herrn Christus ausstreut, um die Ehre Jesu Christi als des Sohnes Gottes, unseres Mittlers, Gott und Mensch in einer Person, zu erschüttern. Da es nun Pflicht der Geistlichen ist, die Reinheit der Lehre Christi zu beschützen und zu bewahren, deshalb haben wir uns hier vereint, öffentlich ein wahres und mit dem Worte Gottes und der Kirche aller Zeiten übereinstimmendes Bekenntnis abzulegen und öffentlich vor allen Zuhörern zu verhandeln und ferner zu bezeugen, daß diese neue Lehre nun auch in unseren Kirchen, wie schon lange in den übrigen verurteilt, falsch sei und ketzerisch und verderbenbringend." Laski zeigt dann weiter, daß das Ansuchen Stancars nicht erfüllt werden könne, es wäre ein Majestätsverbrechen, da öffentliche Religionsgespräche über neue Glaubenslehren nur mit Bewilligung des Königs und nach von ihm getroffener Wahl von Richtern, Beisitzern u. s. w. gehalten werden dürften. Noch sei das Nationalkonzil nicht zusammengetreten, auf dem ihnen gestattet sei, mit Hosius zu verhandeln; ehe dieses geschehen, könne

*) Czekanowski, S. 2.

kein neues Religionsgespräch veranstaltet werden. Sollte aber Stancar bei dem Könige das Recht zu einem solchen Religionsgespräch auswirken, so sei er bereit, die Aufforderung anzunehmen.

Mit dieser feierlichen Verurteilung der Stancarschen Irrlehre schloß die öffentliche Laufbahn unseres Freundes. Vier Wochen später fand wieder eine Synode in Pinczow statt. Lismanin wird nach dem Schlosse in Diebran gesendet, wo Laski weilte, um mit ihm das in der letzten Synode aufgestellte Bekenntnis über das Mittleramt Christi, die brennende Streitfrage im Kampfe mit Stancar, einer letzten Durchsicht zu unterziehen; leider konnte von dieser letzten Arbeit Laskis keine Spur mehr aufgefunden werden. Dann scheint es im Spätherbst rasch abwärts mit dem Gesundheitszustand gegangen zu sein. Laski kehrte zu seiner Familie nach Pinczow zurück. Noch zeigt man dort das Haus und die Stube, in der er seine letzte Leidenszeit verbracht haben soll. Es sind die ältesten Teile des Hauses, in dem die Druckerei sich befunden. Der spätere Ausbau zeugt von seinem Geschmack der Bauleute: der Wanderer ist überrascht, wenn er gegenwärtig die paar schmutzigen Judengassen durchlaufen, mit einemmale den noch bewohnten Überresten eines feingegliederten Renaissancebaues zu begegnen; über den einzelnen Fenstern lateinische Sittensprüche, meist wie es scheint dem Seneca entlehnt, aus dessen Schatzkammer die späteren Antitrinitarier lieber ihre Lebensregeln holten als aus dem Worte Gottes. Schon seit Beginn des Jahres hatte das alte Leiden bedenklich zugenommen. Ein Brief aus seiner Umgebung vom Februar berichtet: „Auch die Unsrigen, mit Schmerz schreibe ich es, sind schlaffer geworden. Nur unseren herrlichsten (excellentissimum) Laski nehme ich aus: man kann nicht eifriger sein wie er. Aber was kann der gute Mann allein ausrichten, der einen ununterbrochenen Kampf mit dem Tode zu kämpfen hat und dabei gleichzeitig und fortwährend mit Christi Feinden ringt? Um seinet-, wie um der ganzen polnischen Kirche willen trage ich tiefbekümmert an seinen so unendlich schmerzlichen Leiden schwer. Und doch müssen wir ja willigen Herzens der

Notwendigkeit uns fügen, die uns vom Himmel auferlegt wird." *)

Die eben mitgeteilten Worte sind vom Februar 1559. Das ganze Jahr scheint eine ununterbrochene Zeit schwerster, körperlicher Leiden gewesen zu sein. Und doch dabei rastlos auf dem Plane. Oftmals baten die Freunde, daß er sich doch schonen möchte, auch im Hinblick auf die reiche Kinderschar, die ihn unversorgt umstand und denen er keine irdischen Mittel hinterlassen konnte; aber nichts konnte seinen Thatendrang im heiligen Dienst seines Herrn hemmen. Den liebevollen Mahnungen setzte er das schöne Heldenwort eines wahrhaft evangelischen Streiters entgegen: „Daß ich lebe, ist nicht nötig, sehr nötig aber, daß ich der Kirche Christi beistehe. Mein Herr Christus hat mich nicht zur Ruhe und zur Erheiterung berufen, vielmehr zur Arbeit und zum Kreuz. Das ist mein Leben, ganz gewiß zu wissen, daß ich meinem Herrn und seiner Gemeinde diene." **) Bei solcher Gesinnung geschah es denn oft, daß die Freunde, die ihn zu trösten gekommen waren, selber getröstet das Schmerzenslager verließen, wenn sie den Leidenden so ungebrochenen Geistes über die Ergebung in den Willen Gottes reden hörten. Und wir haben ja gesehen, wie er trotz aller Qualen auch während des Sommers und bis tief in den Herbst hinein nicht die Hand vom Pfluge legte.

Es muß um die Weihnachtszeit gewesen sein, daß das alte, schwere Unterleibsleiden einen drohenderen Charakter annahm und den Gedanken an das Nahen des Todes in der Umgebung weckte. Die Evangelischen standen unter dem Banne des gewaltigen Verlustes, der die Kirche so bald schon treffen werde, und die Überzeugung davon preßte den schmerzgebeugten Männern Thränen aus. Laski verwies den Ältesten das Weinen: „Lasset euer Weinen, ich bitte euch, oder wenn ihr nun einmal zu klagen beschlossen, so lasset nicht das Leid des Einzelnen, das nichts ist, die Ursache sein, sondern richtet eure Klage auf das allgemeine Leid der Kirche." Die Schmerzen steigerten sich von Tag zu Tage. Am 7. Januar war der Zustand bereits hoffnungslos.

---

*) C. R. Calvin XVII, 422.

**) Catorius, S. 6.

Sein Freund, der Schloßherr von Pinczow, Olesnitzki mit seiner Gemahlin umstanden das Sterbebett. Da hat unser Freund in den kargen, schmerzfreien Augenblicken viel noch über den Zustand der Kirche verhandelt; die drohende Gefahr der Ketzer quälte den Glaubenshelden, und in warmen, frommen Gebeten empfahl er die so arg gefährdete Kirche dem Schutze des allmächtigen Gottes. Mit einbrechender Nacht steigerte sich das Leid, schlaflos brachte er sie auf dem Schmerzenslager hin; die zahlreich versammelten Freunde bemerkten, wie seine Seele im Gebete rang. Oft rief er auch Gott mit lauter Stimme an, zur Verwunderung der Umstehenden in deutscher Sprache; in ihr war er gewohnt, mit seiner treuen Lebensgefährtin zu beten. Gegen Morgen trat ein Verfall der sinkenden Kräfte ein; die Organe verweigerten ihren Dienst. Der deutsche Ruf: „Mein Herr und mein Gott!" entrang sich noch ein paarmal den sterbensmüden Lippen. Dann versagte auch die Stimme. Ganz ruhig lag er da, als ob er schliefe. Die Schüler, die Professoren, viele guten Leute, mit der Familie vereint, erwarteten den letzten Atemzug. Um fünf Uhr ist es gewesen, am 8. Januar 1560, als die Wintersonne hinter dem Schlosse verschwand, daß unser Freund seine treue, fromme Seele aushauchte und, wie ein Augenzeuge berichtet, „aus diesem sorgenschweren Leben in die himmlische Heimat übersiedelte" *).

Zwischen Tod und Beisetzung der irdischen Hülle in der Gruft verstrichen drei Wochen. Ein so langer Zeitraum war wohl nötig, die Trauernachricht in die einsamen Schlösser, nach den ferngelegenen Pastoraten gelangen zu lassen und die Geladenen in Pinczow zu erwarten. Am 29. Januar waren 16 Geistliche und 20 Glieder aus dem Adel Klein-Polens zur Leichenfeier versammelt, edle Männergestalten, die treu zur evangelischen Kirche standen und deren schmerzliche Züge verrieten, daß sie den Schlag fühlten, der die heimische Kirche mit dem Hingang von „Vater Laski" betroffen. Die Leiche wurde nach der Stadtkirche übergeführt und dort an der Stätte, wo der Hochaltar gestanden, beigesetzt **).

*) Sylvius in seiner Leichenrede.

**) Die Kirche ist längst wieder in den Besitz der Katholiken übergegangen,

Die erste Rede bei der Feier hielt Jacobus Sylvius, der bereits 1547 in Krzecice das Evangelium verkündet, als der erste in Pinczow 1550 das heilige Abendmahl nach evangelischem Ritus ausgeteilt, ein wackerer, treuer Mann, innig befreundet dem Heimgegangenen. Die noch erhaltene Rede zeugt für seine warme, bewundernde Anhänglichkeit an Laski. Ein paar wertvolle Züge sei es gestattet dem von ihm entworfenen knappen Lebensbilde zu entleihen. Sylvius rühmt an dem Entschlafenen eine gewisse Majestät der äußeren Erscheinung, eine wahrhaft königliche Gestalt, feine, harmonische Züge, starke Körperkraft, die nur durch fortwährende Sorgen und Arbeiten und Mühsal bei Tag und Nacht frühzeitig untergraben wurde. Schonung seiner selbst habe er nicht gekannt, wo es galt, dem Vaterland und der Kirche zu dienen. „O wäre er doch", ruft schmerzerfüllt der Redner aus, „auf diesem Punkt so scharfsinnig und sorgsam gewesen wie sonst überall, dann hätten wir uns in diesen gefährlichen kirchlichen Strömungen länger seiner Leitung zu erfreuen gehabt!" Mit diesen äußeren Vorzügen verbanden sich seine hervorragenden Geistesgaben: tiefgehende Gelehrsamkeit mit gleichem Maß von Klugheit, Weisheit, Gerechtigkeit, Mäßigkeit. So gerecht war er, daß er nicht nur kein fremdes Eigentum besaß, sondern selbst das Eigene geringschätzte. Dazu sein hervorragender Mut, die Kraft seines unüberwindlichen Herzens, seine Seelengröße und wie sein ganzes Verlangen einzig und allein auf Christum gerichtet war. Das gab ihm den freien, festen Sinn, mitten in den größten Verfolgungen Gott zu danken. Um Christi willen hat er alles, was auch die größten Männer begehren, gering-

und keine Spur verrät den Ort, wo einer der größten Polen zur letzten Ruhe gebettet. Ob man ihm wohl die Ruhe des Grabes gegönnt? Ob die Gebeine nicht verworfen wurden, als die siegreiche römische Kirche den Hochaltar wieder aufrichtete? Zweimal habe ich den Raum nach allen Seiten hin durchstöbert, soweit es möglich, die von dem Knierutschen der Andächtigen schier abgeschliffenen Inschriften der auf dem Boden der Kirche liegenden Grabsteine zu entziffern versucht. Vergeblich! Kein Buchstabe, der an Laski erinnert. Ebenso vergeblich auch jede Nachfrage bei den Hütern der Kirche und ihren Priestern. Die Erinnerung an jene Zeit ist ihnen untergetaucht, so daß sie auf alle Fragen des Reisenden keine Antwort zu geben imstande waren.

geſchätzt: Würden, Ehre, Vermögen, weltliches Anſehen. Wenn der Andrang der Feinde noch ſo groß war, die Flut der Bewegung noch ſo hoch ging, ſein Weſen glich immer einem ſtille dahineilenden Fluſſe; milde, ſanftmütig, maßvoll war überall ſein Verhalten; liebenswürdig, freundlich im Umgang auch mit den Niedrigſten. Sein Haus ſtand allen offen. Lauter, einfach, arglos und zum Verzeihen geneigt, wußte er nichts von Argwohn, Mißtrauen. Freigebig in hohem Grade und von echter, großherziger Geſinnung. — Doch genug der einzelnen Züge, für die wir im Laufe unſerer Geſchichte die ſchönen Belege aufſammeln können.

Dieſer polniſchen Rede reihten ſich zwei lateiniſche an; die eine hielt im Namen der Senioren der evangeliſchen Kirche Klein-Polens Stanislaus Sarnitzki, Paſtor in Niedzwiedz, einem Städtchen bei Krakau, nach Laskis Tode einer der eifrigſten und tüchtigſten Vorkämpfer der evangeliſchen Kirche wider die Irrlehrer, — die andere Petrus Statorius, der Rektor der Schule, dem mit Laski die kräftige Stütze ins Grab ſank, ihn vor den Verſuchungen der Antitrinitarier zu ſchützen. Wir müſſen der Verſuchung widerſtehen, nun auch noch aus ſeiner uns im Drucke vorliegenden Grabrede ein paar weitere Züge aus dem Lebensbilde unſeres entſchlafenen Freundes hervorzuheben; ſie würden aus dem Munde der Zeitgenoſſen beſtätigen, was uns da und dort bereits entgegengetreten. Die letzte Anſprache, nun wieder polniſch, hielt der Superintendent Cruciger. Er mußte den ſchweren Verluſt doppelt empfinden, weil ihm mit ſeinem weichen, nachgiebigen Gemüte die Thatkraft fehlte, denen ſich mannhaft entgegenzuſtemmen, die die ſeiner Leitung anvertraute Kirche zu zerſetzen drohten.

Der Eintrag im Synodalprotokoll lautet: „Der ehrwürdige und hochberühmte Mann, Johannes a Lasco, ein Mann Gottes und die Zierde unſeres Vaterlandes, hat am 8. Januar 1560 die Seele in die Hände ſeines Gottes zurückgegeben. Nachdem er durch Gottes Offenbarung das gottloſe Papſttum und den abgöttiſchen Prieſterdienſt dahinten gelaſſen, iſt er in viele Länder gepilgert, da wo es ihm in der Gemeinde der Gläubigen geſtattet war, in wahrem Glauben und gutem Gewiſſen Gott den

Vater in Jesu Christo durch den heiligen Geist zu preisen. Als er schon Greis geworden, nicht den Jahren nach, aber durch seine Anstrengungen für die Kirche, kehrte er aus England nach Polen zurück, sobald er nur erfuhr, daß in seinem Vaterlande das Licht der evangelischen Lehre aufgehe, um, wenn er könne, mitzuwirken, den Ruhm Gottes hier zu fördern. Und das hat er auch gethan und hat unabläſſig sein Amt vor den Königen und seinen Mächtigen geführt. Zuletzt, nach Ablauf von drei Jahren nach seiner Rückkehr ins Vaterland, ist er glückselig in seinem Herrn aus dem Tode zum Leben emporgehoben worden. Du aber, allgütiger Vater, ersetze nach Deiner unendlichen Barmherzigkeit unserem Vaterlande diesen einen Laski durch hundert solche Männer, die in väterlicher Gunst danach trachten, Dein Reich in unserem Vaterlande zu fördern. Amen."

Ein Held in Israel war gefallen. Weithin drang die Schmerzenskunde; noch nach Monaten bezeugen spät einlaufende Briefe, wie auch an den fernsten Vorposten der evangelischen Kirche der Verlust, der die ganze Kirche getroffen, bitter empfunden wurde. Daß es ein Löwe gewesen, der nun so stille dalag, das wollte man im Lager der Antitrinitarier durch den Eselstritt beweisen. An ihrer Spitze stand damals in Pinczow Orsatius, dem lebend Laski so mannhaft und siegreich widerstanden. Der brachte das Märchen auf, als ob ein Gotteszeichen an der Leiche zutage getreten, die Lippen des Verstorbenen seien zusammengewachsen. Das Märchen scheint Glauben unter den Leuten gefunden zu haben, die dem Toten auch äußerlich von Gott angethan sein lassen wollten, was sie dem Lebenden nicht vermocht: den Mund zu schließen. Die Synode hielt es für nötig, die Gruft noch einmal zu öffnen und damit das thörichte Gerede zum Schweigen zu bringen. Dieser Leute Erben sind dann die Jesuiten geworden, und sie waren in ihrem Bemühen erfolgreicher. In jahrzehntelanger Arbeit haben sie ein so festes Schloß um den frommen Mund geschmiedet, daß kein Wort, das diesen evangelischen Lippen einst mit so wunderbarer, überzeugungsvoller Kraft entströmte, unter dem Volke mehr verlautet und Polen keine Ahnung davon hat, welch' eine Prophetengestalt Gott ihm in jenen Glanztagen seiner Geschichte erwecket. Spurlos fast ist

dieſer Held an dem Leben ſeines ſo treu geliebten Volkes vorübergezogen; treuere und dankbarere Hände aus fremden Landen haben ſeine Worte geſammelt, ſeine Schriften zu einem bleibenden Denkmal zuſammengeſtellt. Ein faſt tragiſcher Ausgang eines polniſchen Glaubenshelden, vielbedeutſam und wie ein Schlüſſel zum Verſtändnis des verhängnisvollen Ausganges dieſes Volkes. Die Stimme aus Rom klang ihm ſüßer als das polniſche Manneswort, das aus der Tiefe des Wortes Gottes geſchöpft war.

Wir ſind zu Ende gekommen mit unſerer ſo langen Erzählung. Nur noch einen flüchtigen Blick auf die trauernde Familie. Ihre Spur geht bald verloren. Neun Kinder ſtanden mit der mittelloſen Witwe um den Sarg des Vaters. Er hatte keine irdiſchen Schätze für ſie geſammelt, hilflos waren ſie im fremden Lande. Laski hatte noch das Jahr zuvor bei der Synode die Anlegung einer Paſtoren-Witwenkaſſe beantragt, ahnungslos wohl, daß ſeine Frau zuerſt auf eine derartige Unterſtützung angewieſen ſein werde. Eine Sammlung wurde veranſtaltet; ſie ergab eine Summe von 289 Gulden. Aber die Not wurde dadurch kaum gelindert. Es iſt uns ein Brief der Witwe an den König aus dem Jahre 1564 erhalten*). Sie beruft ſich auf die Freundſchaft, die zwiſchen ihm und ihrem Manne beſtanden**), und bittet den König um Mittel, ihre Söhne ſtudieren laſſen zu können. Ob die Bitte Erfolg hatte, iſt nicht erſichtlich; befremdlich aber iſt, daß die reichen Verwandten ſich nicht kräftig der Hinterbliebenen angenommen. Die Witwe, vielleicht als Fremde, ſcheint ſich nicht eingelebt zu haben und in dem Familienkreiſe des Mannes nicht beliebt geweſen zu ſein. Ein Teſtament hatte Laski in Frankfurt gemacht, nach welchem die Witwe die eine Hälfte ſeines geringen Vermögens erhielt, in

*) Noch auch Pinczow. Vgl. Kuyper II, 764.

**) „Si liceret absque aliqua adulationis nota virtutes Illustrissimae Celsitudinis tuae amplificare ac amicitiam illam quae inter Ill. Cels. tuam et maritum meum Joannem a Lasco intercesserat dicendo exornare lubenter facerem.“

die andere Hälfte sich die neun Kinder zu teilen hatten *). Von den Söhnen zeichnete sich einer aus, Samuel, in dem die diplomatische Ader der Laskischen Familie sich regte. Sigismund III. von Polen sandte ihn 1598 nach Schweden, wo er eine wichtige Rolle in den Thronstreitigkeiten spielte; 1605 sehen wir ihn im Namen des Königs in Danzig Streitigkeiten zwischen den Lutheranern und Reformierten beilegen **). Albert Laski, der Sohn des Hieronymus und wahrscheinlich durch seinen berühmten Oheim der evangelischen Kirche gewonnen, war wie der Vater hervorragender Staatsmann. Er vorzugsweise setzte die Wahl Heinrichs von Valois zum Polenkönige durch und befand sich in der Gesandtschaft, die dem französischen Prinzen die Meldung von der Wahl überbrachte; später treffen wir ihn am englischen Hof, von der Königin Elisabeth in auffälliger Weise ausgezeichnet. Aber er steht leider fast an der Spitze des rückfälligen Adels; 1569 war es dem geschmeidigen, feingewandten päpstlichen Nuntius Commendoni geglückt, der evangelischen Kirche Polens den Schlag zu versetzen und den Neffen ihres Reformators in die Kirche Roms zurückzuführen ***). Noch ein paarmal taucht in der späteren Geschichte Polens für kurze Augenblicke der Name Laski auf; auch ein berühmter Jesuit Martin Laski wird genannt, der dem Magistrat von Krakau den Rat erteilte, katholisch zu werden. Im vorigen Jahre ist der letzte evangelische Träger des Namens gestorben; die Fäden des Zusammenhangs mit unserem Reformator konnte ich nicht klarlegen.

Einen letzten Blick dann noch auf unseres Freundes anderes Familienglied: seine evangelische Kirche und zumal in Polen. Es

---

*) Scrinium III, 546.

**) Krasinski I, 283.

***) Krasinski (I, 244) verlegt den Übertritt in das Jahr 1569; 1564 hatte Laski die erste Berührung mit Commendoni. Sein Biograph Gratiani spricht zwar nicht von dieser Bekehrung, an vielen Stellen aber von der innigen Freundschaft dieser beiden Männer (vgl. Gratiani, S. 208. 387. 411 f.), so daß der Nuntius wohl als der Urheber des Übertrittes bezeichnet werden darf.

ist ein freundliches Gedenken, daß sie, wenn auch erst nach einem Jahrzehnt, sein schönes, tief christliches Geisteserbe in dem Vertrag von Sendomir (1570) angetreten. Bis die evangelische Kirche Polens dazu mündig geworden, hatte sie noch eine schwere, harte Schule zu durchlaufen, und oft schien es, als ob sie erliegen müsse. In Klein-Polen erhoben die Antitrinitarier nach dem Heimgange des machtvollen Kämpen immer kühner ihr Haupt; aber doch war die Synode erstarkt genug, den bedenklichen Gegner von sich abzustoßen und damit seinem kirchenzersetzenden Einfluß zu wehren. Ihr Wunsch, durch Beschluß des Reichstages (zu Parczow 1564) diese Antitrinitarier des Landes zu verweisen, scheiterte an dem Einflusse des scharfsinnigen, schlauen Hosius, der diesen Krebs an der evangelischen Kirche nicht ausschneiden lassen wollte: er trieb ja so erfolgreich sein Werk, als ob er im Dienste der römischen Kirche selber stünde! Die evangelische Kirche Groß-Polens war von diesem tiefnagenden Leiden zwar verschont, dagegen wühlte in ihrer Mitte die gleiche Doppelströmung, die die lutherische Kirche Deutschlands fast an den Rand des Unterganges fortriß. Pastor Morgenstern in Thorn vertrat haderlustig in ausgeprägter Weise die flacianische Strömung; ihr gegenüber stand an der Spitze der milden melanchthonischen Strömung der hervorragende Prediger Gliczner, Generalsenior der lutherischen Kirche in Groß-Polen. Eine dritte Richtung vertraten die böhmischen Brüder. Auf der einen Seite rechtlich seit der Synode von Kocminek mit der Kirche Klein-Polens vereinigt, hatte sich mit den Jahren der Bund als eine Vernunftehe erwiesen; man achtete sich, man nahm freundliche Rücksicht auf einander, aber man schwieg lieber über den damals rasch geschlossenen Heiratsvertrag, dessen meiste Punkte in Vergessenheit geraten waren. Auf der anderen Seite waren ihre zahlreichen Gemeinden zumeist in Groß-Polen angesiedelt und die Berührung mit der evangelischen Kirche daselbst eine fortwährend rege. Die flacianische Richtung wollte von einem freundlichen Zusammengehen nichts wissen; die melanchthonische war willig dazu und hoffte eine Verständigung zu erzielen. Das Bewußtsein der Notwendigkeit einer solchen Verständigung wuchs in dem Maße, als die römische Kirche im Lande sich ermannte und immer ent-

schiedener unter einheitlicher Führung dem Umsichgreifen der Reformation entgegentrat.

Auf dem Reichstage zu Lublin 1569 kam endlich zustande, was so oft schon, vergeblich, König Sigismund August erstrebte: die volle Vereinigung von Litthauen und Polen. Das Königreich und das Großfürstentum sollten fortan, so wurde bestimmt, ein einziges, unteilbares Staatswesen bilden, an seiner Spitze derselbe Wahlkönig, im gemeinsamen Senat die Vertreter mit gleichen Rechten. Der König konnte sich auch bei diesem Reichstage überzeugen, wie der Kern des polnischen Adels der evangelischen Kirche angehörte. Früh hinfällig geworden, mußte ihm, dem kinderlosen König, der Gedanke an die Thronnachfolge oft und in besonderer Weise bewegen und es ihm nahelegen, ob nicht auch die Klugheit ihm rate, wovon sein Herz denn doch nicht ferne gewesen zu sein scheint, dem Vorgange der Mehrheit und des tüchtigsten Kernes des polnischen Adels zu folgen und durch seinen Anschluß an die evangelische Kirche die drohende Spaltung bei voraussichtlich bald eintretender Königswahl zu verringern. Ja, wenn sein 1564 verstorbener Schwager und eindringlicher Ratgeber, Fürst Radziwill, noch gelebt hätte! Ja, wenn der gewandte Hosius, was ihm bei Maximilian geglückt, nun nicht auch geschickt bei dem unentschlossenen Sigismund August in Anwendung hätte bringen können: den hämischen Hinweis auf die Zerklüftung der Evangelischen unter einander und wie ihre Lehre zur Leugnung der Grundpfeiler des Christentums notwendig führe! Da konnte er ja dem unentschlossenen König hier die Angriffe der Lutheraner wider Laski, dort das Treiben der Antitrinitarier und Anabaptisten im Lande aufweisen.

Der in den drei evangelischen Kirchen sich regende Wunsch nach Einigung, um sich der römischen Kirche mit gesammelter Kraft erwehren zu können, verband sich mit diesen politischen Gedanken, daß schon auf dem Reichstage zu Lublin eine gemeinsame Synode für das nächste Jahr nach Sendomir verabredet wurde: der Lieblingswunsch unseres heimgegangenen Freundes, für dessen glühend ersehnte Verwirklichung er, wie wir gesehen, fast seine letzte Lebenskraft ohne Bedenken, wenn auch vergeblich eingesetzt hatte. Hätte man doch damals seinem Rate gefolgt!

Wäre doch der Lubliner Union der Sendomirer Vertrag um ein Jahrzehnt vorausgegangen: wer weiß, ob nicht der letzte Jagellone sich der evangelischen Kirche angeschlossen hätte!! Am eifrigsten betrieb der reformierte Adel Klein-Polens die Synode. Sie wurde in seinem Gebiete gehalten; hier in Klein-Polen hatte die evangelische Kirche die stärksten Wurzeln geschlagen, von hier aus zogen die meisten Evangelischen in die Reichstage; denn in Groß-Polen hatten sich hauptsächlich die im Reichstage nicht vertretenen Deutschen der Reformation angeschlossen.

Die Synode tagte in Sendomir vom 9. bis 15. April 1570. Groß-Polen hatte zu seinen Abgeordneten die beiden, auch durch tüchtige theologische Bildung hervorragenden Brüder Gliczner entsendet; die böhmischen Brüder waren durch den Senior der helvetischen Kirche in Cujavien, Prazmowski, und durch den tüchtigen, trotz seiner jugendlichen Jahre mit scharfem, gereiftem Blicke ausgerüsteten Simon Turnowski*) vertreten. Die Mehrheit der Anwesenden waren Glieder der Kirche Klein-Polens und auch die Leitung der Versammlung lag in ihren Händen. Weltliche Synodaldirektoren waren der Oheim unseres Laski Stanislaus Myszkowski, Palatin von Krakau, ferner der Palatin von Sendomir Peter Sborowski und Stanislaus Karminski; den geistlichen Vorsitz hatten Senior Paul Gilowski und Andreas Prazmowski. Die Klein-Polen legten als Bekenntnisschrift die 1566 von Bullinger herausgegebene helvetische Konfession vor, die so rasch fast in allen reformierten Landen und seit Jahresfrist auch in Klein-Polen Eingang gefunden. Fast hätte man eine Einigung auf Grundlage dieser Bekenntnisschrift erzielt. Prazmowski stimmte für die Annahme, auch Turnowski hielt sie für ausführlicher und deutlicher als die Brüderkonfession; da die Seinen aber bei der ihrigen verharren wollten, so lehnte er eine Verpflichtung auf die helvetische ab. Gliczner drang nicht darauf, die Augsburger Konfession zur allgemeinen Grundlage zu machen. Sein Vor-

*) Wir danken ihm eine fesselnde Schilderung der Sendomirer Tage, die uns trotz der bescheidenen Fassung die fast den Ausschlag gebende Bedeutung des jungen Mannes verrät. (Vgl. Fischer I, 258—286.)

schlag, eine gemeinsame polnische Bekenntnisschrift auf der nach ein paar Wochen in Warschau zusammentretenden Versammlung auszuarbeiten, wurde angenommen. Es kam freilich nicht dazu und ist das auch nicht zu beklagen. Dagegen beschloß man, jetzt nicht auseinanderzugehen, ohne einen „Vergleich" angenommen zu haben. Mit der Ausarbeitung wurden der reformierte Pfarrer in Krakau, Christoph Trecius und Tenandus beauftragt*). Andern Tages entledigten sich schon die beiden Männer ihres Auftrages: mit nur geringen Veränderungen wurde ihre Einigungsformel angenommen.

Wohl dürfen wir sagen, die berühmte Einigungsformel von Sendomir ist die spät gereifte Frucht von Laskis Arbeit; aus ihrem Inhalte treten uns die schönen, geistigen Züge unseres Freundes noch einmal vor die Seele. Voll Unverstandes hat man auch einmal geschmäht, als ob sie seine unmittelbare Arbeit sei. Der Geschichtsschreiber der Synode weist die Thorheit ab; nicht einmal sein Name verlautet in den Verhandlungen, wohl um deswillen, um nicht Scenen zu wiederholen, wie damals, als man bei einem Vereinigungsversuch Laskis die Stellen Westphals wider ihn vorlas, um sich vor seiner Sirenenstimme zu schützen. Aber der ehrwürdige Jablonski hat recht, wenn er sagt, daß der Sendomirer Vertrag die größte Zustimmung und Förderung von Laski erhalten haben würde**). Der Vertrag steht in jener Zeit auf so einsamer Höhe, wie Laski selbst in seinen edeln Bestrebungen. Mitten im heißesten Kampf über die Abendmahlslehre allüberall hier in dem weltvergessenen Winkel Polens das hochherzige Bekenntnis, daß die drei Gemeinschaften in der übereinstimmenden Lehre über Gott und die heilige Drei-

*) Trecius war eine sehr bedeutende, tüchtige Kraft, namentlich auch um das Schulwesen hochverdient. Auf großen Reisen in der Schweiz und Frankreich hatte er seinen Blick geweitet und umfassende Bildung sich erworben (vgl. Wengierski, S. 129). Erbkam (bei Herzog XXI, 41) nennt Tenandus „einen nicht weiter bekannten Mann". Wir sind ihm bereits als Mitarbeiter bei der Bibelübersetzung unter dem Namen Johannes Gallus begegnet, den wir als Johannes Thenandus aus Bourges in Frankreich näher bezeichneten (vgl. S. 538).

**) Jablonski, S. 37.

einigkeit, über die Menſchwerdung des Sohnes Gottes und unſere Rechtfertigung und andere vornehmliche Stücke unſeres Glaubens den heiligen Boden einer Einigung im Geiſte beſitzen. „Und da haben wir uns denn gegenſeitig heilig verſprochen, einmütig nach der Vorſchrift des Wortes Gottes dieſe unſere Übereinſtimmung in der wahren und lauteren Religion Chriſti gegen die Päpſtlichen, gegen die Sektierer, kurz gegen alle Feinde des Evangelii und der Wahrheit zu verteidigen.“ *) An der Abendmahlslehre wird, etwa aus Scheu, den „unſeligen Zwiſt“, wie das Bekenntnis ſich ausdrückt, wieder wachzurufen, nicht ſtillſchweigend vorübergegangen. Es ſind faſt Laskiſche Worte, mit denen das Gemeinſame der Lehre betont und hervorgehoben wird mit beſonderer Berufung auf die Faſſung, wie ſie Melanchthon im Namen der ſächſiſchen Kirchen als Gemeingut der Evangeliſchen am Vorabend des neuen Ausbruches des Sakramentsſtreites 1551 bei dem Tridentiner Konzil eingereicht. „So haben wir uns alſo mit Handſchlag heilig gelobt und uns gegenſeitig verpflichtet, alleſamt Treue und Frieden halten, ihn fördern und von Tag zu Tag zur Erbauung der Kirche mehr und mehr ausbreiten zu wollen und alle Gelegenheiten zu Kirchenſpaltungen zu vermeiden. Endlich haben wir unſer ſelbſt uneingedenk und vergeſſend, wie es wahren Dienern Gottes ziemet, allein unſeres Heilandes Ehre zu fördern und für die Wahrheit ſeines Evangelii mit Wort und That zu kämpfen uns verpflichtet. Daß dies nun ſegensreich, vollgültig und unverbrüchlich ſei immerdar, darum flehen wir mit heißen Gebeten zu Gott dem Vater, dem Urheber und reichen Quell alles Troſtes und Friedens, welcher uns und unſere Kirchen aus der dichten Finſternis des Papſttums errettet und uns das reine Licht ſeines Wortes und das heilige Licht ſeiner Wahrheit geſchenkt hat, und er wolle unſeren heiligen Frieden, unſere Eintracht, unſeren Bund, unſere Union ſegnen zu ſeines Namens Ehre und zur Erbauung der Kirche. Amen.“

Es liegt uns ferne, die weitere Geſchichte dieſes Friedenswerkes zu erzählen und zu zeigen, wie es gleich einem lichten

*) Nach der Überſetzung bei Nitzſch (S. 74), dem Geiſteserben des Vertrages im neunzehnten Jahrhundert.

Einſchlagfaden in dem ſo dunklen Gewebe des Geſchickes der evangeliſchen Kirche in Polen immer wieder mild-tröſtend auftaucht. Wir haben den Vergleich nur erwähnt als ſchönen Nachruf, unſerem heimgegangenen Freunde gebracht, auch ein Werk, das dem treuen Arbeiter nachfolgt in die Ruhe des Volkes Gottes. Der Sendomirer Vergleich wie ſein geiſtiger Urheber, ſie ſtehen da, als ob ſie aus dem Rahmen des ſechzehnten Jahrhunderts heraustretend unſere Zeitgenoſſen wären, damals faſt unverſtanden und doch auch wieder für ihre Zeit uns die ſchmerzliche Klage auspreſſend: warum doch hat man ſie nicht verſtehen wollen oder können in ihrer Stunde? Wieviel bittere Heimſuchung wäre der Kirche Polens, wäre der ganzen evangeliſchen Kirche erſpart geblieben!

Doch der Geſchichtsſchreiber hat kein Recht, zu klagen, nur die Aufgabe, den Gang der Ereigniſſe zu berichten und auf die lichten Spuren des Gottes andächtig hinzuweiſen, deſſen Gerichte unbegreiflich, deſſen Wege unerforſchlich ſind.

Namensverzeichnis.

Achilinus, Alexander 70.
Achilles de Graſſis 72.
Aepinus, Paſtor 313. 446.
Agricola, Rudolf 182.
Alberus, Erasmus 548.
Albrecht von Mainz 182.
Albrecht von Mansfeld 293.
Albrecht von Mecklenburg 367. 373. 436.
Albrecht von Preußen 51. 243. 257. 303. 305. 313. 367. 504. 520. 544.
Aldus, Buchdrucker 127.
Alexander VI. 55.
Ambrosius, Theſeus 69.
Amerbach, Buchdrucker 104.
—, Profeſſor 115. 127. 131. 156.
Amsdorf, Nikolaus 286.
Anna Boleyn 316. 421.
Anna, Gräfin 202. 222. 259.
Antonius, Peter 513.
Aportanus, Paſtor 204. 206. 245.
Aretin 106. 126.
Arioſt 57.
Ariſtoteles 42. 69.
Auguſta, Brüderſenior 502.
Auguſtin 159.
Averroes 70.

Barbara, Königin 50.
Barlow, Biſchof 420.
Bartholomäus aus Florenz 35.
Bayle 108.
Beatus Rhenanus 72. 119.
Bembo, Pietro 54. 161.
Bentivoglio 65.
Bernard, Prediger 459.
Bernhard von Lublin 31.
Berquin 99.
Beyarts, Jan 192.
Beyer, Hartmann 461. 467.
Beza, Theodor 506. 533.
Bileck, Prediger 503.
Blesdyck 237.
Blandrata, Georg 497. 557.
Boccaccio 57. 106.
Bohun, Edward 379.
—, Humphrey 337. 379.
Boleslaw, Herzog 10.
Bona, Königin 5. 137. 146. 166. 491. 554.
Bonar, Jan 516.
Bonner, Biſchof 415. 420.
Botzemius 96.
Bramius, Paſtor 223.
Braniczki, Johannes 36. 58.
Brenz, Johann 478. 520. 548.
Briçonnet, Biſchof 97.
Brommen, Klaus 460. 474.
Brudzewo, Albert 43. 47.
Bucer, Martin 161. 168. 178. 212. 279. 285. 322. 353. 359. 363. 459.
Büren, Graf 461.
Bugenhagen, Johann 427.
Bullinger, Heinrich 170. 179. 342. 352. 376. 533.
Burcher, John 420.
Buscoducenſis, Nikolai 312. 455.

Callimachus 46.
Calvin 101. 159. 180. 212. 242. 261. 271. 278. 333. 352. 376. 445. 456. 474. 482. 492. 500. 506. 533.
Caraffa 507.

Caſalenus, Chryſoſtomus 68.
Caſſimbrotus 123. 126.
Caſſander, Georg 189.
Cecil, William 332. 344. 364. 373.
Celtes, Konrad 47.
Cheque, John 332. 364.
Chriſtian III. 427. 429.
Chriſtoph von Euſum 441.
Chriſtoph von Oldenburg 223. 285. 288. 293. 302.
Chriſtoph von Württemberg 477. 528.
Chryſoſtomus 255.
Ciolek, Erasmus, Biſchof 85.
—, Stanislaus, Biſchof 15.
Cirſſena, Edzard 201.
—, Enna 201.
—, Ulrich 201. 222.
Cnipius, Schullehrer 458.
Cochlaeus, Johann 66. 70.
Commendoni, Nuntius 566.
Contarini 212.
Cook 332.
Coverdale, Biſchof 415.
Cranmer, Thomas 318. 322. 327. 336. 352. 358. 363. 370. 375. 419.
Cruciger, Felix 516. 531. 534. 553. 563.
Czerny 504.

Dante 57.
Dathen, Paſtor 465.
Delvenus, Paſtor 417. 425. 438. 455.
Dlugosz 46.
Dorner 159.
Drohojoſski, Biſchof 505.
Dryander ſ. unter Enzinas.
Drzewicki, Erzbiſchof 165.
Dubrawka, Herzogin 10.

Eduard IV. 316.
Eduard VI. 319. 341. 367. 421. 427. 443. 473. 509.
Edzard, Graf 201. 204. 245. 258.
Egnatius 123. 126.
Eliſabeth, Königin 361. 365. 421. 425. 566.
Elter, Margareta 325.
Emmius, Ubbo 252.
Enno II., Graf 202. 208. 245.
Entfelder 257. 304.
Enzinas, Franzisko 188. 195. 274. 325.
Erasmus 64. 92. 105. 110. 130. 134. 155. 158. 160. 176. 183. 185. 319. 458.
Erbach, Graf 478.
Erich von Braunſchweig 293.
Eſchen, Johann von 328.

Faber Stapulenſis 99. 158.
Fagius 325.
Falcovius, Johannes 556.
Farel, Wilhelm 94. 180.
Farneſe, Kardinal 287.
—, Pier Luigi 297.
Ferdinand von Böhmen 502.
Ferdinand von Öſterreich 139. 144. 218. 521.
Ficinus 70.
Flacius Illyricus 445. 469. 480. 520.
Florio, Michel Angelo 338.
Frangipani, Erzbiſchof 142.
Franz I. 72. 97. 101. 124. 140. 147. 177. 219. 316.
Fredericus, Hieronymus 486.
Fremaut, Paſtor 251.
Fresham 332.
Froben, Buchdrucker 104. 106. 110.
Fryth 318.
Fürſtenberg 460.
Fueß, Sekretär 369. 373.
Fugger, Banquier 75. 116.
Funk, Hofprediger 306. 504. 545.

Gallicus, Alexander 39.
Gallus, Johannes; ſ. unter Thenaudus.
—, Peter; ſ. unter Statorius.
Gardiner, Biſchof 420.
Gaſtold, Barbara 491.
Gellius Faber 450.
Gilowski, Paul 569.
Giorgione 126.
Glarean, Heinrich 120.
Glauburg, Adolf 460.
Gliczner, Prediger 567.
Gnapheus, Wilhelm 304.
Gnojewski, Chriſtoph 532.
Goneſius, Peter 556.
Gonzaga, Ferrante 297.
Goodrick, Biſchof 362.
Gorcka, Andreas 503.
—, Lukas 83.
Goswin van Halen 182.
Granvella 212.
Gregor VII. 203.
Grimani, Doge 127.
Grimm, Jakob 200.
Grindal, Erzbiſchof 425.
Gritti, Andreas, Doge 127.
—, Geſandter 145.
Groot, Gerhard 189.

Guaſto, Marcheſe 219.
Gültlingen, von 479.

Hadrian, Buchhändler 181.
Hadrian VI. 91. 182. 316.
Haller, Buchdrucker 37.
Hans, Markgraf von Brandenburg 368.
Harboe, Biſchof 429.
Hardenberg, Albert 182. 195. 197. 209. 215. 278. 286. 296. 341. 450. 454. 486.
Haſilina von Rzytonicz 47.
Hedwig, Königin 5.
Heideck, Hans von 367.
Heinrich II. von Frankreich 369.
Heinrich VIII. von England 142. 316. 319. 328. 356. 421.
Heinrich von Valois 566.
Herberſtein, Sigismund 164.
Hertford, Graf 320.
Heshuſen, Tilemann 456. 469.
Heß, Johannes 158.
Hofmann, Melchior 239. 241.
Holbein 105. 115.
Holzhauſen 460.
Hooper, Biſchof 344. 356. 365. 415. 419. 463.
Hoſius, Biſchof 157. 448. 506. 529. 548. 552. 567.
Hubmaier 135.
Hus, Johann 16. 502.
Hutten, Ulrich von 73. 109. 183. 460.

Jablonski, Ernſt 570.
Ibrahim Paſcha 143. 145.
Johann, Graf 222. 225. 230.
Johann von Brandenburg 301.
Johannes Glogavienſis 38.
Johannes Dantiscus 125.
Jordan, Prieſter 10.
Joris, David 208. 235.
Isbinsky, Biſchof 503.
Israel, Georg 504. 516.
Julius III. 507.

Karl der Große 201.
Karl V. 140. 177. 186. 196. 218. 222. 287. 293. 305. 313. 366. 455.
Karl von Geldern 245.
Karl Martell 203.
Karlſtadt, Andreas 208. 256. 460.
Karminski, Stanislaus 569.
Kaſimir der Große 13. 34.
Katharina von Arragonien 316.
Katharina von Polen 522.
Klemens V. 69.
Klemens VII. 162. 316. 520.
Knade, Jakob 83.
Knox, John 271. 473.
Koscielecka, Anna 90.
Koscielecky, Biſchof 80.
Krcycki, Biſchof 87. 122. 131. 141. 150.
Krzywouſti, Boleslav 25.
Kuchenmeiſter, Johann 39.
Kupper, Abraham 346. 450.

Laskaris, Johannes 55.
Laski, Albert 25.
—, Albert 566.
—, Andreas 27. 30.
—, Barbara 274.
—, Hieronymus 34. 90. 122. 141. 149. 163. 217. 304.
—, Hieronymus 275.
—, Jaroslaw 27.
—, Indelbert 25.
—, Johannes 26.
—, Johannes 26.
—, Johannes 27. 31. 51. 162.
—, Johannes 275.
—, Ludovika 274.
—, Martin 566.
—, Michael 27.
—, Paulus 275.
—, Samuel 566.
—, Stanislaus 34. 124. 163. 196.
Laſſocki, Stanislaus 532.
Latimer, Hugh 332. 357.
Latomus 188.
Lauterwald, Profeſſor 306.
Lemſius, Paſtor 266. 308. 450.
Lenthius, Hermann 267.
Leo X. 54. 68. 72. 315.
Leonardo Loredano, Doge 53.
Leszcynski, Rafael 505. 544.
Lippomani, Aloyſius 495. 508. 517. 549. 553.
Lismanini, Beichtvater 492. 497. 553. 559.
Ludger 203.
Logſchau 144.
Ludwig von Ungarn 139.
Lukas, Brüderſenior 502.
Lupſetus 123.
Luther 54. 57. 108. 123. 158. 168. 176. 180. 185. 204. 243. 254. 266. 280. 353. 445. 459. 494. 533.
Lutomirski 553.

Macbrey 463.
Mach 503.
Madrucci, Kardinal 297.
Maltzan, Joachim 367. 373.
Mansfeld, Graf Volrad 300. 302. 333. 366.
Marbach, Johann 477.
Marcellus 507.
Margareta von Österreich 105.
Margareta von Valois 99. 125. 492.
Maria von England 414. 416. 463.
Maria von Ungarn 185.
Martyr, s. unter Vermigli.
Mary von Suffolk 421.
Matthias, Arzt 60.
Matthiesen, Jan 239.
Maximilian II. 222. 548.
Medmann, Bürgermeister 453.
Melanchthon 161. 211. 216. 220. 243. 257. 282. 295. 297. 323. 376. 445. 451. 460. 477. 483. 506. 571.
Melander, Prediger 459.
Menno Symons 239.
Merle d'Aubigné 133.
Metsys, Katharina 192.
Michel Angelo 56.
Micillus, Rektor 458.
Micronius, Pastor 262. 428. 432. 436. 465.
Miecyslaw, Fürst 10.
Modestus, Professor 66.
Modrzewski, Frisius 167. 498. 505. 532. 552.
Mörlin, Pastor 307.
Molanus, Rektor 454.
Morison, Sir 332.
Moritz, Kurfürst 292. 368. 374.
Morgenstern, Pastor 567.
Münzer, Thomas 135.
Muley Hassan 296.
Musurus, Markus 55.
Mykonius, Pastor 446.
Myszkowski, Stanislaus 517. 526. 569.

Nesen, Schulherr 458.
Niclaes, Heinrich 208.
Niebuhr 121.
Noviomagus, Hofprediger 429.

Ochino, Bernhardino 321. 335.
Oecolampad, Johann 94. 117. 134. 180. 460.
Olesnitzki, Nikolai 531. 561.
Oporinus, Buchdrucker 104.
Orsatius, Gregor 538. 564.
Osiander, Andreas 285. 304. 306. 318.
Ostrorog 51. 59. 503. 516. 523. 531. 544.
Otto von Braunschweig 301.
Otto der Große 10.
Otto Heinrich, Pfalzgraf 287. 298. 477.
Ousberghen, Josse van 192.

Padnowski, Vizekanzler 552.
Paget, Lord 373.
Palladius, Superintendent 433.
Paul II. 47.
Paul III. 293. 297. 316.
Paul IV. 507. 519.
Paulus Gregor 553.
Pauvant 99.
Pellikan, Konrad 117. 134. 180.
Petrarca 57.
Petre, Sekretär 373.
Philipowski, Johann 532.
Philipp von Spanien 299. 421.
Philipp, Landgraf 483.
Piekarski, Hieronymus 556.
Pirkheimer, Wilibald 67.
Plato 56. 70.
Platter, Thomas 103.
Pleningen, von 479.
Polentz, Georg von 304.
Pomponazzo, Pietro 54. 68. 70.
Poulain (Polandus), Valeran 326. 335. 462. 464. 472.
Prasnicius, Lorenz 302. 492. 531.
Prazmowski, Senior 569.
Probst, Jakob 447.
Procopius 502.
Przerembsky, Bischof 526.
Pszonska, Edelmann 500.

Queis, Erhard von 304.

Radbod, König 203.
Radziwill, Johannes 60.
—, der Schwarze 421. 491. 495. 500. 510. 514. 518. 523. 527. 529. 556. 568.
—, Stanislaus 60.
Rafael 56.
Rambiewski, Martin 75.
Ranke, Leopold 212. 295.
Reekamp, Johannes 198.
Rese, Heinrich 207. 266.
Reublin 135.
Reuchlin, Johannes.
Ridley, Bischof 330. 343. 362. 415. 419.

Rinçon, Gesandter 143. 219.
Ritter, Prediger 468.
Riverius, Pastor 417.
Rosmers, Antoinette van 191. 195.
—, Gudula van 196.
Rovere, Paul von 194.

Sadolet, Jakob 161.
Safraniec, Stanislaus 556.
Sarnitzki, Stanislaus 553. 563.
Sbigneus, Bischof 15. 17. 46. 167.
Sborowski, Peter 569.
Schärtlin 292.
Schats, Jan 192.
Seymour, Jane 319.
Sigismund August 302. 366. 492. 518. 523. 528. 554. 568.
Sigismund I. 5. 140. 152. 169. 284. 491.
Sigismund III. 566.
Sickingen, Franz von 460.
Slywnicka, Mathias 61.
Socini, Lelio 498.
Soliman der Prächtige 138. 142. 218.
Somerset, Herzog 302. 320.
Sommerfeld, Johannes 38.
Speratus, Paul 304. 305.
Stadnicki, Stanislaus 531.
Stallburg 460.
Stancarus, Franz 497. 532. 556. 557.
Staphileus, Johannes 50.
Staphilus 307.
Statorius, Peter 538. 557. 563.
Stobnicensis, Johannes 42.
Strigel, Viktorin 445.
Struthius, Joseph 43.
Sturm, Johannes 161.
Susanna von Bakowa Gora 27.
Sylvius, Äneas 46. 103.
—, Jakobus 562.
Syssinge, Gertrude 216.

Tarnowski, Johannes 142. 147. 501. 549. 553.
ter Westen, Friedrich 299. 451.
Theda, Gräfin 201.
Thenaudus, Johannes 538. 570.
Thomas a Kempis 190.
Timann, Pastor 312. 511. 520. 551.
Tizian 126.
Tomiczki, Peter, Bischof 83. 141.
Tonstal, Bischof 123.
Tonvillanus, s. unter Statorius.
Trechsel, Friedrich 554.
Trecius, Christoph 570.
Turner, Leibarzt 323. 332.
Turnowski, Simon 569.
Tyndale 318. 334.

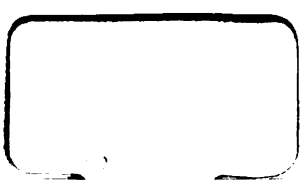
Uchanski, Erzbischof 497. 505.
Ukena, Foko 201.
Utenhove, Johann 261. 326. 345. 424. 428. 439. 483. 515. 527.
—, Karl 123.
Uttenheim, Bischof 119.

Veit Stoß 35.
Vergerius, Peter Paul 520. 548.
Vermigli, Peter Martyr 321. 325. 332. 343. 361. 478.
Viterbo, Egidius 51.
Vogel, Domprediger 545.
Voltaire 108.

Warwick, Earl of 372.
Wassilij, Großfürst 59.
Wengius, Erzieher 275.
Westerburg 460.
Wessel, Johann 182.
Westphal, Pastor 114. 313. 437. 447. 467. 476. 511. 520. 550. 570.
Whitgift, Bischof 425.
Whittingham 463.
Wied, Hermann von 284. 288. 304.
Wilhelm von Hessen 369.
Willehad 203.
Winfried 203.
Witold, Großfürst 17.
Wladislaw Jagiello 5. 17.
Wojewodka, Buchhändler 498. 539.
Wolski, Nikolai 59. 80.
Wolsey, Thomas 316. 370.
Wycliffe 317.

Ximenez, Kardinal 68. 107.

Zacius, Simon 556.
Zanchius 422.
Zapolya, Johannes 139. 145. 162. 218.
—, Stephan 50.
Zasius 131.
Zbigneus, s. unter Sbigneus.
Zebrzydowski, Bischof 498.
Zemblack, Metropolit 14.
Zemen, Achatius von 302.
Zezschwitz, Gerhard von 533.
Zinzendorf, Graf 105.
Ziska 502.
Zwingli 114. 116. 132. 178. 194. 256. 356.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

JUN 1 1978